Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08174102 1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Band VI.
April 1905 — September 1905.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
353053
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Namen-Register.

Seite

Achelis, Prof. Dr. Th., Adolf Bastian 314
Alberts, Dr. Karl, Menschenfresser und Menschenopfer in Europa 574
Asmussen, P., Die Optantenfrage in Nord-Schleswig 239
Aus dem preußischen Kultusministerium 257
Basedow, Hans von, Die Stimme des Gewissens 450
Beßmertny, Marie, Russisches 220
Beßmertny, Marie, Was war Schiller der russischen Welt? . . 542
Borngräber, Otto, „Frühling", Gedicht 100
Bothmer, Major a. D., von, Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria, Teil II . . . 47
Braune-Roßla, Rudolph, Vor der Himmelstür 471
Bußler, Dr. Erich, Frauenbewegung im klassischen Altertum . . . 222
Capelle, Korvettenkapitän a. D., Der Nachwuchs der Handelsmarine 304
Capelle, Korvettenkapitän a. D., Umfang und Zusammensetzung der Seeoffizierkorps der größeren Mächte 716
Clemen, Prof. Dr. Carl, Kausalzusammenhang und christlicher Kultusglaube. Zur Verständigung über die „Naturalistische Weltanschauung" 383
Cochenhausen, Oberst z. D., von, Politische Gedanken eines unpolitischen Patrioten 415
Consentius, Dr. Ernst, Der Zeitungsschreiber im 17. Jahrhundert. Mit Benutzung von Akten des Geh. Staatsarchivs . . . 246
Danegger, Adolf, Oscar Wilde 695
Dippe, Gustav, Eine neue Blütezeit der deutschen komischen Oper . 350
Dippe, Gustav, Musikberichte 111
Drews, Prof. Dr. Arthur, Schiller und das kirchliche Rom . . . 580
Fritze, G. A., Das Fremdwort in der Studentensprache 465
Gies, A., Etwas von der „toten Hand" 521
Grund, Otto, Zum „Fall Malzi" 544
Guballe, Lotte, Reinhold Stades Liebe 600 733
Gurlitt, Prof. L., Alle Wege führen — weg von Rom . . . 84 212
Hennig, Oberingenieur Dr. R., Deutsche und französische Telegraphenlinie nach Afrika 30
Hesse, Hermann, Abendfarben (Vitznau) 45
Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . . . 119 375 503 632 753

Digitized by Google

Seite

Huldschiner, Richard, „Wachtfeuer", Novelle 335 485
Kappstein, Dozent Th., War Schiller religiös? 190
Kappstein, Dozent Th., Berliner Theaterkunst 113
Kieser, Superintendent D. H., Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus, Teil II 19
Kisa, Dr. Anton E., Aus Transleithanien 676
Kohut, Dr. Adolph, Ungedrucktes zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts 251
Kopp, Dr. Arthur, „Modernes" (Eheliches Andicht-Büchlein) . . . 551
Kötz, Hans, Rechtsirrtümer im Volke 461
Litzmann, Prof. Dr. Berthold, Schillers Jungfrau von Orleans . 125
Lux, Joseph Aug., Kunst und Kirche 352
Marx-Koning, Marie, „Versöhnung", Übersetzt von Frieda von Rüden 200
Meyer, Oswald, „Dämmerreich". Gedicht 245
Meyer, Pastor Waldemar, Die christliche Weltanschauung und das moderne Leben. Ein Wort der Verständigung 263
Münz, Dr. Bernhard, Die Religion in der sittlichen Erziehung . . 704
Neuendorff, Georg Hellmuth, „Thallos und Hedone". Eine griechische Mythe 322
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunstausstellungen 107
Pfleiderer, Prof. D. Otto, Schillers Geschichtsphilosophie . . . 143
Philalethes, Ein Nachtrag zum Toleranzantrage 468
Pieri, Enrichetta, „Die kleine Hand". Übersetzt von R. Holk . . 711
Rauter, Patentanwalt Dr. Gustav, Die Tätigkeit des evangelischen Bundes 559
Samassa, Prof. Dr. Paul, Südafrikanische Probleme 639
Schüler, Gustav, „Ein Sommerabend". Gedicht 374
Schwimmer, Rosika, Die Frauenbewegung 479
Silesiacus, Kritische Betrachtung zur Lage der heimischen Landwirtschaft 1
Sommerfeld, Oberstleutn. a. D. von, Zur Offiziersfrage 567
Sperling, Dr. Arthur, Ein neues Kampfmittel der Ärzte gegen das Kurpfuschertum 421
Spranger, Eduard, Zur ästhetischen Weltanschauung 35
Stauf von der March, Ottokar, Hans Michel Moscherosch . . . 594
Steiner, Dr. B., Aristoteles 101
Strantz, Regierungsrat Kurt von, Rajahvölker der Türkei 585
Stübel, Dr. Bruno, Deutschland und Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. Im Lichte einiger Flugschriften betrachtet 435 531
Sussmann-Ludwig, Anna, Rückblick auf die 6. Generalversammlung des „Bundes deutscher Frauenvereine" 726
Tönnies, Prof. Dr. Ferd. und Schlüter, Wilh., Schiller und das Verbrecherproblem 164
Ultramontanismus und Gymnasium von einem Schulmann 683
Verus, Dr., Bayerns Stellung zur sog. deutschen Frage. Nach Dr. O. Lorenz, „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871" 286 400

Digitized by Google

Seite

Warmuth, Lic. Dr. Kurt, Martin Greif 328 445
Wenzel, Hans von, „Epauletten". Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahre 1870. Wahrheitsgetreu erzählt, Teil II 55
Wirth, Dr. Albrecht, Nationalitätenkämpfe in Nordeuropa 72
Wolynski, A., Die moderne russische Poesie. Übersetzt von Josef Melnik 357
Zepler, Marg. N., Ferienkurse 647
Zimmermann, Paul, Die jungliberale Bewegung 511

Digitized by Google

Sach-Register.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Rettungswesen, Verwaltung, Politik.

Die Optantenfrage in Nord-Schleswig von P. Asmussen 239
Aus dem preußischen Kultusministerium 257
Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria, Teil II 47
Frauenbewegung im klassischen Altertum von Dr. Erich Bußler . 222
Der Nachwuchs der Handelsmarine von Korvettenkapitän a. D. Capelle 304
Politische Gedanken eines unpolitischen Patrioten von Oberst z. D. von Cochenhausen 415
Etwas von der „toten Hand" von A. Gies 521
Alle Wege führen — weg von Rom von Prof. L. Gurlitt . . 84 212
Deutsche und französische Telegraphenlinie nach Afrika von Oberingenieur Dr. R. Hennig 30
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 119 375 503 632 753
Aus Transleithanien von Dr. Anton C. Kisa 676
Ungedrucktes zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von Dr. Adolph Kohut 251
Rechtsirrtümer im Volke von Hans Kötz 461
Ein Nachtrag zum Toleranzantrage von Philalethes 468
Südafrikanische Probleme von Prof. Dr. Paul Samassa 639
Die Frauenbewegung von Rosika Schwimmer 479
Kritische Betrachtung zur Lage der heimischen Landwirtschaft von Silesiacus 1
Zur Offiziersfrage von Oberstleutn. a. D. von Sommerfeld . . . 567
Ein neues Kampfmittel der Ärzte gegen das Kurpfuschertum von Dr. Arthur Sperling 421
Rajahvölker der Türkei von Regierungsrat Curt von Strantz . . 585
Deutschland und Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. Im Lichte einiger Flugschriften betrachtet von Dr. Bruno Stübel . . 435 531
Rückblick auf die 6. Generalversammlung des „Bundes deutscher Frauenvereine" von Anna Sussmann-Ludwig 726
Schiller und das Verbrecherproblem von Prof. Dr. Ferd. Tönnies und Wilh. Schlüter 164
Ultramontanismus und Gymnasium von einem Schulmann 683

Digitized by Google

Seite

Bayerns Stellung zur sog. deutschen Frage. Nach Dr. O. Lorenz „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871" von Dr. Verus 286 400
Nationalitätenkämpfe in Nordeuropa von Dr. Albrecht Wirth . . 72
Die jungliberale Bewegung von Paul Zimmermann 511

Literatur.

Russisches von Marie Beßmertny 220
Was war Schiller der russischen Welt? von Marie Beßmertny . 542
Der Zeitungsschreiber im 17. Jahrhundert. Mit Benutzung von Akten des Geh. Staatsarchivs von Dr. Consentius 246
Oscar Wilde von Adolf Danegger 695
Schiller und das kirchliche Rom von Prof. Dr. Arthur Drews . . 580
Das Fremdwort in der Studentensprache von G. A. Fritze . . . 465
War Schiller religiös? von Dozent Th. Kappstein 190
Ungedrucktes zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von Dr. Adolph Kohut 251
„Modernes" (Eheliches Andicht-Büchlein) von Dr. Arthur Kopp . 551
Schillers Jungfrau von Orleans von Prof. Dr. Berthold Litzmann 125
Schillers Geschichtsphilosophie von Prof. D. O. Pfleiderer . . . 143
Hans Michel Moscherosch von Ottokar Stauf von der March . 594
Schiller und das Verbrecherproblem von Prof. Dr. Ferd. Tönnies und Wilh. Schlüter 164
Martin Greif von Lic. Dr. Kurt Warmuth 328 445
Die moderne russische Poesie von A. Wolynski. Übersetzt von Josef Melnik 357

Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte.

Adolf Bastian von Prof. Dr. Th. Achelis 314
Menschenfresser und Menschenopfer in Europa von Dr. Karl Alberts 574
Aus dem Preußischen Kultus-Ministerium 257
Russisches von Marie Beßmertny 220
Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in den Ländern zwischen Drau und Adria. Teil II von Major a. D. von Bothmer . . 47
Kausalzusammenhang und christlicher Kultusglaube. Zur Verständigung über die „Naturalistische Weltanschauung" von Prof. Dr. Carl Clemen 383
Der Zeitungsschreiber im 17. Jahrhundert. Mit Benutzung von Akten des Geh. Staatsarchivs von Dr. Ernst Consentius . . 246
Das Fremdwort in der Studentensprache von G. A. Fritze . . . 465
Etwas von der „toten Hand" von A. Gies 521

Digitized by Google

Seite

Zum „Fall Malzi" von Otto Grund 544
Alle Wege führen — weg von Rom von Prof. L. Gurlitt . . 84 212
Deutsche und französische Telegraphenlinie nach Afrika von Oberingenieur Dr. R. Hennig 30
Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus. Teil II von Superintendent D. H. Kiefer 19
Aus Transleithanien von Dr. Anton C. Kisa 676
Ungedrucktes zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von Dr. Adolph Kohut 251
Kunst und Kirche von Joseph Aug. Lux 352
Die christliche Weltanschauung und das moderne Leben. Ein Wort der Verständigung von Pastor Waldemar Meyer 263
Die Religion in der sittlichen Erziehung von Dr. Bernhard Münz 704
Ein Nachtrag zum Toleranzantrage von Philalethes 468
Die Tätigkeit des evangelischen Bundes von Patentanwalt Dr. Gustav Rauter 559
Ein neues Kampfmittel der Ärzte gegen das Kurpfuschertum von Dr. Arthur Sperling 421
Zur ästhetischen Weltanschauung von Eduard Spranger 35
Hans Michel Moscherosch von Ottokar Stauf von der March . 594
Deutschland und Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. Im Lichte einiger Flugschriften betrachtet von Dr. Bruno Stübel . . 435 531
Ultramontanismus und Gymnasium von einem Schulmann 683
Bayerns Stellung zur sog. deutschen Frage. Nach Dr. O. Lorenz „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871" von Dr. Verus 286 400
Nationalitätenkämpfe in Nordeuropa von Dr. Albrecht Wirth . . 72
Ferienkurse von Marg. N. Zepler 647
Die jungliberale Bewegung von Paul Zimmermann 511

Kirche, Theologie, Religion, Ultramontanismus.

Aus dem Preußischen Kultus-Ministerium 257
Kausalzusammenhang und christlicher Kultusglaube. Zur Verständigung über die „Naturalistische Weltanschauung" von Prof. Dr. Carl Clemen 383
Schiller und das kirchliche Rom von Prof. Dr. Arthur Drews . 580
Etwas von der „toten Hand" von A. Gies 521
Zum „Fall Malzi" von Otto Grund 544
Alle Wege führen — weg von Rom von Prof. L. Gurlitt . 84 212
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 119 375 503 632 753
War Schiller religiös? von Dozent Th. Kappstein 190
Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus. Teil II von Superintendent D. H. Kiefer 19
Ungedrucktes zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhundert von Dr. Adolph Kohut 251

Digitized by Google

Seite

Kunst und Kirche von Joseph Aug. Lux 352
Die christliche Weltanschauung und das moderne Leben. Ein Wort der Verständigung von Pastor Waldemar Meyer . . . 263
Die Religion in der sittlichen Erziehung von Dr. Bernhard Münz 704
Ein Nachtrag zum Toleranzantrage von Philalethes 468
Die Tätigkeit des evangelischen Bundes von Patentanwalt Dr. Gustav Rauter 559
Hans Michel Moscherosch von Ottokar Stauf von der March . 594
Ultramontanismus und Gymnasium von einem Schulmann 683
Die jungliberale Bewegung von Paul Zimmermann 511

Heer und Flotte.

Der Nachwuchs der Handelsmarine von Korvettenkapitän a. D. Capelle 304
Umfang und Zusammensetzung der Seeoffizierkorps der größeren Mächte von Korvettenkapitän a. D. Capelle 716
Zur Offiziersfrage von Oberleutnant a. D. von Sommerfeld . . 567
„Epauletten." Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahre 1870. Wahrheitsgetreu erzählt. Teil II von Hans von Wenzel 55

Kunst, Musik, Theater.

Eine neue Blütezeit der deutschen komischen Oper von Gustav Dippe 350
Musikberichte von Gustav Dippe 111
Berliner Theaterkunst von Dozent Th. Kappstein 113
Kunst und Kirche von Joseph Aug. Lux 352
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 107

Dichtungen, Erzählungen.

Die Stimme des Gewissens von Hans von Basedow 450
„Frühling." Gedicht von Otto Borngräber 100
Vor der Himmelstür von Rudolph Braune-Roßla 471
Reinhold Stades Liebe von Lotte Gubalke 600 733
Abendfarben (Vitznau) von Hermann Hesse 45
„Wachtfeuer." Novelle von Richard Huldschiner 335 485
„Versöhnung" von Marie Marx-Koning. Übersetzt von Frida von Rüden 200
„Dämmerreich." Gedicht von Oswald Meyer 245
„Thallos und Hedone." Eine griechische Mythe von Georg Hellmuth Neuendorff 322

Digitized by Google

Seite

„Die kleine Hand“ von Enrichetta Pieri. Übersetzt von R. Holk 711
„Ein Sommerabend.“ Gedicht von Gustav Schüler 374
„Epauletten.“ Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahre 1870. Wahrheitsgetreu erzählt. Teil II von Hans von Wenzel 55

Ständige Berichte.

Musikberichte von Gustav Dippe 111
„Streiflichter“ von Graf Paul von Hoensbroech 119 375 503 632 753
Berliner Theaterkunst von Dozent Th. Kappstein 113
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 107

Bücherbesprechungen.

Schiele, Friedr. Michael, Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. (Th. Kappstein.) 381
Fischer, E. L., Napoleon I., dessen Lebens- und Charakterbild, mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. (Dr. Carl Fey.) 508

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX TILDEN FOUNDATIONS

Kritische Betrachtungen zur Lage der heimischen Landwirtschaft.

Von Silesiacus.

Die Würfel sind gefallen. Rascher als anzunehmen war, ist es der Regierung gelungen, Handelsverträge mit den wichtigsten der in Betracht kommenden Agrarstaaten abzuschließen, und nachdem deren Inhalt jetzt bekannt gegeben ist, wissen wir, daß dieselben, von verhältnismäßig unbedeutenden Einzelheiten abgesehen, den im neuen Zolltarif enthaltenen Forderungen entsprechen. Mag der einzelne zu der angestrebten Erhöhung der Lebensmittelpreise stehen, wie er will, jetzt handelt es sich nur noch darum, sich mit einer gegebenen Tatsache abzufinden, denn an der Annahme der Handelsverträge durch den Reichstag dürfte nicht zu zweifeln sein.*) Da möchte es angebracht sein, sich die Frage vorzulegen: wie werden die erhöhten Zölle auf die heimische Landwirtschaft wirken? Wird der unausbleiblichen Belastung der Lebensführung auch der Ärmsten unsers Volkes als Äquivalent wenigstens eine gründliche Besserung der Lage unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung gegenüberstehen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst klar werden, welches die Schäden sind, unter denen unsere heutige Landwirtschaft vor allem leidet. Gewöhnlich werden als das Hauptübel, aus dem alle anderen erst als notwendige Folgen resultieren, die niedrigen Preise der erzeugten Produkte genannt. Gebt uns erträgliche Preise, heißt es, und wir werden dem Mangel an Arbeitskräften leicht begegnen können. Bietet uns Gelegenheit, unsere Produkte gut zu verwerten, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß das Sprichwort „hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt" noch heute zutrifft. Nun, höhere Preise werden zweifellos als Folge der neuen Handelsverträge sich einstellen, daß sie aber mehr als eine gewisse

*) Ist inzwischen geschehen.

Digitized by Google

Erleichterung gewähren werden, bezweifle ich. Vor allem werden sie das drohende Gespenst des Leutemangels, dieser ärgsten Kalamität des landwirtschaftlichen Betriebes, nicht zu bannen vermögen. Die große Menge unserer Gutsbesitzer muß sich viel zu sehr drücken und winden, um durchzukommen, als daß angenommen werden darf, sie würden von dem mäßigen Mehreinkommen, das sie als Konsequenz des Zolltarifs zu erwarten haben, soviel zur Erhöhung ihres Lohnetats verwenden, als nötig wäre, um auf dem Arbeitsmarkt mit der Industrie zu konkurrieren. Geben wir uns darüber doch keiner Täuschung hin: in normalen Zeiten wird die Industrie stets in der Lage sein, die Arbeitskräfte, die sie braucht, auch auf Kosten der Landwirtschaft zu erhalten. Wenn die Preise landwirtschaftlicher Produkte nicht eine Höhe erreichen, die als ruinös für die Gesamtheit zu bezeichnen ist, die das Vaterland in das Verderben stürzen müßte, kann die Landwirtschaft nicht so hohe Löhne wie die Industrie bezahlen. Der Grund hierfür ist ein doppelter: einmal ist auch die geschützte Landwirtschaft nicht so rentabel wie der große Durchschnitt industrieller Betriebe, dann aber kann der Landwirt die vorhandenen Arbeitskräfte gar nicht so zweckmäßig ausnutzen wie der von Wind und Wetter unabhängige Industrielle. Der Winter nähert sich seinem Ende, die Zeit drängt zur Frühjahrsbestellung, aber Schnee und Frost halten die über Winter kostspielig durchgefütterten Gespanne vom Acker fern; das Getreide ist ausgedroschen, die Saatkartoffeln sind verlesen, Strohseile zur Ernte sind gemacht — genug Arbeit, die ebensogut und dabei viel billiger durch Maschinen besorgt werden könnte, ist über Winter von Menschenhand geleistet worden, nur um den vorhandenen, für den kommenden Sommer notwendigen Leuten Arbeit und Verdienst zu geben, denn wer im Winter den Leuten keine Arbeit gibt, dem fehlen sie im Sommer.

Aber es will nicht Sommer, nicht Frühjahr werden. Tag für Tag müssen Männer und Frauen mit unwichtigen, oft überflüssigen Arbeiten beschäftigt werden, und gestattet die Witterung endlich, nach langem Harren, die Frühjahrsbestellung, dann müssen häufig genug drängende, wichtige Arbeiten über das Knie gebrochen oder unter Zuhilfenahme teuerer Ersatzkräfte ausgeführt werden. Die Zeit der Ernte ist gekommen, ein Trupp Schnitter mit Frauen ist von außerhalb eingetroffen, morgen soll die Sense ihre Arbeit beginnen, normales Wetter vorausgesetzt, denken wir in fünf Wochen die Getreideernte beendet zu haben. Es kommt anders,

Digitized by Google

in Strömen rauscht der Regen hernieder, einen Aufschub nach dem andern erleiden die Erntearbeiten durch des Wetters Ungunst, endlich ist die letzte Garbe geborgen — aber nicht fünf, sondern acht Wochen sind vergangen seit dem Tage, an dem der Einschnitt begann. Drei Wochen mehr als in Rechnung gestellt waren bei der Kalkulation, drei Wochen, in denen die vorhandenen fremden Schnitterfamilien beschäftigt werden mußten ohne entsprechenden Nutzen für das Gut, nur um sie für die übrigen fünf Wochen an der Hand zu haben. Das sind ein paar Beispiele aus der Praxis, die sich nach Belieben vermehren ließen. Nur in vereinzelten Jahren werden sie derart schroff hervortreten, wie hier geschildert, aber alljährlich geht viel Zeit, teuer bezahlte Zeit in der Landwirtschaft verloren, ohne daß selbst der tüchtigste Wirtschaftsorganisator etwas dagegen machen könnte. Und wenn wir am Ende des Wirtschaftsjahres die Höhe des Lohnkontos durch die Zahl der Arbeitstage dividieren würden, an denen wirklich notwendige Arbeiten ausgeführt wurden, all die Tage also in Abzug bringen würden, an denen aus oben angedeuteten Gründen nur gearbeitet wurde, um die Leute zu beschäftigen, so würden wir sehen, daß die Landwirtschaft die Arbeit — nicht den Arbeiter — viel höher bezahlen muß, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheint. Diese in der Natur der Dinge begründete mangelhafte Ausnutzungsfähigkeit der menschlichen und tierischen Arbeitskräfte ist meiner Ansicht nach ein wichtiger, bisher viel zu wenig hervorgehobener Grund, weshalb die Landwirtschaft nicht mit den von der Industrie gezahlten Löhnen konkurrieren kann. Aber die Lohnfrage ist es nicht allein, die den Arbeiter in die Stadt treibt. Wohl spricht sie mit, aber noch andere gewichtige Gründe sind vorhanden, die den jungen Arbeiter oft schon vor seiner Militärzeit veranlassen, vom Lande abzuwenden. Man komme mir hier nicht mit der Vergnügungssucht der Leute. Mag sein, daß den einen oder andern die Vergnügungen der Stadt locken, aber unser Arbeiterstand ist kein Haarbreit vergnügungssüchtiger als andere Stände, und stets hatte ich den Eindruck, daß es andere, gewichtigere Gründe waren, die oft die besten Kräfte zur Stadt trieben. Der Landarbeiter ist ganz anders gebunden als der städtische, der Fabrikarbeiter, seine persönliche Freiheit ist ganz anders eingeengt, als es bei jenem der Fall ist; wir werden es bedauern und beklagen, dürfen ihn aber nicht schelten, wenn er dem Lande untreu wird. Ohne Vieh ist nun einmal ein normaler Wirtschaftsbetrieb nicht denkbar. Vieh will aber an Sonntagen

Digitized by Google

ebensogut wie an Wochentagen gefüttert und versorgt werden, der Knecht muß lange vor Beginn seiner eigentlichen Arbeit aufstehen, um seinen Pferden das Futter zu schütten, er muß ihnen aus gleichem Grunde einen beträchtlichen Teil seiner Mittagszeit opfern und noch lange nach Feierabend im Stalle stehen. Berücksichtigen wir daneben noch, daß in der guten Jahreszeit der Arbeitstag des Landarbeiters schon ohnedies lang genug ist und sein muß, soll die geeignete Witterung nicht ungenützt vorüber gehen, so müssen wir uns sagen, daß hier wieder ein Punkt vorhanden ist, geeignet, den Arbeiter dem Lande zu entfremden.

Gegen einen Grund zur Erklärung der Landflucht, der häufig herangezogen wird, muß ich mich aber ganz entschieden wenden, gegen den Vorwurf der schlechten Behandlung der Landarbeiter durch die Gutsbesitzer. Gewiß kommen Fälle von unwürdiger, auch unreeller Behandlung der Leute vor, mir selbst sind Beispiele davon bekannt geworden. Ich behaupte aber, daß das vereinzelte Ausnahmen sind. Wohl ist bei der engen Berührung, den vielseitigen Beziehungen, die auf dem Lande zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herrschen, die mögliche Reibungsfläche eine recht große, wohl ist der teilweise in Naturallohn stehende Landarbeiter mehr auf die Rechtlichkeit seines Arbeitgebers angewiesen als der in reinem Geldlohn stehende Fabrikarbeiter — aber der bloße Eigennutz zwingt heutzutage jeden Gutsbesitzer, auch wenn er kein Gentleman ist, seine Arbeiter anständig und rechtlich zu behandeln, wenn anders er nicht ohne Arbeitskräfte dastehen will. Mag hier und dort noch manches besserungsbedürftig sein in dem Verhältnis zwischen dem Gutsherrn und seinen Leuten, durch ungehörige Behandlung wird, so weit meine Erfahrung reicht, heute kaum noch ein Landarbeiter in die Stadt getrieben. Daß der Arbeiter geneigt wäre, der Landarbeit an sich einen Vorzug vor der Fabrikarbeit zuzugestehen, habe ich nie beobachtet. Daß ein solcher Vorzug vorhanden ist, dürfte unbestreitbar sein. Wenn Göhre in seinem bekannten Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter“ es als Schattenseite der Tätigkeit des industriellen Arbeiters bezeichnet, daß der einzelne stets ein und dieselbe monotone Arbeit zu leisten habe, daß er in der Maschinenfabrik, in der Göhre tätig war — und das wird bei der heutigen, hochentwickelten Arbeitsteilung wohl in allen Fabrikbetrieben der Fall sein — keinen Einfluß auf die tadellose Vollendung den Endproduktes hatte, weil eben jeder nur kleine Teile des Ganzen herstellt, so ist bei der Landwirtschaft das gerade Gegenteil der

Digitized by Google

Fall. Da die Arbeit hier eine mit der Jahreszeit stets wechselnde ist, wird sie nie eintönig, und da schon aus diesem Grunde eine Spezialisierung ausgeschlossen ist, der einzelne Arbeiter vielmehr so ziemlich zu allen vorkommenden Arbeiten herangezogen werden muß, so hat auch jeder einzelne ein Recht, das fertige Produkt mit als sein Werk zu betrachten. Und noch gibt es zum Glück Landarbeiter, die stolz sind auf den guten Stand der Felder ihres Guts, die nur widerwillig einem Nachbargut den Vorrang zuerkennen, die ungern in einer liederlichen Wirtschaft verharren, die die Freude an der Produktion mitzuempfinden vermögen. Daß die Arbeit in Gottes freier Natur gesünder ist als die Arbeit im Fabriksaal, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Ich halte es aber für ausgeschlossen, daß die erwähnten Vorzüge der Feldarbeit einen einzigen Arbeiter abhalten würden, sich vom Lande abzuwenden.

Ein Nachteil für den Landarbeiter, der von ihnen aber kaum viel mehr in Anschlag gebracht wird als die oben aufgezählten Vorzüge der Landarbeit, ist die meist recht große Entfernung von Arzt und Apotheke. Besonders die im Tagelohn stehenden, also nicht fest gemieteten Arbeiter leiden in den Kreisen, die keine Kreiskrankenkasse besitzen, sehr unter diesem Übelstand. Überblicken wir die Vorzüge und die Nachteile, die die Stellung des Landarbeiters gegenüber der des Industriearbeiters mit sich bringt und die ich mich hier bemüht habe, unparteiisch zu entwickeln, so müssen wir uns sagen, daß eine in den Grenzen des Möglichen bleibende Lohnerhöhung nicht genügt, der Landflucht der Leute Einhalt zu tun. Der Hauptnachteil, unter dem der Gutsbetrieb zurzeit leidet, wird also nach wie vor bestehen bleiben. Dabei setze ich natürlich voraus, daß durch die neuen Handelsverträge unsere industrielle Entwickelung nicht derart geschädigt wird, daß die Industrie dadurch gezwungen würde, in größerem Maße Arbeitskräfte abzustoßen. Dann hätte allerdings die Landwirtschaft genügend billige Arbeitskräfte, da damit aber eine allgemeine Lohnreduktion, also auch Herabsetzung der Lebenshaltung des Arbeiters verbunden wäre, wird mir wohl jeder Leser in dem Wunsche beistimmen, daß auf diese Art die Landwirtschaft keine Erleichterung finden möge. Anderseits darf aber dieses wichtigste Glied des staatlichen Organismus nicht dauernd kranken, soll anders nicht das Ganze darunter leiden. Doch wo soll Hilfe herkommen? Wie soll das Gespenst des Leutemangels überwunden werden?

Bisher habe ich — und zwar mit Absicht — nur die Lage

Digitized by Google

der größeren Güter, der Betriebe, die auf bezahlte Arbeitskräfte angewiesen sind, berücksichtigt. Ich tat dies deshalb, weil nur diese unter der bestehenden Landflucht zu leiden haben. Ganz anders liegt naturgemäß die Sache für den kleinen Besitzer, der, lediglich auf sich und seine Familie angewiesen, selten oder nie eine bezahlte Arbeitskraft gebraucht. Glaube niemand, daß diese Leute auf Rosen gebettet sind. Sie müssen hart arbeiten, um vorwärts zu kommen. Ihr Tagewerk ist länger als das irgend eines bezahlten Arbeiters. Wie oft habe ich es beobachtet, daß die Stellenbesitzer mit ihren Kühen noch Futter oder Getreide herein brachten, daß von den Tennen ihrer kleinen Gehöfte noch das Klappern der Dreschflegel erklang, wenn bei mir schon längst Feierabend war und meine Leute unter den Kastanienbäumen saßen und der vom Vogte gespielten Harmonika lauschten. Auch die Lebensführung dieser Leute ist kaum eine üppigere als die der Landarbeiter. Und doch sind sie mit ihrem Beruf zufrieden. Denn es ist ein freier, ein unabhängiger Beruf. Außer den staatlichen Gewalten haben sie keinen Vorgesetzten und wie nach oben, so sind sie — im Gegensatz zu den größeren Besitzern — auch nach unten unabhängig, da zur Bewältigung der Arbeit ihnen ihre und ihrer Angehörigen Arme genügen. Selten hört man, daß einer dieser kleinen Besitzer anders als durch eigene Schuld zu grunde geht. Denn eignes Verschulden kommt selbstverständlich hier ebensogut vor wie in jedem anderen Berufsstande, wir haben es nirgends mit Idealmenschen zu tun, und neben der großen Mehrzahl fleißiger, strebsamer Männer fehlt auch im Stande des kleinen Landmannes nicht der Liederjahn, der Trunkenbold, der Faulenzer — er fehlt nicht, aber er ist selten, ich darf sagen sehr selten, soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen.

Ich will jetzt nicht offene Türen einrennen, indem ich die Notwendigkeit der Vermehrung unserer kleinbäuerlichen Besitzungen predige. Das haben vor mir Berufene und Unberufene unzähligemal getan; die Notwendigkeit, die Zahl der ländlichen Kleinbesitzer nennenswert zu vermehren, wird ja auch kaum noch bestritten. Aber auch hier heißt es, den Mund spitzen nützt nichts, es muß gepfiffen sein. Stellt die Regierung zu diesem Zweck eine Anzahl Millionen zur Verfügung, so ist dies gewiß viel wert, aber damit ist noch lange nicht alles getan. Auch werden damit die größeren Güter nicht sofort verschwinden, das ist weder denkbar noch wünschenswert. Ich würde es als ein großes Unglück für die heimische Landwirtschaft betrachten, wenn der

Digitized by Google

Großgrundbesitz gänzlich verschwunden wäre. Noch sind unsere Kleinbauern nicht so weit vorgeschritten, daß sie des Beispiels, der Lehren, die ihnen der Betrieb der größeren Güter vor Augen führt, entbehren könnten. Wo ein Rittergut an das andere grenzt, kein kleinbäuerlicher Besitz sich dazwischenschiebt, dort fehlt dem Großgrundbesitz ein Teil seiner Existenzberechtigung, dort vermag er nicht den Nutzen zu stiften, zu dem er berufen ist. Wo um ein Gut von mäßiger Größe sich ein dichter Kranz von kleinen Besitzungen legt, da sind gesunde Verhältnisse, dort ist der Gutsherr — oft ganz unabsichtlich — der Lehrmeister für zahlreiche seiner einfachen Berufsgenossen. Dort, und nur dort, ist auch der richtige Punkt zur Seßhaftmachung der Arbeiter. Arbeiter dort anzusiedeln, wo nur Großgrundbesitz vorhanden ist, halte ich für gänzlich verfehlt. Hat der Arbeiter einen eigenen kleinen Besitz, so ist ihm die Möglichkeit, sich Arbeitsgelegenheit nach seinen Wünschen zu suchen, entzogen, er ist nicht nur an das Land gebunden, er ist auch an ein bestimmtes Gut gekettet, er ist in gänzliche Abhängigkeit von seinem Arbeitgeber gebracht. Werden etwa derartige Ansiedlungen in größerem Maße vorgenommen, so können sich ganz unhaltbare Zustände daraus entwickeln. Nicht zeitig genug kann gewarnt werden, hüten wir uns, eine Klasse von glebae adscripti zu schaffen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse dort, wo gemischter Besitz vorhanden ist. Dort werden immer kleinere Besitzungen vorhanden sein, die gern aushilfsweise einen Arbeiter beschäftigen. Dort ist der angesiedelte Arbeiter nicht von dem Wohlwollen seines Brotherrn abhängig, weil er sich auch anderweitig Arbeitsgelegenheit verschaffen kann, dort ist auch dem fleißigen und sparsamen Arbeiter eher Gelegenheit gegeben, schließlich zum selbständigen Unternehmer zu werden, in den Stand der Kleinbauern sich empor zu arbeiten. Wenn ich vorhin davon sprach, daß der Gutsherr der Lehrmeister der Kleingrundbesitzer sein müßte, so habe ich damit schon einen Punkt berührt, in dem der Kleingrundbesitz dem Großgrundbesitz nachsteht. Das Landleben macht konservativ, die Abhängigkeit vom Walten der Naturkräfte ist nicht geeignet, zu regem Fortschritt anzuspornen. Das sehen wir bei allen Landwirten; soweit wir es in der Geschichte verfolgen können, vertraten die Landleute das Beharrungsvermögen, sofern sie nicht durch Druck staatlicher Gewalten oder übergeordneter gesellschaftlicher Schichten zum Aufruhr gegen die bestehende Ordnung gedrängt wurden. Dazu kommt, daß jede wirtschaftliche

Digitized by Google

Neuerung im Betriebe der Landwirtschaft viel sorgfältiger erwogen werden muß als im gewerblichen Leben, weil die einzelnen Fäden des stets vielfach gegliederten landwirtschaftlichen Betriebes sich mannigfach kreuzen, sich in oft unvorhergesehener Weise beeinflussen, jede Berührung einer Seite gleich so und so viel andere Saiten mitschwingen läßt. Schon den Großgrundbesitzer, der als gebildeter Mann mit meist guter Ausbildung in seinem Fach einen weiteren Gesichtskreis hat, sehen wir meist vorsichtig tastend neue, ungewohnte Maßnahmen treffen, sich nur zögernd zu wirtschaftlichen Änderungen entschließen — wehe ihm, wenn es anders ist, sein Geldbeutel hat dann leicht die Folgen zu tragen. Dürfen wir da von dem kleinen Mann, der sich nur bescheidene Kenntnisse auf der Dorfschule erringen konnte, der selten mehr von der Welt gesehen hat als die Umgebung seines heimatlichen Dorfes, die Garnisonstadt und das Manövergelände, der selten eine andere Fachbildung genossen hat, als sie ihm im Betriebe der väterlichen Wirtschaft zu teil wurde, dürfen wir von diesem erwarten, daß er bereitwillig die Neuerungen seines Berufs sich zu eigen macht? Mit Vorträgen, Belehrungen in landwirtschaftlichen Beilagen der kleinstädtischen Presse ꝛc. wird da wenig erreicht. Das Beispiel muß wirken, er muß sich mit eigenen Augen überzeugen können, daß der empfohlene Kunstdünger reiche Ernten erzeugt, daß die neue Weizensorte ganz anders lohnt als sein einfacher Landweizen, daß die neue Kartoffelzüchtung einen doppelt so hohen Ertrag liefert als seine vor dreißig Jahren entstandenen, abgebauten Knollen. Dieses Beispiel kann ihm nur der Großgrundbesitz geben. Dort sieht er auch neue, zweckmäßigere Ackergeräte in Tätigkeit, von dort wird die ganze Technik seines Berufes in fortschrittlichem Sinne beeinflußt. Wir sehen, es ist eine hohe Mission, die der Großgrundbesitz zu erfüllen hat, und zu seiner Ehre sei es gesagt, er erfüllt sie redlich. Es ist ja heutzutage modern, die große Menge unserer Gutsbesitzer als Ignoranten hinzustellen, die lediglich durch ihre Unfähigkeit ihre Notlage verschulden. Welche Summe von Energie, Fleiß und Tüchtigkeit dort vorhanden ist, ahnen die Kreise kaum, die der Landwirtschaft fernstehen. Daß nicht alle auf gleicher Höhe stehen, daß untaugliche Elemente sich auch hier so gut wie in irgend einem anderen Beruf breit machen, ist selbstverständlich. Aber den über seine Verhältnisse lebenden Gutsbesitzer, den Landwirt gewordenen Offizier, dessen wirtschaftliche Kenntnisse sich nur auf Jagd und Pferde erstrecken, als charakteristische, allgemein gültige Typen

Digitized by Google

unserer heutigen Landwirtschaft hinstellen zu wollen, wie es mitunter im Eifer der Parteileidenschaft geschieht, ist einfach lächerlich.

Weil ein Fritz Reuter, ein Gustav Freytag in ihrem Axel v. Rambow beziehungsweise Baron Rotsattel den ungeeigneten Landwirt so naturwahr geschildert, so köstliche Charaktere geschaffen haben, Charaktere, wie sie sicher vorgekommen sind und immer wieder vorkommen werden, ist vielfach in gebildeten Kreisen der Städte, speziell der Großstädte, die Ansicht verbreitet, daß die dort gegebenen Schilderungen auf die große Menge unserer Gutsbesitzer Anwendung finden können. Auch ein sachlicher Umstand ist es, der zu einer ungerechten Beurteilung herausfordert: um heutzutage in der Landwirtschaft wirklich vorwärts zu kommen, genügt es nicht, daß der Besitzer kapitalkräftig, umsichtig, sparsam und fleißig ist und die Technik seines Berufs beherrscht.

Mit diesen Eigenschaften wird er wohl sein Durchkommen zu sichern vermögen, aber nicht mehr. Um wirkliche Fortschritte zu erzielen, um von dem Betriebe mehr als eine bloße Kapitalverzinsung, um eine wirkliche Einnahmequelle, eine entsprechende Bezahlung der angewandten Tätigkeit durch ihn zu haben, muß der Wirtschaftsleiter eine außergewöhnliche, über das normale Maß hinausgehende Tüchtigkeit besitzen. Ein Mann von nur durchschnittlicher Leistungsfähigkeit muß heutzutage als Gutsbesitzer zufrieden sein, wenn er eine normale Verzinsung seines Kapitals erzielt, eine besondere Entschädigung für seine persönliche Tätigkeit wird er nicht erwarten dürfen. Woran liegt es nun, daß trotz dieser unleugbaren Notlage des schönen Berufes noch immer die Preise der Güter nicht herabgehen, sondern im Gegenteil eine stetig steigende Tendenz haben? Der Gründe hierfür gibt es mehrere: Es können, um mit der nächsten und wichtigsten Ursache zu beginnen, noch so viel junge Leute sich der Landwirtschaft zuwenden — der vorhandene Boden vermehrt sich deshalb noch um keinen Quadratfuß. Speziell bei den größeren Gütern — den Rittergütern — ist ein absoluter numerus clausus vorhanden, ihre Zahl ist gegeben, der junge Landwirt, der sich selbständig machen will, ist gezwungen, unter den vorhandenen Objekten zu wählen. Sind ihm die geforderten Preise zu hoch, findet er, daß sie in zu schroffem Mißverhältnisse zu der möglichen Rentabilität stehen, dann bleibt ihm nichts übrig, als auf Selbständigkeit in dem gewählten Beruf zu verzichten. Und wenn

Digitized by Google

er das nicht tut, wenn er sehenden Auges das gewählte Gut zu teuer bezahlt — dürfen wir ihn deshalb schelten?

Es ist bezeichnend, daß wir Notstandsklagen auch aus einem anderen Berufe zu hören bekommen, der mit der Landwirtschaft nichts gemeinsam hat als den Zwang, behufs Erlangung der Selbständigkeit auf die vorhandenen Objekte angewiesen zu sein. Ich meine den Beruf des Apothekers. Auch hier finden wir immer wieder die viel zu hohen Preise gerügt, die oft für Apotheken bezahlt werden. Und dabei liegen die Verhältnisse hier doch günstiger als in der Landwirtschaft. Von Zeit zu Zeit werden neue Apotheken-Konzessionen vergeben, und — was die Hauptsache ist — der junge Pharmazeut ist doch nicht durchaus auf Erwerbung einer Apotheke angewiesen, um sich selbständig zu machen: er kann eine Drogenhandlung errichten oder er kann — bei verlängertem Studium — Chemiker werden.

So gut hat es der Landwirt nicht; da sind keine verwandten Berufe, in die er hinübergleiten kann. Und wir mögen es bedauern, meinetwegen auch tadeln, wenn wir fortwährend Güterpreise gezahlt sehen, die mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht harmonieren, aber wir werden es verständlich und begreiflich finden. Ein weiterer Grund, der viele veranlaßt, bei Bewertung eines angebotenen Gutes die Notlage ihres Berufs nicht genügend zu berücksichtigen, ein Grund, der viele überhaupt erst der Landwirtschaft zuführt, liegt in der Wertschätzung der allgemeinen Vorzüge, die der Besitz eines größeren Gutes mit sich bringt. Ist der Reflektant Jagdliebhaber, so findet er ein eigenes Jagdrevier, das er nicht erst pachten braucht, vor. Locken ihn Ehrenämter: Der Rittergutsbesitzer wird schon als solcher Gutsvorstand und meist wird er auch Amtsvorsteher. Die Hauptsache ist aber die gesellschaftliche Position, die dem Stand des Rittergutsbesitzers zuerkannt wird. Wer sich Rittergutsbesitzer nennen kann, ist sofort gesellschaftlich klassifiziert, und zwar sehr günstig klassifiziert. Die Folge ist, daß viele junge Leute, die es gern zum Reserve-Offizier bringen wollen, der Ansicht sind, der sicherste Weg zur Gewinnung der heiß ersehnten Epauletten wäre der Kauf eines Rittergut. Ob diese Ansicht berechtigt ist oder nicht, gehört nicht hierher, genug, daß sie nicht nur vorhanden, sondern sogar sehr verbreitet ist und manchen jungen Mann zum vorschnellen Kauf eines Rittergut veranlaßt, manchen von der Erwerbung eines preiswerten Gutes, das nicht den stolzen Titel Rittergut führte, zurückgehalten hat.

Digitized by Google

Bis jetzt habe ich nur von der Notlage gesprochen, ihr Vorhandensein anerkannt und versucht, ihre Ursachen aufzudecken, zu zeigen, wie sie durch die bestehenden Verhältnisse bedingt ist. Jetzt tritt die Frage an uns heran, ob es überhaupt möglich ist, dieser Notlage zu steuern. Daß ich den Zollschutz für kein Mittel halte, den Notstand radikal zu beseitigen, habe ich schon im Anfang dieser Arbeit auseinandergesetzt. Er bringt eine gewisse Erleichterung, aber nicht mehr. Das drohende Gespenst des Leutemangels wird durch ihn nicht überwunden, und wenn überhaupt eine merkliche Steigerung der Rentabilität der Güter durch den verstärkten Zollschutz herbeigeführt wird, so kommt diese lediglich den gegenwärtigen Besitzern zugute. Sowie ein Gut, sei es durch Kauf, sei es durch Erbgang, den Besitzer wechselt, ist der alte Notstand wieder da. Der Preis, den der Käufer dem Vorbesitzer, die Abfindungssumme, die der Erbe seinen Miterben zahlen muß, eskamotieren die Ertragssteigerung des Gutes.

Wenn ich diese schon oft genug hervorgehobenen Punkte hier anführe, so geschieht es, um die Frage daran zu knüpfen, ob keine Möglichkeit vorhanden ist, dieser ungesunden Wertsteigerung der Güter entgegen zu treten. Vorschläge sind in dieser Richtung schon genugsam gemacht worden. Am weitesten gehen die Bestrebungen der Bodenreformer. Ich glaube, die radikalen Forderungen des Apostels der Bodenreform, Henry George, werden, in Deutschland wenigstens, kaum noch von dessen Anhängern aufrecht erhalten. Die Gedanken, die Henry George in seinem bekannten Buch „Progress and Poverty“ entwickelt, würden, konsequent durchgeführt, zu einer weitgehenden Konfiskation des im Grundbesitz einerseits, in Hypotheken und Pfandbriefen anderseits angelegten Vermögens führen. Die deutschen Bodenreformer haben Wasser in diesen Wein gegossen und streben jetzt im allgemeinen, soweit ich unterrichtet bin, lediglich eine beim Verkauf zu entrichtende Wertzuwachssteuer an, die den erzielten Mehrwert zugunsten der Gesamtheit zu konfiszieren bestimmt ist. Ich leugne durchaus nicht, daß ich die Vorschläge der gemäßigten Bodenreformer für diskutierbar halte. Für städtischen Grundbesitz mit seiner oft ganz ungesunden Wertsteigerung halte ich eine rigoros durchzuführende Wertzuwachssteuer sogar für durchaus angebracht. Für das flache Land verspreche ich mir dagegen keinen so großen Einfluß von dieser Art Bodenreform, da die Preissteigerung der Güter zwar entschieden vorhanden ist, aber doch in zu gemäßigtem Tempo erfolgt, als daß eine Wertzuwachs-

Digitized by Google

steuer etwas anderes als ein kleines Mittel ist. Ich möchte übrigens in Parenthese bemerken, daß der Ertrag solcher Wertzuwachssteuer durchaus nicht etwa ausschließlich den betreffenden Gemeinden, Städten, Kreisen zufallen dürfte, sondern zwischen diesen und der weitestgehenden Verkörperung der Gesamtheit, dem Staat, in bestimmtem Verhältnis geteilt werden müßte, wie sich meiner Meinung nach bei Anerkennung der Lehren der Bodenreform als selbstverständliche Folge ergibt.

Aber welche Mittel bleiben uns noch, um die Wertsteigerung der Güter hintanzuhalten? Ich habe vorhin ausgeführt, wie sehr die Imponderabilien des ländlichen Großgrundbesitzes zu einer unverhältnismäßig hohen Bewertung der Güter führen. Und diesen Imponderabilien können und müssen wir entgegentreten. Ich spreche hier selbstverständlich nicht von den sehr berechtigten ethischen Imponderabilien, die der Landwirtschaft in so hohem Grade eigen sind, dem Großgrundbesitz und dem Kleinbesitz in gleichem Maße, deren Schwinden ich als den größten Verlust betrachten würde, der unser Volksleben treffen könnte. Nein, ich spreche hier lediglich von den unberechtigten, künstlich durch jahrhundertelange Gewohnheit, Gesetzgebung, soziale Verhältnisse geschaffenen Imponderabilien des Großgrundbesitzes, die ich oben schon einmal erwähnt habe. Wie ist diesen beizukommen? Kein Gesetz kann diktieren, die soziale Bewertung des Rittergutsbesitzers hat aufzuhören. Aber das Gesetz kann über Nacht den Unterschied zwischen Rittergütern und gewöhnlichen Landgütern beseitigen, indem es die Rittergutsmatrikel für abgeschafft erklärt. Gewiß ist die Beseitigung der Rittergutsqualität kein Universalmittel gegen die Schäden, unter denen unsere Landwirtschaft leidet. Aber einen gewissen Nutzen würde in der angedeuteten Richtung eine derartige Maßregel unzweifelhaft haben. Auch in anderer Beziehung würde sie segensreich wirken. Das Rittergutsprädikat ist ein Anachronismus, der sich aus vergangenen Jahrhunderten in die Gegenwart gerettet hat, der Angehörige eines Berufes künstlich in zwei Klassen spaltet, der dem einen gänzlich unbegründete Vorrechte gibt und dadurch auf die anderen verletzend und erbitternd wirkt. Denn man darf nicht etwa die Eigenschaft eines Gutes als Rittergut als bloß dekorativen Ausputz betrachten. Die damit im Zusammenhang stehende Selbständigkeit des Gutsbezirks, das Losgelöstsein von der Dorfgemeinde, sind sehr reelle Vorteile, die das Rittergut zum Nachteil der Dorfgemeinde begünstigen. Und deshalb sage ich, fort mit der Rittergutsmatrikel

Digitized by Google

und allen ihren Konsequenzen. Ist es nicht geradezu lächerlich, wenn heute noch mittelalterliche Unterscheidungen und Begriffe, die sich längst überlebt haben, herangezogen werden, indem ein Gut als Rittergut, ein anderes als Freigut, ein drittes als Erbscholtisei, ein viertes schlechtweg als Bauerngut bezeichnet wird! In die Rumpelkammer mit diesem Wust vergangener Jahrhunderte, in denen Gesetzgebung und Gesetzlosigkeit in gleicher Weise bestrebt waren, den Bauern zum Paria der Gesellschaft zu erniedrigen, und in denen deshalb der Unterschied zwischen dem feudalen Rittergut und dem dienstverpflichteten Bauerngut nicht scharf genug hervorgehoben werden konnte. Erst mit der Beseitigung der Rittergutsqualität und dem damit zu verbindenden Aufgehen der selbständigen Gutsbezirke in den Gemeindeverband würden die Landwirte in ihrer Gesamtheit einen einheitlichen Berufsstand bilden. So wie die Dinge zurzeit liegen, geht ein tiefer Riß durch diesen Stand, werden die Landwirte ganz unnötig in zwei Kasten mit oft entgegenstehenden Interessen geschieden.

Daß ich in der Beseitigung der Rittergutsqualität kein Heilmittel für die bestehende Notlage erblicke, habe ich schon gesagt. Wohl aber sehe ich darin ein Mittel, manchem vorhandenen Übelstand abzuhelfen, bestehende Ungerechtigkeiten zu beseitigen, vorhandene Gegensätze auszugleichen. Das einzige, radikal wirksame Mittel bleibt immer nur die schon so oft empfohlene innere Kolonisation, die Zerschlagung möglichst vieler größerer Güter in kleine Besitzungen. Daß ich von jeder Animosität gegen den Großgrundbesitz frei bin, daß ich diese Dinge rein sachlich beurteile, glaube ich gezeigt zu haben. Ein beschränktes Vorhandensein des Großgrundbesitzes habe ich sogar als Notwendigkeit anerkannt. Aber darüber dürfen wir uns doch keiner Täuschung hingeben, daß die Tage des Großgrundbesitzes vorüber sind. Denken wir uns einmal die Grenze gesperrt für ausländische Arbeiter. Wo bliebe da der Großgrundbesitz, was würde aus unserer Rübenindustrie? Mit dem Aufwerfen dieser Frage ist aber dem Großgrundbesitz auch sein Urteil gesprochen. Staatliche Begünstigung, energischer Zollschutz darf auf die Dauer keinem Betriebe zu teil werden, der sich nur mit Hilfe ausländischer Arbeitskräfte existenzfähig erhalten kann. Ich bin weit davon entfernt, einem Landwirt daraus einen Vorwurf zu machen, daß er Ausländer beschäftigt. Zum Vergnügen tut es keiner, denn diese Arbeitskräfte sind oft wenig angenehm und meist nicht billig; auch muß der einzelne

Digitized by Google

Besitzer sehen, wo er bleibt und wie er durchkommen kann. Aber der Staat hat kein Interesse mehr an der Erhaltung eines Betriebes, der nicht mehr identisch ist mit nationaler Arbeit, darf nicht auf Kosten der Gesamtheit Russen, Polen, Kroaten Arbeitsgelegenheit im Lande künstlich schaffen. Und wenn wir den dem Schutzzoll zugrunde liegenden Gedanken logisch bis zu Ende verfolgen, müssen wir da nicht schließlich auch dem Arbeiter, der die Wirkung des Lebensmittelzolles und vieler anderer Zölle an seinem eigenen Leibe verspürt, Schutz seiner Arbeitskraft gegen den Wettbewerb auswärtiger Konkurrenten zubilligen?! Kann der Großgrundbesitz nicht mehr ohne ausländische Arbeiter durchkommen — und das halte ich für unmöglich, wobei ich natürlich nicht die einzelnen Güter, sondern lediglich deren Gesamtheit im Auge habe — dann ist er ein absterbender Ast am Baum unseres Wirtschaftslebens, dann ist es Zeit, daß er beseitigt wird, damit der deutsche Bauer den Platz einnimmt, den gegenwärtig der slavische Wanderarbeiter besetzt hält.

Wenn der Staat die nötigen Mittel bereitstellt, wird es ihm an Gütern zur Parzellierung nicht fehlen, denn viele Besitzer sind froh, einen zahlungsfähigen Käufer zu finden. Es werden noch immer genug größere Güter erhalten bleiben, um den Fortschritt im Betriebe der Landwirtschaft zu sichern. Findet eine radikale Verminderung der bestehenden größeren Gutswirtschaften statt, dann wird der verbleibende Rest um so eher in der Lage sein, das Bedürfnis nach Arbeitskräften im Inlande zu decken. Nebenbei bemerkt würden dann vielleicht auch die Agrarzölle einer geringeren Animosität begegnen, da das Odium, in erster Linie zum Schutze vermögender Leute erlassen zu sein, alsdann von ihnen genommen wäre. In der Landwirtschaft ist — sicher zum Heile des Staates — der entgegengesetzte Prozeß im Gange wie in der Industrie. Während in letzterer die kleineren selbständigen Existenzen, die Handwerker, immer mehr durch Fabriken verdrängt, von Großbetrieben aufgesogen werden, sehen wir in der Landwirtschaft den Kleinbetrieb zwar nicht in glänzender Lage aber immer noch lebensfähig, immer noch als guten, auskömmlichen Beruf, während der Großbetrieb sich in viel üblerer Lage befindet und unter Notständen leidet, aus denen ihn kein praktisch durchführbarer Zollschutz befreien kann. Dazu kommt, daß die sogenannten kleinen Mittel sich viel mehr zur Anwendung im Kleinbetriebe eignen und naturgemäß dort viel mehr zur Geltung kommen als beim Großgrundbesitz, der mit ganz anderen Zahlen

Digitized by Google

rechnen muß, sich nicht zu sehr zersplittern darf und nicht die nötige Aufsicht für kleine Nebenzweige des Hauptbetriebes stellen kann. Gewiß wäre es schön, die Summen, die jetzt für Eier, Geflügel, Obst ins Ausland wandern, im Lande zu behalten. Aber nur durch eine kolossale Vermehrung der kleinbäuerlichen Betriebe können wir uns darin vom Ausland unabhängig machen. Angenommen, wir haben ein Gut von zweihundert Hektar — rechnen wir hundert Legehennen auf dasselbe, so ist das schon sehr viel. Wenn dieselbe Fläche fünfundzwanzig Rusikalgüter von je acht Hektar einnehmen, deren jedes nur zehn Hennen hält, so erhalten wir schon zweihundertundfünfzig Hennen. Diese letzteren können ihren Geflügelbestand auch leichter verdoppeln als ersteres. Denn ob die Frau des Besitzers zehn oder zwanzig Hennen besorgt, macht keinen Unterschied. Ob aber der Gutsbesitzer einhundert oder zweihundert Hennen durch bezahlte Kräfte gut pflegen läßt, ist ein großer Unterschied. Und da für ihn der noch durch das Lohnkonto erheblich geschmälerte Mehrertrag des zweiten Hundert Hühner nicht so ins Gewicht fällt, wie für den kleinen Mann der Nutzen der zweiten zehn Hennen, die seine Frau versorgt, so wird ersterer sich schwer zu einer derartig verstärkten Geflügelhaltung verstehen.

In unserer Zeit der Schlagwörter ist viel von Mittelstandspolitik die Rede. Vermehrt den kleinbäuerlichen Besitz, das ist wahre Mittelstandspolitik. Mit der bloßen Vermehrung ist es freilich nicht getan. Gesetzgebung und Verwaltung müssen ihrerseits dazu beitragen, das Gedeihen dieses Kleinbesitzes zu fördern. Durch mancherlei Maßnahmen können sie dem kleinbäuerlichen Besitz zu Hilfe kommen.

Ein heikles Thema, das man kaum berühren kann, ohne einen der entgegenstehenden Interessenten in Harnisch zu bringen, ist das Jagdrecht. Wer die Jagd zu schützen unternimmt, wird als Junker verketzert, und wer es wagt, ihren Auswüchsen entgegenzutreten, soll gleich ein Demagoge oder Aufwiegler sein. Ich habe selbst früher der Jagd leidenschaftlich gehuldigt, stehe ihr auch heute noch nicht fern, aber deshalb kann ich mich doch den unleugbar vorhandenen Mißständen nicht verschließen. Bei der heutigen intensiven Kultur ist eine Minimalgröße von fünfundsiebzig Hektar für ein Jagdrevier viel zu hoch gegriffen. Wo Heide und Wald, Bruch und Moor überwiegen, läßt sich nichts dagegen sagen, für solche Reviere wäre vielleicht sogar eine Minimalgröße von hundert Hektar zulässig. Landwirtschaftlich benutzte Flächen sind

Digitized by Google

aber — nicht nur in erster Linie, sondern ausschließlich — für die Landwirtschaft da, und die geringste zulässige Größe eines Jagdreviers hat sich lediglich nach landwirtschaftlichen Interessen zu richten. Bei der Verschiedenartigkeit der Bodenkultur in den verschiedenen Teilen der preußischen Monarchie würde es sich überhaupt empfehlen, für verschiedene Provinzen verschiedene diesbezügliche Bestimmungen zu treffen. Während für den Osten, für das Land der Getreide-, Kartoffel-, Rübenkultur eine Minimalgröße von fünfzehn bis zwanzig Hektar vielleicht nicht zu hoch gegriffen wäre, können im Westen, wo Weinbau oder feldmäßige Gartenkultur getrieben wird, vielleicht fünf Hektar das rechte Maß darstellen. Das sind Flächenzahlen, bei denen die Interessen von Landwirtschaft und Jagd beiderseits gewahrt sind, wobei immer noch die Landwirtschaft der gebende Teil ist. Die Erhaltung des Wildstandes — soweit solche überhaupt erwünscht ist — ließe sich auch unter diesen Verhältnissen durch geeignete Schonvorschriften erzielen. Die berechtigten und unberechtigten Klagen über Wildschaden würden dann seltener werden und ein oft vorhandenes Hindernis der Annäherung zwischen Groß- und Kleingrundbesitzer noch nicht beseitigt aber verringert werden. Glaube niemand, daß diese Vorschläge sehr radikal seien. Ein deutscher Bundesstaat — Oldenburg — geht bedeutend weiter und erkennt jedem Grundbesitzer das Recht der Jagdausübung auf seinem Boden zu ohne Rücksicht auf die Größe des Besitzes. Und die Oldenburger befinden sich wohl dabei.

Auch der Schutz gegen Wildschaden müßte anders gehandhabt werden. Entschädigung in Geld ist kein genügendes Äquivalent für zerstörte Feldfrucht. Viel öfter, als es geschieht, müßte die Aufsichtsbehörde Zwangsabschuß verfügen. So wenig mir ein Recht zusteht, mir von einem fremden Baume Äpfel zu pflücken ohne Ermächtigung von seiten des Eigentümers und diesem dann einfach den Wert der entnommenen Äpfel in Geld zukommen zu lassen, ebensowenig dürfte mir ein Recht zustehen, das Erbsenfeld meines Nachbars durch meine Rehe verderben zu lassen, wenn ich nachher nur den Wert der Erbsen ersetze. Die in dem Wildschadenersatz zutage tretende Anschauung verrät eine vollkommene Unkenntnis und Mißachtung der idealen Seite der Landwirtschaft. Gewiß beklagen sich viele Besitzer nicht über Wildschaden, wenn sie gebührende Entschädigung erhalten. Manche verstehen es sogar, aus Wildschaden Kapital zu schlagen. Aber gerade die besten Elemente unter den Groß- und Kleingrundbesitzern

Digitized by Google

freuen sich nicht bloß von materiellem Standpunkt über den guten Stand ihrer Felder und sind stolz darauf. Der Großgrundbesitzer kann sich des Wildes selber erwehren. Aber auch das Feld des kleinen Besitzers ist nicht dazu da, als bezahlte Futterstätte und Tummelplatz für fremdes Wild zu dienen. Ferner muß eine jagdlich schädliche Tierart vor Verfolgung geschützt sein, wenn sie der Landwirtschaft irgend welchen nennenswerten Nutzen bringt. Bussarde, Iltis, großes und kleines Wiesel müssen als Mäusevertilger vor dem Blei des Jägers sicher sein. Nicht mehr zeitgemäß ist das Recht des Jägers, jeden Hund, jede Katze im Felde totzuschießen. Heute verpachtet eine Gemeinde ihre Jagd und morgen muß jeder Steller gewärtigen, daß ihm sein Hund auf seinem eigenen Acker von dem neuen Jagdberechtigten niedergeschossen wird. Wer auf dem Lande gelebt und gearbeitet hat, weiß, welch große Quelle der Erbitterung es hier zu verstopfen gilt.

Ein wichtiges Hilfsmittel zur Förderung des Kleingrundbesitzes ist der Ausbau des Genossenschaftswesens. Manches ist in dieser Beziehung schon erreicht, mehr noch bleibt zu tun übrig. Von den vorhandenen ländlichen Betriebsgenossenschaften bilden die Molkereigenossenschaften die Mehrzahl. Leider nehmen viele derselben nur solche Mitglieder auf, die in der Lage sind, eine bestimmte, nicht zu kleine Anzahl Kühe anzumelden — kommen also für den kleinen Besitzer nicht in Betracht. Es wäre also das Entstehen von solchen genossenschaftlichen Molkereibetrieben, die auch dem kleinen Mann den Beitritt ermöglichen, zu fördern. Ferner müßte jedes Dorf, in dem der Kleingrundbesitz überwiegt, eine Maschinengenossenschaft haben, deren Zweck wäre, den einzelnen Besitzern die Anwendung solcher Maschinen zu ermöglichen, auf deren Gebrauch zum Teil die Überlegenheit des Großgrundbesitzes beruht. Als Beispiele nenne ich nur die Drillmaschinen zur Reihensaat, diverse Getreidereinigungsmaschinen zur Erzielung eines unkrautfreien Saatkornes und lieferungsfähigen Marktgetreides. Genossenschaftlicher Bezug von Saatgut, Futter- und Düngemitteln verbilligt nicht nur die Anschaffung, sondern ermöglicht auch den Erwerb einwandsfreier Ware. Zuchtviehgenossenschaften zur gemeinsamen Haltung eines Bullen, eines Ebers, unter Umständen sogar eines Ziegenbockes, werden oft am Platze sein. Zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses gibt es ja schon verschiedene, auf genossenschaftlicher Basis eingerichtete Kassen. Wenn ich eine derselben, die Raiffeisengenossenschaft hier speziell

Digitized by Google

erwähne, so geschieht es nur, weil ich gerade diese in ihrem Wirken zu beobachten Gelegenheit hatte und dabei wahrgenommen habe, wie sie durch genossenschaftlichen Bezug von Kohlen und Düngemitteln, durch Gründung allgemein zugänglicher Molkereigenossenschaften in vorstehend gekennzeichnetem Sinne wirkt.

Daß die Fachbildung der kleinen Besitzer noch sehr vervollkommnet werden kann und muß, brauche ich kaum zu sagen. Heutigen Tages, wo die Anwendung künstlicher Düngemittel Gemeingut geworden ist, kommt auch der einfachste Landwirt nicht gut aus ohne ein bißchen theoretische Bildung, und da ihm dieselbe fehlt, treibt er oft arge Verschwendung durch irrationelle Verwendung künstlichen Düngers. Ländliche Fortbildungsschulen, die als solche Fachschulen sein müßten, dörfliche Lokalvereine, die regelmäßig von Wanderlehrern besucht werden müßten, dürften die geeigneten Mittel sein zur Verbreitung der nötigen Kenntnisse. Schade, daß es keine kleinbäuerlichen Domänen gibt. Manch tüchtiger Arbeiter hat sich als Vormäher, Großknecht, Vogt ꝛc. auf größeren Gütern hübsche Kenntnisse angeeignet, ohne dieselben — aus Mangel an Kapital — einmal im eigenen Betriebe verwerten zu können. Würde solchen Leuten durch Pachtung einer Domäne von beispielsweise acht Hektar Gelegenheit gegeben, wirtschaftliche Selbständigkeit zu erlangen, so würde ihr Beispiel belehrend auf ihre Berufsgenossen wirken, und außerdem würde diese Möglichkeit, auch ohne größere Geldmittel einmal wirtschaftlich unabhängig zu werden, auf viele tüchtige Männer einen Reiz ausüben, der sie auf dem Lande festhält. Zu bureaukratisch dürfte natürlich die Kontrolle über diese Domänen nicht gehandhabt werden, wenn anders sie nicht ihren Zweck verfehlen sollen.

Es ließe sich noch viel über das hier behandelte Thema sagen. Jeder, der die Freuden und Sorgen der Landwirtschaft am eigenen Leibe erfahren hat, der durch stundenlanges, oft vergebliches Rechnen sich bemüht hat, die Betriebskosten zu verringern, der aus eigener Erfahrung weiß, wo den Landmann der Schuh drückt, kann noch mehr anführen, was zu tun nötig wäre, um die heimische Landwirtschaft lebensfähig zu erhalten. Setzen wir die Hoffnung lediglich auf Zollschutz, so muß sie zugrunde gehen, denn auf die Dauer duldet das bestehende Wahlrecht keine Lebensmittelzölle. Mögen dieselben noch zwölf oder vierundzwanzig oder gar sechsunddreißig Jahre dauern, sie werden einst fallen, denn der Konsumenten sind mehr als der Produzenten. Da darf mithin keine Stunde verloren werden, die heimische

Digitized by Google

Landwirtschaft zu kräftigen, damit sie dereinst auch ohne das Gängelband der Schutzzölle den Kampf ums Dasein zu bestehen in der Lage ist. Und da der Kampf ums Dasein das Überleben des Geeignetsten bedeutet, so ist es nötig, rechtzeitig die für die heutigen Verhältnisse geeignetste Form der Gutswirtschaft, das kleinbäuerliche Grundeigen, numerisch möglichst zu verstärken. Besser der Staat schafft beizeiten durch weitgehende Parzellierungen verkäuflicher Güter lebensfähige Kleinbetriebe, als daß wir eines Tages nach dem Fallen der Zollschranken dem massenhaften Zusammenbruch des Großgrundbesitzes gegenüberstehen und das einzige Linderungsmittel nur in der Abneigung der Hypothekengläubiger, die Güter zu übernehmen, erblicken dürfen. Wird die Zeit des jetzt verstärkten Zollschutzes dazu benutzt, die Landwirtschaft durch zeitgemäße Reformen zu kräftigen und umzugestalten, dann kann der Zoll segensreich wirken. Wird dies aber versäumt, geht alles wie bisher weiter, gestehen wir damit ein, ohne Schutzzoll nicht mehr Landwirtschaft betreiben zu können, dann wird gerade der Zoll die Veranlassung sein, daß die wirtschaftliche Katastrophe um so verheerender schließlich über unsere Landwirtschaft hereinbricht. Videant consules, ne res publica quid detrimenti capiat.

Die Bedeutung der Wartburg für den Protestantismus.

Von D. H. Kieser, Eisenach.

[Teil II.]

Warum hat Luther die Bibel übersetzt?

Er wollte sie allem Volk in die Hand geben, daß jeder selbst zur Erkenntnis des Heils gelange. Er hat damit jenen großen reformatorischen Grundsatz von dem geistlichen Priestertum aller Gläubigen proklamiert. Er hat sie niedergerissen, die

Digitized by Google

Scheidewand, die den Klerus von den Laien trennte — es gibt nicht einen besonderen Priesterstand, sondern einen allgemeinen Christenstand. Er hat dies insbesondere in seiner Schrift „von dem Mißbrauch der Messe" ausgeführt. „Dies ist ein geistlich Priestertum — sagt er da — allen Christen gemein, dadurch wir alle mit Christo Priester sind, das ist, wir sind Kinder Christi des höchsten Priesters, wir dürfen keines anderen Priesters oder Mittlers denn Christum", wie Johannes am 6. spricht: „Es ist im Propheten geschrieben, sie werden alle von Gott gelehret sein" — und Petrus: „Ihr seid ein auserwählt Volk, königliche Priester, ein heilig Volk —." Es gibt nicht einen Bischof, der über die anderen herrscht, sondern es hat mehrere, d. h. Aufseher, aus der Gemeinde genommen, im Urchristentum gegeben, die gleichberechtigt waren — und sie haben nicht zu opfern, wie es Mißbrauch geworden ist in der päpstlichen Kirche, sondern die Herde Christi zu weiden, zu lehren und zu erbauen — auch ist das Abendmahl Christi nicht in einer Kirche eingesetzt worden, nicht auf einem Altar, sondern in einem Gasthause — es soll gegessen und getrunken werden. Es ist eine der gewaltigsten Taten Luthers gewesen, diese Tat der Befreiung von dem priesterlichen Joch, das so lange auf der Christenheit gelegen — unter den Hammerschlägen, die er hier gegen Rom geführt, ist das Gebäude der katholischen Hierarchie in seinen Grundfesten erbebt. Damit war dem freien Walten des christlichen Geistes eine Bahn gebrochen. Dieses hat sich allerdings auch geäußert in manch stürmischen Weisen überschäumenden Gefühls. Es ist damit prinzipiell das Recht der Laienpredigt anerkannt, und in dieser Linie liegen auch die Bestrebungen der sogenannten Evangelisation, wie sie in unseren Tagen hervorgetreten sind. Aber Luther war wieder so besonnen, daß er die Beschränkung hinzufügt: „Es sollen alle Dinge ehrlich und nach einer Ordnung geschehen" — „denn so gebeut Paulus Timotheo, daß er denen das Wort Gottes zu predigen befohl, die dazu geschickt sind und die anderen lehren und unterweisen können. Denn es gehört zu der Geist, wer predigen will, eine gute Stimme, ein gut Aussprechen, ein gut Gedächtniß und andere natürliche Gaben: welcher dieselbigen nicht hat, der schweigt billig still und läßt einen anderen reden." Es wird doch in keinem Fall für evangelisch gelten können, wenn man den Dienern am Wort und Sakrament wieder hat eine besondere Amtsgnade zuerkennen wollen, um sie damit über die breite Masse des christlichen Volkes zu heben. Es bleibt dabei: das Schwergewicht des kirchlichen

Digitized by Google

Protestantismus liegt in der christlichen geisterfüllten Gemeinde — und nicht eine Pastoren-, sondern eine Volkskirche soll die evangelische sein, und um so besser wird sie ihre Sendung erfüllen, je mehr sie das wird; darauf beruht ihre Zukunft. Es hat an drei Jahrhunderte bedurft, bis diese Erkenntnis mehr und mehr zum Durchbruch gekommen ist — und wenn wir in der neueren kirchlichen Entwickelung das Gemeindeprinzip so oft als Losung ausgegeben sehen, die lebendige Betätigung des Laienelements an den allen Gemeindegliedern gemeinsamen großen Aufgaben, wie sie in Selbstverwaltung und Liebeswerken sich darstellen, fordern hören — so sind das nur Nachwirkungen Lutherschen Geistes, der auf der Wartburg einen der großartigsten Blicke in die Ferne der Zeiten getan — nicht minder die synodalen Organisationen, die man geschaffen — womit noch nicht gesagt sein soll, daß sie in ihrer jetzigen Gestaltung ihrem hohen Zweck entsprechen.

Wenn Luther sich mit der Aufforderung an den Deutschen wendet: „Nimm und lies", indem er die Bibel in seiner Sprache ihm hinausgab, so hatte er ferner die Entscheidung in religiösen Dingen, über das Seelenheil in die Brust des einzelnen verlegt — es war ein Appell an das christliche Gewissen, und wenn er bereits in Worms sich darauf berufen, so hat er es hier für jeden einzelnen als eine religiöse Instanz aufgestellt, wo es sich um seine höchsten heiligen Interessen handelt. Daß es in Dingen des Glaubens keinen Zwang geben dürfe, ist seitdem Gemeingut moderner Bildung, moderner Kultur geworden.

Luther hat es auch in seiner Wartburgschrift „Von der Beicht, ob die der Bapst macht habe zu gepieten" mit Entschiedenheit ausgesprochen: „In den Gewissen will Gott allein sein und sein Wort allein regieren lassen, da soll Freiheit sein von allen Menschengesetzen — darum ist der Bapst Antichrist, der sich über Gott setzt, wie S. Paulus sagt, und bricht auf die Brautkammer Christi und macht alle Christenseelen zu Huren." — „Zu dem Glauben kann und soll man niemand zwingen, sondern jedermann vorhalten das Evangelium und vermahnen zum Glauben, doch den freien Willen lassen zu folgen oder nicht zu folgen — wer nit beichten will, hat sein auch Macht, für Gott — es sollen alle Sacrament frei sein Jedermann. — Es gefallen Gott nit die erzwungen oder unwillige Dienste."

Insonderheit hat Luther das Recht der christlichen Persönlichkeit aufs nachdrücklichste gewahrt in seiner auf der Wartburg

Digitized by Google

geschriebenen Schrift „Von den Mönchsgelübden“ sowie in einer seiner bemerkenswertesten Auslegungen heiliger Schrift, in der „auf den Tag der heiligen drei Könige“, wie er sie in seiner Postille uns gibt. Auch hier ist er uns ein wirklicher Retter geworden aus dem Bann geistlicher Unnatur und hat das Urrecht der menschlichen Natur wider die Erdichtungen der geistlichen Aufsätze wiederhergestellt, der Ehe, der Familie ihren Adel wiedergegeben, uns zu einer gesunden Sittlichkeit verholfen, gegenüber der angemaßten Vollkommenheit der Priester und der Klöster, die Gleichheit des sittlichen Berufs, den gleichen Wert der sittlichen Aufgaben für alle Christen, in jedem Stand zur Geltung gebracht. Rücksichtslos deckt er sie auf, die sittlichen Schäden und Gebrechen, das sittliche Verderben, das aus dem Gelübde der Keuschheit für das priesterliche und klösterliche Leben hervorgeht, wie dies zur größten Unkeuschheit verführt — Gottes Gebot geht ihm vor jedem Menschengebot — er betont der Eltern Vollmacht über die Kinder, die ihnen zu gehorchen und nicht ohne deren Willen über ihre Zukunft zu entscheiden haben und jederzeit, wo eine Gefahr Leibes oder der Seele für sie vorhanden ist, von ihnen aus den Klöstern genommen werden können, wie auch hinwiederum Eltern nicht über die Kinder zu bestimmen haben, die noch keine klare Einsicht menschlicher Bestimmung und Natur haben können — „aller Geistlichen Gelübd muß natürlich in sich behalten Freiheit, dasselbe Leben wieder zu lassen“. „Lieber Knabe“, ruft er aus, „schäme du dich nicht, daß du ein Maidlein begehrest, und das Maidlein einen Knaben begehret; laß nur zur Ehe gelangen, nicht zur Lüberei, so ist's dir keine Schande, so wenig als Essen und Trinken Schande ist.“ „Es ist weder gemeine Frauenhäuser, noch keine Reizung so schädlich, als diese Gebot und Gelübde, vom Teufel selbst erfunden.“ Es ist ein gesundes, wahres und frommes Naturgefühl, das uns aus seinen Worten anspricht: „Sollt nicht ein Maidlein also gelehret werden mit allem Ernst, daß es hintrete vor Gott und sprech mit aller Zuversicht: Siehe lieber Gott, ich bin nun zu meinen Jahren kommen, daß ich ehelich werden mag, sei du mein Vater und laß mich dein Kind sein, gib mir einen frommen Knaben und hilf mir mit Gnaden zum ehelichen Stand oder, so dir's gefällt, gib mir einen Geist, keusch zu bleiben.“ „Also, sagt er, sollt auch ein Knabe um ein Maidlein bitten.“ Luthers Wort hat die Klöster aufgetan, doch nur „den fröhlichen, sicheren Gewissen“. — Er hat die Nichtigkeit all jener Gelübde unwiderleglich erwiesen, die Wider-

Digitized by Google

sprüche, in die sich die Kirchenlehre verwickelt, das jede edlere Empfindung Abstoßende, Anwidernde der kirchlichen Kasuistik. „Sie werden wohl das Maul aufsperren und sagen: O wie drückt den Mönch die Kutten, wie gern hätt' er ein Weib! Aber laß sie nur lästern und ihren Mutwillen haben die keuschen Herzen und großen Heiligen, laß sie eisern und steinern sein, wie sie sich selbst aufwerfen: verleugne du nicht, daß du ein Mensch seiest, der Fleisch und Blut hat; laß darnach Gott richten, zwischen den engelischen starken Helden und dir krankem verachten Sünder." Es ist ein herzergreifender Brief, den er aus der „Wüstenung" an seinen Vater richtet, als er ihm sein Buch „Wider die geistlichen und Mönchsgelübde" übersendet, den er diesem als Vorwort gegeben. Sein Vater hatte ihn einst, als er ins Kloster getreten und sich dafür auf eine himmlische Erscheinung berufen, gesagt: „Gott geb, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei" — und ebenso: „Ei hast du nicht auch gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein?" Jetzt achtet er sein Gelübde keiner Schlehen wert, da es gegen Gottes Gebot gegangen sei. „Nun wohlan," schreibt er ihm, „was denkest du aber nun? Willst du mich noch aus der Möncherei reißen? Denn du bist ja noch Vater, so bin ich noch Sohn, alle Gelübde sind gewiß nichts; auf deinem Teil stehet göttlich Gebot und Gewalt, auf meinem Teil stehet menschlicher Frevel." Aber Gott ist ihm zuvorgekommen und hat ihn selbst herausgenommen — denn „was tut's dazu, ob er eine Kappe oder Platte trage oder ablege? Macht die Kappe oder Platte Mönch?" — „Mein Gewissen ist frei und erlöset, da denn die höchste und größte vollkommene Freiheit ist." Er hofft, daß er ihm also seinen Sohn genommen, daß er vielen andern seinen Söhnen durch ihn jetzt anhebt zu helfen, das der Vater nicht allein gern haben solle, sondern auch hoch und groß sich freuen."

Wo aber das Recht des Gewissens, das Recht der christlichen Persönlichkeit proklamiert ist, da steht diese auch über der Überlieferung, und wenn es eine mehr als tausendjährige Tradition ist, auf die die mittelalterliche Kirche ihre Lehren stützt — es ist der Geist der Prüfung, der Untersuchung, der hier seine Sonde anlegt — von dem sich jeder soll leiten lassen, dem er nicht ausweichen kann, wenn er das eine, was not ist, recht bedenkt. Damit war auch der Grund gelegt für jenen Protestantismus, der über die Kirche hinausgriff und das weite Gebiet der Kunst und Wissenschaft sich eroberte. Es war der Odem der neuen

Digitized by Google

Zeit, der von der Wartburg wehte. Vornehmlich mit der Arbeit, die Luther hier getan, setzte machtvoll ein die Periode des Subjekts, das sich über dem Objekt in allem Überkommenen fühlte, wie dem religiösen Gebiete damit, nicht bloß auf evangelischer Seite, aber hier besonders, eine tiefe Innerlichkeit zugeführt wurde, die für uns den Wert aller wahren Religiosität wesentlich bestimmt.

So erhaben dieser Grundsatz war und so bedeutungsvoll für die weitere Entwickelung — wer könnte die Gefahren übersehen, die er für die religiöse Gewißheit im Geleite hatte, wenn der Subjektivismus schrankenlos wurde, wenn das Subjekt sich lediglich auf sich stellte und sich losgesprochen wähnte von aller Überlieferung?! Diese Gefahren traten bereits zu Luthers Zeiten, eben während seines Aufenthalts auf der Wartburg, zutage. Die Schwarmgeister beriefen sich auf das innere Licht, das sie erleuchte, auf die Stimme des Geistes Gottes, die sie in ihrem Innern vernahmen. Es ist eine gewaltige Position, auf der wir Luther unerschütterlich stehen sehen, wie im Kampf wider Rom, wider seine menschlichen Satzungen, wider die priesterlichen Aufsätze, die hierarchische Tradition — so auch gegen die verflüchtigenden, auflösenden Tendenzen einer einseitigen religiösen Subjektivität, indem er sich auf die Bibel stellte. Ein volles Zeugnis dafür, daß er nicht bloß einzureißen, sondern auch aufzubauen, nicht bloß das Schwert, sondern auch die Kelle zu führen verstand — hat er mit der Übersetzung derselben abgelegt. Mit der deutschen Bibel wollte Luther seinem Volke den Felsengrund für seine religiöse Gewißheit geben, der sicher stände in aller Strömung menschlicher Meinungen, in aller Brandung der Zeit. Hier tritt ihr bedeutungsvoll zur Seite seine Postille, die er auf der Wartburg begann, die nicht bloß den Geistlichen, sondern auch der Gemeinde, und dieser vornehmlich, dienen und sie in das Verständnis des göttlichen Wortes, der Evangelien und Episteln, einführen sollte, die erste deutsche Predigtsammlung Luthers, ein Werk von hervorragendem Werte, von ihm selbst aufs höchste geschätzt, das doch „nur ein Gerüst sein soll zum rechten Bau, da wir das lautere Gotteswort selbst fassen, schmecken und da bleiben, denn da wohnt Gott allein in Zion." — Überall sieht er bei der Entscheidung religiöser Fragen darauf, ob man auch festen Grund in der heiligen Schrift habe — sie ist „seine Kaiserin, hie steht er, hie stolziert er, Gottes Wort ist ihm über Alles." Es ist ein bezeichnendes Selbstbekenntnis, das er auf der Wartburg ablegt in seinem Schreiben an „seine lieben Brüder, die Augustiner zu

Digitized by Google

Wittenberg." Er sagt, wie er „sein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß er, einer allein, wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischoff für seine Apostel, die hohen Schulen für seine Hurhäuser." „Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und wir fürgeworfen ihr einig stärkest Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirret haben? Wie, wenn du irrest und so viel Leut in Irrthum verführest, welche ewiglich verdammet wurden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen, gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider das Argument der Papisten als ein steinen Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet."

Aber ist nicht auch die Bibel, wie hoch man sie werte, ein menschliches Buch? und muß sie es nicht sein? Hat dies Buch nicht menschliche Verfasser, verschieden in ihrer Eigenart? Ist nicht der religiöse Gehalt seiner Schriften und der einzelnen Stücke ein verschiedener? — Gewiß! und man hätte das nie bestreiten sollen, und es ist nicht das Testament Luthers, das man damit vollstreckt. Christus, sagt er in dem angeführten Bekenntnis, hat ihn in seinem gewissen Wort sicher gemacht, und „was Christum in ihr treibet," ist ihm das Entscheidende. Hat er sich wohl auch auf den Buchstaben gestützt im Kampfe — so hat er doch eine sehr freie Kritik über einzelne Bücher, nach jenem Maßstab, geübt und über alle anderen — das Evangelium Johannes, die Briefe eines Paulus und den 1. Brief Petri gestellt. Es war nur die Wiedergabe des Eindrucks, den sie auf sein gleichgestimmtes christliches Gemüt, das ein durch seine Lebens- und Geistesentwickelung persönlich bestimmtes war, gemacht haben.

Immerhin — so sollen wir an ein Buch glauben? Hat es nicht ein Christentum vor der heiligen Schrift gegeben? ruft Lessing aus! — Doch kommt auch er auf eine Fixierung des christlichen Glaubens in der sogenannten regula fidei, der Glaubensregel. — Was will diese sagen gegenüber der reichen Entfaltung des religiösen Geistes in der heiligen Schrift?! Gewiß ist der Geist vor der Schrift — aber nicht, so lautet der Gegensatz, wie man ihn einst aufstellte: „Schrift oder Geist," sondern „Buchstabe oder Geist." Aus dem Geist ist sie hervorgegangen, und dieser kann sich auch in anderen Weisen bezeugen, und hat sich bezeugt in der ganzen inneren Entwickelung der Kirche, und wir wollen seiner schöpferischen Kraft nicht Maß und Ziel setzen, sondern könnten,

Digitized by Google

ohne der heiligen Schrift Eintrag zu tun, dem prophetischen Ausblick Schleiermachers auf seine künftigen Gestaltungen eine Berechtigung zuerkennen. Aber wenn man die Kunst allein an den Gebilden ihrer Meister wahrhaft kennen und verstehen lernen kann, so wird man auch, was Christentum sei, mit der Sicherheit, wie sie den Menschen möglich ist, aus den Schriften am besten erfahren, in denen sein Geist in seiner schöpferischen Periode zu uns redet. Hier wird auch die Religion Israels ihre vorbereitende Stellung behalten, ohne daß man des Temporären in ihr zu vergessen brauchte und des Akzidentiellen. Die heilige Schrift ist nicht im Goldschnitt fertig vom Himmel gefallen — sondern sie steht, ein Gotteswort, mitten in der geschichtlichen menschlichen Entwickelung. Wer aber hier den Flügelschlag des religiösen Genius nicht spürt — dem ist nicht zu helfen — ist's doch nach Goethes Bekenntnis „ein göttlich Wort, es wirkt, es trifft!" Es ist nicht eine Redensart, wenn der religiöse Mensch, wenn der Christ von einer göttlichen Offenbarung redet und ihre Stimme in der Bibel vernimmt. Wenn er Gott lebendig wirksam in der Welt, in der Menschheit denkt, wenn er in der eigenen Brust seine erhebende, heiligende Kraft empfindet — so muß die Bibel ihm die ehrwürdige Urkunde der Offenbarung sein, der Selbstbezeugung Gottes in den Menschengeistern, die er mit seinem Geiste berührt und erfüllt. Wie auch sonst das wahrhaft Große und Herrliche aus den gottbewegten Tiefen der Menschenseele entspringt — so quillt in der religiösen Unmittelbarkeit der Gottesborn, dessen Strahlen in der heiligen Schrift in einziger Stärke vor uns aufsteigen, den Ewigkeitsdurst uns zu stillen. Hat man die Reformation nur eine „Etappe" in der Bewegung des Menschengeistes zu Gott hie genannt — sie ist noch nicht überholt, und es ist mir wie D. Strauß gegangen bei den religiösen Versammlungen der freien Gemeinden, die sich von der heiligen Schrift zuletzt auf die Vernunft und das Gewissen zurückgezogen; es ist dort eine solche Prosa hausbackener Wahrheiten, eine solche Trockenheit und Nüchternheit zu finden, daß man sich sehnt nach der Sprache der religiösen Begeisterung in der heiligen Schrift, die im Licht der Ewigkeit das Irdische, das Menschliche uns sehen läßt. So wird der christliche Geist immer wieder zu diesem Jungbrunnen religiöser Wahrheit zurückkehren, wo er lebendiges Quellwasser findet — auch hier gilt's: allein durch die ursprünglichen Kräfte, die eine Gemeinschaft ins Dasein gerufen, wird dieselbe erhalten werden. Das soll die Wartburg auch dem heutigen

Digitized by Google

Geschlecht sagen, der evangelischen Christenheit der Gegenwart. Es wäre müßig, auszudenken, ob Gott auf anderem Wege zur Erkenntnis des Heils führen und in solcher Erkenntnis bewahren könnte — wie er sie tatsächlich geschichtlich geleitet hat, wird es sich mit unumstößlicher Sicherheit ergeben: allein mit dem Evangelium in der Bibel wird die evangelische Kirche bestehen, ohne es vergehen, den sicheren Boden unter sich verlieren, ihren eigentümlichen Lebensgehalt. Mag auch die heilige Schrift nur ein Mittel in der Hand des göttlichen Erziehers sein — sie ist doch ein unvergleichliches, und das Wort des großen Jenaer Kirchenhistorikers ist heute noch wahr: „Was den Griechen Homer gewesen, ist unserem deutschen Volke die Bibel geworden und wird es bleiben." Die Wartburglosung wird allewege lauten: „Das Wort sie sollen lassen stahn!"

Ich würde aber in der Tat glauben, einem wesentlichen Stück meiner Aufgabe nicht gerecht geworden zu sein, wenn ich nicht noch gedächte einer der wichtigsten Kundgebungen Luthers, die von der Wartburg erfolgte, der merkwürdigen Schrift: „Ein treu Vermahnung Martini Luther zu allen Christen, sich zu verhüten für Aufruhr und Empörung."

Wohl sollte der ungeheuere Brand, den er in die Zeit hineingeworfen, erleuchten und läutern, eine heilige Gottesflamme — aber wer stand dafür, daß er nicht verzehrte, daß er nicht eine zerstörende Gewalt ausübte?! Luther hatte die höchste Autorität auf Erden, er hatte die Kirche angegriffen, er hatte sie zu Falle gebracht im Bewußtsein der großen Mehrheit des Volkes — wer sollte noch wehren, wenn auch die anderen Autoritäten ihr nachstürzten, und Zuchtlosigkeit das Regiment antrat?! Da mochten manche kopfscheu werden, die ihm innerlich beistimmten, wenn sie an die sozialen Folgen dachten, die sich aus seinem Beginnen ergeben könnten, wenn sie in der Kirche selbst leidenschaftliche Eiferer an der Arbeit sahen, die sich berufen glaubten, sein Werk weiter zu führen und zu vollenden. Es sind ja dann in der Tat die Bauernkriege gekommen — man hatte das Evangelium der christlichen Freiheit aufs Fleischliche gezogen — in Wittenberg traten die Bilderstürmer auf, bis in die gottesdienstlichen Stätten setzten sich die Unruhen, insbesondere durch die Studenten, fort, die Abschaffung der Messe wurde gefordert, die Mönche wurden angegriffen. Es war wie eine elektrische Wolke, die über der Zeit lag — jede Stunde konnte sie voll sich entladen und unabsehbares Unheil bringen. Da war es ein hochbedeutsames Wort, das

Digitized by Google

Luther von der Wartburg redete, das für immer es bezeugt, daß er, ob er auch die seit dem Eintritt des Christentums in die Geschichte der Menschheit größte geistige Umwälzung hervorgerufen, doch kein Revolutionär, sondern ein Reformator gewesen, und das den rein geistigen, den im besten Sinne konservativen Charakter seines Werkes ins helle Licht setzte, und es mag nicht zufällig erscheinen, daß Luthers Kundgebung gerade von hier erfolgte: wie im Sturm war er von dem Protest zu Wittenberg am 31. Oktober 1517 immer weiter getrieben worden, zur Verbrennung der päpstlichen Bulle am Elstertor, zur vollen Absage an Rom in Worms — in hoher, unausgesetzter Spannung war sein Geist gewesen — hier in der „Heimat der Vögel" fand er Zeit, seine Kraft zu sammeln, sich in stiller Einkehr in eingehendster Vertiefung in Gottes Wort zu versenken, den Fortgang seines Werkes und dessen Ziel zu überdenken. — Es sollten, meint er, die weltliche Obrigkeit und Adel aus Pflicht ihrer ordentlichen Gewalt dazutun, ein jeglicher Fürst und Herr in seinem Land, denn was durch ordentliche Gewalt geschieht, ist nicht für Aufruhr zu halten. Gegen den Aufruhr wendet er sich mit scharfen, entschiedenen Worten „denn Aufruhr hat kein Vernunft und gehet gemeiniglich mehr über die Unschuldigen denn über die Schuldigen — Aufruhr ist nicht anders denn selbst richten und rächen, das kann Gott nicht leiden —". Er ist des Teufels Werk, die evangelische Lehre zu beschimpfen — „welche meine Lehre recht lesen und verstehn, die machen nit Aufruhr, sie habens nit von mir gelernt." Es ist vor allem eins, das die Evangelischen beherzigen, ein Mittel, das sie anwenden sollen zur Ausbreitung der reformatorischen Lehre. „Unser Herr Christus wird ihn tödten mit dem Mund seines Geistes, sagt Paulus — „das thun wir, so wir getrost fortfahren, wie angefangen ist, des Papsts und der Papisten Buberei und Triegerei unter die Leut treiben, mit Reden und mit Schreiben, bis daß er in aller Welt bloß aufgedeckt, erkennet und zu Schanden werde, denn mit Worten muß man ihn zuvor tödten, der Mund Christi muß es thun, damit wird er aus der Menschen Herzen gerissen und seine Lügen erkennet und verachtet." „Sieh mein Thun an, ruft er aus. Hab ich nit dem Papst, Bischoffen, Pfaffen und Mönchen allein mit dem Mund, ohn allen Schwertschlag, mehr abbrochen, denn ihm bisher alle Kaiser und Könige und Fürsten mit alle ihr Gewalt haben abbrochen? — Es ist nit unser Werk, das jetzt geht in der Welt. — Ein ander Mann ist's, der das Rädle

Digitized by Google

treibt, den sehen die Papisten nit und gebens uns schuld. — Der Teufel hat sich lange Zeit für diesen Jahren gefurcht und den Braten von ferne gerochen — siehe nun, treibe und hilf treiben das heilige Evangelium, lehre, rede, schreib und predige, wie Menschengesetz nichts sein, wehre und rat, daß Niemand Pfaff, Mönch, Nonne werden, und wer drinnen ist, herausgehe, gib nit mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken, Taffeln, Kirchen, sondern sage, daß ein christlich Leben stehe im Glauben und Liebe und laß uns das noch 2 Jahre treiben, so sollt du sehen, wo Papst, Bischof, Kardinal, Pfaff, Mönch, Nonne, Glocken, Turm, Meß, Vigilien, Kutten, Kappen, Platten, Regel, Statuten und das ganze Geschwürm und Gewürm päpstliches Regiments bleibe, wie der Rauch soll es verschwinden."

Es ist ferner die Sprache christlicher Weisheit und Besonnenheit, christlicher Liebe, die wir ihn führen hören gegen die stürmischen Eiferer auf evangelischer Seite, die, „so sie ein Blatt oder zwei gelesen, oder eine Predigt gehört, rips raps ausher wischen und nichts mehr thun denn überfahren und versprechen die andern mit ihrem Wesen, als die nit Evangelisch seien, unangesehen, daß zuweilen schlecht einfältige Leut sein, die wol die Wahrheit lernten, so man sie ihnen sagete." Zum ersten bittet Luther, „man wolle seines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nit mein. So bin ich auch für niemand gekreuzigt. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi mit meinem heillosen Namen nennen? Es gilt, acht zu haben auf die Personen, mit denen man redet. Mit den Verstockten, die die Wahrheit nicht hören wollen, wie der Papst und seine Leute, soll man nichts handeln, den Säuen nicht die Perle des Evangeliums vorwerfen, bringen sie ihre Lügen aber unter andere Leute, so sollen sie gestraft werden. Die Schwachen soll man nicht überpoltern noch überrumpeln, sondern sie freundlich und sanft unterweisen, Grund und Ursach anzeigen, wo sie es aber nit gleich fassen mögen, eine Zeitlang Geduld mit ihnen haben." „Den Feind magst du hart genug strafen oder schlagen, aber mit dem Stricke mußt du sanft und mit Furchten umgehen, bis du ihn von seinem Hals bringest, daß du deinen Bruder nicht erwürgest." Und zum letzten bittet er: „Gott geb uns allen, daß wir auch leben, wie wir lehren, und das Wort auch in die Tat bringen. Unser ist Viel, die da sagen

Digitized by Google

„Herr, Herr“ und loben die Lehre, aber das thun und folgen will nit hernach.“

Wahrlich, Worte, in denen wir ein klassisches Zeugnis vernehmen von dem engen Bunde evangelischer Freiheit mit evangelischem Maß und evangelischem Ernste, Worte, die verdient hätten, immer von der evangelischen Kirche beherzigt zu werden, die für die Gegenwart gesprochen zu sein scheinen! Wenn der Protestantismus unserer Zeit auch diese Predigt der Wartburg an das deutsche evangelische Volk verstehen und ihrer Mahnung folgen wollte — dann könnte er in allen Wirrnissen der Zeit und trotz aller Macht und List des alten bösen Feindes noch mit seinem Propheten siegesgewiß singen: „Ein feste Burg ist unser Gott“ — und „die Pforten der Hölle werden ihn nicht überwältigen“!

Deutsche und französische Telegraphenlinien nach Afrika.

Von R. Hennig.

Seit einigen Jahren herrscht bekanntlich bei den bedeutendsten nicht-britischen Kolonialmächten des europäischen Kontinents, Deutschland, Frankreich und Holland, ein energisches Bestreben, sich von der übermächtigen Kabel-Weltherrschaft Englands zu befreien und sich nach ihren wichtigsten Interessensphären neue, unabhängige, wenn möglich rein-nationale Telegraphenverbindungen zu schaffen. Speziell Deutschland hat mit seiner überseeischen Kabelpolitik überraschend große und schöne Erfolge erzielt, wobei ihm schon mehrfach die französischen und holländischen Bestrebungen bemerkenswerte Unterstützung boten. Gegenwärtig können wir bereits mit Nord- und Südamerika, Japan, China, Kiautschou und den Marianen mit völliger Vermeidung aller britischen Telegraphenlinien Depeschen austauschen; in wenigen Jahren wird im

Digitized by Google

Verkehr mit den Sundainseln, mit Kaiser Wilhelmsland, mit Persien und den Gegenden am Persischen Golf vermutlich das gleiche der Fall sein.

Nur unser Depeschenverkehr mit Afrika ist nach wie vor völlig auf englische Linien angewiesen, trotzdem gerade er am allerempfindlichsten unter der britischen Bevormundung und Willkürherrschaft zu leiden hatte, als es um die Jahreswende 1895/96, zur Zeit des Jameson-Einfalls in Transvaal, und 1899/1900 während des Burenkrieges England gefiel, alle fremden Telegramme nach und von Afrika teils völlig von der Beförderung auszuschließen, teils einer äußerst strengen Zensur in Aden zu unterwerfen und alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz in einer für die englischen Waffen günstigen Weise zu färben, so daß es monatelang unmöglich war, sich ein klares, unparteiisches Bild von den wirklichen Vorgängen in Natal, Transvaal und dem Oranje-Freistaat zu machen.

Die Gründe, weshalb noch immer der gesamte Telegrammverkehr mit fast ganz Afrika (außer dem äußersten Nordwesten, wohin einige französische und spanische Kabel führen) ein englisches Monopol ist, sind sehr verschiedener Art. Natürlich ist es keine technische Unmöglichkeit, von der portugiesischen oder französischen oder auch deutschen Küste aus ein Kabel nach Westafrika zu verlegen, aber ein solches Unternehmen würde sehr teuer und wenig rentabel sein, da eine Weiterführung der Telegraphenverbindung nach den verkehrsreicheren englischen Kolonien Südafrikas oder auch um Südafrika herum nach dem Osten ausgeschlossen sein würde, teils wegen des Widerstandes Englands, teils wegen der sehr ungünstigen Meeresverhältnisse südlich vom Kap der guten Hoffnung, teils auch aus noch anderen Gründen. Und ein im Osten Afrikas verlaufendes Kabel ist ebenso schwierig unabhängig von England zu erhalten, denn selbst wenn die außerordentlich unzuverlässigen türkischen und syrischen Landlinien, auf deren Benutzung man dann notwendig angewiesen wäre, besser und brauchbarer wären, so würde ein etwa von der Sinaihalbinsel ausgehendes Kabel unter allen Umständen dicht an dem britischen Aden in sehr seichten Gewässern vorbeiführen müssen, wodurch der Wert des Kabels stark illusorisch gemacht wird, zumal für strategische Zwecke, da England stündlich in der Lage sein würde, das Kabel absichtlich oder „versehentlich“ zu kappen, wenn es ihm einmal unbequem wird.

So liegen die Verhältnisse für jedes nicht-britische Kabel-

Digitized by Google

unternehmen in Oſt-, Weſt- und Südafrika außerordentlich ungünſtig und es kann daher nicht wundernehmen, wenn in dieſen Teilen der Erde bisher ſo gut wie nichts geſchehen iſt, um die engliſche Kabelherrſchaft abzuſchütteln. — Trotzdem verdienen einige neue deutſche und franzöſiſche Telegraphenprojekte, die Afrika betreffen, weitgehende Aufmerkſamkeit.

Da iſt zunächſt zu erwähnen das Abkommen, das kürzlich zwiſchen der Pforte und Vertretern der deutſchen Oſteuropäiſchen Telegraphengeſellſchaft getroffen worden iſt. Im Anſchluß an das neu zu verlegende Seekabel Conſtanza (Rumänien)-Konſtantinopel, das unſeren Telegrammverkehr mit dem Goldenen Horn gleichzeitig von den engliſchen wie von den türkiſchen Linien unabhängig machen wird, wird die Oſteuropäiſche Telegraphengeſellſchaft eine telegraphiſche Landlinie durch Kleinaſien und Syrien bis nach El-Ariſch im Norden der Sinaihalbinſel bauen. Damit würde ſich für uns eine Ausſicht eröffnen, für ein ſpäter an der Oſtküſte Afrikas etwa zu verlegendes, nicht-britiſches Kabel mindeſtens eine zuverläſſig arbeitende Telegraphen-Anſchlußlinie durch das türkiſche Gebiet hindurch zu gewinnen, ohne die ein ſolches Kabel natürlich unbenutzbar ſein würde. Die Gefahr freilich, welche die bedenkliche Nähe Adens für die Kabelroute unter Umſtänden bildet, läßt ſich in keinem Falle vermeiden, es ſei denn, daß man ſich entſchließen ſollte, vom Perſiſchen Golf aus, wohin deutſche Telegraphenlinien ebenfalls in einigen Jahren, nach Vollendung der Bagdadbahn, führen werden, ein Kabel nach Oſtafrika, um die Arabiſche Halbinſel herum, zu verlegen. Dieſer Weg dürfte wohl von allen in Betracht kommenden der beſte und ausſichtsvollſte zur Verwirklichung einer unabhängigen Kabelverbindung mit Oſtafrika und in Frieden und Krieg gegen fremde Eingriffe gleichmäßig geſichert ſein.

Es eröffnen ſich aber noch weitere Ausſichten, mit der Mehrzahl unſerer afrikaniſchen Kolonien demnächſt auch ohne Benutzung engliſcher Kabel telegraphiſch verkehren zu können. Zwei große franzöſiſche Projekte ſind es, die auch für Deutſchland von außerordentlichem Intereſſe werden können. Frankreich macht ſeit etwa vier oder fünf Jahren lebhafteſte Anſtrengungen, ſich von der engliſchen Kabelhegemonie, unter der es noch mehr zu leiden hatte als wir Deutſchen, durch Anlegung eines gewaltigen nationalfranzöſiſchen Weltkabelnetzes zu befreien, deſſen Koſten auf 200 Millionen Francs veranſchlagt ſind. Eine der wichtigſten Linien dieſes Kabelnetzes, die auch vom Parlament bereits genehmigt

Digitized by Google

ist, wird die Verlegung eines großen Kabels von Brest nach Dakar beim Cap Verde in Französisch-Senegambien sein.*) Dieses Kabel, das fast durchweg in sehr große Meerestiefen zu liegen kommen wird, wird gegen alle feindlichen Angriffe fast absolut gesichert sein, so daß es auch im Kriege ungestört wird funktieren können. Von Dakar ist es nicht mehr schwer, unsere westafrikanischen Kolonien durch kleinere, deutsche oder französische, Kabel zu erreichen, zumal schon jetzt einige kleine französische Anschlußlinien noch weiter nach Süden führen. Gleichzeitig aber scheint in Frankreich noch ein anderes gewaltiges Projekt dicht vor der Realisierung zu stehen, der Bau der großen transsaharischen Landlinie zwischen Algerien und dem Sudan, deren Verwirklichung man seit langem in Frankreich als eine nationale Ehrensache betrachtet. Schon haben zwei Militärkommissionen die für den Telegraphen in Aussicht genommene Wüstenstrecke abgesteckt. Sie waren, entsprechend den Vorschlägen des um den transsaharischen Telegraphen hochverdienten französischen Hauptmanns Nou, von Inziz und Timbuktu aus in entgegengesetzter Richtung in die Wüste aufgebrochen und sind, nach erfolgter Lösung ihrer Aufgabe, am 16. April 1904 am Brunnen Timiauin, mitten in der Wüste zusammengetroffen. So dürfte es denn nicht mehr lange dauern, bis man von Frankreich und Deutschland quer durch die Sahara nach dem Sudan telegraphieren kann, ohne englische Linien benutzen zu müssen. Diese Linie wird dadurch besonders interessant, daß sie, mit Ausnahme des kurzen französischen Seekabels Marseille—Algier, durchweg aus Landlinien bestehen wird.

Somit werden in einigen Jahren zwei national-französische Telegraphenlinien, eine zu Lande und eine zu See, an die Westküste Afrikas führen. Diese Aussichten werden aber um so bedeutungsvoller, als auf diese Art und Weise sich für Deutschland und Frankreich eine weitere Möglichkeit eröffnet, auch Deutsch-Ostafrika bezw. Madagaskar durch nicht-britische Linien sicher telegraphisch zu erreichen. Es wird dazu nur erforderlich sein, daß man den genannten französischen Linien nach Senegambien und dem Sudan durch Seekabel eine Fortsetzung bis zur Mündung des Kongo schafft. Denn von hier aus wird es in absehbarer Zeit möglich sein, quer durch den schwarzen Erdteil hindurch bis

*) Seit der Niederschrift obiger Zeilen ist inzwischen das Kabel Brest—Dakar Ende 1904 bereits verlegt worden.

Digitized by Google

zur Ostküste zu telegraphieren. Die Linien des Kongostaats reichen bereits jetzt weit ins Hinterland hinein und dürften in absehbarer Zukunft den Tanganyika-See erreichen, wobei freilich noch ein riesiger Urwald, der bisher unerforscht ist, vom Telegraphen durchquert werden muß. Ihnen gegenüber aber baut Deutschland von Dar-es-Salaam an der Ostküste ebenfalls eine große Telegraphenlinie dem Tanganyika entgegen. Schon ist diese bis Tabora vorgedrungen, und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo sie einerseits Muanza am Viktoria Nyanza-See, anderseits Udjidji am Tanganyika erreicht hat. Hier findet sie Anschluß an den Torso des englischen Kap—Kairo-Telegraphen, die gigantische Schöpfung des Cecil Rhodes, die aber nach dem Tode ihres genialen Urhebers (26. März 1902) gerade bei Udjidji ins Stocken geraten ist, infolge eines nördlich davon gelegenen, etwa 150 km langen, außerordentlich schwierigen Sumpfgebietes. Daß unter solchen Umständen auch ein Anschluß des deutsch-ostafrikanischen Telegraphen an die Linien des Kongostaats geschaffen und damit der transafrikanische Ost-West-Telegraph einst Tatsache werden wird, ist selbstverständlich. Frankreich kann sich dann durch ein kurzes Kabel von Dar-es-Salaam nach Madagaskar auch mit diesem fernen Kolonialreich eine sichere, nicht-britische, telegraphische Verbindung schaffen.

Kommen alle die genannten Pläne zur Ausführung, so sind Deutschland sowohl wie Frankreich auch im Verkehr mit ihren afrikanischen Kolonien tatsächlich unabhängig von den britischen Linien und der britischen Kontrolle. Dann erst wird man von einer wirklich erfolgreichen Durchbrechung des englischen Kabelmonopols sprechen können, das heute noch auf der Kulturwelt lastet, wenn auch nicht mehr so fühlbar, wie noch vor etwa 5 oder 10 Jahren. Die bisherigen großen Erfolge der deutschen Kabelpolitik und das zielbewußte, energische Vorgehen der deutschen Regierung zur Schaffung eines deutschen Kabelnetzes dürfen uns hoffen lassen, daß auch jene weitschauenden Pläne, soweit Deutschland daran beteiligt ist, einst Wirklichkeit werden!

Digitized by Google

Zur ästhetischen Weltanschauung.

Von Eduard Spranger.

Ein unwiderstehlicher Drang treibt den Menschen, die Ekstase zu suchen. Indem sie ihn über das hinaushebt, was an unserem Weltbild unvermeidlich auf eine materialistische Deutung hinweist, scheint sie neue, ungeahnte Kräfte in ihm zu entfesseln und ihm eine Welt zu erschließen, in der der schöpferische oder hingebend genießende Geist sein eigentliches Dasein hat. So vielfältig daher das Leben selbst, so viele Gestalten nimmt dieser Enthusiasmus an. Nicht nur im religiösen und ethischen Dasein gibt es eine solche Begeisterung, sondern auch im rein intellektuellen; ja sie ergreift selbst die untergeordneten Kräfte in ihrem Wirken und schafft hier wie dort ein Machtgefühl, das beglückt und berauscht. Jeder Mensch lebt vorwiegend in einer von diesen Formen, und man kann den Typus solcher Daseinsgestaltungen wissenschaftlich zergliedern, wie ihn die Dichtung durch Phantasie erfaßt. Shaftesbury durchschaute zuerst diese eigenartigen Zusammenhänge. Er war es, der den religiösen Enthusiasmus durch seine liebenswürdige, weltfreudige, ethisch-ästhetische Schwärmerei verdrängte. Ein Stück von seinem Geiste lebte auch noch in Fichtes ethischem Idealismus fort, der lange Zeit hindurch die Grundstimmung bei den Edelsten und Tatkräftigsten der deutschen Nation blieb. Heute geht eine mächtige Strömung dahin, die höchststehenden Menschen ganz in die Sphäre des ästhetischen Genusses zu heben, sie immer sensibler für den feinsten, verborgensten Reiz des Schönen in Kunst und Natur zu machen und sie schließlich mit allen Kräften ihres Daseins in dieser Bestimmung des Genusses aufgehen zu lassen. Das Ideal rein ästhetischer Lebensgestaltung hat die moderne Menschheit schon mehr als einmal mit ungeheurer Gewalt ergriffen. Eine Fülle von Zeugnissen belehrt uns über die psychologische Dialektik, die sich immer wieder an dieser Ethik des Genusses offenbart hat, so daß wir im folgenden moderne Erfahrungen mit denen vergangener Zeiten durchschlingen können.

In seiner Lebensbeschreibung meint Goethe, er hätte schon früher den Zugang zur Philosophie gefunden, als es tatsächlich geschah, wenn ihn sein erster philosophischer Freund und Lehrer von vornherein auf die Hauptfrage hingewiesen hätte: „Er hätte mir nur sagen dürfen, daß es im Leben bloß aufs Tun ankomme,

Digitized by Google

das Genießen und Leiden finde sich von selbst." So sprach der gereifte Mann, der bereits jene Wandlung in sich erfahren hatte, die der zweite Faust zum Ausdruck bringt und die ihn der Fichteschen Richtung so unerwartet nähert. Aber das Urteil verrät überdies die rationalistische Wendung des Alters. Hatte er doch selbst zu anderer Zeit erklärt, daß jedem Lebensalter seine eigene Philosophie zukomme. Nimmermehr also hätte jene These im Munde seines Freundes seine Entwickelung in der Weise abkürzen können, daß ihm die Epoche seines Lebens erspart worden wäre, in der er alles auf den Genuß stellte und alles vom Genuß erhoffte.

Denn keine Kraft der Seele hat er mit den Genossen seiner Jugend höher gefeiert, als die Kraft zu genießen. „Immer mächtiger werden zum Genuß!" das war die Parole der Stürmer und Dränger, als die Woge des Shaftesburyschen Enthusiasmus aus England herüberflutete und der wiedererwachte Geist der Renaissance alle die Regungen des Gefühls neu entfesselte, die seit langem unter der Decke der rationalistischen Formen erstarrt waren. Weggeblasen war alles Theologisieren und Vernünfteln: nun entzündete sich Leben und Kraft der edelsten Geister an dem unerschöpflichen Reichtum der Natur und einer neu emporblühenden Kunst, deren Sprache die vollen Farben der Wirklichkeit zum Ausdruck zu bringen wußte. Über die ganze Welt breitete sich ein ästhetischer Schimmer. Schien es doch als ihr letzter Zweck, in ihren Geschöpfen sich selbst zu genießen. So strebte denn ein jeder, das Wehen dieses allbelebenden Hauches, die Harmonie und die Kraft, das Göttliche und Unendliche in vollen Zügen einzuatmen. „Anbetend schwebte die Seele im Äther des Schönen," und weit hinter ihr lag alles, was den „Erdensohn" ausmachte. In diesem Rauschtaumel schloß Goethe den Seelenbund mit Friedrich Heinrich Jacobi. Es ist kein Wunder, daß sie sich in späteren Jahren auf irdischem Boden so schwer wiedererkannten. Damals aber war ihr Sinn gleich offen für den Genuß des Unendlichen; gleiche Quellen der Kraft hatten sie gegenseitig in sich entdeckt. Was Jacobi am 21. Oktober 1774 nach Empfang des Werther in der ersten Begeisterung an Goethe schrieb, darf uns als Glaubensbekenntnis dieser ästhetischen Weltanschauung gelten: „Der endliche Geist wird immer bedürfen, immer streben, erringen, sammeln und verzehren: aber wenn er nun einen Augenblick den diesseitigen Grenzen entrissen wird, von den jenseitigen noch keinen Drang fühlen kann, und im seligen Genuß allein sein

Digitized by Google

Dasein hat: o der unnennbaren Wonne! Wie er da so herrlich schwebt der Liebende, ein Teil des Allgenugsamen, alles selbständig, alles ewig mit ihm, und er ewig in allem." Wie es in allen metaphysischen Dichtungen geschieht, so hatte auch hier das Selbst all seine Wünsche und Erfahrungen über das All ausgebreitet, es mit Geist von seinem Geiste bekleidet, um sich in ihm zu spiegeln und aus ihm neue, belebende Kräfte einzuatmen. Denn eben die Kraft war es, ohne die jene Dichtung nicht aufrecht erhalten werden konnte:

„Erhabener Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen."

So kehrt denn dieses Faustische Gebet um Kraft zum Genuß immer wieder. In dem innigen Verwandtschaftsgefühl mit der unendlichen Natur, wie es in dem ästhetischen Pantheismus Shaftesburys und seiner Jünger Ausdruck gefunden hatte, wurzelt der Wunsch, eine „immer schöner klingende Saite auf der Laute der Natur" zu werden. Aber hier spalteten sich die Ideale der künstlerischen Jugend: Die einen suchten das Höchste in der schöpferischen Kraft: sie wollten ein unbändiges Sichausleben, das nur durch die Gesetze des Geschmackes geregelt wäre. Auch dies hatten sie von Shaftesbury gelernt, daß das „Genie" Sitte und Tugend frei aus sich erzeuge. Denn „was ist edler als das Herz des Edelgeborenen?" Andere aber fanden höheres Glück in der immer feineren Durchbildung des rezeptiven Vermögens, das rein und voll in sich aufnimmt und die gleiche Harmonie wieder von sich strahlt. So entfaltet sich das Ideal der „schönen Seele"; „Menschen von hochrektifiziertem Gefühl," so nannte sie der einfach-schlichte Jung-Stilling. Wie aber beide Richtungen oft in ein- und demselben Menschen zusammentrafen, so waren sie auch einig über das letzte ethische Ziel: Genußfähigkeit, und als höchsten Gipfel des Erstrebenswerten: „Selbstgenuß".

Wohl niemals hat ein solcher Enthusiasmus die Menschen ergriffen — es sei denn in den Tagen der Renaissance und eines Giordano Bruno — wie in diesen wenigen Jahren, deren Stimmung in der Sentimentalitätsperiode unserer Literatur, auch „Sturm und Drang" genannt, ihren Niederschlag gefunden hat. Man möchte meinen, daß hier das Menschheitsgefühl seinen höchsten Grad erreicht und am vollendetsten den Dunst und Qualm des Erden-

Digitized by Google

lebens von sich gestreift habe. Um so überraschender, diesen stolzen Flug, diese scheinbar gelungene Ekstase an sich selbst scheitern zu sehen.

Wir befinden uns an der Grenzscheide des Psychologischen und Metaphysischen. Solange wir Menschen kennen, haben sie sich das „Märchen vom Glück" zugeraunt. Sollte es einer feinfühligen Lebenskunst niemals gelingen, einen einigermaßen dauernden Kompromiß zwischen dem sehnenden Selbst und der umgebenden Welt zu erreichen? Sollte die Seele immer wieder auf die asketische Selbstzucht ihrer Triebe hingewiesen werden, draußen aber niemals ein Genüge finden? Es gibt Menschen, die sich zu diesem letzteren Schritt niemals entscheiden. Mit Epikur meinen sie, daß es nur einer kunstvollen Technik und einer Veredelung des Begehrens bedürfe, um der Welt eine bleibende Befriedigung abzugewinnen. Andere aber beginnen nach den ersten, schmerzlichen Enttäuschungen jenen Rückzug auf sich selbst und folgen so dem anderen dieser beiden ewigen Typen ethischer Lebensgestaltung: dem stoischen.

Die Stürmer und Dränger glaubten enthusiastisch an Schönheit und Reichtum und Glückfülle in der Welt. Hatten sie doch über alles Materielle und Sinnliche sich weit erhoben und ihre Phantasie nur dem edelsten, von idealer Schönheit erfüllten Genuß eröffnet. Aber eine dunkle Ahnung beschlich sie früh, daß dies alles doch nur eine Spiegelung ihrer eigenen, frisch quellenden Kräfte sei. Daher ihr Gebet um Kraft zum Genuß. Erlahmten die Flügel mitten in diesem beseligten Schweben, wie furchtbar mußte der Fall aus solchen Höhen allen Glauben vernichten!

Wir alle wissen, daß nicht nur das Schwelgen im Sinnengenuß den Stachel der Unbefriedigtheit zurückläßt, sondern wir kennen auch die Leere, die die bloße psychische Erhebung zurückläßt, wenn sie uns berauscht, ohne die tätigen Kräfte in uns zu beleben. Dann erscheint die Gegenwart als ein fühlloses, stumpfes Vegetieren neben der Erinnerung an die genossene Lebensintensität. Gäbe es nicht Arbeit und Betäubung im Beruf, wäre alle Zeit jenem passiven Aufnehmen und Sichtragenlassen von den Wellen gewidmet, so würde der Durst nach Steigerung dieser Hochgefühle ins Unendliche wachsen. „Immer mächtiger zu werden zu noch größerem Genuß," das ist die Tantalusqual dieser höchstkultivierten Epikureer.

Aber wer die Psyche kennt, der weiß, wie begrenzt und gering die Fähigkeit zu genießen ist. Sie selbst ist so wandelbar, den

Digitized by Google

Stimmungen unterworfen. Eine Minute höchster Erhebung büßt sie mit Stunden desto tiefer empfundener Dumpfheit. Wollen wir wieder Goethes Zeitgenossen befragen, so hören wir Wieland: „Was für ein seltsames, wunderbares, mysteriöses Ding unsere Seele ist! Was sie nicht empfinden, was sie nicht einbilden, was sie nicht tun kann! Gibt es nicht Augenblicke, worin sie das Erhabenste, was die Orpheus und Pythagoras von ihr gesagt haben, rechtfertigt? Und ist es nicht jammerschade, daß es wieder andere Augenblicke gibt, wo diese Göttin nur eine Grasnymphe ist?" So beseligt sie im Augenblick ist, wenn alle metaphysische Qual sich ihr auflöst in einen ästhetischen Pantheismus, bald erfüllt sie wieder der quälende Gedanke, „daß diese Welt so weit ist, alle Töne in ihr so verhallen". (Jacobi, Allwill.) Da geschieht es wohl, daß Shaftesburys unendlich reiches, allbelebtes und alliebendes Universum, zu dem das Selbst sich erweitern möchte, nun plötzlich nur als ein „ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" erscheint. Den ganzen Werther könnte ich zum Belege hierhersetzen; aber vielleicht liegt uns das Verständnis für den Faustischen Drang näher. Das ist das Verhängnis des Menschen, der nach Genuß schmachtet, daß ihm kein Augenblick erscheint, zu dem er sagen dürfte: „Verweile doch, du bist so schön"; denn kaum will der Friede erblühen, so regt sich die andere Stimme, die da spricht:

„Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen."

So ist denn jener Enthusiasmus immer nur ein zeitweises Aufflackern; aber von dem ganzen Leben vermag er nicht Besitz zu ergreifen. Nur flüchtige Augenblicke dauert die Ekstase, um dann von einem völligen Ekel, einem gänzlichen Weltschmerz verdrängt zu werden, und so hoch das Leben sich zunächst erhoben glaubte, so tief und tiefer findet es sich jetzt vernichtet. —

Aber nun geschieht etwas Seltsames: auch in dem Schmerz baut sich das Streben nach Genuß an und weiß sich mit Wonne in das Leid hinein zu graben. Mag es sich an seiner einsamen Größe weiden, an seiner Verlassenheit und Unverstandenheit, oder an dem tragischen Mißverhältnis seines Geschicks: immer ist es das Gefühl, das so ganz zur Herrschaft gelangt ist und sich in seinem Reichtum spiegelt, um sich nun an seinen eigenen Regungen eine neue Quelle des Genusses zu erschließen. In der Kunst dieses Selbstgenusses offenbart sich erst das eigentliche Wesen der schönen Seele; Schwermut gibt ihr den eigenen Reiz. So sind denn

Digitized by Google

schon von Geburt Enthusiasmus und Sentimentalität verschwistert; sagte doch selbst Shaftesbury, daß der Enthusiasmus nie ohne eine gewisse Melancholie sei; seinen Schülern in Deutschland blieb die gleiche Erfahrung nicht erspart. Herder war wohl derjenige, der ihr noch am tapfersten widerstand; aber Goethe zollte ihr kräftig seinen Tribut, und doch entstand der „Werther" in derselben Zeit, in der ihn das Kraftgefühl eines Götz durchdrang. Und so zieht sich der „Trost in Tränen" durch die Romantik bis in den modernsten Pessimismus hinein.*) Denn auch „der große leidende Mensch" Nietzsches gräbt sich mit Wonne in sein Elend hinein; seine Leiden spenden ihm höheren Genuß als seine Freuden. Gerade das Bewußtsein, daß leben leiden heißt und kein Gott dem Menschen dieses Schicksal abnehmen kann, erfüllt ihn mit Enthusiasmus für die heroische Größe dieser Aufgabe. So hätten wir denn den pessimistischen Zug, der den modernen Stoizismus von allen seinen antiken Vorbildern unterscheidet.

Zu der stoischen Lebensgestaltung nämlich schlägt hier das ursprüngliche Streben nach genießendem Aufgehen in einer Welt der Schönheit bereits um. Nicht dem eigenen Unvermögen, sondern den Unvollkommenheiten der umgebenden Wirklichkeit wird dieses Scheitern der Ekstase zugeschrieben. Nicht allenthalben ist die Natur schön, sondern sie kann auch gewaltsam, rauh, fühllos, ja häßlich erscheinen. Selten hat der ästhetisierende Schwärmer einen Sinn für das wirklich Erhabene; wohl schon deshalb, weil Kant noch immer recht zu haben scheint, daß es sich auch an die sittlichen Kräfte des Subjekts wendet. Noch häufiger aber begegnen wir den Klagen über die Dumpfheit und Empfindungslosigkeit der menschlichen Gesellschaft. Zwar im eigenen Kreise ist alles so zart und feinfühlig abgetönt, daß man nie ohne Rührung die gegenseitige Vollkommenheit genießt. Aber das eigentliche Leben der großen Masse draußen spricht eine ganz andere Sprache. So widerstreitet überall die Wirklichkeit der unbekümmert dichtenden Phantasie, und so zart man auch das Herzchen hütet — fast wie ein krankes Kind — früher oder später versetzt ihm doch die rauhe Tatsächlichkeit den tödlichen Stoß. Und wo sich mit dieser Erfahrung ein sicheres ethisches Empfinden verbindet, da taucht auch bald das Bewußtsein auf, daß diese durchgebildete Sensibilität himmelweit verschieden von eigentlicher Sittlichkeit ist; daß es keine Moralität gibt ohne erprobte Grundsätze und Verständnis

*) Vgl. m. Aufsatz über Hölderlin. „Gegenwart" 1904.

Digitized by Google

für das, was der „erhabene Name Pflicht“ beſagt. Denn Kant, den wir hier zitieren, iſt in ſeiner Ethik nur aus einem ſolchen hiſtoriſchen Zuſammenhange verſtändlich. Jacobis Roman „Allwill“ hingegen, ein getreues, in der pſychologiſchen Selbſtanalyſe nicht minder vollendetes Gegenſtück zum Werther, zeigt, wie die ethiſche Genialität mit unentrinnbarem Zwange in den Hafen des Stoizismus einmündet. Die ſtürmiſchen Hoffnungen, die Welt allein im äſthetiſchen Lichte zu ſehen, erfüllen ſich nicht: ſo bleibt denn nur ein Mittel: die „Seele ſtiller zu machen“, durch Selbſtkultur das raſtloſe Herz zur Ruhe zu bringen. „Seitdem ich dies anſchauend erkenne, bin ich viel gelaſſener, viel ſtiller; ich hoffe weniger und ſuche mehr zu genießen. Da wäre ja wohl Gewinn! — Aber ich kann es hierin noch nicht weit genug mit mir bringen. Da bei mir alles viel tiefer eingeht und viel länger haftet, als bei anderen, ſo muß mein Herz auch mehr ahnden — und da kömmt denn unverſehens wieder ein Wunſch — eine Hoffnung zum Vorſchein, die unterdrückt werden muß.“ So bekennt Jacobis Woldemar; aber ſchon bei ihm regt ſich ein Vorgefühl von der Poſitivität des Leidens, die der modernen Weltanſchauung ihren eigenartigen Stempel aufdrückt. Reſignation, Zurückziehen auf ſich ſelbſt — ſo endet der Dienſt des Genuſſes in der Stoa.

Ein tiefes metaphyſiſches Geheimnis wird von dieſer ethiſchen Erfahrung umſchloſſen: das Selbſt und die Dinge draußen, verwandt und ewig getrennt, führen ſie einen Kampf miteinander, der andauert, ſo lange Menſchen gelebt haben und leben werden.

Denn nicht die Unbeſtändigkeit des Subjekts allein verſagt ihm eine bleibende, gleichſchwebende Glückſeligkeit. Es ſpielt eine andere Erfahrung hinein, die den Stürmern und Drängern gleichfalls aufging:

„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt!“ Aller Genuß ſtrebt nach Vereinigung. Was ich genieße, mache ich zu einem Teil meiner ſelbſt. Darum bedarf ich der Kraft zum Genuſſe. Ich ſelbſt muß weit und mächtig ſein, damit Vieles und Großes in mir Platz habe. Ein geheimnisvoller Vorgang, wie das äußere Schöne in mich hineintritt und mein eigenes Sein vermehrt. Das iſt jener Augenblick, von dem Schleiermacher ſagt: „er ſei flüchtig und durchſichtig wie jener Duft, den der Tau Blüten und Früchten anhaucht, er ſei ſchamhaft und zart wie ein jungfräulicher Kuß, und heilig und fruchtbar wie eine bräutliche Umarmung.“ Aber dieſe Vermählung mit dem Leben und der Seele des Gegenſtandes dauert eben nur einen flüchtigen Augenblick; dann tritt

Digitized by Google

Subjekt und Objekt auseinander und das Identitätsgefühl weicht dem Bewußtsein einer unüberbrückbaren Getrenntheit. Die völlige Vereinigung mit dem Gegenstande kann nicht erreicht werden; nach ihr aber strebt der ästhetische Genuß. Deshalb prägt sich in keiner Weltanschauung das Verwandtschaftsgefühl mit dem All stärker aus als in der des Künstlers. Seele mit Seele zu durchdringen ist der eigentliche Zweck seines Schaffens; aber auf jede Entzückung und halb vollzogene Vereinigung folgt ein Gefühl der Übersättigung, das an Ekel grenzt. So geht es nicht nur mit den Werken der Natur und Kunst, sondern auch in der eigentlich psychischen Zuneigung, deren Wesen so seltsam zwischen Freundschaft und Liebe schwankt (beiläufig bemerkt wiederum ein Problem, mit dem Jacobi gerungen hat). Die berauschende Hoffnung eines vollen Aufgehens ineinander stimmt sich herab bis zu der ganz leise hallenden Harmonie eines täglichen Zusammenlebens. Der längst vergessene, aber so feinsinnige Philosoph Hemsterhuis hat dieses Streben nach Seelenvereinigung in einer reizenden Weltanschauungsdichtung zu einem Grundprinzip der Welt gemacht. Er zeigte, wie schon bei den einfachsten Gegenständen der Kunst das ästhetische Wohlgefallen bald in Gleichgültigkeit oder Übersättigung übergeht. Und im Anschluß an ihn hat dann Herder in dem kleinen Aufsatz: „Selbstheit und Liebe" die beiden Pole einander gegenübergestellt: Das aneignende Aufgehen in der Liebe zum All und das unvermeidliche, beschränkte Eingeschlossenbleiben in den kleinen Raum des Selbst. Nur an diesem kleinen Pünktchen erfasse ich das All; hin und wieder blitzt ein Funke von ihm in mich hinüber; aber als Ganzes bleibt es mir kalt und stumm.

„Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!" Dieses Gefühl ergreift uns wohl nirgends so als beim Naturgenuß. Denn noch haben wir die geheimnisvoll belebenden Kräfte, die von ihr aus in unsere Seele wirken, nicht erkannt. Der schöpferische Maler wird von ihr mit dauernder Macht ergriffen und erfüllt. Aber das unkünstlerische Auge erfährt gerade hier mit Unbehagen, daß es nicht malen, nicht festhalten kann; daß es ein Rausch ist, der verfliegt und dessen metaphysische Offenbarungen darum gleichfalls keine bleibende Bedeutung für das Dasein haben. Vor mir liegt die herrlichste Landschaft in Abendsonneglut. Bin ich gestimmt, so fesselt sie mich, sie entzückt mich, erregt mich; aber bald erfahre ich es: sie bleibt kalt und fremd. Jacobi fühlte sich in solchen Augenblicken geradezu vernichtet.

Digitized by Google

Wir besitzen sein Selbstgespräch: „Unzerstörbar doch, obschon hinfällig. — Bangst mein Herz, zagst, gedenkst in Abgrund zu schwindeln, willst davon, hinunter, willst und kannst nicht sinken, wirst immer wieder aufgeschwungen von innerlicher Kraft in dir.“ Also wieder dieses eigentümliche Zurückziehen auf sich selbst, und — das ist das Interessante — der Übergang von der reinen Rezeptivität zum Messen der eignen tätigen, sittlichen Kräfte. An Ähnliches dachte wohl auch Goethe, wenn er sagte: „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.“ Aber wir brauchen nicht bei ihm und seinen Zeitgenossen stehen zu bleiben, um solche Erfahrungen zu hören. Der Maler selbst, der grüne Heinrich bekennt: „Ich habe erst später erfahren und eingesehen, daß das müßige und einsame Genießen der gewaltigen Natur das Gemüt verweichlicht und verzehrt, ohne dasselbe zu sättigen, während ihre Kraft und Schönheit es stärkt und nährt, wenn wir selbst, auch in unserm äußern Erscheinen, etwas sind und bedeuten, ihr gegenüber.“

Und damit hätten wir eigentlich schon den Konflikt in dieser Tragödie des Genusses zur Lösung gebracht und den Kreislauf zu Goethes Wort, von dem wir ausgingen, geschlossen. Der fein organisierte Mensch, der auf Genuß ausgeht und in rein passiver Betrachtung die höchste Erhebung zu finden hofft, wird durch die psychologische Dialektik dieser ästhetischen Weltanschauung unvermeidlich zu einsamer Selbstzergrübelung getrieben. Wenn Nietzsche sagt: „Schließlich erlebt man nur noch sich selbst,“ so liegt darin auch, daß man nur noch sich selbst genießt. Es mag ein erhabenes Gefühl sein, so viel Reichtum einsam in sich zu verschließen. Aber es ist doch auch ein gefährliches Beginnen; wohl nie wird es ohne ein gut Teil Selbsttäuschung unternommen. Darum war für die Heroen unserer klassischen Literatur dieser ästhetische Rausch nur ein Durchgangsstadium, auf Grund von dessen Erfahrungen sie in strenger Selbsterziehung ein neues Lebensideal schufen. Denn auch die ethische Gestaltung des Daseins ist Kunst. Nur den ganz großen Genien gelingt es, auch auf diesem Boden schöpferisch und selbsttätig zu sein. Die übrigen mögen sich an das halten, was die Geschichte ihnen als lebensfähig erprobt hat. Reichtum und Mannigfaltigkeit ist da noch genug. Das Spiegelbild der Sentimentalitätsperiode, das wir unseren modernen Ästhetikern unvermerkt vorhalten wollten, mag zu harmlos gewesen sein gegenüber dem pessimistischen Solipsismus, dem sich heute bereits die Sechzehnjährigen resigniert

Digitized by Google

ergeben. Ist es nicht schade, daß so viel Empfänglichkeit, so viel gesundes Kunstempfinden verloren gehen soll, weil man Ansprüche an den Kunstgenuß stellt, die er niemals erfüllen kann, da sie auf einer falschen Auffassung vom Wesen der Kunst beruhen? Die Kunst kann Tätigkeit beleben und verstärken, aber die Hingabe an sie ist nicht das Leben selbst, am allerwenigsten ein intensives, inhaltvolles Leben. Produktivität, nicht Sensibilität vermag den Menschen dauernd zu befriedigen. Mag es selbst sein, daß diejenigen recht haben, die in beiden nur zwei verschiedene Rauschmittel sehen, so ist doch das erste das Erprobtere, dem normalen Menschen Angemessenere. Denn die Muse vermag wohl zu begleiten, nicht aber zu leiten. Daß es in erster Linie aufs Tun ankomme, bezeichnet Goethe als die entscheidendste Einsicht der Philosophie. Genießen und Leiden finde sich von selbst. Wo sich ein kräftiges, starkes Leben, mit großen Zielen und ernstem Pflichtgefühl entfaltet, wird eine gleich echte Kunst als eine natürliche Frucht emporblühen. Denn vom Leben aus wird die Kunst verstanden; der umgekehrte Weg gleicht alchymistischen Träumereien. Aber weil wir heute so wenig den Weg ins Leben zu finden wissen, will man uns mit Kunst überfluten. Unsere Weltanschauung soll durchaus eine ästhetische sein, müßte man auch durch die Schaffung von „Bünden“ sich künstlich dazu aufreizen. Es liegt etwas Ungesundes in solchen Bestrebungen; aber auch ein Zeugnis für den gänzlichen Mangel an feinerem Kunstsinn. Wahre Kunst drängt sich nicht auf, sondern ergreift unmerklich von uns Besitz, baut sich in uns an und macht uns alles Große und Edle leicht, weil sie selbst in solcher Gestalt wahr ist und darum veredelnd zu wirken vermag. Aber daß alles in der Welt Schönheit und Freudenrausch sei, ist eine große Lüge, vor der wir uns selbst und die Jugend behüten müssen. Ist es auch eine feingesponnene und übertünchte Unsittlichkeit, die im reinen Ästhetizismus steckt, so birgt sie darum nicht geringere Gefahr.

Digitized by Google

Abendfarben.

(Vitznau.)

Von Hermann Hesse.

Ende August. Eine lange Reihe prachtvoll heißer Tage und klarer, glühend herrlicher Abende glänzte über dem See. In dieser Zeit ruderte ich Tag für Tag zur Stunde des Sonnenunterganges langsam von der „Matt“ her nach Vitznau zurück und hatte Tag für Tag mit geringen Änderungen denselben Anblick des Sees gegen Luzern, wo sich die Sonne auf die weißlich umdünsteten Hügel senkte. Der See war jedesmal um diese Stunde fast völlig ölglatt, nur selten von einem leisen, warmen Winde bestrichen, der die Fläche nur schwach und stellenweise kräuselte.

Dieser oft wiederholte Anblick hat sich mir so schön und fest eingeprägt, daß ich ihn wie ein oft gelesenes Lied jederzeit wecken und wieder genießen kann. Wenn ihr wollt, kann ich ihn euch mit der Treue einer Chronik beschreiben. Stellet euch vor, ihr säßet im kleinen Ruderboot zwischen Matt und Lützelau, mitten auf der Seebreite, und bewegtet euch langsam gegen Vitznau, dem ihr als Ruderer also den Rücken zukehret. Nur müßt ihr euch keine Bootfahrt mit Gesellschaft, Gesang und Gespräch vorstellen, nicht einmal eine Fahrt zu zweien mit einem Freund oder mit einer Braut, sondern ihr müsset allein sein und müsset etwas von der leidenschaftslosen Liebe des Einsamen in euch tragen. Dann sehet ihr folgendes:

Vor euch steht scharf und dunkel die schmale Bootspitze gegen die glänzende Seefläche. Das Wasser hat noch die tiefgrüne Färbung des Spätnachmittags und schimmert weiter hinaus in bläulich weichem Silberton, welcher langsam, fast unmerklich einen süßen, zarten Anflug von Gold bekommt. Gegen den Bürgenstock verdunkelt sich das Wasser in vielen Übergängen bis zu einem schweren Tintenblau, von welchem der weißgelblich helle, schmale Uferstreif sich seltsam abhebt. Ohne diesen lichten Streifen, der vom Durchschimmern des hellen Strandgesteins herrührt, würde das Ufer nach dieser Seite viel ferner erscheinen, der weißliche Strich zieht es dem Auge fast gewaltsam näher. Das stark beleuchtete, hellgrüne Ufer der Rigiseite hat denselben Uferstreifen,

Digitized by Google

der hier jedoch unauffällig mit der lichten Seefarbe verschwimmt. Hier spiegelt sich auch die langgezogene Wand des Rigi mit den rötlichen Felstürmen und hellen Matten klar und unverändert, während jenseits der Spiegel der Hammetschwand nur wie ein trüber Schatten im Wasser liegt.

Jetzt beginnen die einzelnen weißen Wölkchen über euch sich goldig zu färben. Ihr blickt nach der niedrig stehenden Sonne und bemerket dabei, daß in der Ferne der See nicht mehr bläulich und silbern, sondern völlig goldglänzend wie eine blanke Messingscheibe ist. Und die Grenze des Goldfeldes rückt zusehends näher, fast bis zu den Schiffländen von Kehrsiten und Weggis, mit einem schwach blendenden, dem Auge aber noch wohl erträglichen Geleucht.

Und nun beginnt die Sonne tiefer zu leuchten und größer zu werden. Was vom Boot aus noch von grüner Seefläche zu sehen war, hüllt sich in ein großes Farbenspiel, das zwischen Gold und Rotbraun in allen Nuancen leuchtet und an windbewegten Stellen zum brennenden Scharlach wird. Hier hört die Zuverlässigkeit des Sehens auf, und werden alle Farbennuancen ungewiß; ihr könnet nur zurückgelehnt mit tiefem Erstaunen ein Meer von warmen, rot und goldenen Tönen wahrnehmen, das in unerhörten Rhythmen flutet und immer wechselt uud immer dasselbe ist.

Das dauert an klaren Tagen so lange, bis die Sonne den Horizont berührt. Da wird sie tief rot und köstlicher, als sie je am Tage war; aber ihr sehet sie kaum, denn euer Auge hängt am See, der sich plötzlich wunderbar verwandelt hat. Er ist, so weit ihr blicket, mattgolden mit blaugrünem Anhauch, so wie in Kürze der westliche Himmel aussehen wird. Und mitten durch die goldene Flut geht eine breite und unendlich lange Brücke aus Feuer, beim fernen Ufer rot und licht beginnend und endigend in einer maßlos tiefen, satten, purpurnen Lohe. Das ist der Spiegel der roten Sonne während der Minuten des Untergangs. Ganz nahe vor eurem Boot seht ihr sie glühen und verbrennen, bis sie in einem goldig braunen Schimmern erlischt. Ihr schauet empor. Auch am Horizont ist sie verschwunden, von jenseits rötet sie Luft und Wolken und wirft euch die Hügel, hinter welchen sie sinkt, mit scharfen Konturen überraschend und seltsam entgegen. Indessen verleuchtet der See langsam, langsam und kleidet sich im Erlöschen in phantastisch schöne, schwelgerische Traumfarben, deren Anblick eure Seele wie ein mächtiges Lied oder wie eine uralte, wunderbare Sage berührt.

Digitized by Google

Es wurde ſpät und nun rudert ihr raſch. Ihr wendet euch im Sitze, um rückwärts die Weite des Weges zu meſſen. Und dabei ſehet ihr, wenn ihr ſcharfäugig ſeid, über dem Bauen und den Urner Bergen im ſchnell dunkelnden Himmel ſchon erſte, zage Sterne ſchwimmen.

Die gegenwärtige Lage des Deutſchtums in den Ländern zwiſchen Drau und Adria.

Von von Bothmer.

[Teil II.]

Unter den Verbündeten der Slowenen iſt an erſter Stelle die römiſch-katholiſche Kirche zu nennen. Die Oberhirten der hier hauptſächlich in Betracht kommenden Diözeſen Gurk (Klagenfurt) und Lavant (Marburg) ſtehen an der Spitze aller deutſchfeindlichen Umtriebe. Dr. Kahn, Fürſtbiſchof von Gurk, zieht Jeſuiten zur Erziehung der Geiſtlichkeit heran, ruft tſchechiſche Seelſorger ins Land, wirkt bei dem friedlicher geſinnten älteren Klerus darauf hin, daß er ſich einen durchaus ſlawiſchen Nachwuchs heranbildet, und fördert ſo mit allen Hebeln, die ein hoher Kirchenfürſt in Bewegung zu ſetzen vermag, die Ziele der ſloweniſchen Kriegspartei. Dieſe ihrerſeits bietet alles auf, um das jahrhundertelang friedlich geweſene Zuſammenleben der beiden Völker zu ſtören. Zahlreiche deutſche Stadt- und Landgemeinden, Klagenfurt und Villach an der Spitze, legten ſchon gegen des Biſchofs Vorgehen Verwahrung ein; 1894 kam es ſo weit, daß ſogar die amtliche „Klagenfurter Zeitung“, die von einer Begünſtigung des Deutſchtums gewiß frei zu ſprechen iſt, die maßloſe Hetze der windiſchen Geiſtlichkeit ernſtlich mißbilligte. Aber alles das bleibt erfolglos; Deutſche ſind ausgeſchloſſen von der chriſtlichen Liebe des windiſchen Prieſters.

Digitized by Google

Genau so liegen die Verhältnisse in Untersteiermark. Dr. Napotnik, Fürstbischof von Lavant und Slowene nach Geburt und Gesinnung, betreibt den Kampf gegen alles Deutsche gleichfalls mit Nachdruck. In seiner Diözese kommt es oft vor, daß slowenische Geistliche auch in überwiegend deutschen Gemeinden ihre priesterlichen Verrichtungen nicht in der ihnen verhaßten deutschen Sprache ausüben, sondern gegen den ausdrücklichen Willen der deutschen Mehrheit slowenischen Gottesdienst einführen. So wandten sich z. B. die Pfarrinsassen des beinahe ganz deutschen St. Bartholomä bei Hohenmauth mit einer Eingabe an den Fürstbischof, in der es u. a. hieß: „Unsere heutige Beschwerde ist keine Klage gegen den hohen Priesterstand, wenn schon es uns tief in der Seele schmerzt, daß gerade das deutsche Volk in unserem Vaterlande von seinen geistlichen Ratgebern verlassen ist, während alle übrigen Völker, wie unsere windischen Religionsgenossen genug Priester besitzen, die in getreuer Erfüllung ihrer heiligen Pflichten auch zu ihrem Volke in Liebe und Treue stehen. Bitten aber dürfen wir für uns und unsere Kinder, daß auch uns die Lehre des Christentums jetzt und in unseren letzten Tagen in unserer Sprache wird."

Erfahrungsgemäß bleiben derartige Eingaben fast immer erfolglos, mögen sie auch noch so gut begründet sein. Geistliche deutschen Stammes anzustellen, ist auch in den meisten Fällen unmöglich, weil es an solchen in hohem Grade mangelt. Den slowenischen Geistlichen aber nachdrücklich aufzutragen und auch darüber zu wachen, daß sie auf die Gefühle und Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung Rücksicht nehmen, dazu fehlt es den kirchlichen Oberbehörden teils an Kraft, teils an gutem Willen. Im Bischofspalaste zu Marburg überwiegt eben der Einfluß deutschfeindlicher Zeloten. Das Domkapital ist ganz slawisch, das Priesterseminar wird in einseitig slowenischem Geiste geleitet und durch nationale Gehässigkeiten den Deutschen verleidet. Letztere hören deshalb mehr und mehr auf, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Infolge dieser Zustände sind die Priester deutschen Blutes in Steiermark, Kärnten und Krain sehr selten geworden, obwohl die Gesamtbevölkerung dieser Provinzen überwiegend deutsch ist. 1890 befanden sich in den theologischen Lehranstalten der drei Länder neben 191 Slowenen und 56 Tschechen nur 27 Deutsche, es kamen also auf einen der letzteren mehr wie neun slawische Zöglinge. Übrigens darf man dieser Tatsache kein allzu großes

Digitized by Google

Gewicht beilegen, denn in bezug auf die Haltung der Priesterschaft zur Sprachenfrage ist zwischen deutschen und slowenischen Geistlichen kein großer Unterschied zu bemerken. Beide ziehen im allgemeinen an demselben deutschfeindlichen Strang, und wenn wirklich einmal ein deutscher Priester sich einen Funken von Liebe zu seinem eigenen Volke im Herzen erhalten haben sollte, so wird er durch die Verhältnisse gezwungen, ihn zu ersticken. Denn bei ihm würde auch die schüchternste Betonung deutschen Volksbewußtseins offenbare Ungnade und Zurücksetzung zur Folge haben, wenn nicht förmlich bestraft werden. Bei den Slowenen dagegen steht der streitbare Pfarrer an der Spitze des Heerbannes, wie ein zweiter Kapistran, leitend und anfeuernd und die Seinen auf diejenigen Punkte des politischen und wirtschaftlichen Lebens hinweisend, in denen der Gegner am tiefsten getroffen werden kann. „Nur zugestoßen, ich pariere!" so lautet ihr fanatischer Zuruf. Geistliche in erster Linie haben die nationalen Triebe im slowenischen Volke geweckt. Sie waren es, die im Herzen der Slowenen grimmigen Deutschenhaß entzündeten, sie sind es, die ihn rastlos schüren von der Kanzel herab, im Beichtstuhl, in der Schule und vor allem durch die Presse. Es gibt derzeit an 40 Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften in slowenischer Sprache, außerdem noch einige deutsche Blätter, die gleichfalls in slowenischem Sinne geschrieben werden. Diese Presse, zum weitaus größten Teile von Geistlichen redigiert, oder wenigstens mit Aufsätzen versorgt, enthält nichts als Hetze und abermals Hetze gegen alles Deutsche, gegen deutsche Beamte, die deutschen Lehrer, den deutschen Großgrundbesitz, die deutsche Industrie, die als „Pest des Landes" bezeichnet wird, gegen die deutschen Vereine, Sparkassen und sonstigen Einrichtungen öffentlicher Wohlfahrt. Wenn dann auch noch die deutschen Geistlichen an dieser leidenschaftlichen Hetze eifrig Anteil nehmen, günstigsten Falles aber in herzloser Neutralität verharren, ist es da noch ein Wunder, daß die Deutsch-Österreicher sich ihrer Kirche mehr und mehr abzuwenden beginnen? Bleibt ihnen vielleicht etwas anderes zu tun übrig, wenn sie nicht zu Tschechen oder Slowenen degradiert werden wollen?!

Ein anderer Bundesgenosse des Slowenentums ist ein großer Teil der Lehrerschaft in den gemischtsprachigen Schulen. Es fehlt an rein deutschen Lehranstalten, die doch durchaus notwendig sind, um die Schüler nicht unter den Einfluß deutschfeindlichen Unterrichts geraten zu lassen. Viele deutsche Ortschaften sind mit

Digitized by Google

slowenischen Gemeinden in einem Schulverbande vereinigt. Die Schulen solcher Gemeinschaften sind vorgeblich doppelsprachig, in Wahrheit aber meist nur einsprachig slowenisch. Die deutsche Sprache wird in ihnen geflissentlich vernachlässigt, so daß die in solchen Anstalten heranwachsenden deutschen Kinder Gefahr laufen, ihrem Volkstume für immer entfremdet zu werden. In zahlreichen Fällen findet in den ersten Jahren, die für das spätere Alter grundlegend zu sein pflegen, der Unterricht fast ausschließlich in slowenischer Sprache statt, höchstens in den oberen Klassen auch in deutscher, meistens steht aber auch in diesen letzteren der Gebrauch des Deutschen als Unterrichtssprache lediglich auf dem Papier des Lehrplanes. Die Kinder deutscher Eltern sind in solchen „doppelsprachigen" Schulen zur Entdeutschung geradezu verurteilt. So wird im Bezirke Mureck an der Grenze des rein deutschen Sprachgebietes darüber geklagt, daß in manchen Gemeinden, deren ältere Bewohner kein Wort slowenisch verstehen, infolge dieser Verhältnisse die Kinder aufhören, deutsch zu sprechen, wie auch unter dem Einflusse der Geistlichkeit deutsche Inschriften auf Standbildern und Kapellen, ja sogar auf Grabsteinen durch slowenische verdrängt werden.

Die Ausscheidung deutscher Kinder aus solchen Verslawungsanstalten und ihre Zuweisung an einsprachig deutsche Schulen ist oft nur mit Überwindung großer Schwierigkeiten nach jahrelangen Bemühungen zu erreichen. Hindernisse bereiten übrigens nicht nur das Übelwollen oder doch die gleichgültige Lässigkeit der Verwaltungsbehörden, nicht nur der zähe Widerstand der Slowenen, sondern zuweilen auch die Kurzsichtigkeit der Deutschen, die den Wert der mehrklassigen, doppelsprachigen Schule höher einschätzen, als den der deutschen mit weniger Klassen. In vielen Fällen wurden die Häuser für deutsche Schulen auf Kosten des deutschen Schulvereins gebaut, oder ihr Bau durch namhafte Beiträge möglich gemacht. Solche Schulgebäude stehen dann zuweilen schon jahrelang fertig, der slowenische Gemeindevorstand weiß aber ihre Eröffnung durch allerhand Winkelzüge immer noch zu hintertreiben. Die Erlangung des Öffentlichkeitsrechtes für neugegründete deutsche Schulen und Kindergärten stößt immer auf die größten Schwierigkeiten, viele solche Anstalten haben eine wahre Leidensgeschichte mühsamer und beschwerlicher Kämpfe um das gute Recht der deutschen Eltern, ihre Kinder in der Muttersprache unterrichten und erziehen zu lassen. Landesschulrat und Landesausschuß von Steiermark haben oft schon Beschlüsse gefaßt,

Digitized by Google

die eine bessere Pflege des deutschen Unterrichtes in den Volksschulen des Vaterlandes bezweckten. Allein derartige Maßnahmen bleiben stets wirkungslos, weil die meisten Lehrer aus der ganz slawisierten Marburger Lehrerbildungsanstalt hervorgehen und deshalb deutsche Sprache und Bildung verabscheuen. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß die längst geplante Gründung einer deutschen Lehrerbildungsanstalt für Untersteiermark endlich zur Ausführung gelange. Der Allgemeine und der Wiener deutsche Schulverein und die sonstige Privattätigkeit sind für sich allein nicht imstande, alle im Lande zerstreut liegenden Bruchteile deutscher Bevölkerung mit Schulen zu versehen, und von slowenischen Lehrern kann nicht verlangt werden, daß sie ihren Schülern einflößen sollen, was sie selber nicht besitzen, die Liebe zur deutschen Sprache, zum deutschen Volke.

Viele deutsche Lehrer stehen leider im Banne der Furcht, sie könnten durch die Betonung ihres Volkstumes die nationale Empfindlichkeit ihrer slowenischen Amtsgenossen verletzen, sie wagen es deshalb nicht einmal, ihren Schülern deutsches Volksbewußtsein zur Pflicht zu machen. So kann es dahin kommen, daß deutsche Kinder ihre Schule verlassen, ohne darin von der Zugehörigkeit zu ihrem großen Volke, von den Pflichten der Liebe und Treue zu ihm jemals etwas gehört zu haben, ja nicht einmal wissen, welchem Volke sie eigentlich angehören. Die windische Lehrerschaft ihrerseits kennt solche Bedenklichkeiten nicht und ist in ihrem Sinne rührig an der Arbeit. Unterricht und Erziehung sind vollkommen durchdrungen von slowenisch-nationalem Geiste, der sich stets in Äußerungen des Hasses gegen die deutschen Mitbürger zu erkennen gibt. Es ist vorgekommen, daß slowenische Lehrer, ein königl. kaiserl. Bezirksschulinspektor voran, panslawistische Liederbücher mit berüchtigten Hetzweisen an die Schuljugend verteilten, worauf diese unter Ausrufen des Hasses an deutschen Schulen vorüberzog und deutsch redende Leute öffentlich beschimpfte.

Höchst nachteilig für die deutschen Schulverhältnisse ist es auch, daß slowenische Lehrer es verstehen, durch dreiste Kunstgriffe in der Gemeindeverwaltung das Heft in ihre Gewalt zu bringen. Sie beseitigen dann sofort den deutschen Schreiber und übernehmen dessen Geschäfte selbst. Das pflegt dann sehr bald zum Verderben der deutschen Schule auszuschlagen. In den Berichten des Landesschulrates und Landesausschusses wird dann immer darüber geklagt, daß der deutsche Schulunterricht mehr und mehr zurückgehe. Ein großer Teil der Verantwortung aller dieser Mißstände trifft

Digitized by Google

natürlich die Regierung, und damit kommen wir zu dem dritten im Bunde der mächtigen Deutschfeinde.

Wie allgemein bekannt, wurde die innere Politik Österreichs während der letzten drei bis vier Jahrzehnte mehr und mehr von dem Bestreben geleitet, die Slawen in ihrer planmäßigen Bekämpfung des Deutschtumes zu unterstützen; eine ganze Reihe von Ministerien hat gleichsam gewetteifert in dem Bemühen, alle Schutzwehren, die das Deutschtum der großen slawischen Mehrheit gegenüber noch besaß, unter dem unredlichen Vorwande der Gleichberechtigung aller österreichischen Völker niederzureißen. Den Slawen wurde auf Kosten der Deutschen ein Zugeständnis nach dem anderen gemacht, den Deutschen in allen gemischtsprachigen Kronländern das Heft aus den Händen gewunden. Erfolgten wirklich einmal Maßregeln, die zum Schutz des Deutschtumes getroffen zu werden schienen, so sorgte man schon dafür, daß sie unwirksam blieben, indem man die Ausführung in die Hände solcher Persönlichkeiten legte, die mit den slawischen Parteihäuptern ein Herz und eine Seele waren. Von besonders großer Tragweite war die Verordnung des Justizministers Prazak, nach der in Untersteiermark gegen das tatsächlich vorhandene Bedürfnis Eintragungen in die Grundbücher auf Verlangen einer Partei auch in slowenischer Sprache zu erfolgen haben, wie auch die bezüglichen Aufträge an die Grundbuchämter in derselben Sprache zu erlassen seien. Mit solchen Erlassen will man die deutschen Beamten aus den Behörden planmäßig verdrängen. Bei den Stellenbesetzungen handelt es sich in erster Linie um die Kenntnis der slowenischen Sprache und dann erst um die dienstlichen Sachkenntnisse der Anwärter. Ein Werk der Regierung war auch die Verslawung der Bezirksvertretungen, die auf Wahlen und Schulwesen einen tiefgreifenden Einfluß auszuüben vermögen. Noch vor 20 Jahren waren sie fast überall in Untersteiermark ausschließlich deutsch gewesen. Dann kam der Umschwung. Zahllose slowenische Beamte wurden ernannt, Notariate, die vordem immer in deutschen Händen gewesen waren, gegen den Willen des Grazer Oberlandesgerichts und im Widerspruch mit den Wünschen der Bevölkerungsmehrheit Slowenen eingeräumt, und die früher überwiegend deutschen Notariatskammern neuerdings vollkommen slawisiert. Zugleich mit dieser Schar von Beamten, Notaren und Rechtsanwälten slowenischer Abstammung und Gesinnung rückt ein zahlreicher Anhang von Anwärtern und Schreibern in die deutschen Städte ein, sie entfalten dort alsbald eine für das Deutschtum

Digitized by Google

unheilvolle Tätigkeit in nationaler Kleinarbeit. Sparkassen, Gewerbe-, Lese-, Geselligkeits- und Unterstützungsvereine aller Art schießen wie Pilze aus der Erde, und mit besonderer Vorliebe werden geräuschvolle, nationale Festlichkeiten veranstaltet, zu denen man Gesinnungsgenossen aus allen Himmelsrichtungen zusammentrommelt. So sucht man dem Fernstehenden weißzumachen, diese Städte seien dem Slawentum schon ganz und gar verfallen. Später erfolgt dann der Ansturm auf die deutschen Mittelschulen, für die man zunächst nur die Zwiesprachigkeit verlangt, aus welcher sich aber mit der Zeit erfahrungsgemäß immer die völlige Verslawung ergibt. Und wo die Fortschritte des Slawentumes der Regierung zu langsam sind, da hilft sie nach mit allen Mitteln und mit Vernachlässigung selbst des äußeren Scheines von nationaler Unparteilichkeit. Davon erlebte man in Klagenfurt ein besonders bezeichnendes Beispiel. Im November 1892 wurde diese Stadt plötzlich für eine gemischtsprachige erklärt und von der Regierung angeordnet, der Magistrat habe sich zukünftig im amtlichen Verkehr nicht bloß der deutschen, sondern auf Verlangen auch der slowenischen Sprache zu bedienen. Diese zur Plage einer deutschen Stadt ersonnene Ministerialverordnung hatte u. a. die höchst lästige Konsequenz, daß wegen eines einzigen Rechtsanwaltes, der bei den Gerichtsverhandlungen mit trotziger Hartnäckigkeit nur slowenisch sprach, eine größere Anzahl von Beamten aller Grade angestellt werden mußte, die beider Sprachen mächtig waren, damit man, so oft jener Herr es wünschte, einen slowenischen Senat zu bilden in der Lage war. Nach der Volkszählung von 1891 bestand die bürgerliche Bevölkerung der Stadt, soweit sie österreichisches Heimatsrecht besaß, aus 16491 Deutschen und 388 Slowenen. Von den letzteren waren 239 Personen in deutschen Häusern bedienstet und der deutschen Sprache vollkommen kundig. Nur 44 slowenische Familien mit zusammen 149 Köpfen hatten in Klagenfurt selbständigen Wohnsitz. Um diese verschwindend geringe Zahl künstlich etwas in die Höhe zu schrauben, hatte man die Stirn, ihr noch 180 Insassen von Gefängnissen und Provinzialkrankenhäusern hinzu zu zählen, die, beiläufig bemerkt, höchstens in vereinzelten Fällen zur ortsansässigen Bevölkerung gehörten. Und bei solcher Sachlage hat das Ministerium des Innern sich bewogen gefühlt, der Stadt Klagenfurt die Eigenschaft eines deutschen Gemeinwesens abzusprechen! Um eine deutsche Bürgerschaft zu drangsalieren, hat man sich nicht gescheut, ihr auch eine Anzahl windischer Sträflinge als gleich-

Digitized by Google

berechtigt gegenüberzustellen, und selbst dann noch vermochte man nur 2,3 Prozent slowenische Bevölkerung herauszurechnen. Das wurde für genügend erachtet, um eine seit ihrer ersten Entstehung immer rein deutsch gewesene Stadt zu einer sprachlich gemischten zu machen!

Jene im Laufe der Jahre immer entschiedener aufgetretene Slawenfreundlichkeit der inneren österreichischen Politik scheint übrigens doch vielleicht mehr auf Schwäche, als auf Grundsätzlichkeit beruht zu haben. Die Slawen waren immer die stürmisch Heischenden, die Deutschen die um des lieben Friedens willen Nachgebenden. Das hat die Regierung mehr und mehr in die Bahn des Sichtreibenlassens gedrängt, für die der Graf Taaffe selbst die Bezeichnung des „Fortwurstelns" erfand. Sobald aber die Vertretung des so lange bis aufs Blut gepeinigten Deutschtumes im Reichsrate die Zähne zeigte, trat in den Verslawungsbestrebungen der Regierung ein Stillstand ein, und wenn die Weiterentwickelung der Dinge sich auch nicht mit Sicherheit voraussehen läßt, so gewinnt man doch im allgemeinen den Eindruck, als ob wenigstens in dieser Hinsicht für die Deutschen das Schlimmste überstanden wäre. Hoffentlich wird die Regierung aus der Reihe der grundsätzlichen Feinde des Deutschtumes dauernd ausscheiden. Dann gelingt es vielleicht auch, die Schule in allen gemischtsprachigen Gegenden für die Erhaltung des Deutschtumes zurückzugewinnen. Ob ferner die religiöse Übertrittsbewegung in deutschen Kreisen dazu führen wird, den deutschfeindlichen Bestrebungen der Geistlichkeit einen Zügel anzulegen, muß die Zukunft lehren.

Zum Schlusse sei hier noch auf eine rein zufällige Erscheinung hingewiesen, die der Ausbreitung des Slawentums auf Kosten der Deutschen gleichfalls zugute kommt. Der immer stärker sich geltend machende Drang des Landvolkes, sich in die Städte zu ziehen, wird in vielen Gegenden Österreichs zu einer weiteren Quelle der Bedrängung für das Deutschtum, obwohl ihr nationale Triebfedern nicht zugrunde liegen, sondern lediglich soziale. Wie schon an anderer Stelle bemerkt, sind in den gemischtsprachigen Gebieten die Deutschen zumeist in den Städten ansässig, deren Umgebungen fast nur von Slawen bewohnt werden. Erfolgt nun ein Zuzug der ländlichen Bevölkerung in eine dieser vereinsamt liegenden deutschen Sprachinseln, so kann dies immer nur ein weit überwiegend slawischer sein. Unter dieser beständig

Digitized by Google

fortdauernden Zuwanderung wird das Deutschtum in vielen jener Städte allmählich erstickt. Wie in Mähren und in den preußischen Ostmarken zeigt sich auch in den deutsch-slowenischen Ländern, daß im Kampfe um nationales Dasein die ländliche Bevölkerung stärker ist als die städtische.

Epauletten.

Ein Beitrag zur Schlachtenpsychologie aus dem Jahr 1870.
Wahrheitsgetreu erzählt.

Von Hans von Wentzel.

[Teil II.]

Diese Berichte waren im großen und ganzen eine Herzenserleichterung für meine Mutter.

„Er ist wenigstens nicht tot", schrieb sie mir, „und dafür danke ich Gott auf meinen Knien. Es ist mir ein weher Gedanke, ihn bei seinem Leiden unter fremden Menschen zu wissen, aber was kann ich tun. Ich bin ja allein hier und in allem so machtlos und schwach. — Wenn er zurückkehrt, werden wir ihn sehr gut pflegen, damit er bald wieder in Ordnung kommt. Die Verwundung kann ja nach allem nicht ganz leicht sein, aber sie gibt doch sicherlich Aussicht auf Heilung." —

Daran glaubte auch ich. Der Mensch glaubt ja so gern, was er wünscht, und so ein fröhlicher Glaube enthebt einem dann aller unbehaglichen seelischen Beklemmungen. Die Menschennatur ist nun einmal so „elastisch", daß ihre frommen Wünsche den Dingen meist eine Färbung verleihen, eine rosige Färbung, die sie in Wahrheit nicht besitzen.

Mitte September traf der Junge mit einem größeren Verwundetentransport in Erfurt ein. Auf der Tragbahre wurde er aus dem Güterwagen evakuiert und von Krankenträgern durch die Straßen der Stadt nach unserem Hause transportiert, das hart am Gerafluß in der Farbengasse lag. Auf dem Wege hatte

Digitized by Google

er sich den Kopf mit einem Tuche verhüllt, weil ihn die indiskreten Blicke der gaffenden Straßenmenge genierten.

Er sah elend und heruntergekommen aus. Die Augen lagen tief in seinem Kopfe, und sein Gesicht war schmal geworden, ach so schmal.

Im Lazarett zu Bazeilles war er schlecht gehalten worden. Sogar Flachs hatte man als Verbandmittel für seine Wunde verwandt, sicher in Ermangelung geeigneteren Verbandmaterials. Die Reise war, wie dies bei Militär- und Gütertransporten leider allgemein üblich, endlos gewesen.

Unterwegs hatte er Hunger und Durst gelitten. Die Bedeckung, die man ihm mitgegeben, war so mangelhaft, daß er über Nacht gefroren und zu seiner Wunde auch noch eine starke Erkältung davon getragen hatte. In Frankfurt a. M. hatte der Verwundetentransport einen langen Aufenthalt gehabt. Er hatte sich hier ins Hotel schaffen lassen und — eine Folge des langen Fastens — sogleich unmäßig gegessen, auch mehr Wein getrunken, als seinem Zustand angemessen war. Keine Krankenkost, sondern Hotelkost: Gänsebraten, schweren Rotspon und andere schöne Sachen. Die später aus Frankfurt einlaufende Rechnung bezeugte diese Diätsünden.

Doch nun war er zu Hause, endlich zu Hause nach so vielem Ungemach. Er lag nicht mehr zwischen den sterbenden Kameraden im Feldlazarett zu Bazeilles. Er hörte ihr heiseres Stöhnen nicht mehr, ihr Ächzen, ihre Schmerzensschreie, ihre Gebete, Flüche und Verwünschungen. Er brauchte ihre zerschossenen, blutüberströmten Glieder nicht mehr zu sehen, nicht mehr ihre fieberglänzenden Augen, die beständig im Saale umherirrten oder starr auf einen Punkt stierten und, wenn der röchelnde Atem ins Stocken geriet, wenn er endlich ganz aufhörte, allmählich verglasten.

Wie viele Opfer des Krieges hatte er so tagtäglich und auch während der Nächte in seiner nächsten Nähe sterben sehen: seinen Nachbar zur Rechten, einen französischen Kapitän, seinen Nachbar zur Linken, einen bayrischen Leutnant, und ungezählte andere. Alle Morgen hatte man neue Leichen hinausgeschafft und dann — kurzer Prozeß: hinein in die schwarze, französische Erde des Massengrabes. —

Er atmete jetzt erleichtert auf. Er war ja in der Heimat. Um sich herum hörte er wieder die süßen Laute der Muttersprache. Die Mutter und die kaum erblühte Schwester standen an seinem

Digitized by Google

reinlichen Bett in dem ſtillen, traulichen Zimmer, wo jeder Gegenſtand ihn wie einen lieben, alten Bekannten grüßte, deſſen man ſich doppelt freut, weil man ihn ſo lange nicht geſehen. Da, der alte Metallſpiegel mit dem goldenen Rahmen, und die geblümten Gardinen mit dem altmodiſchen Muſter, und das Nadelkiſſen, das Mutter ſelbſt gehäkelt hatte. Und über der Tür hing der alte Fritze und ſeitlich darunter die Porträts der Freunde und Kriegskameraden des Vaters, der Generale Borſtell und Thümen, auch der alte Putlitz, Erbmarſchall der Kurmark Brandenburg, der Vaters Schwager geweſen, und General Lauer in ſeiner Küraſſieruniform, Kammerherr von Jena, der alte Schmückert, der frühere Oberpoſtdirektor, lauter langentbehrte gute Bekannte, deren Züge unverlöſchlich in ſeinem Gedächtnis hafteten, weil er mit ihnen groß geworden war.

Es war wie eine neue Exiſtenz, deren beglückende Signatur Ruhe, Behagen, Vertrautheit und Friede ſind, Friede nach den Schreckniſſen des entſetzlichen Kampfes.

Hier war es ja wie im Himmel. Hier mußte er ja geneſen. Hier waren ja alle Vorbedingungen ſchneller Wiederherſtellung gegeben. Er war gewaſchen, tadellos verbunden, in reine Wäſche gehüllt, er hatte die hingebendſte, ſorgſamſte Pflege, die möglich war. An ſeinem Bette ſtanden lachende, friſche Blumen. Die Verwandten beſuchten ihn voller Teilnahme. Er blickte in all die bekannten, verſtändnisvollen Geſichter der Menſchen, die es gut mit ihm meinten, die ihm im Leben am nächſten geſtanden, mit denen ihn das Bewußtſein inniger Gemeinſchaft verband. Der Arzt kam täglich und bemühte ſich redlich um ſeine Geneſung. Es würde ſchon beſſer werden, ganz gewiß.

Und doch wurde es nicht beſſer, nein, gar nicht beſſer.

Die furchtbare ſchwärende Wunde, die ihm die mörderiſche Kugel geſchlagen, entfeſſelte auch in dieſem Weltwinkel friedſamer Geborgenheit die Furien des Krieges. Gleich Dämonen der Hölle durchtoſten ſie ſeine jugendliche Bruſt und ſcheuchten die harmoniſche Rnhe von ſeinem Lager, die ihn beim Eintritt in das Heimatshaus ſo beſeligend umfangen hatte.

Das gräßlich zerſchoſſene Bein, das er nicht regen konnte, ſchmerzte ihn heftig. Sein ganzer Leib lag ſchwer wie Blei in den Kiſſen. Flammendes Fieber, wechſelnd mit Schüttelfröſten, raſte durch ſeine Adern. Der Tod rüttelte an den Wurzeln ſeines Lebens.

Aber noch wehrte ſich der jugendliche Körper energiſch gegen

Digitized by Google

die Angriffe des unheimlichen Gastes, und auch die Seele leistete noch kraftvollen Widerstand.

Vormittags, wenn der Arzt kam, war die Temperatur meist eine geringere und mit ihr auch die Sorge um einen glücklichen Ausgang. Vielleicht würde doch alles noch gut werden — vielleicht.

Bei der auftauchenden Hoffnung kam ein Glücksgefühl ohnegleichen über den armen Jungen.

„Doktor", fragte er eines Tages, „muß ich sterben, Doktor?"

„Nun, so schlimm wird es ja hoffentlich nicht werden."

„Sagen Sie mir die Wahrheit, bitte, sagen Sie mir die Wahrheit, rückhaltlos!"

„Nun, ich denke, — — im äußersten Falle — es bleibt doch noch immer . . . ."

„Was?"

„Die Amputation. Wenn das Wundfieber . . ."

„Nein, auf keinen Fall — das will ich nicht. —"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Überlegen Sie es sich", sagte er, und als er die heftige Gemütsbewegung des Kranken bemerkte, fügte er mildernd hinzu: „Ich frage ja auch nur für alle Fälle."

„Und ich sage für alle Fälle nein. — Nein, nein, nein, — nie!"

Die jammervolle Existenz eines Krüppels führen, der das Brandmal der Verstümmelung durch sein entwertetes Leben schleppen muß, das wollte er auf keinen Fall, — lieber sterben.

Tot oder Verstümmelung! Eine grausige Wahl. — Auf alle Fälle war es gut, sich auf das Sterben vorzubereiten. — Aber warum mußte er sterben? — Gab es denn keine Rettung?

Er fühlte sein Blut siedend heiß emporwallen, fühlte, wie sein Herzschlag jäh aussetzte. Er sehnte sich nach dem Leben. Er hoffte darauf. Er suchte es verlangend, mit all seinen Sinnen. Unlösbar schienen ihm die Bande, die ihn mit diesem süßen Dasein verknüpften, in das er doch nun einmal hineingestellt war, durch den Willen des Schöpfers.

Wie schön konnte dieses Leben sich noch für ihn gestalten, wie märchenhaft schön, und nach der Verheißung währte es ja siebenzig Jahre! — Die ganze Wegstrecke, auf die er ein gegründetes Anrecht hatte, lag also noch unbeschritten vor ihm, das ganze, wundervolle Leben, mit allem Reichtum, den die Erde hervorbrachte, mit aller unendlichen Schönheit der Schöpfungs-

Digitized by Google

gebilde, mit allem Zauber, den veredelnde Kunst darüber hingegossen. Auch das Weib, des Mannes beglückende Ergänzung, war ihm noch niemals nahe getreten. Nur wie die Ahnung eines fernen, uferlosen Glückes war es beim Anblick dieser oder jener holden Mädchenknospe mitunter über ihn gekommen.

Heute dachte er klarer über diese Dinge. Heute erst kam er zum Nachdenken über sich und sein Leben.

Er sah sich an der Seite einer schlanken, rassigen Maid. Arm in Arm lustwandelte er mit ihr unter blühenden Bäumen. Er sog den köstlichen Frühlingsodem der Liebe in sich hinein. Sein Mund fand sich zu ihrem Munde.

Er ahnte das Entzücken des Brautstandes, die erschauernden Seligkeiten der ersten, großen Leidenschaft zum Weibe, ihre brennenden Gluten auf der Mittagshöhe des Lebens, endlich den beseligenden Traum der Erinnerung, wenn die Abendsonne des Daseins in Purpurgluten zur Rüste geht.

Das alles hatte er noch vor sich. Er konnte heiraten, ein holdes Wesen erringen, das beste, schönste, lieblichste, das Wesen, das ihm auf der Welt am meisten gefiel. Sie würden einander Kameraden, Gefährten, Freunde werden, die alles, geistige wie leibliche Gemeinschaft miteinander teilten. Er würde ihr gehören, wie sie ihm. Mit ihr konnte er eine Familie haben, konnte die Fruchtreife der Liebe, konnte Kinder erwachsen sehen, vielleicht gar Kindeskinder, die das Ebenbild der Geliebten und ein lebendiges Denkmal seines eigenen Lebens, auch aller derer sein würden, die in beider Leben fortlebten, die fortzeugend ihnen das Dasein in Liebe gegeben.

Gewiß, so konnte es werden, so hätte es sogar werden müssen, denn wir Menschen sind nicht geboren, Kanonenfutter zu sein, sondern unsere menschliche Bestimmung auf Erden harmonisch zu vollenden.

Und alle Schätze der Welt, deren Wert ihm erst heute so recht zu Bewußtsein kam, all diese unausgeschöpften, berauschenden Gaben des Lebens sollten ihm in der kurzen Frist von ein paar armseligen Tagen entrissen werden? — Nein, nein, das war ja gar nicht möglich, das konnte der Herrgott doch sicher nicht wollen.

Er war ja sein Geschöpf. Er war ja ein Kind des höchsten Wesens, und der allmächtige Gott da oben war ja sein Vater, der ihn liebte wie ein irdischer Vater sein Kind. Sein Vater konnte ihm helfen, wenn er nur wollte, er allein vermochte es.

Digitized by Google

Und aus der Tiefe der Todesangst, die ihm die Brust verschnürte, rang inbrünstiges Gebet sich wie ein Notschrei der verzweifelten Kreatur über die bebenden Lippen des Todgeweihten, ein gläubiger Anruf an den liebenden Vater aller Menschen, der über Millionen Welten thront und nichts gemein hat mit dem ehrgeizigen Treiben der zwerghaften Menschengeschöpfe, mit ihren Schlachten, Kriegen und Siegen und mit all dem Firlefanz ihres verwerflichen Ehrgeizes.

„Großer Gott, laß mich leben, gütiger Gott, der du die Liebe selber bist, — Vater im Himmel, laß mich leben! — Allbarmherziger, hilf mir!“ —

Wie die Berufung eines gemarterten Kindes an die urewige Gerechtigkeit des höchsten Richters, wie eine vernichtende Anklage der Hilflosigkeit gegen brutale irdische Gewalten, die einen Menschen um sein höchstes Gottesgeschenk, die ihn um das Leben selbst betrogen, also rang sich dieses Gebet durch die schwüle Stille des verträumten Krankenzimmers zum sterneglitzernden Thron des Höchsten empor.

Aber kein Echo erscholl, keine erlösende Stimme antwortete auf den schmerzensvollen Appell an die Gottheit. Alles blieb still, starr und stumm, unverrückbar wie das Naturgesetz.

Also war sein Urteil gesprochen, unabänderlich. Er mußte fort von diesem sonnigen Planeten. Es war bestimmt im Rate des höchsten Wesens, daß er sterben mußte, untertauchen, bevor seine Zeit erfüllet war, in die Nacht des Todes in den gähnenden Schlund der Verwesung.

Und wie lange hatte er noch zu leben? — Keinen Monat mehr, höchstens noch Tage. Wie viel Tage? Vielleicht zehn, vielleicht acht, vielleicht fünf Tage. Vielleicht nur noch zwei — am Ende gar nur noch einen Tag? — Der Gedanke fuhr ihm eiskalt durch die Seele wie eine zweischneidige Messerklinge und bohrte sich tiefer und tiefer in sein Herz. Sein Gesicht wurde aschfahl, die Züge verzerrten sich angstvoll. Der kalte Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Mutter,“ stöhnte er, „Mutter!“

Die Gute war gleich bei der Hand:

„Was hast du, mein lieber Junge?“ antwortete sie ihm mit ihrer weichen, melodischen Stimme.

„Ich muß fort, Mutter.“

„Was denn?“

„Ich verlasse dich. Ich werde sterben.“

Digitized by Google

„Was bildeſt du dir ein?“

„Ja, ja, ganz ſicher.“

„Das wird Gott nicht wollen, mein geliebtes Kind.“

„Doch, doch — ich fühle es. — Kanonenfutter! — Du weißt ja, es iſt unſer Standesprivileg, Kanonenfutter zu ſein. —“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf. „Glaub's nicht“, ſagte ſie, hielt dabei ſeine Hand und ſtreichelte ſie ununterbrochen. Es entſtand ein langes, banges Schweigen. Plötzlich riß er ſeine Hand aus der ihren und fuhr ſich wild über die Stirn. Tränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

Sie beugte ſich über ihr Kind und legte beſchwichtigend ihren Kopf an ſeine fiebernde Wange.

„Du wirſt leben,“ ſagte ſie mit Feſtigkeit.

„Nein, nein.“

„Sicherlich! — So wahr ich ſelbſt lebe.“ —

„Aber ich fürchte mich, Mutter.“

„Fürchte dich nicht, mein lieber, lieber Junge. Gott iſt über dir, dir kann nichts paſſieren, nichts, glaube es mir.“

Zärtlich umſchlangen ihre Arme ſeinen Kopf. Sie ſtreichelte ihn leiſe, küßte ihn beſchwichtigend auf Stirn und Wangen.

Die Liebkoſungen der edlen Frau legten ſich wie ein warmer Mantel um ſeine blutleeren, bebenden Glieder. Vor ihrer magiſchen Gewalt ſchwand die bange Todesfurcht aus ſeiner Seele. An ihrem weichen Frauenkörper, der ihm das Leben gegeben, in ihren liebevollen Armen entzündete ſich ſeine Lebenshoffnung aufs neue. Er ſah der Mutter ins Auge, lange und prüfend, aber ſie ertrug den fragenden Blick mit zuverſichtlicher Ruhe. Da wich auch der letzte Druck von ſeinem geängſteten Herzen. Befreit atmete er auf. Sie trocknete ihm mit ihrem duftenden Tuch die feuchte Stirn, ſie gab ihm Kölniſches Waſſer und redete ihm gut zu wie einem ganz kleinen Kinde:

„Deine Nerven ſind ſehr angegriffen,“ ſagte ſie, „davon kommt deine Beſorgnis. — Du wirſt wieder ganz geſund und munter werden, mein Mannichen — ja, ja. — Natürlich geht es nicht im Handumdrehen. — Vor allem mußt du deine Kräfte ſchonen und auffriſchen, und dazu darfſt du dich vor allem nicht erregen. Das mußt du mir verſprechen. Siehſt du, wenn du dich aufregſt, das bedeutet allemal einen Kräfteverluſt für dich. Du mußt dich alſo überwinden und zur Ruhe zwingen. Willſt du das tun, mir zuliebe?

„Ja, ich will — dir zuliebe.“

Digitized by Google

Er versprach alles. Er wollte alles tun, wie sie es wünschte. Er war ganz Hingebungsbedürfnis, ganz Lebenssehnsucht. Sein Leiden machte ihn demütig und folgsam wie ein Kind.

Am folgenden Tage trat mein jüngerer Onkel, der Hauptmann Viktor von Giese vom 31. Regiment, in das Krankenzimmer.

„Ich bringe eine heilkräftige Medizin" sagte er und zog ein paar Leutnantsepauletten hervor, die er, nachdem die Bekanntgabe der Beförderung meines Bruders soeben bei Parole erfolgt war, sogleich in einem Militäreffektengeschäft am Anger gekauft hatte.

Mit der seinem Wesen eigenen Herzensgüte legte er das Präsent lächelnd auf die Bettdecke.

„Hier, Herr Leutnant", sagte er. „Bald werden wir die Dinger an den Rock stecken und mit ihnen — das eiserne Kreuz, denn das kommt sicher auch noch."

Das Gesicht des Kranken rötete sich vor Freude. Ein beglücktes Lächeln, etwas wie gerechter Stolz huschte über seine Züge. Er dankte dem Onkel mit einem verklärten Augenaufschlag. Gerührt nahm er die Epauletten in die Hand, betrachtete lange ihre roten Felder mit der Nummer 71, die feuervergoldeten Monde und die silbernen Halter daran. Dann legte er die Abzeichen seiner neuen Offizierwürde, die er nie tragen sollte, wieder vor sich auf die Bettdecke. Dort lagen sie noch eine geraume Weile und wurden dann sorgfältig aufbewahrt.

Es trat aber eine Veränderung des Zustandes zum Schlimmen ein. Die Schmerzen mehrten sich. Beim Verbinden und Reinigen der schrecklichen Wundhöhle waren sie besonders heftig. Der Schußkanal und seine Umgebung sahen entsetzlich aus: diese zerspaltenen Knochen in einem Lager von Blut, zerfasertem Fleisch, zerrissenen Muskeln, Nerven und Sehnen. Trotz der besten Ernährung erschöpfte die furchtbare Eiterung seine Kräfte zusehends. Heftige Nervenzufälle traten ein und wechselten mit Zuständen völliger Erschöpfung. Das Wundfieber steigerte sich, besonders des Nachts, zu gefährlicher Höhe.

Der bleiche Mond warf seine Strahlen durch die schmalen Gardinenspalten des schwülen Sterbezimmers, das von dem Nachtlicht nur spärlich beleuchtet war. Die Blumen in der Vase senkten ergebungsvoll die lieblichen Köpfchen. Ihre Farben waren sichtbar verblaßt, als hätten sie die Kraft zum Leben verloren. Ihre Kelche schlossen sich schauernd, als bereiteten auch sie sich auf unabweis-

Digitized by Google

bares, gewaltsames Sterben vor. Der köstliche Duft der Rosen, Nelken, Levkoyen und späten Reseden war von dem durchdringenden Karbol- und Medikamentengeruch erdrosselt worden. So schien alles ringsum teilzunehmen an der erschütternden Tragödie, die sich langsam, aber unaufhaltsam in diesem engen Raum vollzog.

Eine unendliche Traurigkeit breitete ihre dunklen Schwingen über das nächtlich stille Gemach. Die Uhr tickte einförmig. Ihr Zeiger hatte die Mitternachtsstunde längst überschritten. Der Kranke lag regungslos, als wäre er schon gestorben. Hinter dem Kopfende des Bettes aber stand drohend der furchtbare Tod, oder er hockte auf er Schwelle des Krankenzimmers und belauerte sein Opfer. Der schaurige Geselle war immer da, der ewig gierige, unersättliche Tod. Durch den traumhaft dämmerigen Nebel schlich er lautlos herbei wie ein graues Gespenst. Er umwehte das Krankenlager mit eisigem Hauch. Am Fußende des Lagers tauchte er vor den entsetzten Augen des Delirierenden auf. Sein unheimlicher Schatten wuchs, wuchs, wuchs zu gigantischer Größe, so daß er überragend den ganzen Raum erfüllte.

Dem Sterbenden graute vor dem aufdringlichen Gast, der hier sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben schien, und der ihn jetzt im Bette zu erdrücken drohte. Er wollte aufschreien, doch vermochte er es nicht.

„Du gehörst mir," herrschte das Schreckgespenst sein Opfer an.

„Bereite dich, mir zu folgen, nimm Abschied von allem, was du liebst." —

„Wer bist du," stammelte der bleiche Mund.

„Ich bin der Tod."

„Der Tod?" — —

„Der wilde Jäger bin ich der Lebensjagd, und du bist das scheue Wild, das mein Schuß blutend zur Strecke gebracht."

„Was willst du von mir?"

„Dich selbst. — Ich führe dich fort auf schäumendem Renner."

„Nein, nein, — verlaß mich! — Zu Hilfe!"

„Niemand kann dir Hilfe bringen als ich."

„Du? — du Schmerzensbringer?"

„Ich bin der Schmerzensbringer, du sagest es, aber ich bin auch der Erlöser, der Befreier."

„Wovon?"

„Von allen Übeln des Lebens."

„Alles Lebendige flieht dich wie die Pest. Du bist die Pest, bist schlimmer als sie. Hekatomben von Leichen schichtest du auf.

Digitized by Google

Du trinkst das warme, rote Lebensblut aus den Wunden der Menschen, du saugst ihnen das Mark aus den Knochen, du reißt ihr Fleisch von den Wangen, das blühende, zuckende Fleisch, du zermalmst ihre Leiber. — Fort von mir, schielendes Gespenst."

„Schwächling, der du verzagend hier vor mir hingestreckt liegst, ich bin an meinem Platz; aber was bist du mir? was klagst du den an, dessen Wesen du nicht begreifst? — Hast du nicht gelernt dich beugen vor der Majestät der Größe und Kraft? — So lerne es jetzt und stirb."

„Wer gab dir Gewalt über mich?"

„Der Gott, der die Welt erschuf."

„Nein, nein, das glaube ich nie!"

„Hier beginnt mein Reich, und alles, was Staub ist gleich dir, ist meinem Szepter verfallen."

„Warum hast du mich ausersehen, gerade mich? Warum kommst du zu mir?"

„Zu dir wie zu anderen. Vor mir sind alle gleich: Knospen wie Blüten und welkende Triebe."

„Nimm müde Menschen, vom Alter entkräftete Körper; nimm Menschen mit silbernem Haar, die da stöhnen und seufzen unter der Last des Daseins. Nimm solche in Mannesjahren, aber verschone mich, dem das Leben noch alles schuldet. Sei barmherzig, gewaltiger Herrscher! —"

„Du wirst Barmherzigkeit erfahren in meinen Armen; ohne Sorge wirst du sein und ohne Furcht und ohne Leid und ohne Schmerzen."

„Ich habe ein Recht zu leben, und sterben tut weh — sterben, ohne gelebt zu haben. — Du nimmst mir alles, wenn du mein Leben nimmst. Geh vorüber, ich flehe dich an — geh vorüber. Siehe, ich bin noch so jung. Grausames Schicksal, vom Dasein zu scheiden im Zauber der Morgensonne des köstlichen Maientages!"

„Was kümmert mich dein Daseinsrecht?" scholl es mit Donnerstimme zurück, „was kümmert mich deine Jugend? — Klage nicht, sperre dich nicht, es ist zwecklos. Du langweilst mich mit deinen Grimassen."

„Aber ich will nicht."

„Du mußt! Ich schlage dich nieder."

Mit scheuem Entsetzen blickte der Kranke zu seinem Überwinder empor, zu den hohlen, brutalen Augen da drüben, zu dem phosphorleuchtenden Knochenantlitz.

Digitized by Google

„Teufliſches Ungeheuer, haſt du kein Herz in der Bruſt? Nein, du haſt keins, du haſt auch kein Fleiſch und kein warmes Blut; keine lachende Blume ſprießt in deinem düſteren Reich.“

„In meinem Reich blüht der leuchtende Mohn des Vergeſſens. Auch du wirſt werden wie ich; auch dein Herz wird kalt werden und ſtill; auch dein Blut wird aufhören zu kreiſen, auch dein Fleiſch wird abfallen von deinem Gebein. — Komm Freund, reiche mir deine Hand.“

„Fort, Entſetzlicher! — rühre mich nicht an!“

„Nun denn — mit Gewalt.“

Der Tod erhob ſeine knöcherne Fauſt zum Schlage.

Ein gellender Aufſchrei, ein heiſeres, röchelndes Ächzen: „O mein Herrgott! Heiland der Welt! Ewiger, du biſt allmächtig, du kannſt Wunder tun — — —.“

„Still! — Ganz ſtill! — Klage nicht, Jüngling — wehre dich nicht. — Roten Mohn, roten, leuchtenden Mohn ſtreue ich hin über dich, — über euch alle. — Roten Mohn — roten Mohn des Vergeſſens.“

Düſtere Schatten woben geſpenſtiſche Reigen durch das dumpfe Zimmer. Sie wogten heran, ſie ſchwebten und rauſchten im zwieſpältigen Dämmerlicht, ſie flüſterten und wiſperten, ballten ſich zuſammen zu ſchwarzen Gewitterwolken von Pulver und Rauch. Weißglühendes Feuer und ſchweflig gelber Giſcht ſchoſſen daraus hervor. — Jetzt eine platzende Granate — noch eine — unzählige! Knatternde Flintenſchüſſe — toſender Lärm — raſſelnde Trommeln — Kampfesgewühl! Feurige Lohe ringsum. — Eine Scheune brannte. — „Nur vorwärts! Nur immer vorwärts! Vorwärts!“ — Jetzt knarrende, ratternde Mitrailleuſen. Jeder Schuß ein Trauerſpiel. Aber wer denkt daran! „Nehmt die Mitrailleuſen fort! Hört ihr denn nicht? — Die Kugelſpritzen — das Handwerkszeug des Todes! Die Mitrailleuſen — erſt die Mitrailleuſen! Da — jetzt — hier, in den Keller geſchoſſen! Den Kerl dort hinter der Mauer! — So! Sehr gut — und jetzt den da oben; er hat ſchon den fünften von uns . . . Die Schurken! — Nur hinein in die Häuſer, — ſchlagt die Tür ein — mit dem Kolben — ſo — raatſch!

Habt acht! — der brennende Balken — Gott — er ſtürzt, er erſchlägt uns! — Das Dach — ſeht nur — Gott bewahre uns alle! Da — da — ſchon wieder die verdammte Megäre! — Sie hat ein Meſſer, ſeht ihr denn nicht? In die Augen!

Digitized by Google

— Sie ist über mir — das Messer — rettet mich! Mein Revolver! Schießt sie doch tot! Wo ist mein Revolver — verschossen — wo ist mein Säbel? Da liegt er ja, gebt ihn mir doch! — Bänkenstein! — wo steckt der Kerl? — Hah, die Decke, die brennenden Balken — wie furchtbar! Zieht mich doch raus! — Ich sterbe! —"

Welche entsetzlichen Spannungen des Gemütes entluden sich hier. Unaufhörlich plagten ihn die schrecklichen Träume, die Beängstigungen, die sich wie ein Alb auf die Brust des unruhigen Schläfers legten. Mit Wahnsinnsgewalt wirbelten sie in seiner wüst überhitzten Phantasie empor und hielten beständig seine Seele umkrallt. Welch' ein Leid, beides, des Körpers wie des Geistes! Welch' grenzenloses Weh in diesem engen, schweigsamen Raume! Wie oft hatte er schon den seelischen Tod erlitten, wenn er seine Arme immer wieder emporstreckte, um sich, wie er wähnte, gegen das Herabstürzen des brennenden Gebälkes in der Scheune von Balan zu schützen, oder wenn er sein Gesicht in die Kissen versteckte, um seine fieberglänzenden Augen vor dem Messerstoß der mörderischen Hexe von Bazeilles zu bergen.

Sein viel zu weiches Kindergemüt vermochte es nicht, der Schreckenseindrücke Herr zu werden, die in den durchlebten Straßenkämpfen auf ihn eingestürmt waren. Zu diesen Ausgeburten der Hölle kam noch die furchtbare Wunde, die ihm nur die Wahl ließ — zwischen Tod und lebenslanger Verkrüppelung. Es war zu viel für ihn gewesen, viel zu viel Jammer und Greuel. In Mannesjahren hätte er wohl all diese unmenschlichen Dinge weit leichter überwunden; der Jüngling aber, mit dem Jungfernhäutchen vor seiner Seele, der zartbesaitete, noch im Werden begriffene Mensch mußte die Frucht dieses Sieges von Sedan mit seinem Herzblut bezahlen.

Dulce et decorum est pro patria mori! — Ja, süß ist ein rascher Soldatentod auf grünem Rasen, im Rausch der Begeisterung des Kampfes, wo die Parze mit scharfer Schere glatt und sicher den Faden des Lebens durchschneidet; aber der Tod im Bette infolge schwerer Verwundung, dieser Tod ist entsetzlich qualvoll und bitter.

Tout est pour l'un triomphe et pour l'autre décombre. O guerre! — — —

* * *

Digitized by Google

„Integer vitae, scelerisque purus“ —
Horaz.

Am 29. September des Jahres 1870 vollendete Manfred von Wentzel sein kurzes Leben. 18 Jahre 6 Monate und 11 Tage alt ist er geworden.

Er war seiner Mutter erstes Kind, das erste hoffnungsfrohe Geschenk, das sie der Menschheit gab.

Kaum in die Armee eingeführt, warf ihn die große Bewegung der Zeit mitten hinein in die Sturzwellen des deutsch-französischen Krieges, der auf Frankreichs blutgedüngten Schlachtfeldern ausgefochten wurde. Sein Tod erfolgte, als das hehre Werk deutscher Einigung schon verbürgt erschien, denn an seinem Todestage standen unsere Truppen bereits vor Paris. Das gibt seinem Sterben vom soldatischen und deutsch-patriotischen Standpunkt aus gesehen die Weihe der Größe.

Wenn Deutschland sich einte, wenn am 18. Januar 1871 in der Spiegelgalerie zu Versailles der Bau gekrönt wurde, der mit Blut und Eisen gezimmert war, so klebte auch sein warmes Herzblut an dem stolzen Gebäude, in dem wir heute wohnen. Er hat einen Teil der Kosten dazu bestritten, indem er sein Alles gab für König und Vaterland.

Wer kann mehr tun, als der sein Leben gibt? — Er hat sein Leben dafür gegeben, hat die höchste irdische Tugend geübt — die unverbrüchliche Treue.

* * *

Am 29. September ließ mich in Potsdam mein Hauptmann zu sich befehlen. Er eröffnete mir, daß der Zustand meines Bruders sich verschlimmert habe und meine Mutter meine Anwesenheit in Erfurt wünsche. Er erteilte mir vorläufig unbeschränkten Urlaub, gab mir meinen Paß, Reisegeldvorschuß für ein Militärbillett III. Kl. und hieß mich mein Köfferchen packen.

Mit gemischten Gefühlen verließ ich das Weichbild der Kadettenanstalt und kam am 30., gegen 3 Uhr nachmittags, in Erfurt an.

Es war ein herrlicher Herbsttag, einer von denen, die uns den Sommer zurückzugeben scheinen. Je mehr ich mich unserer Wohnung näherte, um so beklommener wurde mir aber zu Mute. Ich wußte nicht, was mich eigentlich erwartete, doch ahnte ich wohl, daß es das schlimmste sei.

Digitized by Google

In der altstädtischen, öden Farbengasse, mit ihren wenigen, altmodischen Häusern, regte sich nichts. Kein Laut war zu hören, kein Mensch zu sehen, nicht einmal ein Kind, das auf der Straße spielte. Weltabgeschlossen und menschenleer ruhte die Gasse. Die Sonne brütete flimmernd über ihren Dächern.

Wie fröhlich und jubelvoll war ich sonst hier eingezogen, wenn es zu den Ferien nach Hause ging; heute nahte ich beklommen und zaghaft.

Was bedeutete diese tiefe, geheimnisvolle Stille am hellichten Tage? Sie erschreckte mich bis in mein Innerstes. Ich wagte kaum weiter zu gehen; da ich aber mußte, verkürzte ich unwillkürlich meinen Schritt.

Dort, zur Linken, lag das Grundstück, darin das langgestreckte, zweistöckige Haus, mit der Giebelfront nach der Straße. Hier wohnten wir. Die Fenster waren sämtlich geschlossen, wie zur Nachtzeit, nur in dem großen Eckzimmer standen sie alle sperrangelweit offen, so daß die Luft frei hindurchstreichen konnte. Die grünen Jalousien davor, die sonst überall herabgelassen waren, standen hier überall gesperrt. Seltsam! — Sollte etwa in diesem Zimmer . . . Ich wagte den düsteren Gedanken nicht auszudenken, ich wollte auch nicht, ich fürchtete mich davor. — Was hätte ich nicht dafür gegeben, wenn sich jetzt plötzlich eines der dicht verschlossenen Fenster geöffnet hätte und ein lachendes Gesicht da oben erschienen wäre! Aber kein Fenster wollte erklingen. —

Unentschlossen schritt ich weiter. Jetzt öffnete ich die Hoftür. Grabesruhe hier, wie auch im Garten. — Ich fragte die Bäume: „Lebt er noch?“ — Aber die Bäume schwiegen; kein Blatt regte sich in ihren Wipfeln; kein Vogel ließ seine melodische Stimme ertönen. —

Ich stand vor der Haustür, faßte mir ein Herz und klingelte zaghaft. Ich lauschte — — es dünkte mich eine Ewigkeit, bis ich das Dienstmädchen nahen hörte. Dabei war es mir, als spürte ich einen faden Geruch wie von welken Blumen und frischgehobeltem Holz durch die Türspalten dringen. Ich täuschte mich gewiß, aber doch — wie unheimlich! Ein Schauer rieselte über meinen Rücken.

Endlich wurde die Haustür geöffnet und zugleich öffnete sich auch die Tür des Wohnzimmers. Eine schwarze Gestalt trat hervor. Ihre Augen waren vom Weinen entzündet, ihr Gesicht zu Tode betrübt. Das Leid hatte sich tief in ihre Züge gegraben.

Digitized by Google

„Mutter!“

„Herzensjunge!“

Ich lag in ihren Armen; aber dann löste ich mich schnell:

„Und Manfred?“

„Dein Bruder ist tot“ — sagte sie sanft und traurig.

Ich weiß nicht, wie mir wurde.

„Tot!“ stammelte ich, als äffte ich das Wort nach, dessen Inhalt ich nicht zu fassen vermochte. Mir schwindelte, wie einem der unvermutet in eine gähnende Tiefe blickt. Mit bleichem Gesicht stand ich da und stierte vor mich hin auf den Boden. Nun fühlte ich, wie ihre Arme sich erneut um meinen Hals legten, fühlte, wie sie mich an sich drückte ... Sie hielt mich fest umschlungen und gab mir die Stütze, deren ich im Augenblick bedurfte. Nach einer Weile erst füllten sich meine Augen mit Tränen.

„Weine, mein Kind,“ sagte sie, „erleichtere dein Herz, weine dich aus.“ Dabei leitete sie mich in das Zimmer und setzte sich zu mir auf das Sofa.

„Du bist jetzt mein einziger Junge, meine ganze Hoffnung auf Erden. Möge der Allmächtige dich segnen an der Seele, der wahren Ehre, an Herzensreichtum und auch ein bischen für diese Welt. — Du hast deinen besten Freund im Leben verloren. — Ja, ja, — das tut weh! — Ach, ich habe in dieser Zeit so viel geweint, ich habe gar keine Tränen mehr.

Komm, du sollst ihn wiedersehen, bevor der Sarg geschlossen wird. Aber erschrick nicht. Was du siehst, ist nicht mehr dein Bruder. Was du siehst, ist nur seine vergängliche Hülle. Er wandelt nicht mehr im Fleisch. Seine schöne Seele hat das Irdische abgestreift und ihre Freiheit wieder erlangt. Sie wohnt jetzt schon im Himmel, sie ist wieder unter den Engeln Gottes, von wo sie gekommen ist.“

Wir traten in das große Eckzimmer, das fünf Fenster hatte. Hier lag der Tote aufgebahrt. — Alles war sorgsam und feierlich hergerichtet: ein schwarzer, silberbeschlagener Sarg, Lorbeer- und Lebensbäume, brennende Kerzen, Blumen und Kränze in großer Zahl.

Wir standen lange schweigend. Der majestätische Ernst, die Großartigkeit und Unnahbarkeit des Todes hielt mich ehrfurchtsvoll gebannt. Trostlos sah ich auf das wachsbleiche Gesicht, auf diese tiefumflorten, für immer erloschenen Augen, auf den ver-

Digitized by Google

stummten Mund, die bläulich gefärbten, blutlosen Lippen, auf seine, wie zum Gebet gefalteten starren Hände. —

Tot! — Für alle Zukunft tot! — Dahin für die Welt, für das Leben, für Mutter, Schwester und Bruder, für unsere ganze, ach schon so kleine Familie, die jetzt nur noch auf zwei Augen stand.

Welch ein Kapital der höchsten Werte des Lebens ging mit diesem Toten zugrunde! — Unwägbar! — Dieser blühende Leib, der dem Schoße der Teuren entsprossen, der inniger Liebe Frucht gewesen, dessen Erscheinen im Sonnenschein des Tages mit Jubel begrüßt worden war, den die verwitwete Mutter unter Sorgen und Opfern aller Art groß gezogen, dessen Gedeihen und Wachsen sie liebevoll gestaltet und gefördert hatte, dieser Leib lag hier leichenstarr und marmorkalt, in der Blüte der Jünglingsjahre hingemordet, eine Beute der graufigen, chemischen Zersetzung. —

Wer hatte den Mut gehabt, diesen scheußlichen Mord zu begehen? Wer hatte den Mut gehabt, dieses junge Menschenbäumchen zu fällen, es loszureißen aus seinem heimatlichen Boden, dem es viermal solange hätte angehören müssen, in Lebensfülle, in Arbeit und Segen, in Blüte und Frucht, als ein nützliches Glied in der Kette der Menschheit? —

Das hat der grimme Krieg getan, der wahrlich der Sünde Sold und die Frucht irdischer Torheit ist, die den Frieden nimmt von der Erde, so daß die Menschen einander erwürgen. Das Schwert hat ihn gefressen, das zornige Schwert, das die Familien zerstört und die Erde zur Hölle macht.

„Mein schöner Junge!“ flüsterte die Mutter seelenvoll, „so elend zugrunde gegangen — und er liebte das Leben so sehr. Er hat den rechten Heldenmut gezeigt, den äußersten, der mit Selbstüberwindung in den Tod geht. Doppelt traurig, daß dieses Kind, das den Krieg so sehr verabscheute, ein Opfer des Krieges werden mußte. Ach, wenn du wüßtest, was er hat leiden müssen! Zuletzt war er nur noch ein Lebendigtoter, der die Erlösung nicht finden konnte, — und da habe ich sie ihm gebracht.“

„Du, Mutter?“

„Ja, ich, ich habe ihm das Morphium gegeben, das ihn sanft und schmerzlos hinübergeführt hat. — Wenn das eine Mutter tut — —“

Die Stimme versagte ihr.

„Hätte die Kugel ihn doch im Kampfgewühl mitten durch die Brust getroffen; es wäre besser gewesen als diese gräßlichen

Digitized by Google

Qualen. — Das ſcheidende Leben war doch nicht mehr feſtzuhalten — und da, — da habe ich ihm bei klarem Bewußtſein die letzte Wohltat erwieſen, die größte, deren Mutterliebe fähig ſein kann: ich habe ſein Leiden beendet, ich, die ihn geboren hat. — Und nun hat er überwunden, und darum wollen wir nicht mehr weinen. Es iſt überſtanden, er iſt erlöſt von ſeinen Schmerzen — endlich!“

Sie fiel in die Knie und betete laut:

„Allbarmherziger, nimm dieſe junge Heldenſeele auf in deine ewige Stadt!“

O treue, ſtarke Mutterliebe!

Sein guter Genius war ſie geweſen, vom erſten bis zum letzten, ſchwerſten Moment ſeines Lebens.

* * *

Tags darauf rückte die Leichenparade mit dröhnendem Taktſchritt vor unſer Haus. Dann haben wir ihn begraben. Dumpfe Trommelwirbel geleiteten ihn zum Kirchhof. Die Epauletten lagen auf ſeinem Sarge, die Ehrenſalven donnerten über die offene Gruft, als wir ihn darein verſenkten.

Er ruht auf dem Brühler Friedhof zu Erfurt; hart an der Ecke der Mauer hat er ſein ſtilles Plätzchen. Ein marmornes Kreuz mit Inſchrift ſteht zu ſeinen Häupten. Wilder Wein rankt an der Mauer empor. Efeu überwuchert den ſehr niedrigen Hügel. Niedrig ſollte er ſein, ſo wünſchte es die Mutter; die Erde ſollte ihm leicht werden. — — Das Menſchenherz iſt nun einmal voller Widerſprüche. —

Ein paar Roſenſtämme, ein eiſernes Gitter, das iſt alles. Ab und zu liegt ein Lorbeerkranz auf dem flachen Grabhügel. —

Lorbeeren, ja, ja, — aber ſie ſchmecken bitter. —

„Der Ölbaum iſt mehr wert, als der Lorbeer.“

Digitized by Google

Nationalitätenkämpfe in Nordeuropa.

Von Albrecht Wirth.

Kein Tag vergeht, ohne daß wir von dem grimmigen Hader der Völker und Völkchen Österreichs vernehmen. Der Burenkrieg und der Pfahl im eignen Fleische, die Polennot, hat weiter unsern Blick für Nationalitätenkämpfe geschärft. Neuerdings beschäftigen uns die Katzbalgereien der Nationchen des Balkans, die nicht glücklich sind, wenn sie nicht durch ihre Raufhändel beständig die Aufmerksamkeit Europas wachhalten. Dagegen bekümmern sich nur wenige um die volklichen Zustände im Norden unseres Erdteils, obwohl sie für die Gesamtkultur, ja auch für die Augenblickspolitik von größter Bedeutung sind.

Ich habe dreimal Rußland durchreist und war letzten Sommer in Irland und Skandinavien. Ich hatte da Gelegenheit, nordischen Volkszwist genauer zu beobachten. Einige Tatsachen aus diesem Zwiste möchte ich hier vorlegen.

Die Schwierigkeit der irischen Lage ist in den letzten Monaten akut geworden. Die Regierung, von den Jingos unter den Konservativen gedrängt, hat eine Art Belagerungszustand über reichlich die Hälfte der grünen Insel verhängt.

Die Coercion-Act ist eingeführt worden, und mehrere der hervorragendsten Führer der United Irish League, darunter Redmond selber, hat die Regierung ins Gefängnis geworfen. Ob sie wohl daran getan, ist schwer vorauszusehen. Die einen behaupten, noch immer seien die Iren vor zielbewußter Strenge zurückgewichen; die Nationalisten jubeln dagegen, durch Gewalt werde nur die Einheit, die bei den entzündlichen, leicht aufflammenden Kelten so gern in die Brüche geht, um so fester gekittet, was da die Opposition gegen das Angelsachsentum nur angestachelt. Es geht in der Tat ein Riß durch das Irentum. Ein drittel Million des Volkes spricht nur gälisch, die Mehrzahl aber versteht nur englisch. Einzelne Glieder des irischen Adels halten es mit dem englischen Großgrundbesitz und stimmen im Parlament mit den Konservativen. Viele irische Familien haben sich mit schottischen und englischen Familien verschwägert; einige der besten Generale und Staatsmänner Großbritanniens sind aus der Mischung hervorgegangen. Im großen ganzen aber treten die Unterschiede infolge der sprachlichen Kluft und der Blutmischung

Digitized by Google

zurück. Der keltische Kern der Rasse gibt den Ausschlag. Die Übereinstimmung in Gefühlen und Interessen überwiegt derart, daß Bauer und Städter, Armer und Reicher, Proletarier und adlig Geborener in der Regel alle wie ein Mann gegen die englisch-schottische Bevölkerung stehen. Nur zwischen einander hadern die Iren. Die einen wollen ruhige wirtschaftliche Entwickelung, Industrialisierung des Landes oder eine für den Bauernstand günstige Parzellierung. Die andern erhoffen alles von scharfer parlamentarischer Fehde, von terroristischen Mitteln, vom Boykott. Dritte endlich, die Fenier, predigen Dynamit und Anarchie.

Im Jahre 1171 kamen zuerst die Engländer nach Irland. Die Hälfte der Insel ward von dem anglo-normännischen Adel eingenommen. Im Laufe der Jahrhunderte aber wurden die fremden Ritter größtenteils vom Irentum aufgesogen und wurden von Drängern zu Schützern und Förderern. So haben die Engel und Herold zur Stärkung der Tschechen, die Sculez und Genossen zur Stärkung der Polen beigetragen. Erst unter Cromwell gelangten bäurische Siedler, meist Schotten, von der großen Nachbarinsel nach Irland und nahmen den Norden in Besitz. Bis heute ist die Nordprovinz, Ulster, englisch-schottisch und protestantisch, während die drei anderen Provinzen keltisch und katholisch geblieben sind. Die Leiden Irlands beginnen aber erst mit dem Aufstand von 1798. Seitdem geht die Bevölkerung der Smaragdinsel zurück. Zuerst langsam, dann in raschen Sätzen. Es ist das kein gutes Zeugnis für englische Regierungskunst.

Kein anderes Land hat so viel Menschen in so kurzer Zeit im Verhältnis verloren, als das grüne Erin. Um 1845 lebten noch $8^1/_2$ Millionen Iren in ihrer Heimat; seitdem sind volle 4 Millionen in die Fremde gewandert. Wenn man bedenkt, daß von der Auswanderung überwiegend die keltischen Provinzen betroffen waren, da das protestantische Ulster sich eines auskömmlichen Wohlstandes erfreut, so kommt man zu dem Schlusse, daß weit mehr als die Hälfte der keltischen Bewohner ihrer Heimat den Rücken zugewandt hat. Durch die irische Auswanderung, die trotz vielfältiger Landreformen bis in die jüngste Gegenwart fortdauert, hat das irische Problem eine bedeutende Erweiterung erfahren. Jetzt stehen die Ursiedler Erins nicht mehr allein den englischen Eroberern entgegen, sondern sie haben eine starke moralische und finanzielle Stütze an den auf 10—12 Millionen zu schätzenden Volksgenossen, die jenseits des Ozeans leben. Die

Digitized by Google

Verbindung zwischen amerikanischen (und australischen) und in der Heimat verbliebenen Iren, die nach dem Bürgerkrieg der Union zu den Fenierzügen über die kanadische Grenze, die im südafrikanischen Kriege zu Attentaten auf britische Kriegsschiffe geführt hat, sie ist auch jetzt noch sehr lebendig und von greifbarer Wichtigkeit. Fortwährend reisen Dillon und Redmond nach der Union, um Geld zu sammeln, um die Agitation anzuspornen. Volksversammlungen in Neuyork, Chicago, San Francisco, Versammlungen für home rule, für die Buren, für die eingekerkerten Abgeordneten der Iren sind an der Tagesordnung. Als der Belagerungszustand über halb Irland verhängt wurde, drahtete Redmond sofort nach Amerika, Hilfe und Sympathie erbittend. Wie ja auch die Wreschener „Opfer" Hilfe in Galizien und Warschau fanden. Wenn die Stadt Dublin Krüger das Ehrenbürgerrecht anbot, so ging Galway noch einen Schritt weiter und wählte den australischen Ingenieur Lynch, der in Natal ein irisches Korps befehligte, in das Unterhaus. Die Verbindung mit Übersee läßt die Iren auch den Rückgang der heimischen Kopfzahl verschmerzen. Von $^1/_2$ der Gesamtbevölkerung des United Kingdom sind zwar die Bewohner Erins auf $^1/_9$ heruntergegangen, allein mit den überseeischen Brüdern zusammen machen sie doch wiederum $^1/_3$ aller weißen Untertanen König Eduards aus und fast die Hälfte von der Kopfzahl Großbritanniens. Die innerpolitische Lage ist zu einer internationalen ausgewachsen.

Die Lage verwickelt sich noch fernerhin durch eine religiöse und eine Rassenbewegung. Die römische Kirche nimmt sich immer der kulturell schwächeren Völker an, der Tschechen gegen die Deutschen, der Bretonen gegen die Franzosen. Die Priester wettern von den irischen Kanzeln gegen die englische „Teufelssprache". Priester waren Hauptführer bei dem Aufstande von 1798. Priester sind auch jetzt die Hauptstütze der Nationalisten. Eine katholische Universität wird gefordert, Pilgerfahrten nach Rom werden angepriesen. Bloß für die materielle Unterstützung der hungernden Bauern hat die Priesterschaft wenig übrig. Geld gibt sie keines. Die kirchliche Scharfmacherei verquickt sich mit einer rassenhaften. In den letzten Jahren hat sich ein Aufschwung des Keltentums angebahnt. Sogar zu den Bretonen wurde eine Brücke geschlagen. Das hat wenig Aussicht. Dagegen hat die Bewegung unter ihrem rüstigen Präsidenten, dem zu Dublin wohnenden Fournier d'Abbe, wohl den Erfolg gehabt, daß sie in Irland den Anstoß zu einer keltischen Wiedergeburt

Digitized by Google

gab, der eine große Zukunft zu winken scheint. Ungefähr $^1/_3$ Mill. Iren spricht nur gälisch, ein weiteres Drittel versteht gälisch und englisch. Das Streben geht jetzt darauf aus, die Kenntnis der keltischen Mundart wieder allgemein zu machen. Herr Fournier begegnete meinen Zweifeln mit dem Hinweis darauf, daß auch in Böhmen das Tschechische zur Sprache der Hausknechte und Viehmägde herabgesunken war, als eine ungeahnte Regeneration das Tschechische neu belebte und zur maßgebenden Stellung emportrug. Wie genau doch die Herolde nationaler Bewegungen das Schicksal anderer Volksminderheiten verfolgen!

Für die Masse der Iren dreht sich alles um wirtschaftliche Not, um das Recht am Boden. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist bäuerlich. In den seltensten Fällen besitzt der keltische Bauer den Boden selber. Er pachtet ihn. Der Pachtpreis aber ist $^1/_5$ seiner jährlichen Einnahmen und darüber. Es gibt tausende von Familien, die nur 600 M. im Jahre verdienen; davon müssen noch 120 M. für die Pacht abgegeben werden. Und gelegentlich mißrät die Ernte, verdirbt die Kartoffel, die den Stapelartikel bildet. Da weigert der Bauer den Zins. Häufig wird er ihm freiwillig erlassen. Das führt mitunter dazu, daß der Bauer auch dann Pachterlaß begehrt, wenn keine Not ihn treibt. Und er veranlaßt andere zu gleichem Begehr, ja zwingt sie mit terroristischen Mitteln dazu. Er ist zu träge und zu wenig unternehmungslustig, um sich ins industrielle Leben zu wenden. Er sieht keine andere Aussicht, sein Los je zu bessern, als wenn er Besitzer seines Landstückes wird. Und zwar ohne jeden Entgelt. Die Agitatoren flüstern ihm ein, das sei nur sein gutes Recht: Das Land habe von alters her ihm gehört und sei ihm nur durch Raub entrissen worden. Die Agitation, die in der United Irish League ihren Hauptherd und Sammelpunkt hat, heckte als Kampfmittel den Boykott aus, in einer so scharfen, grausamen Form, wie er auf dem Kontinent unbekannt ist. Wer gegen das Geheiß des Bundes von einem verfehmten Grundherrn Land nimmt, wer den Pachtzins gegen das Bundesverbot zahlt, ja, wer sich weigert, der League beizutreten, er wird boykottiert. Jeder Verkehr mit ihm wird abgebrochen, sein Vieh wird heimtückisch verstümmelt, keine Speise wird ihm verkauft, niemand will ihn herbergen, für ihn oder mit ihm arbeiten, ja, der Arzt versagt seiner leidenden Frau, und wenn sie im Wochenbett läge, die helfende Hand. „Meidet euren Gegner, als ob er ein Pestkranker wäre!“ rief Parnell, der diesen Boykott ausgedacht. So groß

Digitized by Google

ist die Beeinflussung der Bevölkerung durch die League und ihr Machtwort, daß niemand gegen sie vor Gericht zu zeugen wagt, daß ehrliche Pächter in tiefer Nacht zum Pachtherrn mit dem Zins kommen, ihn beschwörend, nichts von der erfolgten Zahlung verlautbaren zu lassen. Gegen diesen Terrorismus, diese „Intimidation", hat England das Coercion-Gesetz erlassen, eine Art Belagerungszustandes, der gegenwärtig über halb Irland verhängt ist. Aber der Bund ist über das ganze keltische Irland verbreitet. Er ist, glaube ich, zäher und widerstandsfähiger als die Coercion-Bill. Im übrigen arbeitet die Regierung ebenfalls mit außerordentlichen Kampfmitteln. Nicht bloß die Bill, nein, die ganze englische Verwaltung der Insel ist Ausnahmegesetzgebung. Cromwell wollte Irland einfach mit England vereinen, es zu einer englischen Provinz machen. Das war zweifellos vom englischen Standpunkte aus das einzig richtige. Danach aber hat man eine Einrichtung getroffen, die noch jetzt besteht. Man schickte einen Vizekönig mit ausgedehntem, kostspieligem Hofstaate auf die Insel, die demnach genau wie ein erobertes Reich behandelt wird, während sie doch Abgeordnete für das gemeinsame Parlament wählen darf — ein auffälliger Widerspruch in der Verwaltungslogik — und ernannte außerdem einen Sekretär für Irland, gerade so wie für das unterworfene Indien. Dazu haben die Engländer noch den verhängnisvollen Fehler begangen, daß sie trotz der gewaltigen Abnahme der Bevölkerung Irlands die Zahl seiner Commoners nicht verringerten. So können die irischen Parlamentarier das ganze Getriebe der englischen Staatsmission empfindlich stören.

Im germanischen Norden spielt die Religions- und Rassenfrage keine Rolle. Trotzdem hat auch dort ein erbitterter Nationalitätenstreit getobt. Skandinavien beherbergt zwei eng verwandte Volkstümer, die trotz rassenhafter und wirtschaftlicher Verbindung nicht sonderlich miteinander stehen, — Dänen und Schweden. Die gemeinsame Sprache weist die Norweger auf Dänemark, der politische Zusammenhang knüpft sie an Schweden. Der daraus entspringende Konflikt hätte 1895 beinahe zum Kriege geführt und 1902 ist man zu der höchst unnötigen und kostspieligen Trennung der beiden Konsulate geschritten, doch hat letzthin die gemeinsame Gefahr, die von Rußland, die Union der beiden nordischen Länder wieder gestärkt.

Auch ist in der Halbinsel selber ein Pangermanismus aufgetaucht, der in dem Dichter Björnstjerne Björnson einen beredten

Digitized by Google

Herold besitzt. Von einem Germanentum kann indes keine Rede sein. Vielmehr erklären sich die Verschiedenheiten der drei skandinavischen Völker teilweise durch die Beimischung nichtgermanischen Blutes. Alle Beobachter sind darüber einig, daß die Sinnlichkeit bei allen Skandinaviern viel reger und heftiger ist als bei Holländern und Deutschen. Namentlich sollen die Dänen derartige Zustände nach ihrer Eroberung Englands dort hervorgerufen haben, daß die Ankunft der Normannen als Rettung empfunden worden sei. In der Tat sind auch die heutigen Dänen ein auffallend lebendiges, ja unstätes, rastloses, für Musik und Schönheit begeistertes Volk. Es wird dieser Charakterzug auf die Slawen, die erwiesenermaßen einen Teil Dänemarks besiedelt haben, zurückzuführen sein. Die große skandinavische Halbinsel aber war noch um 800 zu drei Vierteln von Lappen bewohnt, sowie von einem nicht näher einzureihenden Zwergvolke, das noch der Historiker Jovins erwähnt.*) In Norwegen muß außerdem noch ein Urvolk gehaust haben, dessen Reste in der Kurzköpfigkeit vieler heutiger Norweger wissenschaftlich festgestellt wurden und dessen Spuren schon der Laie in dem völlig ungermanischen Habitus einer großen Anzahl heutiger Gesichter wahrnehmen kann. Es sei dem, wie ihm wolle.

Nichts fällt dem die Grenze — etwa westlich von Are, wie ich es getan — überschreitenden Reisenden mehr auf, als die radikale Verschiedenheit zwischen schwedischer und norwegischer Art. Mir persönlich kamen bei so manchem Norweger sofort irische Typen in Erinnerung, da jedoch über die Urbevölkerung Irlands selbst die Forschung noch keine Übereinstimmung erzielt hat, so möchte ich mit meinen Vermutungen lieber zurückhalten. Gemeinsam bei den Völkern der skandinavischen Union ist, in der Nordhälfte wenigstens, die Mischung mit Lappen, aber andere Elemente müssen dazugekommen sein, um die weitgehende Kluft zwischen den zwei Völkern und ihrem Charakter zu schaffen. Die Schweden sind von heller Haut, regelmäßigem Gesichte, schlanken Wuchses, überwiegend blondhaarig und blauäugig, sind ruhig, ja still, obwohl vergnügungssüchtig, und gelten für falsch. Die Norweger sind kleiner, gedrungener Gestalt, in der Nordhälfte des Landes entschieden dunkelhaarig und grün- oder braunäugig; sie sind rührig, äußerst arbeitsam, unternehmungslustig und, wenn auch gegen Fremde zuerst verschlossen, doch von verblüffender

*) Vgl. darüber Ritchie, Globus 26. August 1902.

Digitized by Google

Offenheit. „Seid ihr Engländer?“ fragte uns ein Bauer, bei dem wir, durch lange Wanderung erschöpft, Milch und Brot kaufen wollten. „Wenn ihr zu den Leuten gehört, die die armen Buren so gequält haben, so geht nur gleich wieder aus meinem Hause!“ Leidenschaftlich spricht sich der Norweger aus, in Liebe oder Haß, während der diplomatische Schwede seine Gefühle verbirgt. Man hat erst gesagt, derartige Charakterbesonderheiten kommen von der verschiedenartigen Verfassung und der Geschichte der Länder. Ich sage umgekehrt, aus der Verschiedenheit der Rasse entfloß die Trennung der Geschicke und der Verwaltung. Weil der Norweger individuell, von Selbständigkeitsdrang erfüllt, Partikularist und Gleichheitsfreund ist, deshalb ist seine Verfassung demokratisch ausgefallen, und das zeitweilig bei ihm herrschende Königtum hat sich nicht behaupten können. Weil anderseits der Schwede biegsamer, träger, weniger schroff, weniger freiheitsdürstend ist, hat er sich aristokratischem Großgrundbesitz und dem Königtum geneigter erwiesen. Man wird durchaus an die benachbarten Slawen erinnert, die auch lebenslustig, aber trotzdem auch monoton, auch träge, auch biegsam und gehorsam sind und daher auch sowohl den Latifundienbesitzern, als dem Monarchen gegenüber äußerst fügsam sind. Aus alten Chroniken weiß man, daß die alten Waräger viele Sklaven von ihren Raubzügen mitbrachten. Es bestanden ferner vielfältige Kulturbeziehungen zwischen Schweden und Slawen seit der frühesten Zeit, wie denn auch die Slawen der Runen sich bedienten. Aus alledem kann man aber nicht die weitgehende Ähnlichkeit erklären. Vielleicht ward diese Ähnlichkeit von den Nordostgermanen sowohl wie Slawen zugrunde liegenden finnischen Unterschichte bewirkt. Wobei zu bemerken, daß Finnen keineswegs gleich Lappen, da letztere nur finnisierte Arktiker sind, wie jetzt ziemlich allgemein zugestanden wird.

Seit zwanzig Jahren arbeiten die Norweger auf eine Trennung von Schweden hin. Zur Hälfte ist das schon erreicht. Das Unionszeichen ist aus der norwegischen Flagge beseitigt. Ein selbständiges Konsulatswesen ward ebenfalls zugestanden. Nun wollen die Radikalen auch einen eigenen Minister des Auswärtigen. Damit wäre der völlige Bruch de facto hergestellt. Bliebe nur noch das blasse Scheinen einer Union durch die Dynastie, die in dem demokratischen Lande keinen Rückhalt, nur Gegnerschaft findet. Der Storthing kann ja über ein drei-

Digitized by Google

maliges Veto des Königs hinweggehen. Er ist also mächtiger als die Dynastie, die lediglich ein Dekorationsstück ist.

Wirtschaftlich ist die Trennung der beiden Länder ebenfalls längst durchgeführt. Es besteht nämlich eine Zollgrenze. Bei den Iren ist es eine der gewöhnlichsten und lautesten Klagen, daß sie durch keine Zölle geschützt und daher rettungslos von englischen Waren überschwemmt werden. Die Klage der Iren ist kaum berechtigt, da es ihnen doch an dem nötigen Kapital und vor allem an dem nötigen Unternehmungsgeist fehlt, um eine eigene Industrie ins Leben zu rufen. Außerdem fehlt es in Irland an den erforderlichen natürlichen Bedingungen für die Entstehung von Großgewerben. Die Norweger dagegen wären sehr wohl in der Lage, eine blühende Industrie auf die Beine zu bringen. Ihren Wagegeist und ihre Fähigkeiten haben sie dadurch bewiesen, daß sie eine Handelsflotte begründet haben, die bis vor wenigen Jahren die zweitgrößte der Welt gewesen ist. Sodann hat ihr Land Überfluß an Holz und Eisen und Kupfer, und die zahlreichen mächtigen Wasserfälle sind wie geschaffen für den Betrieb von Fabriken. Überhaupt aber sind die Interessen der Norweger von denen der Schweden recht verschieden. Schweden ist überwiegend ein ackerbautreibendes Land und auf die Ostsee als Absatzgebiet angewiesen. Norwegen züchtet Vieh und treibt Seefahrt und ist auf England und Amerika angewiesen. Das zeigt sich nicht minder deutlich in der Kulturströmung, besonders in der Sprache. Während im Osten Skandinaviens die Gebildeten meist Deutsch lernen, ist im Westen bei Gebildeten und Ungebildeten Englisch verbreitet. Ich flechte hier ein, daß nur die Schriftsprache Norwegens dänisch ist; die Volkssprache, in zahllose Mundarten zerfallend, ist vom Dänischen schon weiter entfernt als von Schwedisch. Der Tonfall klang meinem Ohre ungefähr wie Plattdeutsch, während das Singen der Schweden an die oft slawischen Idiome erinnert und das Dänische eine nervöse Zerhacktheit, ein zartes, aber farbloses Vibrieren auszeichnet. Man kann auch nicht sagen, daß der Gegensatz zu ihren östlichen Nachbarn die Norweger sonderlich zu ihren südlichen Verwandten hingedrängt hätte. Sie lesen wohl die dänischen Bücher, aber die Sehnsucht nach einer politischen Vereinigung mit Dänemark ist im Aussterben. Ich denke, das endgültige Scheitern jener langgehegten Träume, die ein erneutes Bündnis zwischen West- und Südskandinavien vorgaukelten, hat mit daran schuld gehabt, das isolierte Dänemark wieder versöhnlicher gegen Deutschland zu stimmen.

Digitized by Google

Bei den inneren Streitigkeiten der skandinavischen Völker sind äußere Einflüsse immer von Gewicht gewesen. Die dynastische Verbindung des dänischen Hofes mit dem Petersburger ist bekannt. Sie hat die Liebe der Norweger zu den Dänen nicht gerade gesteigert. Dagegen hat die gemeinsame, von Rußland drohende Gefahr, die seit der Vergewaltigung Finnlands unverhüllter hervortritt, die skandinavische Union etwas befestigt. Björnson konnte noch 1895 vorschlagen, den Russen zwei norwegische Häfen zu überlassen. Jetzt ist davon keine Rede mehr. Nämlich von freundschaftlichem Überlassen. Das Dichten und Trachten der Russen geht noch immer auf den Erwerb eines eisfreien Hafens westlich vom Nordkap. Denn was die Russen im eigenen Lande, namentlich an der Murmannküste zu maritimen Zwecken ins Werk setzten, hat zwar ungeheuer viel gekostet, aber sonst kaum einen nennenswerten Erfolg gezeitigt. Genug, das Verhältnis zwischen dem Zarenreiche und der Union ist recht gespannt. Die Schweden haben seit drei Jahren eine arktische Truppe gebildet, die auch in Schnee und Eis kampieren lernt, und geben viel Geld für Küstenbefestigung aus. Die Norweger aber besinnen sich den Slawen gegenüber auf ihr Germanentum. Der phantastische Björnson rät jetzt zu einer Vereinigung aller germanischen Staaten gegen die östliche Gefahr. Furcht vor einem Dritten ist jedoch im besten Falle nur ein zeitweiliges Einigungsmittel für zwei Nebenbuhler. Das Ausschlaggebende ist, daß die Norweger als Volk, als Menschen die Schweden nicht leiden können. Sehr selten sind Heiraten zwischen Angehörigen der beiden Nachbarn. Man kann tausend Gründe gegen die Universität, gegen den Streit der verwandten Völker vorbringen und für die Vernünftigkeit oder gar Notwendigkeit eines Sichvertragens, einer gemeinsamen, friedlichen Förderung naheliegender Kulturaufgaben: Tatsache bleibt eben und darum allein haben wir uns zu kümmern, daß der § 13 zwischen schwedischem und norwegischem Volkstum sich bisher als unhaltbar erwiesen hat. Was allerdings nicht unbedingt ein Beweis dafür ist, daß auch in aller Zukunft die Wunde unheilbar bleiben werde.

Am ausgedehntesten und verbreitetsten ist der Hader der Nationen in Rußland. Er ist kaum weniger bedeutsam, als selbst in dem klassischen Lande der Volkszwiste, als in Österreich, er tritt nur weniger an die Oberfläche des Tages, weil die eiserne Hand der autokratischen Regierung die volklichen Bewegungen entweder unterdrückt oder doch wenigstens ein Bekanntwerden

Digitized by Google

derſelben nach Möglichkeit verhindert. Zwar ſind über die Aufſaugefähigkeit der Ruſſen die günſtigſten Meinungen verbreitet, dergeſtalt, daß wenige daran zweifeln, daß außer etwa den Polen in abſehbarer Zeit nur noch ruſſiſches Volkstum im Reiche des Zaren ſein würde, allein in Wirklichkeit haben die Ruſſen nur eine ungemeine Ausdehnungsfähigkeit des eigenen Volkes, keineswegs eine für andere Völker verhängnisvolle Kraft und Zähigkeit, keineswegs eine unduldſame, andere zertretende oder abſorbierende Eigenart bewieſen. In dem Verlauf ruſſiſcher Geſchichte, der ſich über etwas mehr als ein Jahrtauſend erſtreckt, iſt ja manches Fremdvolk vor dem Eindringen der ruſſiſchen Bauern zerſtoben, iſt von ihnen verſchluckt worden. Das gleiche geſchieht noch jetzt unter unſeren Augen. Wir müſſen jedoch, ſcheint mir, ganz genau feſtſtellen, mit was für einem Volke die Ruſſen zu tun hatten oder haben, und danach eine Unterſcheidung treffen. Nur die Stämme und Horden werden wir dann ſehen, die einer eigenen ſtarken Kultur ermangeln, die keine Schrift, keine höhere Religion, keine ausgebildete Ständeeinteilung haben, nur die werden von den Ruſſen bezwungen. So die kulturloſen Nomaden Nordaſiens, wie Samojeden, Oſtjaken, Tunguſen, und des nördlichſten Europas, wie die Lappen, die auf der Halbinſel Kola drauf und dran ſind, völlig auszuſterben; dagegen nicht die ebenfalls nomadiſchen Kirgiſen und Baſchkiren, weil dieſe an dem Islam eine Stütze erhalten haben, nicht die nicht allzu zahlreichen Kalmücken von Aſtrachan und dem Drabanken, da ſie im Buddhismus einen Halt beſitzen, nicht die Griechen von Odeſſa oder die Deutſchen von Saratoff, die zwar in der Diaſpora leben, aber einer höheren Kultur entſtammt ſind. Bis ins einzelne kann die eben aufgeſtellte Theſe durchgeführt werden. Von derſelben Raſſe ſind Stämme aufgeſogen worden, ſolange ſie in urſprünglicher Wildheit verharrte, während der Prozeß ſofort ſiſtiert wurde, als eine fremde Kultur der Raſſe ſich mitteilte. Es wurden wohl die alten heidniſchen Bebauer zur Verſchmelzung gezwungen, nicht aber die chriſtlichen; wohl die heidniſchen Finnen, nicht aber die von germaniſchen und chriſtlichen Einflüſſen berührte. Noch heute wurde ein finniſches Dorf nach dem andern von den iſoliert ſtehenden und halbheidniſchen Wolga- und Kamafinnen, Parmjaken, Wotjaken, Syrjänen in dem ruſſiſchen Schmelztiegel entvolklicht; allein die von Schweden und dem Deutſchorden erſt katholiſierten, dann zum Proteſtantismus gebrachten Finnen des Nordweſtens bewahren in zäher Unzugänglichkeit ihre

Digitized by Google

angestammte Eigenart. Ist doch Petersburg selbst noch heutzutage nur eine Enklave, eine slawische Insel, vom Meere des Finnentums rings umbrandet. Überall, bei solchen Völkern, denen eine längere Tradition, denen eine sei's eigene, sei's fremde, aber nicht russische Kultur zur Seite steht, da bewahrheitet sich der Spruch Goethes:

Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt
Lebendige Form, die stetig sich entwickelt.

Die Russen legen sich als neue Volksschicht neben und über die vorgefundenen Nationalitäten, aber es gelingt ihnen nicht, durch ihre Wucht die Fremden zu erdrücken oder mit ihrem Lebensfeuer sie zu durchdringen, sie umzuschmelzen.

Über die Zahl der Russen ist es seltsamerweise gar nicht leicht, zuverlässige Statistik zu erlangen. Bis zu dem amtlichen Reichszensus von 1897 wurde die Zahl auf 65 Millionen angegeben. Hatte man sich bisher mit zuwenig begnügt, so wurde das jetzt durch ein Zuviel wett gemacht. Die Zahl sprang auf 100 Millionen. Und doch sagt der Zensusbericht ausdrücklich, daß eine eigentliche Zählung der Nationalitäten nicht vorgenommen wurde! Nach einer halbprivaten Statistik gab es 1886 an 57 Millionen Großrussen, 17 1/8 Millionen Kleinrussen, die übrigens von den ersteren sprachlich ebenso gesondert wie Holländer von Deutschen, und 5 Millionen Weißrussen,*) zusammen also gegen 79 Millionen. In dem Sammelwerke, das ebenfalls nach amtlichen Quellen Kowalewskij**) in russischer Sprache herausgegeben, finde ich dagegen, daß die Russen 66 % der Gesamtbevölkerung oder 86 Mill. ausmachen. Das wird so ungefähr das richtige treffen. Da der erste Ansatz bei den genannten zwei Autoren so stark abweicht, so ist nur folgerichtig, daß die anderen Ansätze ebenfalls einen durchgehenden Mangel an Übereinstimmung aufweisen. Für heute gibt derselbe Autor, dem ich Daten entlehne, Kupczanko***) — oder sind es seine amtlichen Gewährsmänner? — 70, 20 und 10 Millionen oder zusammen 100 Millionen an. Eine derartige Fruchtbarkeit, wie sie demgemäß die Weißrussen haben müssen, hat die Welt noch nicht gesehen. Kupczanko muß, um eine tadellose Bilanz zu gewinnen, alle anderen Nationen,

*) Kupczanko, Rußland in Zahlen (1902) S. 60.

**) Rossija w konzě 19 ago wěka (Rußland am Ende des 19. Jahrh.) S. 64.

***) A. a. O. S. 53.

Digitized by Google

die dem Zaren gehorchen, eines ſtattlichen Bruchteiles ihrer Seelenzahl berauben. Nur den Juden fügt er eine Million über die gewöhnliche Ziffer zu. Ich brauche nicht hervorzuheben, wie gewaltig durch dies Schwanken der elementarſten Daten unſere Anſchauung von ruſſiſcher Kraft getrübt und verſchoben wird. Mir kommt Kowalewskij als der weit zuverläſſigere vor. Er gibt den Finnen 6 Mill., den Litauern 5,6 Mill., den Schweden 400 000. Für völlig zuverläſſig kann ich auch ihn nicht halten. Denn die Deutſchen, die nach allen erreichbaren Zuſammenſtellungen mindeſtens 2 Mill. beanſpruchen können, beſchränkt er auf 1 Mill. Es iſt ganz nützlich, dieſe Zahlen und die ihnen anhaftende Unſicherheit einmal zur Sprache zu bringen. Nur darf man ſich keinen Augenblick verhehlen, daß Zahlen allein wenig beweiſen. Wie käme es ſonſt, daß 3 Mill. Polen gegen 53 Mill. Deutſche erobernd vordringen? Bei nationalen Kämpfen kommt vielmehr alles einzig und allein darauf an, ob in einer gegebenen Provinz oder Landſchaft das eine oder das andere Volk an Maſſe überwiegt. Da muß denn ins Auge fallen, daß im ganzen Weſten und Norden ihres Reiches die Ruſſen nirgends überwiegen. Und höchſt wahrſcheinlich auch nicht in abſehbarer Zeit überwiegen werden, da außer dem Zuſtrom ruſſiſcher Soldaten und Beamten keine Wanderung von Oſten nach Weſten zu bemerken iſt, wohl aber eine beträchtliche Verſchiebung der Ruſſen nach Süden, in die Donſteppe und über den Kaukaſus, und nach Oſten, gegen den Ural zu und, in Mengen von jährlich 200 000 Köpfen ſeit einem Jahrfünft, nach Sibirien.

In Nordeuropa werden die Ruſſen keinen Erfolg haben. Wenigſtens nicht im Sinne ihres Volkstums. Sie können das Geſchehene nicht ungeſchehen machen. Sie können eine Kultur, die höher und älter als ihre eigene, nicht entwurzeln. Weder bei den Finnländern, noch bei den baltiſchen Deutſchen. Es iſt wahr, ſie haben einiges anſcheinend erreicht. Sie haben Dorpat in Jurjeff gewandelt, haben ruſſiſches Militärregiment an Stelle der finniſchen Verfaſſung und Selbſtverwaltung errichtet. Aber das bedeutet einen Wechſel der Form, nicht eine Änderung des Weſens der Dinge. Das bedeutet nicht eine Verdrängung des alteingeſeſſenen Volkstums, nicht eine Erſetzung durch ruſſiſches. Das einzige von Belang, was wirklich erreicht wurde, iſt eine teilweiſe Abſchwenkung der Eſthen und Letten aus dem Lager der Deutſchen in das der Ruſſen. Aber was für ein Gewicht haben jene unbedeutenden Paraſitenvölkchen in die Wagſchale zu

Digitized by Google

werfen? Auch hat der Verruſſungsverſuch in den Oſtſeeprovinzen zu einer geringfügigen Auswanderung bei den baltiſchen Deutſchen den Anlaß gegeben, dieſelbe wurde indeſſen durch das Einſtrömen zahlreicher Deutſcher aus Preußen, Sachſen und Öſterreich mehr als wett gemacht.

Nur eines hat die ruſſiſche Regierung erreicht und eines verſteht ſie. Bei dem Tarantas, dem üblichen Dreigeſpann der kaiſerlichen Poſt, ſtrebt das eine Seitenpferd mit aller Macht nach links, das andere nach rechts ab: je mehr es zieht und zerrt, um ſo raſcher fördert es, in Gemeinſchaft mit dem geradaus ſprengenden Mittelpferd, den rettenden Wagen. Ähnlich ſpannt die zariſche Regierung die widerſtrebendſten Völker an den Reichswagen. Das eine will links ab, das andere rechts hinüber. Die Ruſſen ſind in der Mitte und ſehen zu, daß der Karren doch weiter kommt. Den Engländern fehlt ein Volk, um die Iren in Schach zu halten; die Ruſſen ſpielen ein Volk gegen das andere aus: Armenier gegen die Türken, Polen und Eſthen gegen die Deutſchen. Die Buntheit, der hieraus entſtehende Wirrwarr iſt für die Kultur nicht förderlich. Aber darauf kommt es den Machthabern in Petersburg gar nicht an. Sie kümmern ſich wenig um die Wohlfahrt des ruſſiſchen Volkes. Herrſchen, Obmacht, imperium! Das iſt ihr Ziel und das haben ſie erreicht. Allein auf wie lange? Das auf morſchen Unterbau errichtete Gebäude, wie lange wird es den Zuſammenbruch hinausſchieben können?

Alle Wege führen — weg von Rom.

Von L. Gurlitt.

Die Geſchichte des deutſchen Volkes iſt ſeit den Tagen des Arioviſt und Arminius ein unausgeſetzter Kampf mit Rom. Jeder Sieg, den dabei germaniſche Kraft errang, bedeutet einen Fortſchritt in unſerer Kultur. Als größte Geiſteshelden gelten uns daher mit Recht die, welche in dieſem Kampfe ehrenvoll be-

Digitized by Google

ſtanden haben von Walther von der Vogelweide bis zu Bismarck Unſere ganze geiſtige Entwickelung läßt ſich ſomit geradezu als ein Sichlosringen aus den römiſchen Geiſtesfeſſeln bezeichnen. Das gilt nicht etwa auf dem kirchlichen Gebiete allein: es hat ſeine allgemeine Gültigkeit. Denn auch auf den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft iſt eine Rückkehr auf die römiſche Kultur — alte ſo gut wie neuere — jedesmal gleichbedeutend mit Stillſtand und Rückſchritt im Sinne der national-deutſchen Entwickelung, jedenfalls ein Abweg geweſen. Ein altes Wort, das — Gott ſei's geklagt! — zu lange zu Recht beſtanden hat, lautet: „alle Wege führen nach Rom". Sieht man aber genauer zu, dringt man tiefer ein in die Entwickelung der germaniſchen Kulturen, ſo muß das Wort umgekehrt lauten: „Alle Wege führen weg von Rom". Es waren Verirrungen, die uns nach Rom lockten, und erſt dann werden wir zu der Höhe emporſteigen können, die den germaniſchen Völkern beſchieden zu ſein ſcheint, wenn wir bewußt und entſchieden Rom den Rücken kehren und nach der entgegengeſetzten Richtung wandern.

„Die alten Deutſchen," ſagt Herder, „nannten die Sprache der Römer eine barbariſche, fürchterliche, hochmütige Sprache, ſoweit das Volk ſie redete, das zum Herrſchen über die Welt geboren zu ſein glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen deſpotiſche Geſetze gab; durch ſie machten die Römer zu Geiſeln die Kinder, und die Väter zu Sklaven; durch ſie und durch die Wiſſenſchaften, die mit ihr eingeführt wurden, wanden ſie tapferen Nationen das Schwert aus der Hand, daß ſie den Arm entnervt ſinken ließen, und den Becher der Üppigkeit annahmen; durch ſie ſuchten die Römer die Haine der deutſchen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerſtören, die Bewohner dieſer Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und ſie mit Gelehrſamkeit und Unglück zu beſchenken. Daher ſchauderten die Deutſchen vor dieſer Sprache, und fochten gegen ſie unüberwindlich — Arme Helden! tapfere Väter! ihr ſtrittet vergebens; eure Urenkel nahmen endlich dieſe Feſſel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an als eine Feſſel der Ehre — am Altar!" Man ſollte meinen, ein ganz Moderner, etwa H. St. Chamberlain ſpräche zu uns, aber nein, es iſt ein alter deutſcher Klaſſiker, der Vorkämpfer Goethes und Schillers. „Wir ſehen," fährt er fort, „dieſe dunkle Zeit erſt aus einem viel zu einſeitigen Geſichtspunkt an. Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienſtvoller Monarch geprieſen, der die deutſche Sprache

Digitized by Google

und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. Betrachtet ihn näher und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget. Er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf Roms, ein Sohn oder Vater des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der barbischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, bloß eine Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schaden anfing — und das alles ohne Schuld und wider seinen Willen. Mönche und fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen und das Kreuz in der anderen Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmern der römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der römischen Sprache in Deutschland ein; drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphierend einzogen und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel es zu tragen, und die unter allen Ländern Europas am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten; die lateinische Literatur erstickte den Geist, und schnitzte den Geschmack der Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sintflut muß viele Jahrhunderte durch die faule Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Literatur aussog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit, Sprache und äußerem Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschliche Eindrücke nachließ. — — Kein größerer Schaden kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt.“ Man lese die weiteren glänzenden Ausführungen bei Herder selbst nach (XIX, Lit. und Kunst VII, „Fragmente zur deutschen Literatur“, dritte Sammlung I), um zu erkennen, daß er der beste Dolmetsch der unser protestantisches Volk jetzt durchbebenden Erregung ist! Der so lebenskräftige Baum der deutschen Epik mußte verdorren, als die römische Geistlichkeit ihren Schülern den Gebrauch der deutschen Sprache verbot und mit lateinischen, an den Römer Vergil angelehnten Dichtungen eine im Ton verfälschte (Waltharilied) oder gelehrte fromme Poesie schuf, die im großen Volke niemals Wurzel schlagen konnte. Als sich endlich der germanische Geist wieder auf sich selbst besann, als eine echt deutsche, gemütstiefe, lebensfreudige Lyrik in den Kreisen des Adels erblühte, die sich mit dem deutschen Volks-

Digitized by Google

liede zusammenfand, da war es wieder der tödliche Hauch aus Rom, der diesen duftigen Pflanzen das Leben raubte. Walther selbst mußte seine letzte Kraft gegen die Übergriffe und gegen die Sittenverderbnis der römischen Kurie wenden und in den folgenden Kriegen, die jahrhundertelang tiefes Elend über Deutschland brachten, waren es die kirchlichen Ansprüche auf weltliche Macht, ihre Eingriffe in das politische Leben Deutschlands, die nicht zum geringsten Teile das Unheil verschuldeten. Als die Deutschen dann allerdings auf Anregung und mit Hilfe der altrömischen Literatur die Geister aus dem Banne Roms befreiten, und in erstaunlicher Schöpfungskraft eine neue, auf Erkenntnis der Natur gegründete Kultur schufen, da hatten sie unausgesetzt mit dem Widerstreben der Kirche zu kämpfen, deren rohe Gewaltsmittel, Verfolgung, Bann, Kerker, Scheiterhaufen gegen die Edelsten des deutschen Volkes in Kraft traten. Ein düsterer fanatischer Baske schmiedete die Waffen, mit denen germanischer Freiheitsdrang erstickt wurde, und Rom gab den nur zu gelehrigen deutschen Kaisern die Weisungen, wie sie ihr Volk geistig knechten sollten. Nicht die christliche Kirche, sondern der „Freigeist" Friedrich auf dem Throne Preußens war es dann, der die Hexenprozesse und die Folter abschaffte. Die Sprache nun, mit der von Rom der Kampf geführt wurde und noch heute geführt wird, ist die lateinische. Grund genug für jeden deutsch Empfindenden, diese Sprache zu hassen. Statt dessen fuhr man fort, sie liebevoll zu pflegen. Man küßte die Peitsche, mit der man Schläge erhielt. Es waren schlechtberatene Lateingelehrte, die in der sogenannten Renaissance, den deutschen Geist zurückdrängend keinen größeren Ehrgeiz kannten, als in Dichtung und Prosa bescheidene Schüler des Vergil, Ovid, Horaz und des Cicero zu sein. Sie erklärten es für eine Schande, wenn ihre Schüler deutsch sprachen, und brachten es fertig, daß unser Volk sein Nibelungenlied, seine Gudrun, seinen Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Hartmann von Aue völlig vergessen lernte. Man schätze doch die am alten Rom entzündete sogenannte klassische Renaissance nicht zu hoch ein! „Der Humanismus würde dem deutschen Geiste die Erlösung nicht gebracht haben; dieser hat sich selbst befreit, aus eigenem Recht und eigener Kraft; und des mögen wir uns freuen!" So sagte im Hinblick auf Luther Prof. Kirchhoff als Rektor der Universität Berlin. — „Aus eigener Kraft," ruft der Rembrandt-Deutsche (S. 175) indem er dieses Wort zitiert, „soll sich der deutsche Geist nunmehr zum zweitenmal befreien!"

Digitized by Google

Aber noch immer duldet das deutsche Volk, daß römischer Geist in seinen Gauen walte. Nie ist ein großes, geistig so hoch entwickeltes Volk, wie das unsere, freiwillig in eine so beschämende Knechtschaft gezogen. Man denke sich die alten Griechen, die auf ihren Homer hätten verzichten sollen, um etwa in persischer Literatur aufzugehen! Man denke sie sich selbst unter römischer Weltherrschaft auf das Erbe des Sophokles, Euripides, Plato verzichtend! Einer solchen Selbsterniedrigung scheint leider nur das deutsche Volk fähig zu sein. Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst hatten wir dasselbe beschämende Schauspiel. Unsere Vorfahren lernten, vom trügerischen Glanze altrömischer Kunst verblendet, den Kölner Dom, die Stephans-Kirche, das alte deutsche Bauernhaus mißachten und huldigten den Baumeistern, die ihnen Nachbildungen römischer Prunkbauten aus der Kaiserzeit in ihre deutschen Städte pflanzten, Bauten, die mit dem Geiste und Empfinden unserer Bürger nichts gemein hatten. Ja, man trug den italienischen Landhausstil in unsere Dörfer, wo wir sie heute in Mengen stehen sehen, unverstandene Fremdlinge, an denen unser Landmann kopfschüttelnd vorbeigeht. Luther befreite unser Gewissen von der Geistes-Tyrannei des römischen Papsttums, Thomasius wagte es, deutsch zu deutschen Studenten zu sprechen, deutscher Forschertrieb kämpfte gegen das tote kirchliche Dogma und erschloß uns die Wunder der Welt. Nur wer mit teilnahm an diesem Freiheitskampfe, hat heute für uns Protestanten noch Bedeutung. All die Humanisten aber, die ihre Gedanken und Empfindungen in den Dienst Roms stellend — sei es des alten oder des neuen — sie in lateinischen Schriften, Briefen und Gedichten niederlegten, sind vergessen bis auf ihre Namen. Sie haben ihre Kraft einem falschen Götzen geweiht. Mögen sie nun noch so „klassisches“ Latein geschrieben haben, mögen ihre Briefe ganz aus ciceronischen Phrasen zusammengebaut, ihre Gedichte so glatt und lüstern wie die Ovids, so prunkend wie die Vergils, so behaglich lebensfroh, wie die des Horaz gewesen sein, wer außer wenigen Spezialgelehrten kümmert sich heute noch um sie? Jene Männer sind ihrem Volkstume untreu gewesen, und dieses rächt sich durch Vergessen. Hans Sachs aber, Ulrich von Hutten, Luther, Gerhardt, und die ihnen gleichgesinnten Künstler Holbein, Dürer, Lukas Kranach, die sind noch jetzt, und jetzt erst recht bei uns und in uns lebendig. Das Eifern der römischen Kirche — und leider nicht dieser allein — gegen das Nackte in der Kunst, die damit im deutschen Volke großgezogene unehrliche

Digitized by Google

Prüderie, hat einer wahren Entfaltung höchster Kunst jahrhundertelang im Wege gestanden. Wieder hatte die Kirche alle unsere führenden Geister gegen sich bis auf den heutigen Tag, aber sie siegt noch allerorten, wie die beschämenden Vorgänge im Reichstage bezeugen, wo auf Wunsch des Zentrums das Bild einer unbekleideten Justitia entfernt werden mußte. Jene Fanatiker gegen die Natur und gegen die Schönheit haben von Lessing nichts gelernt, welcher schrieb: „Schönheit ist die höchste Bestimmung; Not erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Not zu tun? Ich gebe zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung gibt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? — Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, etwa soviel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organischer Körper?“ — Die alten Germanen waren nicht prüde, aber sie waren keusch in einem Grade, der Tacitus in Staunen versetzte. Die unnatürliche Prüderie aber, die jeder Kunst entgegenwirkt, haben uns Römlinge ins Land gebracht, denen selbst die Ehe als unrein galt. „Woheraus soll man,“ fragt Arnold Böcklin, „heutzutage zum künstlerischen Schaffen angeregt werden? Im Altertume hat das Leben das übernommen; aber das Leben, wie es sich heute abspielt, drängt eher alle Produktion zurück. Wir ‚leben‘ so wenig! Wie wohnen wir zum Beispiel? Kaum zur Existenz ausreichend. Zusammengepfercht im fremden Haus, mit verbauter Natur, ohne Licht und Luft. Wie kleiden uns unsere Vorurteile und Kunstfremdheit, unsere Prüderie! Auch da ist nichts für Auge und Sinn.“

Wer es noch nicht wußte, den lehren es die Schriften von Chamberlain und Grafen Hoensbroech, daß deutsch sein so viel heißt wie ein Feind Roms sein. Aber noch immer beugen wir uns freiwillig unter das Joch römischer Geistesknechtung, und „Zentrum ist Trumpf“ im Deutschen Reiche. Auch wir Protestanten arbeiten der römischen Kirche in die Hände und helfen ihr die Waffen schmieden, mit denen sie uns bekämpft. Schüler, die wir lateinisch verstehen lehren, werden in Menge Diener der römischen Kirche. Weshalb geben wir unseren Kindern von ihrem neunten Lebensjahre bis an die Grenze des Mannesalters hin noch täglich von diesem Gifte zu trinken? Sind wir noch nicht hart genug für diese Verirrung bestraft worden? Sollen auch die künftigen Geschlechter immer wieder im Geiste die alten Romfahrten erneuern, die unserem Volke so unendliches Elend bereitet haben? Warum machen wir nicht Ernst mit der Losung:

Digitized by Google

„Los von Rom?“ So oft ist der Bannstrahl von Rom gegen Deutschland und deutsches Wesen gezückt worden seit Walthers Tagen, der klagend ausrief: uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen, — uns ist erloubet trûren und frœude gar benomen — bis auf den heutigen Tag, warum zahlen wir nicht mit gleicher Münze und tun Rom in Acht und Bann? Ich möchte meine Söhne so erzogen wissen, daß sie das Wort Rom nie hören sollten. Ich verzichte bei ihrer Erziehung sogar gern auf Romulus, auf Mucius Scaevola, Fabricius, Cincinnatus, die Gracchen, Marius, Sulla, Cicero, Pomponius, Caesar und Augustus. Wenn sie Homer, Socrates, Plato, Sophocles, dann Christus und seine Jünger, wenn sie Siegfried, Rüdiger, Walther, Luther, Lessing, Goethe, Schiller, unsere Freiheitshelden, Wilhelm I., Bismarck, Moltke haben, dazu all die echt deutschen Künstler, dann wird es ihnen an wahrer Bildung nicht mangeln.

Auf keinem Gebiete von Wissenschaft und Kunst hat sich das alte Rom als schöpferisch erwiesen, abgesehen von dem des Rechtes. Mehr und mehr dringt die Erkenntnis durch, daß es nur fremde, griechische und orientalische, Einflüsse aufgenommen, verwässert und so der Nachwelt übermittelt hat. Für die Plastik führte diesen Nachweis unter anderem mein Bruder Cornelius Gurlitt in seinem Werke „Geschichte der Kunst“ (II Bände, Bergsträsser, Stuttgart 1902), für die Poesie und Rhetorik findet man die fortschreitende Erkenntnis in der neuen philologischen Literatur belegt, deren Hauptbestreben jetzt darauf gerichtet ist, aus den lateinischen Schriftquellen den griechischen Kern herauszuschälen. Man nahm früher an, daß wenigstens die römische Rhetorik Originales geschaffen habe. Auch das verweist die moderne Forschung als Irrtum. Schon L. Spengel, ein gründlicher Kenner der antiken Rhetorik, hatte zeitlebens daran festgehalten, daß die Römer in der Theorie der Rhetorik nichts Selbständiges geleistet haben. Ebenso sagt Friedrich Marx in seinen mustergültigen und grundlegenden Prolegomena zu dem auctor ad Herennium (1894) S. 81, daß die lateinischen Rhetoren durch alle Jahrhunderte, die sie blühten, nichts getan haben, als immer wieder die Regeln der griechischen Grammatiker abgeleiert, daß also ihre Rhetorik ebenso wie ihre Philosophie stets das fremdländische Kolorit behalten habe. (Vgl. G. Ammon, Jahresber. f. Altertumswissenschaft, Bd. CV, 1900, S. 211 ff. und G. Thiele in dem Götting. Gel. Anzeiger 1895 (II) S. 717—735, die beide Marx' Urteil als zutreffend anerkennen.)

Digitized by Google

„Was sagt man," so fragte mit gutem Rechte Chamberlain, „zu einer Geschichte, die mehr als 1200 Jahre umfaßt und nicht einen einzigen Philosophen aufweist, ja nicht einmal das kleinste Philosöphchen? Zu einem Volke, das seine in dieser Beziehung wahrhaftig bescheidenen Ansprüche durch den Import der letzten abgemarterten, blutärmsten Griechen decken muß, die aber nicht einmal Philosophen, sondern lediglich ziemlich platte Moralisten sind? Wie weit muß es mit der Ungenialität gekommen sein, wenn ein guter Kaiser, der in seinen Mußestunden Maximen aufgeschrieben hat, als ‚Denker' der Verehrung kommender Geschlechter anempfohlen wird! Wo ist ein großer, schöpferischer Naturforscher unter den Römern? Doch nicht etwa der fleißige Konversationslexikonsredakteur Plinius? Wo ein Mathematiker von Bedeutung? Wo ein Meteorolog, ein Geograph, ein Astronom? Alles was unter Roms Herrschaft in diesen und anderen Wissenschaften geleistet wurde, alles ohne Ausnahmen stammt von Griechen. Der poetische Urborn war versiegt, und so versiegte nach und nach bei den Griechen des Römertums das schöpferische Denken, die schöpferische Beobachtung. Der belebende Hauch des Genius war verweht." Chamberlain hätte nur noch hinzufügen sollen, daß Rom aber auch keinen Bildhauer, Architekten oder Maler hervorgebracht hat. Oder wer kennt einen römischen Namen, der als bildender Künstler Anspruch auf Originalität und Nachruhm hätte? Nicht einmal Künstler zweiten und dritten Grades haben sie erzeugt. Die Kunstgeschichte des alten Rom ist ein leeres Blatt, wenn man zu ihr nicht zählt, was Griechen und Syrer den römischen Geldprotzen bauten und meißelten.

Wenn sich in der Tragödie eines Volkes dichterische Kraft am herrlichsten offenbart, so lerne man von Lessing, was von der römischen Geisteskultur zu halten sei. Er nennt Senecas Theaterhelden „Klopffechter im Kothurn" und sagt dazu: „Ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen sind, warum die Römer im Tragischen auch so weit unten unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen. — Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesszenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen." Roh und bombastisch ist denn auch in Wahrheit alles, was die Römer auf den Gebieten der Künste geleistet haben. Wo uns ein feinerer, humaner Geist entgegenweht, da spricht nicht Rom, sondern Griechenland durch römischen Mund zu uns. Von Cicero,

Digitized by Google

der noch immer als das „Rückgrat“ des Gymnasiums angesehen wird, sagt Chamberlain: „Man lese nur die Briefe Ciceros, wenn man durch die naiven Geständnisse eines in den Ideen seiner Zeit Befangenen, nicht viel weiter als seine Nase hinschauenden Mannes lernen will, wie das große Rom und seine Geschichte der Spielball eitler Müßiggänger wurde, und mit wie großem Rechte man behaupten kann, daß seine Politiker Rom nicht gemacht, sondern es vielmehr zugrunde gerichtet haben.“ Es ist höchste Zeit, daß wir uns über Cicero und seinen Wert für unsere Jugenderziehung ein klares Urteil bilden. Nachdem in den letzten Jahren noch einmal von Schulmännern verzweifelte Anstrengungen gemacht worden sind, ihn zu „retten“, wird es wohl doch dabei sein Bewenden haben, daß er seine Rolle als Bildner der deutschen Jugend ausgespielt hat. Seiner großen historischen Bedeutung tut das natürlich keinen Eintrag. Hören wir, um ganz gerecht zu sein, einige seiner eifrigsten Vorfechter! Da ist zunächst der Philologe und Gymnasial-Direktor Dr. Aly. „Am meisten umstritten,“ sagt er, „ist das Gebiet der philosophischen Schriften Ciceros, unter denen gewisse Rigoristen nur die natura deorum und somnum Scipionis gelten lassen wollen. Zuzugeben ist, daß sich Cicero nächst seiner staatsmännischen Minderbegabung nirgends schwächer zeigt, als auf dem Gebiete philosophischer Gedankenentwickelung, daß sein Verständnis der großen Griechen nur ein mäßiges ist und daß er sich fast immer darauf beschränkt, die dii minorum gentium auszuschreiben und zu verarbeiten. Und trotzdem,“ fährt Aly fort, „oder gerade deswegen eignen sich diese Schriften für unsere Prima unter der Voraussetzung geschickter Auswahl und einer nicht geistlosen, grammatisierenden Interpretation. Auch unsere Jugend ist nicht besonders stark im Denken; die Interpreten Platons wissen davon ein Lied zu singen, aber darum ist ihr Cicero mehr kongenial und verständlich.“ Dazu sagt Paul Schumann gewiß zutreffend: „Wir behaupten wohl nicht zu viel, wenn wir sagen, eine schlimmere Verurteilung Ciceros als Schulschriftsteller für Primaner als diese Verteidigung ist nicht leicht denkbar.“ Wenn unsere Primaner an Ciceros philosophischen Schriften keinen Gefallen finden und schwerlich einer nach Verlassen der Schule wieder auf sie zurückgreift, so mögen sie sich dabei auf Lessings Urteil berufen: „Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde, am wenigsten etwa an der, die er in seinem zweiten Buche seiner Tuskulanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen

Digitized by Google

Schmerzes auskramt. Man sollte glauben, er wollte einen Gladiator abrichten."

Doch, um zu den Rettern Ciceros zurückzukehren, da kommt als anerkanntester Rufer im Streite der Berliner Gymnasial-Professor Dr. O. Weißenfels in Betracht, den sein Gesinnungsgenosse Prof. Dr. Max Schneidewin jüngst einen „Klassiker der Pädagogik" nannte. Sehen wir uns seine Ehrenrettung Ciceros näher an! Er schrieb ein Buch „Cicero als Schulschriftsteller", das in orthodoxen Lehrerkreisen fast programmatische Kraft hat. Noch hat sich jedenfalls keine Kritik dagegen ausgesprochen, und doch scheint es mir von Grund aus verfehlt zu sein. Das ganze Buch ist auf der These aufgebaut: Cicero schreibt das beste und korrekteste Latein, der Ciceronianismus ist mustergültig, also muß Cicero gelesen werden. Gibt man diese These nicht zu, so ist das ganze Buch und alles, was darin steht, einfach undenkbar. Nun will W. nachweisen, daß jene angebliche Notwendigkeit, sich mit Cicero zu beschäftigen, auch noch andere Vorteile biete, wie man, anders ausgedrückt, aus der Not eine Tugend machen könne. Implicite liegt in dieser ganzen Problemstellung die Annahme, daß niemand von allen Männern des römischen Altertums gerade Cicero für die Jugend gewählt hätte, wenn er nicht eben der größte Stilist wäre. Wir lassen nun unentschieden, ob er in der Tat bei der jetzt ganz anders gearteten Studienrichtung noch diese grundlegende Bedeutung hat. Wir lehren ja nicht mehr Lateinschreiben, wobei Cicero im Vordergrunde stehen mußte, sondern wollen jetzt angeblich etwas anderes. Geben wir aber einmal zu, daß Cicero für Ober-Sekunda und Prima im Mittelpunkt der Latein-Lektüre stehen muß, und sehen wir uns nun seinen Vorkämpfer Weißenfels genauer an! Wie matt, wie epigonenhaft, wie jeder inneren Überzeugung bar erscheint er uns da! Statt kühn in Feindesland einzubrechen, statt dreinzuhauen, da doch der Hieb die beste Parade ist, gibt er das ganze Land auf und zieht sich nach Tilsit zurück, um Preußen zu retten. Die Reden solle man nicht lesen, denn erstens sei Cicero kein Staatsmann, zweitens handele es sich darin zumeist um kleinliche Privatsachen, drittens ist Cicero ein Rabulist und endlich viertens — man traut seinen Augen kaum — Cicero ist eigentlich in seinen Reden kein großer Redner! Die Briefe sind ungeeignet, weil sie sich mit zu kleinen Tagesfragen beschäftigen und weil der Schüler zu sehr les dehors seines Charakters zu sehen bekäme. Bleiben also nur die rhetorischen und zur Not die philosophischen

Digitized by Google

Schriften. Und das ist Ciceros anerkanntester Verteidiger? Gott bewahre ihn vor seinen Freunden! Also von dem größten Redner der Römer soll man seine Theorie der Beredsamkeit lesen, nicht aber seine Reden! Und weshalb die Theorie? Wie wird das begründet? Man höre! „Grau kann diese Theorie nicht scheinen, weil sie sich stets an die berühmten, auch den Schülern faßbaren Muster der Griechen anlehnt.“ Das einzig etwa Fruchtbare also, der Vergleich von Theorie und Praxis bei Cicero selbst, wird prinzipiell abgelehnt.

Wem, frage ich, wird Weißenfels damit etwas weismachen? Nicht einmal sich selbst hat er überzeugt. Glaubt er, daß ihm Primaner auf seine fadenscheinige Bemäntelung hineinfallen werden? Nein, so ist die Sache nicht zu machen: Entweder müßte man in altem Stile mit rücksichtsloser, dickköpfiger Bewunderung arbeiten oder das ganze Brimborium vom großen Manne, vom humanen Manne u. s. w. aufgeben, sich und anderen zugestehen: er war kein großer Staatsmann, kein tiefer Denker, kein vorbildlicher Mensch, aber — er hat wundervoll geredet und geschrieben. Da kämen wir auf die Kunstempfindung und könnten die matten, idealisierten Schemen fallen lassen.

Aber sein Kunstempfinden ist natürlich undeutsch, ist romanisch, rhetorisch gefärbt, der Form ein Übergewicht über den Gedanken einräumend. „Blühende Diktion: Schimmel, der sich immer einstellt, wo Verwesung und Fäulnis ist“ (Fr. Hebbel.) Kurz, es ist dem Germanen wesensfremd. Es ist nicht einmal rein römisch, sondern zumeist von den Griechen übernommen: wir kennen seine Lehrer und Vorbilder. Selbst seine Zeitgenossen in Rom lehnten diese Importware vielfach ab: Marcus Brutus, Caesar, Pollio, viele andere empfanden sie als unrömisch und hielten sich lieber an den alten Cato, der echt römisch gesprochen hatte. Der Kampf zwischen beiden Richtungen, der gräzisierenden und nationalrömischen, hielt lange vor, und zeitweilig unterlag in Rom der Ciceronianismus, um dann erst wieder eine künstlich geschaffene Renaissance zu feiern. Ciceros Verdienst — wenn es wirklich eines war — bestand also darin, daß er griechisches Wesen in den römischen Körper einhauchte. Er half damit das Echtrömische, Nationale erdrücken und das Völkerchaos vorbereiten, das Chamberlain als die Wurzel aller unserer Leiden ansieht. Theodor Mommsen hatte deshalb durchaus recht, wenn er ihn einen graeculus nennt. Mit diesem einen Worte sind seine Verdienste und seine Fehler treffend gekennzeichnet. Wenn also Cicero das

Digitized by Google

Rückgrat unserer Gymnasien ist, so leidet dieses auf Grund der oben gegebenen Gutachten der Cicerofreunde an einer hochgradigen Skoliose, die letalen Ausgang haben dürfte. Was uns heute noch veranlassen sollte, Deutschlands geistige Jugend an dem wortreichen, aber gesinnungsschwachen römischen Justizrat einer bis in den Grund verkommenen Zeit zu bilden, ist bei ernster, ruhiger Prüfung in der Tat nicht einzusehen. Gleich schroff wie Chamberlain geht Prof. Schumann gegen die lateinischen Klassiker vor. Seine kurze Charakteristik lautet: „Der unbedeutende Cornelius Nepos, der kaltherzige Caesar, dessen gallischer Krieg etwa einem Werke Chamberlains oder Kitcheners über den Burenkrieg vergleichbar wäre, der weltkluge lascive Epikuräer Horaz, der patriotische Phrasenheld Livius und der von Mommsen zur Genüge gekennzeichnete, kurzsichtige Staatsmann und schwächliche Philosoph Cicero, dessen Reden, von Untersekunda an, paragraphen- und kapitelweise den Geistesschatz des Gymnasiasten vermehren bis an sein Scheiden von der Schule." Als Direktor Dr. Kämmel eine Rechtfertigung und Ehrenrettung der genannten Autoren brachte, begründete Schumann sein Urteil genauer und belegte es mit Zeugnissen tüchtiger Philologen.

Die Stimmen der Schulmänner mehren sich von Jahr zu Jahr, die trotz ihrer altklassischen Vorbildung gegen Rom eine ablehnende Haltung einnehmen. Ich nenne von vielen einschlägigen Schriften die jüngste von Prof. Albert Heintze.*) Seine Kritik der einzelnen Schriftsteller können wir hier nicht hersetzen. Sie ist streng, aber gerecht. Er betont, daß, wenn wir für unsere Jugend gerade das Beste für eben gut genug halten, von der ganzen lateinischen Literatur herzlich wenig übrig bleibt, was wir ihr als gesunde Kost für ihr Denken, Fühlen und Wollen bieten könnten. Aber selbst vieles von dem, was er noch glaubt verteidigen zu können, lehnen Weitergehende ab. So die Lektüre von Livius' Buch XXI—XXII (XXX), über die Paul Schumann sagt: „Was hat es für einen Sinn, das so beliebte XXI. Buch des Livius zu lesen, in dem die Darstellung des zweiten punischen Krieges von Lügen geradezu strotzt? Jedem Philologen ist die Schrift von W. Streit „Zur Geschichte zum zweiten punischen Kriege in Italien nach der Schlacht bei Cannae" (Berlin 1887) bekannt, worin klipp und klar dargelegt wird, daß die zahlreichen Siege,

*) „Latein und Deutsch", Ein Beitrag zum zeitgemäßen Ausbau höherer Lehranstalten. Stolp i. Pomm. (H. Hildebrandts Buchhandlung) 1902.

Digitized by Google

welche die Römer nach Livius zwischen 216 und 203 davongetragen haben, nichts als patriotische Erfindungen sind! Und an wie vielen anderen Stellen tischt der brave patriotische Geschichtsschreiber seinen Landsleuten ähnliche Märchen auf, die ihnen wohlgefielen, wie er bekanntlich auch die zahlreichen Reden, die er seinen verstorbenen Landsleuten in den Mund legte, frei erfunden hat. Und diese patriotischen Lügen sollen ihrer schönen Form wegen für unsere deutschen Sekundaner einen geeigneten Lehrstoff bilden?" — Unser Volk will von den alten Römern nichts mehr wissen. Man denke aber von dem Volke nicht zu gering. Einzeln mögen die Leute töricht sein, in ihrer Gesamtheit ist es ein verteufelt gescheidter Kerl, der immer Recht behält, selbst gegen die Allergelehrtesten der Gelehrten. Da die römischen Ideale durchaus nicht mehr ziehen wollen, so hat man von der großen formal, sprachlich-bildenden Kraft des Lateinunterrichtes um so mehr Rühmendes zu sagen gewußt.

Wie das gewöhnlich geht, bringt ein Mann so einen Gedanken auf und Hunderte wiederholen ihn dann solange mit solcher Überzeugungskraft, daß sich ein Zweifel zunächst nicht hervorwagt. Bis endlich einer ernstlich fragt, ob es denn auch wahr sei, und dann wie auf ein Kommandowort von allen Seiten ein lautes Nein erschallt. Ich könnte schon eine ganze Literatur von Schriften sog. humanistisch Gebildeter aufführen, die den bisher beliebten grammatischen Betrieb alter Autoren für nutzlos, ja für verderblich erklären. So sagt Prof. Dr. G. Wendt in seiner Broschüre „Die alte und die neue Schule", ein Wort an gebildete Laien (Hamburg, Alfr. Janssen): „Daß das Übersetzen die Gewandtheit in der Muttersprache nicht fördert, ist eine Erfahrung, welche von manchen erst noch zu machen ist. Aber selbst wenn dieser Zweck halbwegs erreicht würde, bliebe das Bedenken vieler Gelehrten bestehen: das Verständnis leidet, das Eindringen in den Geist der Klassiker wird erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, denn das Beste daran, das ‚Klassische', das, was gerade für die Auswahl derselben entscheidend ist, wird auch durch die besten Übersetzungen nicht wiedergegeben. Die Muttersprache aber darf nicht zum geistigen Turngerät werden, und die fremde Sprache auch nicht. Wie ich meine Sprache durch Nachahmung lerne, so soll das grundsätzlich auch der Weg sein, die fremde zu erlernen." Mit ihm stimmt überein Dr. F. Schmidt, Direktor der Oberrealschule zu Hanau, in seiner „Jugenderziehung im Jugendstil," ein Vorschlag zu einer zeit- und naturgemäßen Umgestaltung

Digitized by Google

unſeres früheren Schulweſens und ein Troſtwort für alle bekümmerten deutſchen Mütter und Väter (Nemnich, Wiesbaden 1902, Pr. 1 Mk.). Darin wird gegen den grammatiſchen Fanatismus mit löblichem Freimut geeifert, wovon ich nur einige Zeilen anführen will:

„Dem Studium des Lateiniſchen ſchreibt man bekanntlich ganz beſondere Kräfte zu, man nennt es eine Schule der Logik und hält es für unerläßlich, damit der Deutſche ſeine Mutterſprache lerne. Keiner der ihr nachgerühmten Vorzüge läßt ſich aber vor der Logik und der Pſychologie begründen.“ Weiter heißt es:

„Die hochnotpeinliche Grammatik, die man noch immer für Logik hält, iſt geradezu zur Phylloxera vastatrix der höheren Schulen geworden. Der junge Menſch muß vor allem ſeine Sinne an dem üben, was die reiche Welt bietet, heute aber haben die ſchönen, hellen, durſtigen Augen vom 6. Jahre an faſt nur Druckerſchwärze vor ſich.“ Der berühmten „ſprachlich formalen Geiſtesſchulung“ geht er mit den Worten zu Leibe: „Die Mutterſprache iſt eine uns von Gott verliehene Gabe, die wir einfach gebrauchen müſſen, wenn wir darin verwendet werden wollen. Sie iſt ein Werkzeug des Geiſtes. Niemand lernt hobeln durch Zerlegung und Betrachtung des Hobels. Niemand würde beſſer gehen lernen, wenn man ihn noch ſo ausführlich über Knochen, Muskeln und Sehnen der Beine belehrte und ihn zwänge, ſich bei jedem Schritte der Tätigkeit der einzelnen Teile bewußt zu werden. Übung, nichts als Übung iſt nötig, und wenn die Schüler erſt gefeſtigt ſind, dann wird man die Mutterſprache ohne Schaden auch betrachten können. Wie weit wir in der Grammatik gekommen ſind, dafür liefern einige in den letzten Jahren erſchienene Lehrbücher erſchreckliche Beiſpiele. Ganze Familien und Geſchlechter können dadurch unglücklich gemacht werden.“

Wo ſind denn, frage ich, die großen Stiliſten, die uns der harte grammatiſche Drill erzeugt hat? Wenn genaue Kenntnis der lateiniſchen Grammatik und der alten Autoren ſtilgewandt machte, dann müßte ja das deutſche Gymnaſium in der Zeit von 1850—1900 einen wahren Garten voller Literaturblüten gezeitigt haben. Das Gegenteil iſt der Fall. Gymnaſial-Direktoren und -Lehrer ſchrieben einen ſchauderhaft geſchrobenen, nach ciceronianiſchem Schachtelſyſteme periodiſierenden Stil, waren breit, geſchwätzig und unklar, ſo daß es zumeiſt eine Qual iſt, ihre Schriften zu leſen; einen knappen, klaren, lebendigen, anſchaulichen, deutſchen Stil verdanken wir erſt Männern, die ſich zum Gymnaſium

Digitized by Google

abwehrend verhielten, wie: Friedrich Hebbel, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Schopenhauer, Nietzsche, Chamberlain, und die heute im deutschen Lesepublikum beliebtesten Schriftsteller: von Ompteda, Rosegger, G. Strauß, sowie mehrere ganz hervorragende weibliche Autoren, die nie eine lateinische Grammatik in der Hand gehabt haben. Die Klage, daß gerade der deutsche Gymnasiast im Gebrauche seiner Muttersprache erschreckend unbeholfen sei, ist oft von berufenster Seite ausgesprochen und nie widerlegt worden. Verglichen mit unseren Primanern ist ein römischer Lazzaroni, der nie eine Schule besucht hat, der reine Demosthenes: er spricht fließend, mit Feuer, mit lebhafter Gebärden- und Augensprache und ist nie um das Wort verlegen. Durch das unausgesetzte Korrigieren und Disponieren der Lehrer, durch die ängstliche Scheu der Schüler vor grammatischen und logischen Fehlern wird ihr freier Redefluß ebenso gehemmt, wie durch den Zwang über Dinge zu sprechen und zu schreiben, die sie nicht völlig beherrschen und die sie im Innern kalt lassen. Der alte Cato, dessen Reden im ganzen Römerreiche widerhallten, hat das schöne Wort geprägt: rem tene, verba sequentur („beherrsche den Stoff, die Worte kommen von selbst"), und Cicero sagte gleichbedeutend: in sua quisque arte disertus („jeder ist in seinem Gebiete beredt"). Von ihm stammt auch das treffende Wort: pectus facit oratorem („das Herz macht den Redner"). Wenn wir also rede- und stilgewandte Leute erziehen wollen, so müssen wir ihnen den peinlich strengen grammatischen Unterricht im Lateinischen zugunsten eines zwangloseren, freieren mündlichen deutschen Ausdruckes bedeutend einschränken.

Wenn somit der Kultus, den wir jahrhundertelang mit Rom getrieben haben, eine freie Entwickelung unserer nationalen Kunst auf dem Gebiete der Literatur nicht weniger als auf dem der Baukunst gehemmt hat, so hat er uns damit zugleich politisch geschädigt. Es wurde in Schule und Hochschule eine Verachtung des Heimischen zugunsten der „Alten" geflissentlich gepflegt. Man unterschätze die Schädigung nicht, die dadurch in jungen deutschen Seelen von Rom-Schwärmern angerichtet wurde. Von Dürer, Lukas Kranach, Schwindt, Rethel bekamen wir als Schüler nichts zu sehen, von Hebbel, Otto Ludwig, Reuter, Gottfried Keller, von Schubert und Wagner nichts zu hören, aber mit Rom wurden wir gespeist von früh bis spät. Man denke an so gesinnungsschwache Bekenntnisse, die wir unausgesetzt auf der Schulbank von unseren Lehrern noch gläubig hinnahmen,

Digitized by Google

wie die folgenden: „Wir müssen uns den Alten in Wohnung und Kost geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Verirrungen, einzusaugen.“ (Hegel, Programm des Danziger Gymnasiums 1873.) Solche abgeschmackte und charakterlose Selbsterniedrigungen wagen sich nur selten noch in die Öffentlichkeit. Ganz ausgestorben sind sie freilich noch immer nicht: So liest man in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ 1902 (Januarheft) in einem Aufsatze von Max Hoffmann „Was gewährt die humanistische Bildung unseren Schülern?“ die Worte: „Man hat die Bildung humanistisch genannt, weil sie für die edelsten menschlichen Bestrebungen besonders empfänglich macht“ und Prof. Dr. O. E. Schmidt in Meißen gibt eine Auswahl von Ciceros Briefen heraus, damit aus ihr die Schüler „edle Humanität“, echte Herzensbildung gewinnen sollen! Der Grundfehler bei all diesen Anpreisungen der Antike steckt, wie Chamberlain richtig betont, darin, daß man das Altertum als einen einheitlichen Begriff gefaßt, und die geistesarmen, gemütsrohen Römer an allen den Griechen zukommenden Ehren gleichen Anteil nehmen läßt. Je besser wir jetzt die Römer kennen lernen, um so tiefer lernen wir auch ihre vermeintliche Humanität einschätzen. Sie hatten gar keine in unserem christlichen Sinne. Wenn daher z. B. Gymnasialdirektor Dr. Moritz Arx sich zu solchen Behauptungen versteigt wie: „Die Alten sind ein ewiges, reines, unveränderliches Maß des Vernünftigen, des Guten und Schönen; ohne sie würde das Salz der Erde dumm werden, und beschränkte Routiniers würden in den höchsten Landeskollegien sitzen; ohne die Alten wäre die Vaterlandesverteidigung einer Kompagnie strumpfstrickender Stadtsoldaten vertraut und die Staatsverwaltung von einigen Bankiers und Ouvriers solange hin und her gerissen worden, bis der arme und niederträchtige Pöbel dem Spektakel ein Ende macht,“ so darf man sich nicht wundern, wenn es mit dem Nationalgefühle der Schüler, die solche Lehren mit ins Leben hinausnehmen, traurig bestellt ist. Dann darf man nicht den Entrüsteten spielen, wenn Urteile laut werden, wie das des Prof. Dr. Schumann: „Das Gymnasium führt seine Schüler in ungenügender Weise in das Deutschtum ein, es gibt ihnen nicht diejenige Kenntnis des gesamten deutschen Volkstums, aller seiner Äußerungen, seines Werdens und gegenwärtigen Standes mit auf den Weg, die uns unmerklich zwingen würde, unsere Heimat, unser Vaterland über alles zu lieben, an unserem deutschen Volkstum festzuhalten, wo

Digitized by Google

wir auch leben und wie sich unsere Verhältnisse auch gestalten mögen. Und daß dies nicht so ist, das liegt an dem Grundirrtum unseres gymnasialen Bildungswesens, daß eine — wohlverstanden nur eine — Wurzel unserer Kultur, nämlich das Römertum und unmittelbar wieder das Griechentum, wichtiger für unsere Bildung sei, als der mächtige Baum des Deutschtums, der nun schon zwei Jahrhunderte wächst und blüht und seine innere Kraft aus ganz anderen Wurzeln und Nahrungsquellen zieht, als aus jener bescheidenen einen Wurzel, deren Leben auf Kosten aller anderen so künstlich gepflegt wird."

[Fortsetzung.]

Frühling.*)

Von Otto Borngräber.

Es ist ein Wiegen und ein Weben in den Lüften,
Wie wenn — hinter geheimnisduftigen Schleiers Schwingen —
Die Welt sich wöbe eine Junggestalt. —

Es ist ein Wühlen und ein Wogen in den Klüften,
Wie wenn des Tods entdämmernder Gewalt
Des Lebens Ewig-Kräfte mächtig sich entzwingen!

Es braust ein Jauchzen und ein Jubeln durch den Geist:
Mein Lebensalb, bis in das Mark vereist,
Muß endlich doch zergeh'n vor meinem heiligen Ringen!!

*) Aus der demnächst erscheinenden Sammlung: „Lieder des großen Lebens". Der Dichter ist der Verfasser der bekannten Tragödie „Giordano Bruno" (Verlag Eugen Diederichs) und der jetzt im Dresdener Hoftheater aufgeführten Tragödie „König Friedwahn". Dies Schauspiel ist in Buchform erschienen bei C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin.

Digitized by Google

Ariſtoteles.

Von B. Steiner.

Vor einiger Zeit hat Herr Mauthner ein Büchlein veröffentlicht (Ariſtoteles, ein unhiſtoriſcher Eſſay. Band II der von Brandes herausgegebenen Sammlung illuſtrierter Einzeldarſtellungen aus der Literatur), das nicht bloß wegen ſeiner witzigen Hypotheſe über die indiſche Quelle der Ariſtoteliſchen Logik den klaſſiſchen Philologen „wild und wüſt“ erſcheinen dürfte, ſondern wegen ſeiner unhiſtoriſchen Betrachtungsweiſe den Philologen überhaupt, d. h. wörtlich verſtanden allen denen, die das Wort lieben und wenn auch für kein ganz vollkommenes, ſo doch im Gegenſatz zum Verfaſſer der „Kritik der Sprache“ immerhin vorläufig noch recht brauchbares Mittel halten, aus den Quellen die Kunde vergangener Zeiten zu ſchöpfen und andern ein möglichſt treues Bild derſelben zu vermitteln. In dieſem Sinne iſt Herr Mauthner kein Philologos; denn er verwirrt in ſeinem unhiſtoriſchen Eſſay, wie ich zeigen werde, das literariſche Urteil über Ariſtoteles bei denen, welche ſeine Darſtellung nicht „hiſtoriſch“ und an der Quelle prüfen können.

Die Zeit für eine ruhige Betrachtungsweiſe des alten Philoſophen iſt ja längſt da; nur darf man nicht abſichtlich unhiſtoriſch ſein und künſtlich wieder Unruhe in die Debatte hineinbringen. Von Friedrich Auguſt Lange bis Chamberlain haben berufene Fachmänner und Laien eigentlich alles Nötige über Ariſtoteles' wirkliche und ſcheinbare Verdienſte geſagt. Wer leugnet heute, daß Ariſtoteles als Philoſoph kein Bahnbrecher, ſondern ein nicht immer glücklicher Fortſetzer der Sokratiſch-Platoniſchen Gedanken, daß er auf dem Gebiet der empiriſchen Wiſſenſchaften kein Forſcher im modernen Sinne, ſondern faſt ausſchließlich Sammler war? Was ſeine politiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Schriften anlangt, ſo ſcheint Herr Mauthner die ſo lange jeden Fortſchritt hemmende Autorität des Philoſophen nicht mehr zu fürchten. Doch um ſeine Metaphyſik ſollen ſich nicht bloß Geſchichtsſchreiber der Philoſophie, ſondern auch Männer „den Kopf zerbrechen, welche aus den Kenntniſſen unſerer Zeit heraus zu einer neuen Weltanſchauung zu gelangen ſuchen.“ Ich kenne keinen ſolchen Mann, ſtelle aber feſt, daß die Unklarheiten und Widerſprüche der Metaphyſik des Ariſtoteles ſelbſt von denen zugeſtanden werden,

Digitized by Google

die seine Kritik der platonischen Ideenlehre viel zu sehr bewundern. Mir ist in neuerer Zeit auch keiner der „immer wiederkehrenden Versuche“ bekannt, das Denken des Aristoteles in der einen oder anderen Beziehung unserem eigenen Denken „ernsthaft“ entgegen zu halten. Das geschah im 17. Jahrhundert, wo die Poetik des Aristoteles den französischen Dramatikern noch als Gesetzbuch galt; auch im 18. Jahrhundert, als Lessing mit dieser Poetik in der einen und mit Shakespeare in der anderen Faust den Franzosen auf dem Felde der Dramaturgie ihr Roßbach bereitete. Aber der Name Shakespeares auf seinem Banner beweist, daß es mit der „Unfehlbarbeit“ der Poetik nicht ganz so ernst gemeint gewesen ist.

Heute „lebt“ Aristoteles tatsächlich nur noch in den Schulen; und zwar fristen in den höheren Schulen nur ein paar Kapitel seiner Poetik und ein paar Seiten seiner Logik ein recht kümmerliches Scheindasein. Aristoteles ist lange genug „katholisch“ gewesen, er ist es nicht mehr. Wenn nun aber Herr Mauthner selbst zugestehen muß, daß Aristoteles in seiner Mechanik, Astronomie, Politik und Naturgeschichte „schneller überwunden“ ist, und daß es „nicht mehr so gefährlich damit steht“, warum macht er denn seine Irrtümer, die er „verzeihliche“ nennt, ihm aber am liebsten nirgends verzeihen möchte, oft in so unfreundlicher Weise lächerlich? Die, welche das nun doch schon einige Zeit feststehende Urteil über Aristoteles nicht kennen, müssen sich verwundert fragen, wie es nur möglich sei, daß ein Philosoph, der so falsche und lächerliche Dinge gelehrt hat, noch immer einen so großen Ruf in der gelehrten Welt haben und noch immer eine so lebendige Macht sein könne. Und sie werden vielleicht triumphierend hinzusetzen: „Ja, natürlich, weil er ein Grieche ist.“ Und dann hat wieder einmal ein Unabhängiger und Unzeitgemäßer eine tüchtige Bresche in das Dogma vom klassischen Altertum geschlagen. In der Tat aber hat Herr Mauthner zum großen Teil offene Türen eingerannt. Nur was die Beleuchtung des Ganzen anlangt, ist das Temperament des witzigen Kritikers und Satirikers mit dem ruhigen unbefangenen Beurteiler durchgegangen. Eine „historische“ Kritik besteht nicht allein im Heruntermachen, sondern sucht auch zu verstehen. Freilich wird es oft nicht möglich sein zu erklären, ob Aristoteles irrt, weil er falsch beobachtet hat, oder weil er dies und jenes nicht wissen konnte. Ein wenig mehr aber als Herr Mauthner kann man doch zur Entschuldigung der wirklich oft verzeihlichen Irrtümer des alten Philosophen vorbringen.

Digitized by Google

„Ein schlechter Anatom!“ „Ein elender Physiologe!“ Zugegeben. Dann könnte man beinahe ebensogut hinzufügen: „Ein schlechter Elektrotechniker!“ Natürlich cum grano salis zu verstehen! Man darf sich nicht an das „Wort“ klammern. Ich meine: eine Anatomie und eine Physiologie in unserm Sinne gab es zur Zeit des Aristoteles ebensowenig wie eine Elektrotechnik. Die Epitheta Anatom, Physiologe, erwecken zu moderne, für den alten Philosophen ganz unmögliche Vorstellungen. „Ein so elender Physiologe konnte unmöglich ein guter Psychologe sein.“ Die Seelenlehre des Aristoteles ist so schlecht und so gut, wie sie nach den Voraussetzungen, auf denen er fußt, sein konnte. Er definiert die Seele als Verwirklichung eines organischen Körpers, welcher der Möglichkeit nach Leben hat. Diese Definition krankt an derselben Inkonsequenz wie seine Lehre über das Verhältnis des Stoffes zur Form, welches das Verhältnis der Potenzialität zur Aktualität ist. Sehr verständig aber ist, was er über die ungleiche Beschaffenheit des Seelenlebens in der organischen Welt sagt, über die nur ernährende Kraft der nur vegetierenden Pflanzenseele, die empfindende Tierseele und die denkende Menschenseele; und zwar so, daß der Mensch als höchstorganisiertes Wesen die Natur aller niederen Stufen in sich trägt. Der Sitz der Empfindung ist für Aristoteles freilich das Fleisch; aber die Nerven (in unserem Sinne: die zum Gehirn laufenden Empfindungswerkzeuge) wurden erst später entdeckt. Bis dahin war νευρον Muskelband, ebenso wie ψυχη zunächst Hauch πνευμα spiritus (der lebendige Odem Gottes in der Schöpfungsgeschichte!) bedeutet. Diese ψυχη muß auch mit dem Leibe untergehen; eine Lehre, welche viele Antichristen und Christen, z. B. Luther, dem Aristoteles sehr übel genommen haben. Ganz ohne Grund; denn die ψυχη (anima) hat hier noch eine durchaus animalische Funktion.

Ebenso ungerecht ist es weiterhin, vom Standpunkt der „algebraischen Logik“ aus zu tadeln, daß Aristoteles die Modalität des Schlusses falsch dargestellt habe, oder ihm vom Standpunkt der Kantischen Erkenntnistheorie aus vorzuwerfen, daß er die Mitteilungen der Sinne und Aussprüche der Vernunft für untrüglich hielt und sich gar einbildete, die Dinge selbst wahrzunehmen, während seine Sinne doch nur ihre Erscheinungen fassen konnten. Im übrigen stand Aristoteles nicht auf einem gar so kindlichen erkenntnistheoretischen Standpunkt. Wenn er auch nicht erkannte, daß die Erscheinungen der ihn umgebenden Welt nur ein Produkt der Gesetze seines Verstandes und seiner Sinnlichkeit sind,

Digitized by Google

wußte er doch sehr wohl, daß die sinnlichen Wahrnehmungen zu trügerischen Erkenntnissen führen. Er sagt nämlich: „Die Sinne als solche täuschen uns niemals, aller Irrtum entspringt erst aus der falschen Beziehung und Verknüpfung ihrer Aussagen."

Vollends ganz ungerecht wird Herr Mauthner, wenn er übel vermerkt, daß Aristoteles, der in seinen Schriften das gesamte Wissen seiner Zeit umfaßte, noch nicht so weit vorgeschritten war wie der 100 Jahre später lebende Mechaniker Archimedes und der 500 Jahre später lebende Arzt Galenos in ihren Spezialfächern. Ungerecht muß ein moderner Beurteiler genannt werden, der unhistorisch genug ist, den Griechen vorzuwerfen, daß sie keine Präzisionsinstrumente gehabt und nicht einmal an unsere kleinen Maßeinheiten ($^1/_{1000}$ Sekunden, Bruchteile von Grammen) gedacht haben. Ferner konstatiert Herr Mauthner ausdrücklich, Aristoteles habe unklare Vorstellungen über Embryologie gehabt. Es fehlt nur noch, daß er dem alten Philosophen Vorwürfe macht, weil er die Bedeutung der Anatomie und Embryologie für die Entwickelungslehre nicht erkannt und vom biogenetischen Grundgesetz oder der Zellularpathologie nichts gewußt hat. Geradezu kurios aber ist, was man an der Stelle des „unhistorischen Essays" liest, an welcher von der „ungeheuren" Rolle gesprochen wird, welche die vier Elemente in der Physik und Physiologie des Aristoteles spielen. Da heißt es wörtlich S. 24: „Ich will nicht darauf eingehen, weil er sich offenbar unter den vier Elementen etwas anderes denkt als wir bei Feuer, Wasser, Luft und Erde. Es ist einer von den Fällen, wo man die Alten nicht falsch verstehen kann, weil man sie gar nicht versteht. Nicht einmal der Unsinn ist ihm da nachzuweisen, weil wir seine Sprache nicht übersetzen können." Das ist wirklich etwas stark! Was würde wohl Herr Mauthner entgegnen, wenn ihm einer sagte: „Es ist schade, daß ich nicht verstehe, was du gesagt hast; sonst würde ich dir beweisen, daß das, was du gesagt hast, Unsinn ist?"

Und selbst da, wo der Verfasser des „unhistorischen" Essays „historisch" vorgeht, wo er nicht von Kant, sondern von Sokrates ausgeht, selbst da ist seine Darstellung irreführend. Sokrates wird als erster „Kritiker der Sprache" gerühmt und der Eindruck erweckt, als ob er in erkenntnistheoretischer Beziehung seinem Nachfolger Aristoteles weit überlegen gewesen sei. Freilich ging Sokrates in seinen Untersuchungen oft von den Worten auf die Vorstellungen und Sinneseindrücke zurück. Aber deswegen ist er doch noch kein richtiger Vorläufer des Herrn Mauthner. Denn seine

Digitized by Google

Absicht war keine erkenntnistheoretische, sondern eine ethische. Aus der ganzen Natur interessierte ihn nur der Mensch. Sokrates' Ziel war eine Reform des sittlichen Lebens durch das Wissen. Nur deswegen forschte er nach den Bedingungen dieses Wissens. Dieses richtige Wissen, auf welches er die sittlichen Pflichten und alles sittliche Handeln zurückführt, soll ein von der Willkür des einzelnen unabhängiges sein. Daher muß es ausgehen von der Feststellung des Allgemeinen, des sich immer Gleichbleibenden, der Begriffe. Nur wer das Wissen um den Begriff der Gerechtigkeit hat, wer eine klare Erkenntnis desselben besitzt, der wird auch in jedem einzelnen Falle gerecht handeln können. Zur Voraussetzung aber hat diese Methode, daß das Wesen der Dinge im Denken erfaßt wird. Sokrates war ebenso „wortabergläubisch" wie Plato und Aristoteles. Das Wort bedeutet auch für ihn das Wesen der Sache.

Man darf nie vergessen, daß Aristoteles als Metaphysiker vollständig von den Sokratisch-Platonischen Gedanken abhängt, und daß er als Empiriker kein Forscher im modernen Sinne sein konnte und auch nicht wollte, ja, daß er es nicht einmal im Sinne des Euklid, des Archimedes oder des berühmten Astronomen Hipparch war. Er war vorwiegend Sammler, der das ganze Wissen seiner Zeit, so gut er es konnte, in sich aufnahm und in seinen Schriften weitergab. Er sagt öfters, die Wissenschaft beziehe sich nicht bloß auf das Unveränderliche und Notwendige, sondern auch auf das, was gewöhnlich zu geschehen pflegt. Bei dieser Anschauung kann er leicht auf die mühsam durch selbständige wissenschaftliche Forschung erworbenen Resultate verzichten und mit dem zufrieden sein, was andere vor ihm als vielleicht nur annähernde Wahrheit gefunden haben. Freilich eine Wissenschaft gibt es auch für Aristoteles, die höher steht, die die erste ist, die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seienden. Wir würden heute sagen: die Philosophie. Aber gerade auf diesem Gebiet ist Aristoteles nur der Fortsetzer Platos.

Er hat es redlich versucht, sich mit der Ideenlehre Platos auseinanderzusetzen, wobei seine Kritik erheblich wertvoller ist als das, was er selbst an Stelle der Platonischen Lehre setzte. In dem System eines Denkers, der zugleich Dichter ist, liegt eben eine höhere symbolische Wahrheit, die der nur auf die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gerichtete Blick eines Empirikers leicht verkennt.

Ein typischer, in der Geschichte der Philosophie stets wieder-

Digitized by Google

kehrender Gegensatz besteht zwischen Plato und Aristoteles, der nicht nur in ihrer ganzen Geistesrichtung, sondern auch in Sprache und Darstellung zum Ausdruck kommt. So hat Raffael in der Schule von Athen beide Männer dargestellt. Dieser Gegensatz hatte auch seinen literarischen Ausdruck gefunden in gleichzeitigen oder späteren griechischen Anekdoten, welche in die Lebensbeschreibungen übergegangen sind und ein bald mehr bald weniger freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Männern widerspiegeln. In jedem Fall ist diese ganze literarische Tradition mit großer Vorsicht zu benutzen. Zugegeben also, Aristoteles ist von Plato ἀναγνωστης genannt; dann darf man aber nicht mit Herrn Mauthner flink hinzufügen, „weil Plato sein Buchwissen verspotten wollte." Denn mag Aristoteles sein Wissen oft auch aus Büchern geschöpft haben, er war doch immerhin auch ein eifriger Naturbeobachter. Gerade dem Metaphysiker Plato würde ein solcher Spott dem Empiriker Aristoteles gegenüber sehr schlecht anstehen. Und aus der vita Marciana ist denn auch ersichtlich, daß Plato dieses Wort, das man übrigens ebensogut mit „Vorleser" wie mit „Leser" übersetzen kann, keineswegs in tadelndem oder spottendem Sinne gebraucht hat. Dort wird nämlich erzählt, daß Plato gern zu Aristoteles ging und seine „Vorlesungen" anhörte. Und wenn Aristoteles den Saal verließ, sagte Plato: „Der Geist geht fort, die dumpfe träge Masse bleibt zurück." Je genauer man die Quellen verhört — und gerade die trüben können nicht sorgfältig genug behandelt werden — um so brauchbarer werden die Worte zur Vermittelung von Vorstellungen und Gedanken. Reißt man ein Wort aus dem Zusammenhang, so kann es einem passieren, daß man die Wahrheit auf den Kopf stellt.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Der Berliner Kunstfreund zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts kommt leicht in die eigentümliche Lage, als „modern“ und als „reaktionär“ zugleich zu gelten. Gerade diejenigen Künstler, Kunstgelehrten und Schriftsteller, die für die freie Entfaltung des malerischen Geistes unserer Zeit eintreten, legen daneben ein besonderes Interesse für die ältere deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts an den Tag. Gerade diejenigen, welche beispielsweise unter den zahllosen neuen Bauwerken Berlins nicht viel mehr als die Hochbahn, das Wertheimhaus, einige städtische Gebäude Ludwig Hoffmanns sowie einige Wohnhäuser und Villen Messels schätzen, sehen mit besonderem Kummer die schönen Reste des alten Berlin schwinden und kämpfen mit verstärkter Liebe für ihre Erhaltung. Das ehrliche und gute Neue, aus dem innersten Empfinden der Gegenwart heraus geboren, verträgt sich ausgezeichnet mit dem ehrlichen und guten Alten. Aber es verträgt sich nicht mit der unselbständigen Nachahmung des Alten in unserer Zeit und nicht mit dem minderwertigen Hurrahstil der offiziellen preußischen Hofkunst, der ja weit über den höfischen Bezirk hinaus seine Kreise zieht, ein Schrecken für jeden gebildeten Geschmack. So haben denn — seltsam genug — in erster Reihe die Angehörigen der jüngeren Generation vor der Zerstörung des Schinkelschen Schauspielhauses gewarnt, die nunmehr zur Tatsache geworden ist, und mit Schmerzen sehen sie, daß der „Umbau aus feuerpolizeilichen und bühnentechnischen Gründen“, wie er zuerst harmlos genannt wurde, nichts weniger bedeutet als eine völlige Umgestaltung des gesamten Innern. Bis auf die Umfassungsmauern ist kein Stein auf dem andern geblieben, und man muß noch dankbar dafür sein, das wenigstens das klassische Äußere und der schöne weiße Konzertsaal ihre alte Gestalt bewahren durften. In technischer Hinsicht war der Umbau vielleicht notwendig und nützlich, und nach dieser Richtung ist die Leistung des Bauleiters Geheimrat Genzmer, soweit der Laie das beurteilen kann, in hohem Grade anerkennenswert. Aber anders sieht es um die künstlerische Seite der Angelegenheit aus. Genzmer hat hier nicht den einzigen Weg eingeschlagen, der richtig gewesen wäre: den Zuschauerraum ganz im Schinkelschen Sinne wiederherzustellen. Wo früher schlichte, prunklose Würde und gehaltener, festlicher Ernst herrschten, ist jetzt eine kleinliche und spielerische Tändelei eingezogen. Alles ist hell, leicht, vergnügt, lustig, ballsaalmäßig, von tausend Ornamenten übersponnen, und es ist ein Rätsel, wie man hier in die Stimmung kommen soll, hohe und große Kunst zu genießen.

Je mehr die Werke und Reste der altberliner Kultur, die ihre Einheit und Geschlossenheit im letzten Menschenalter verloren hat, der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt sind, mit um so größerer Liebe werden sie heute geschätzt und gepflegt. Einen neuen Beweis dafür bildete die Berliner Porträtausstellung des Künstlerhauses. Wir erkannten dort, in den kostbaren Werken Anton Graffs, Chodowieckis und seines Zeitgenossen Rosenfelder,

Digitized by Google

eine wie feine, malerische Kunst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Norddeutschland im Aufblühen war, die vielleicht zu ganz anderen Höhen geführt hätte, wenn nicht die klassizistische Epoche um 1800 die Entwicklung der Malerei jäh unterbrochen hätte. Graff hatte schon, wie später Lenbach, die Art, den Kopf seiner Leute von den Augen aus vorzunehmen, die als der Spiegel der Seele jedesmal den Mittelpunkt des ganzen Werkes bildeten. Die folgende Zeit war durch eine Profilzeichnung des alten Dessauers von Schadow und einige Arbeiten von Franz Krüger vertreten. Zwei Werke aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts fesselten dann die Aufmerksamkeit am meisten: von Gustav Richter das Porträt seiner Schwester und von Ed. Magnus das seiner Mutter. Die alte Wahrheit, daß den Künstlern die Bildnisse ihrer Nächsten immer am besten gelingen, ward hier aufs neue erprobt. Mit welcher Liebe hat Magnus die Züge der Frau festgehalten, die ihn geboren, wie sorgsam hat er ihr schwarzes Seidenkleid behandelt! Die Schwester Gustav Richters steht in der strahlenden Anmut ihrer brünetten Schönheit vor uns, deren Reiz durch das altmodische Seidenkleid noch gesteigert wird. Und wie schön steht das gedämpfte Grün gegen den dunkeln Grund, wie fein ist der Ton der zarten Haut, der sprechende Blick der leicht umflorten Augen, die tiefe Farbe des weichen Haares. Alte gute Berliner Kunst tauchte weiter auf in den Bildern von Karl Friedrich Lessing, von den Mitgliedern des Kreises um Wilhelm Schadow, von Oskar Begas, unter denen namentlich ein Jugendporträt seines Bruders Reinhold, nicht nur des Dargestellten wegen, interessierte, dann in den glänzenden malerischen Studien Reinhold Begas' selbst, die allerdings weniger auf den Bruder oder auf den Vater Karl Begas als vielmehr auf Freund Lenbach deuteten, und nicht minder in den Werken von J. Schrader und F. Schauß. Dann kam eine neuere Zeit. Ihr gehörte Knaus' fein gemaltes, ganz genremäßig aufgefaßtes Bild des alten Kommerzienrats und Sammlers Ravené an, auch Paul Meyerheims vortreffliche große Bildnisse Chodowieckis und Vater Eduard Meyerheims, die beide im Atelier bei der Arbeit dargestellt sind. Von den jüngsten Porträts, die im Künstlerhause aufgenommen wurden, konnten sich nur wenige neben diesen älteren halten, so das außerordentlich schöne männliche Bildnis von Leibl, das etwas skizzenhaft gebliebene Bild des Professors v. Leyden von Jozef Israels oder Arthur Kampfs lebensvolle Studie nach einem jungen Manne. So etwa, wie diese Ausstellung des Künstlerhauses, denken sich manche Kunstfreunde seit Jahr und Tag die Anfänge und den Grundstock der Porträtabteilung eines „Berliner Museums", das viele so innig herbeisehnen.

Hier würde auch eine Anzahl der Kunstwerke hingehören, die jetzt als neue Erwerbungen der Nationalgalerie, im größten der Säle, die ehemals der Raczynskigalerie eingeräumt waren, ausgestellt sind. Vor allem die Arbeiten des vergessenen Berliner Malers Johann Erdmann Hummel, dessen Leben von den Jahren 1769 und 1852 begrenzt ward, und der, wie viele seiner engeren Landsleute damals, in der Blütezeit des klassizistischen und romantischen Überschwangs ehrlich und still die Natur und das Leben ringsum studierte. Zwei von diesen Bildern sind altberliner Erinnerungen aus den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die an die Aufstellung der großen, damals als eine Art Meerwunder von den Haupt-

Digitized by Google

städtern bestaunten Granitschale im Lustgarten vor dem Museum anknüpfen. Das dritte Werk Hummels ist eine „Schachpartie", die eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten aus dem Berliner Kunstleben der Biedermeierzeit in einem Zimmer vereinigt zeigt. Das alles sind Erzeugnisse einer überaus soliden, liebevollen und intimen Malerei, die bei aller, oft wohl ein bischen nüchternen Korrektheit doch nicht ohne farbigen Reiz sind. Vor allem kommt in diesen Neuerwerbungen der Nationalgalerie Alt-Berlin bei den Zeichnungen und Aquarellen zu Worte. Hier ist der alte Schadow vertreten, neben ihm zwei seiner Vorgänger im Direktorat der Berliner Kunstakademie: Christian Bernhard Rode und Friedrich Georg Weitsch, sodann Karl Ludwig Büchhorn und Franz Meyerheim, ein älterer Bruder des Tiermalers — durchweg Wortführer einer ungemein tüchtigen und sympathischen Kunst. Auch sonst spielt unter den neuen Ankäufen der Galerie die ältere Kunst des neunzehnten Jahrhunderts eine Rolle; denn es ist seit Jahren Direktor v. Tschudis eifriges Bestreben, die eigenartigen Resultate, welche die Forschung der jüngsten Zeit zutage gefördert hat, zu nutzen und sich Proben der gesamten malerischen Entwickelung jener Epoche, die man erst jetzt klar zu übersehen beginnt, zu sichern, ehe es zu spät ist.

So hat er mit glücklicher Hand einige Arbeiten des Altwieners Waldmüller und seines österreichischen Landsmannes Erasmus Engert ausgewählt, hat neue Sachen von Thoma, Leibl, Hans von Marées, Albert Brendel seiner Sammlung einverleibt und vor allem einen herrlichen Böcklin: die Kreuzabnahme von 1876, angekauft, ein Bild, das seinerzeit schon für die Nationalgalerie bestimmt war, dessen Aufnahme jedoch damals durch einflußreiche Personen hintertrieben wurde. Es ist in seiner herben Größe eine der bewundernswertesten Schöpfungen Böcklins, unvergeßlich darin zumal die Gestalt der greisen Maria in ihrem starren Schmerz, das Ganze von stärkster Wirkung durch die feierlichen Linien der Gestalten wie durch den machtvollen Farbenklang. Ein blaugrüner, stumpfer, schwerer Ton ist in der Luft, der den Himmel in drohender Unheimlichkeit erscheinen läßt und die ausdrucksvollen Lokalfarben, das blaue sternenbesäte Tuch der Magdalena, das rote Gewand des Johannes, den grünen Mantel des Joseph von Arimathia, den Rasen und die Blumen darauf zu einem gedämpften Akkord verbindet, der wie das Brausen einer Orgel zu uns dringt. Eine erlesene Auswahl plastischer Werke kommt hinzu, in deren Mittelpunkt August Gauls schöne Löwin steht, und der sich Adolf Hildebrands Siemensbüste sowie ein verkleinerter Abguß von Rodins „Penseur" als Geschenke von Berliner Kunstfreunden anschließen.

Dies neue Werk Rodins ward uns kurz vorher in seiner überlebensgroßen Originalform zu gleicher Zeit an zwei Stellen in Berlin vorgeführt: bei Keller und Reiner und im Hohenzollern-Kunstgewerbehause. In der letztgenannten Kunsthandlung beherrschte es eine große Ausstellung moderner französischer Skulpturen, die Herr A. A. Hébrard,. einer der hervorragendsten Pariser Kunstgießer, dort veranstaltet hatte. Es waren durchweg Metallwerke, meist Bronzen, die sämtlich auf dem Wege des in Paris blühenden Wachsausschmelzungs-Verfahrens hergestellt sind. Hébrard hat diese Technik der „Fontes à cire perdue" in einer Weise ausgebildet, die man als mustergültig bezeichnen kann. Das alte Verfahren, über das man sich so schön in Goethes Benvenuto Cellini unterrichten kann, wird heute

Digitized by Google

hauptsächlich in Frankreich und Italien gepflegt, während in Deutschland leider nicht allzuviele, und auch diese nicht in dem erforderlichen Maße, damit umzugehen wissen. Das ist darum bedauerlich, weil die Wachsausschmelzung weitaus die größten Garantien für das tadellose Gelingen eines Bronzegusses bietet. Hébrard ist ein Meister seiner Kunst, wie es nur wenige gibt, und jeder Fachmann wird den Resultaten seiner Bemühungen aufrichtige Bewunderung zollen. Er arbeitet mit äußerster Korrektheit, hat eine besonders gute Formerde, deren genauere Zusammensetzung er als sein Rezept hütet, und offenbar ein seltenes Geschick, alle die tausend unvorhergesehenen Schwierigkeiten, die fast jeder Guß mit sich bringt, zu überwinden. Seine Abgüsse gehen mit größter Subtilität den Einzelheiten des Modells nach, bringen alle Feinheiten der Form wie die ganze innere Lebendigkeit der Figuren dieser modernen Franzosen restlos heraus und scheinen selbst noch etwas von der persönlichen Arbeit des Bildhauers an sich zu tragen, so daß die Kluft, die sich beim gegossenen Werke so leicht zwischen Künstler und Beschauer auftut, weil der Guß mit seiner komplizierten Technik dazwischen tritt, fast völlig überbrückt wird.

Am deutlichsten treten alle diese Vorzüge in der kolossalen Figur des Rodinschen „Denkers" zutage. Man kennt in Deutschland dies jüngste Werk des großen Franzosen schon vom Gipsabguß her, der im vergangenen Sommer in den Rodin-Kollektionen in Düsseldorf und Dresden (natürlich wieder nicht in Berlin) zu sehen war. Doch erst jetzt kann man, angesichts des Bronzeabgusses, zu einem Urteil über das Werk gelangen. Ich muß allerdings bekennen, daß ich die Zweifel, die mir vor dem Gipsabguß aufstiegen, auch heute noch nicht verloren habe, wenn auch die positiven Eigenschaften des Werkes nunmehr ganz anders zur Geltung kommen. Der „Penseur" ist ein Teil der gewaltigen Komposition, an der Rodin seit Jahren, auf eine Staatsbestellung hin, arbeitet: der „Höllenpforte", die für das vor einiger Zeit eröffnete Musée des arts industriels bestimmt ist. Hier soll die „Statue des Gedankens" als ein bedeutsames Symbol an der mächtigen Wölbung sitzen, unter der sich der Eingang in das Dantesche Reich der Finsternis öffnet. Also, wenn ich den inneren Zusammenhang der Komposition recht verstehe, an der Rodin übrigens in beständiger Wandlung seines Planes immer neue Veränderungen vornimmt, so soll die Verkörperung des Denkens, des grübelnden Sinnens als Personifikation derjenigen Geisteskräfte auftreten, die den Menschen in die Hölle des Zweifelns und Verzweifelns treiben. Im Paradiso herrscht der Glaube, im Inferno das Denken. Rodin hat nun die sitzende Figur, die über dem Eingang zum Reich des Satans als furchtbare Warnung thront, als die eines kolossalen nackten Mannes gebildet, eines Giganten von übermenschlichen Körperformen, dessen riesenhafte Glieder und ungeheure Muskeln dem Plastiker eine Fülle willkommener Probleme boten. Die mächtige Gestalt ruht auf einem Felsenvorsprung; der rechte Arm ist mit dem Ellenbogen auf den linken Oberschenkel gestützt und führt die Hand zum Munde, während die Linke lässig schwer über dem Knie hängt. Dumpf brütend blickt der Riese vor sich hin. Die bildhauerischen Aufgaben, die sich auf diese Weise boten, sind mit großer Kunst gelöst. Die Behandlung des enormen Körpers, die auf einer fabelhaften Kenntnis der Natur beruht, ist im ganzen eine Tat, wie sie Rodin wenig Lebende nachmachen werden. Man wird mit

Digitized by Google

dem Meister nicht darüber rechten, wenn einzelnes der Gesamtwirkung zuliebe ein wenig sorgloser ausgeführt ist, wie namentlich in der Bildung der Beine und der Füße. Um die Wucht des großen Eindrucks, den er anstrebt, herauszubringen, ist Rodin hier nicht vor einer gewissen plumpen Schwere zurückgeschreckt, und man muß die Kühnheit bewundern, mit der er hierbei höchst resolut und summarisch vorgegangen ist. Worüber ich aber nicht hinauskomme, das ist die Tatsache, daß diese rein körperliche Schwere, dieses Materielle, Athletenhafte die ganze Gestalt zu sehr beherrscht, um sie uns als einen „Denker" erscheinen zu lassen. Es ist sonst gerade Rodins Kunst, das Körperhafte zu beseelen, zu durchgeistigen; psychische Probleme durch das Bild des Physischen durchschimmern zu lassen; das Materielle als Ausdruck und Symbol von Empfindungen und Gedanken zu behandeln, die sich der Plastik eigentlich entziehen. Camille Mauclair, einer von den Freunden des Meisters, hat denn auch in einem Aufsatz über Rodin, den Keller und Reiner ihren Besuchern in einem Sonderabzug überreichten, den Satz aufgestellt: „Uns entzücken der Charakter und die Seele, nicht die Proportionen," um damit anzudeuten, was Rodin sucht. Das ist gewiß zu weit gegangen, und ich wäre neugierig zu erfahren, wie der Bildhauer über diesen Satz seines literarischen Herolds denkt. Aber etwas Wahres ist zweifellos doch darin enthalten. Nur daß eben leider bei dem „Penseur" hiervon keine Rede ist. Man braucht gar nicht einmal an Michelangelos „Pensieroso" zu denken, um das seltsam Ungeistige dieses Rodinschen Denkers störend zu empfinden. Gerade ein wesentliches Moment fehlt der gewaltigen Arbeit, und das kann ihre rein plastischen Vorzüge darum nicht ganz ausgleichen, weil hier doch eine „innere" Wirkung, wenn ich so sagen darf, neben der „äußeren" im Plane lag und dauernd mitsprach.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die Königliche Hofoper brachte als Neuheit „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neiße", Dichtung von Eberhard König, Musik von Hans Sommer. Der sagenhafte Sackpfeifer, der noch im Grabe seine dämonischen Tänze spielt, scheint den ersten Anstoß zu diesem Werk gegeben zu haben. Ein glücklicher Gedanke war die Verquickung dieses Spielmanns mit der populärsten Gestalt der deutschen Geisterwelt: Rübezahl. Alles andere aber, was die Handlung in Fluß bringt, steigert und löst, ist mit wenig Glück gefunden:

Hauset da im „frühen Mittelalter" in der „Stadt Neiße am Fuße des Riesengebirges" ein Vogt, Herr Buko. Eigenmächtig, tyrannisch, grausam und alles, was so drum und dran hängt. So wenigstens wird uns berichtet. Was wir selbst von Herrn Buko sehen, ist nicht so übel: Herrschernatur auf Grund eines Überlegenheitsgefühls, Aristokrat und Verächter der feigen Kanaille, so etwa Übermensch im Opernformat. Dieser „Tyrann" muß fallen. Die braven Bürger von Neiße haben es beschlossen. Der Bericht seiner letzten Freveltat setzt die

Digitized by Google

Handlung in Bewegung: Theobald, „der herrliche Alte“, von dem im Drama viel gesprochen wird, den wir aber nicht zu sehen bekommen, war zu Buko gegangen, um ihm einmal ordentlich die Wahrheit zu sagen. Herr Buko war gerade beim Dämmerschoppen, trank zu dem Gekeife des „herrlichen Alten“ seinen Becher leer und spritzte die Neige dem aufdringlichen Schwätzer ins Gesicht. Ja, wenn man das Pech hat, Theobald zu heißen, muß man auf solch kleine Anrempelungen gefaßt sein. Sodann wird Theobald in den Turm geführt. Nun, wenn heutzutage jemand zum Polizeipräsidenten ginge und ihm solch greuliche Sottisen an den Kopf würfe, wie der herrliche Theobald dem gestrengen Stadtvogt, so müßte auch er sicherlich vorübergehend auf seine Freiheit verzichten. Aber — Buko muß fallen und der junge Maler Wido muß durchaus dabei mittun. Zwar ist der alte Herr Buko der einzige aus ganz Alt-Neiße, der etwas von Malerei versteht und ist mit Wido in ein freundschaftliches Verhältnis getreten; das hilft alles nichts, Wido muß im Sturm gegen Bukos Macht die Führerrolle spielen. Der freundliche Leser ahnt wohl schon die Nöte, die der schelmische Textdichter ersonnen. Wido liebt die Pflegetochter des Vogtes und wird von ihr wieder geliebt. Somit wäre nun ein allerliebstes kleines Konfliktchen zustande gebracht, dem man schon im geeigneten Moment mit ein bißchen Mord und Totschlag beispringen kann. Diese altbeliebte leichtfertige Art, die Handlung einer Oper zu gestalten, wirkt auf mich immer wie eine Beleidigung. Ist es nicht, als ob der Textverfasser dem Zuschauer beständig zuriefe: „Für dich einfältigen Opernbesucher ist das dümmste und platteste noch immer gut genug.“ Nein! die Zeiten, wo man auf eine interessierte Zuhörerschaft rechnen durfte, wenn man auf Logik der Vorgänge gänzlich verzichtete, dafür aber ohne Zweck und Ziel Tote aus den Gräbern aufstehen ließ und die Gruselstimmung alsdann mit rötlich milder, bengalischer Beleuchtung zu Frieden und Versöhnung hinüberführte, sind doch gottlob vorüber. Und die Textverfasser, die es noch nicht glauben wollen, werden es an den — Tantiemen spüren.

Es käme wahrlich auf einen schlechten Operntext mehr oder weniger nicht an, wenn nicht dnrch die verfehlte Fassung ein kostbarer Edelstein um jede Wirkung gebracht wäre. Rübezahl als Sackpfeifer Ruprecht Zagel ist eine wundervolle Opernfigur geworden. Das konnte nur ein Dichter machen, und auch der nur, wenn ihm das Glück hold war. Die in ruhigem Behagen geschaffene Szene zwischen Buko und Rübezahl im dritten Aufzuge gehört zum vorzüglichsten, was die Operntextliteratur aufzuweisen hat. Wie da jeder Scherz sitzt und zugleich die Situation zuspitzen hilft! Es ist jammerschade, daß dieser prächtig umrissene Alte, der das Zeug hätte, zu den erlesensten Operntypen zu gehören, im letzten Akt zur geschmacklosen Kulisse wird und in dem Wust der Handlung untergeht. Vielleicht entschließt sich Eberhard König, diese Figur zum Mittelpunkt einer neu zu erfindenden, annehmbareren Handlung zu benutzen.

Die Musik Sommers ist die Arbeit eines erfahrenen Musikers, der alles Technische seit langem beherrscht und seiner Aufgabe einen Fleiß und eine Sorgfalt zuführt, wie sie nur ein deutscher Künstler zu leisten vermag. Das letzte aber, was nun dieses Werk gerade von anderen unterscheidet, was ihm unverkennbare Sonderheit gibt, hat diese Musik nicht. Außerordentlich glücklich war der Gedanke, das ganze Spiel der Sackpfeife um

Digitized by Google

den altehrwürdigen Großvatertanz herum zu gruppieren. Die Wandlungen, die diese eindringliche Melodie im Verlaufe der Oper durchmacht, sind an Zahl und Charakteristik eine bewundernswerte Leistung. Im übrigen aber ist diese Art von Opernmusik, wie sie Sommer und mit ihm viele andere lebende deutsche Komponisten schaffen, geradezu ein nationales Unglück geworden. Sie ist es, die die deutsche Oper bei allen Nichtvoreingenommenen mißkreditiert und den Kurs der seichten Auslandsware steigert. Diese Musik ist so dicht gepackt wie ein reisefertiger Seelabettenkoffer. Anspielungen und Beziehungen hier, dort und aller Enden. Jede Wendung der Diktion in vergrößertem Maßstabe im Orchester wiedergespiegelt. Alle melodischen Ansätze dem Moloch „richtige Deklamation" geopfert. Eine überkünstliche Tonmasse, die, weil sie in jedem Takt „interessant" ist, im ganzen unerträglich wirkt. Eine Musik, die man mit dem Messer schneiden kann, eine Musik, die man ausstülpen kann, wenn man sie kalt werden läßt. Anspruchsvoll und pedantisch zugleich. Was Wagner, dem einzigen, in langer Entwickelung so wunderbar geglückt ist, wird seinen Nachfolgern, die es als etwas Fertiges übernehmen, zum Verhängnis.

Die Aufführung verdiente höchstes Lob. Knüpfer war als Rübezahl vollendet. Berger als Buko gleichfalls vorzüglich; ebenso Frau Plaichinger, des Stadtvogtes Pflegekind. Wido, der junge Maler, ist ein langweiliger Patron; dadurch, daß ihn Kraus mit fast durchweg unverständlicher Aussprache sang, wurde er wahrlich nicht kurzweiliger. Richard Strauß führte das Orchester, Droescher die Regie; beides anerkannte und oftbewährte Meister auf den ihnen anvertrauten Gebieten.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Gerhart Hauptmann hält es in seiner „Elga", den sieben dramatischen Bildern, die im Lessingtheater die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregen, wieder einmal mit der Grillparzerschen Romantik, nach dem historischen Realismus des umgearbeiteten Florian Geyer und der dem Naturalismus nicht fernstehenden Studie über Rose Bernd. Diese Tatsache wird den Zunftgenossen herben Schmerz bereiten, welche mit der Rubrizierung Gerhart Hauptmanns zu früh fertig geworden sind. Ist er ein Naturalist oder ein sozialer Realist oder ein mystischer Symbolist? Aus allen drei Bereichen liegen dramatische Arbeiten von ihm vor. Aber sie folgen sich nicht in historischer Ablösung, wie Kindheit, Jugend und Mannesalter beim Menschen, wobei der Mann die Kinderschuhe ein für allemal ausgetreten hat. Sondern sie bilden verschiedene Strömungen und Stimmungen in ihm, die ihn je nach innerem Bedürfnis — wobei auch noch zufällige äußere Umstände mitsprechen — nach diesem oder jenem künstlerischen Ausdrucksmittel greifen lassen. Es ist darum verkehrt, über einen Künstler, der mitten im Lauf ist, abschließende Urteile zu bilden und ihn nach einer einzelnen Leistung auf ein bestimmtes Kunstgebiet festnageln zu wollen. Die allerneueste Literaturgeschichte weiß zu erzählen, daß Haupt-

Digitized by Google

mann nach dem Mißerfolg seines „Florian Geyer“ in der ersten Fassung, im Februar 1896 sich enttäuscht in die Stille zurückzog. Kein Wunder, daß es ihn in seinen Gedanken zu Grillparzer trieb, dem großen österreichischen Kollegen, dessen gesamte dramatische Laufbahn mit einer stacheligen Dornenhecke umsäumt war. In jenen Tagen las Hauptmann Grillparzers Novelle „Das Kloster von Sendomir“ vom Jahre 1828. Und in vier Tagen hatte sich ihm dieser Stoff unter der erregten Feder in unseren Bilderzyklus „Elga“ umgewandelt. Also eine Anlehnung, ähnlich der in seinem „Schluck und Jau“, wo Shakespeare die Vorlage hergab, oder in dem „Armen Heinrich“, wo Hartmann von Aue mit seinem mittelhochdeutschen Epos als Quelle diente. Grillparzers stimmungsvolle Geschichte berichtet von einem Enttäuschten, der nur einmal im Leben an Liebe und Treue geglaubt hat und dann sich selbst mit dieser Erfahrung begrub. Der polnische Graf Starschenski hat ein schönes Weib aus Armut und Schmach zu sich genommen und wird zum Dank von der Geliebten betrogen. Er tötet die Treulose und gibt das Kind weg, das nicht sein Kind ist; zur Buße gründet er das Kloster Sendomir, in dem er als der niedrigste Bruder dient. Einem deutschen Malteserritter, der auf der Reise zu König Johann Sobieski in dem Kloster übernachtet, erzählt der Mönch diese seine Geschichte, ohne sich zu erkennen zu geben.

Schauen wir die Umwandelung in Hauptmanns dramatischer Ballade! Ein Ritter sitzt in einem hohen gewölbten Klostergemach, in das die Abendsonne ihre letzten verschwimmenden Strahlen sendet. Der schweigsame Bruder, der den Kamin bedient, wirft dem unbesorgten Zecher, der in den Wirren der Kriegszeit und in der Ferne seines häuslichen Glückes gedenkt, das nachdenkliche Wort in die Seele: Es ist nicht gut, wenn man sein Glück auf das Weib gründet und auf das Kind. Wer weiß, ob nicht auch der Gast, der den Frieden seines Hauses so sicher geborgen wähnt, noch einmal ein Kloster gründen wird, er, der die Welt so liebt, und die Hände zitternd um das Kreuz klammern! Aus dieser Nachtstimmung blühen die Bilder herauf. Während der Mönch sich zu den nächtlichen Messen zurückzieht und der Klostergesang zur Orgel ertönt, schläft der Ritter ein, müde vom Wein und in schwermütiger Stimmung. In fünf Wandlungen ziehen nun die Schicksale jenes Grafen Starschenski an der Phantasie des schlafenden Ritters vorüber. Bei heller Szene; aber eingerahmt durch das Anfangs- und Schlußbild des einschlafenden und des erwachenden Ritters, der diese Visionen wie einen bösen Traum erlebt. Man kann die Frage aufwerfen, ob ein Mensch etwas träumen könne, das nicht in seinem eigenen Leben, sondern in der Vergangenheit eines anderen sich begeben hat. Aber einem solchen Frager könnte geantwortet werden: es genügt einer reizbaren Phantasie eine Anregung so starker Art, wie sie hier dem Ritter von dem Klosterbruder zuteil wird, um in die Vergangenheit und Zukunft schweifend die Sorge und den leise nagenden Zweifel zu greifbaren Bildern von fremder Not und eigenem Unglück zu verdichten. Der Traum hat starke Schwingen, die das Bewußtsein des Schläfers aus den Gesetzen von Raum und Zeit völlig entschränken und den Traum zu einem persönlichen Erlebnis ahnungsvoll gestalten können. Der blind Vertrauende ist gewarnt vor dem Leben! Als der Ritter am Morgen erwacht, sucht er die Traumbilder mit einem Blick auf die lichte Welt und ihre

Digitized by Google

Aufgaben abzuschütteln: „Es lag ein seltsamer Alp auf mir, schwer bis zum Tod; ich werde noch lange Jahre an diese Nacht denken.“ Er wird daran denken.

Wir sehen das lachende Glück im Hause des Grafen Starschenski. Seit drei Jahren, seit er die liebliche Gattin gefunden, diesen Inbegriff weiblicher Schönheit, ist ihm das Leben nicht mehr grau, er herzt sein Töchterchen, und mit seinem ganzen Glück im Arm stürmt er die Himmelsleiter hinauf mit ihren elfenbeinernen Stufen; die Erde liegt tief unter seinem Fuß. Aber die süße, berückende Elga hält es heimlich mit ihrem Vetter Oginski, dem Spielgefährten ihrer Kindheit. Als der treue Hausverwalter Timoska den Grafen warnt vor der allzuoft nicht geschlossenen Gartentür, die in der Herrin Gemächer führt, ist sein Friede dahin. Elgas Brüder aus dem Hause Lascheck, Dimitri und Grischka, die als Müßiggänger leben und den Mann ihrer reichgewordenen Schwester aussaugen, kann er lachend bewirten, solange sein Glück unangetastet ist; doch diese einfache Natur bricht zusammen, wie die Grundsäulen wanken. Er reist zum Schein nach Warschau und stellt Elga eine Falle. Aber diese Eva — mit der Schlange seit alters im Bunde — weiß einer verteufelten Situation noch einmal geschickt zu entgehen. Durch einen Zufall wird der durch ihre Zauberkünste nur mühsam beruhigte Zweifel des Gatten von neuem furchtbar geweckt. Elga trägt unter ihren Schmucksachen ein Medaillonbild von Oginski, dessen Züge verräterisch übereinstimmen mit dem Gesichtchen von Klein-Elga. Starschenski ladet den Nebenbuhler mit zwingender Freundlichkeit als Gast in sein Haus. Elga sitzt zwischen ihren beiden Männern, die im Traum ihr Bild gesehen von dämonischer Macht, als das eines nackten herrlichen Weibes, das über Menschengebein und Totenschädeln dahintanzt und deren Augen Täler und Berge ergrünen lassen, bis aus ihnen der Blitz heraus schlägt, tödlich wie schweres Gift. Elga hat am Totenbett des Vaters gelernt, wie sie sagt, über das Leben zu lachen; ihr ist erst ganz wohl, wenn das Glück von Gefahr umstellt ist. Mit der List der Verzweiflung weiß der betrogene Mann aus Oginski das Geständnis der Schuld herauszulocken. Dann richtet er ihn mit kalter Grausamkeit. Und er führt seine Elga, die ihm alles gewesen war und nun das All zertrümmert hat, in das Turmgemach ihrer Untreue. Timoska hält Wache, mit seinem Racheschwert in der Hand wie eine antike Vergeltung wirkend. Elga bekennt; der Gatte reicht ihr noch einmal die Möglichkeit dar, sich zu ihm zurückzufinden: Timoska schlägt den Vorhang zurück, hinter dem auf dem Bett der Sünde Oginskis Leiche liegt. Elga soll wählen zwischen dem Geliebten und dem Gatten. Sie findet nur Worte der Verwünschung für den Rächer und wirft sich über Oginskis Leiche. Sie hat gewählt. Wie glühendes Eisen sind dem Grafen die Sprossen seines Glückes, da er sie jetzt wieder hinab muß — er stürzt und zerschellt. So bleibt ja wohl nur das Asyl des Klosters.

Wie Geisterspuk löst sich das alles von den Wänden, als der fahrende Ritter in diesem selben Gemache sich zur Ruhe begeben hat. Die einzelnen Bilder werden ohne Pause gespielt, verbunden durch den Gesang der Mönche und durch Orgelklang. Dadurch wird die Einheit und der ununterbrochene Fluß des traumhaften Geschehens symbolisiert — soweit sich das ohne eine Drehbühne ermöglichen läßt. Das Fallen des Vorhangs, das

Digitized by Google

leider nicht zu vermeiden war, wurde jedesmal durch eine vorangehende schwarze Florgardine in der Wirkung abgemildert; immerhin war die Illusion eine starke und verpflichtet zu lebhaftem Dank an die sorgfältige Regie von Emil Lessing. Das Theater blieb bis zum Schluß verdunkelt, ohne den Einschnitt der so oft die Stimmung mordenden Pausen. Die Zeichnung der Figuren ist, wie immer bei Hauptmann, von schärfster Charakteristik; alles ist knapp, wuchtig und abgerundet, ohne jedes störende Beiwerk. Die Bilder leuchten auf und versinken. Das ist nicht der letzte Vorzug des dramatischen Entwurfs; denn „Elga" ist ein Fragment. Wir erfahren nicht, wie der Ritter daheim sein eigen Haus vorfand, und ob der Mönch Recht behalten mit seiner skeptischen Ansage. Aber die eigentümliche Kunst Hauptmanns, das einzelne Bild in vollendeter Plastik vor uns hinzustellen, hat ihn befähigt, den Eindruck eines unfertigen Ausschnittes aus einem einheitlichen größeren Zusammenhang glücklich zu vermeiden. Wir haben ein Gleichnis empfangen, ein unvergeßliches Symbol des Lebens; ein herber Tropfen fiel in den hoch aufschäumenden Becher des allzulauten Glücks und dämpfte die Freude. Der Ausdruck „Nocturnus" fordert zur Ergänzung das Substantiv „Cantus", also nächtlicher Gesang der Mönche; der technische Ausdruck lautet „Nocturnum (officium)", der kirchliche Dienst in den Stunden um Mitternacht, den nocturnen Horen.

Die Aufführung brachte eine Anzahl bedeutender Leistungen. Emanuel Reicher spielte den Timoska als eine Charaktergestalt von eigenstem, schwerem Reiz. Der unterwürfige Diener und der treue, zähe Mensch kamen prachtvoll heraus. Rudolf Rittner als Mönch und Graf schloß uns das elementare Seelenleben seines Helden mit erschütternder Kraft auf. Der Höhepunkt seiner Leistung war die Unterredung mit Oginski und Elga vor der letzten blutigen Nacht. Und Irene Triesch, deren ganzer Körper wie eine einzige tanzende Bewegung erschien, mit ihrem Feuer und ihrer betäubenden Wildheit, mit ihrem Zigeunerblut und der zischenden Wut in der Stunde der Entdeckung, mit ihrem Leichtsinn, der sich nicht um das Morgen kümmert, so lange er das Heute genießen kann: eine wundervolle Gabe bewußtester und doch schäumender Kunst! Grillparzer (der seinerseits wieder auf Calderon zurückweist), Hauptmann und seine virtuosen Darsteller empfingen zusammen zwei Dutzend Hervorrufe bei der Erstaufführung. Das ergibt für jeden Teil, auch wenn man ganz gerecht abwägt, einen starken Erfolg. Die Kunst darf sich dieses Erfolges ehrlich freuen.

Der Berliner Bürgermeister Georg Reicke ist mit einer Tragikomödie: Schusselchen im Deutschen Theater hervorgetreten. Reicke ist kein Neuling auf den Brettern der Illusionswelt. Sein Schauspiel „Freilicht", das vor fünf Jahren im Berliner Theater herauskam, der „Sterngucker", das Märchenspiel von der „Schönen Melusine", das Drama „Der Morgen" (Deutsches Theater unter Otto Brahm) und der reizvolle Einakter „Märtyrer" (Kleines Theater) sind dem jüngsten Stück wegbereitend vorangegangen. Daneben stehen die vielgelesenen Romane vom „Grünen Huhn" und aus dem „Spinnenwinkel" und eine Anzahl Lieder. Allen seinen Schöpfungen ist ein Doppeltes aufgeprägt: Freude am vollen, bunten Leben, daran kein Dogma und kein gesellschaftliches Vorurteil ihm etwas

Digitized by Google

abbrechen sollen, ein gesunder Wirklichkeitssinn, der die Dinge nimmt, wie sie sind, und nicht, wie sie sein könnten oder müßten, und die Neigung zur Stimmung, zum leisen, verträumten Sinnieren, zum praktisch-philosophischen Gedanken, zuweilen mit einem leichten Unterton von wehmütigem Ernst, der aber niemals zur Schwermut wird und auch nicht zur entschlossenen Skepsis ausreift. Christine Hessen, die Frau eines Landgerichtsrats, ist das Schusselchen. Als Tochter eines verkrachten polnischen Landwirts, der sich dem stillen Suff ergeben hat, bringt sie nicht viel Ordnungssinn aus ihrem Elternhaus in die korrekte Ehe mit. Dazu kommt eine ihr persönlich eigene naturhafte Fahrigkeit, die an den Spaziergang eines Dackels erinnert: „Herrchen" geht anständig auf der Straße (Herr Hessen); der Dackel aber liebt den einfachen Weg nicht; so macht er sich unterwegs überall Aufenthalt, findet alles interessant und des Verweilens würdig, es sei ein Laternenpfahl oder ein Chausseegraben, ein befreundeter Kollege oder ein Stück Wald — überall muß er hinein, hindurch, hinüber; und wenn dann Herrchen pfeift oder er von selbst merkt, daß er ihn aus den Augen verloren hat, so setzt er in mächtigen Sprüngen ihm nach und präsentiert sich seinen Blicken zur beiderseitigen Orientierung. Alsbald beginnt das Dackelspiel von neuem. Das ist Christine. Man kann ihr nicht ernstlich böse sein, und sie ist doch durch und durch ein entsetzliches „Schusselchen". (Das ostpreußische Wort legt sich selber aus.) Warum hat der Beamte sie geheiratet? Er war verliebt in ihre Frische und wollte sie zugleich ihren unordentlichen Verhältnissen entreißen. Aber auch er selbst gestattet sich allerhand Freiheit in der Lebensführung. Seine kluge, umsichtige Mutter wird die Seele des bedrohten Haushalts. Schusselchen hört von der Aushäusigkeit ihres Gatten. Ein tiefes Erschrecken, ein Aufhorchen des Besten in ihrer Seele, die sich plötzlich durch all die aufgehäufte und vorgelagerte Unordnung ihres äußerlichen Menschen hindurch zu sich selbst zurücktasten möchte. Hat sie aus ihrer üppigen Jugend den Leichtsinn mit ins Leben gebracht, der sie allen Ungezogenheiten ihres Naturells empfänglich zeigt, so ist sie doch in ihrem Kern ein reines, liebendes Geschöpf und jedem Gedanken an Untreue weltenfern. Die beständige Überwachung durch die in allen Hausdingen ihr überlegene Schwiegermutter und vollends das Gerücht von dem Verkehr ihres Gatten mit einer Brettldame verletzen sie tief, lähmen die ungebundene Freudigkeit ihres Wesens, machen sie verzagt und müde. Schusselchen will helfen und faßt alles am verkehrten Ende an. Sie fühlt sich in ihren Würden degradiert. Ein armes Seelchen, das als Irrwisch auf diese Welt verschlagen wurde und sich nirgends zurechtfindet, flattert ruhelos mit seinen Zweifeln und seiner Liebe durch den öden Weltraum. In einer unbewachten Stunde läßt sie sich von ihrem Vetter Paul, der klüger und schlechter ist als sie, überrumpeln. Sie bringt in ihn, den Gatten, der bereits Verdacht hegt, völlig aufzuklären, nachdem sie zuvor bei ihrem Vater, dem derangierten Original, zu dem sie sich geflüchtet, menschliches Verständnis gefunden. Als der tapfere Verführer nicht will, ringt sie sich das Geständnis ab. Der Herr Rat ist entsetzt und schwankt zwischen seiner Liebe zu Christine und seiner beamtlichen Korrektheit. Er ist immer stolz darauf gewesen, frei und modern zu sein — dabei ist er der ärgste Philister, der sich denken läßt. Zuletzt bittet ihn Schusselchen um Verzeihung für ihren Verdacht, daß er sie mit der Sängerin betrogen habe. Und als sie

Digitized by Google

beifügt, dieser Argwohn habe sie eigentlich zu ihrem Fehltritt getrieben, da gehen dem Herrn Gemahl verschiedene — Ibsensche Lichter auf. Er erinnert sich an Nora, und es wird ihm klar, warum die energische Freundin Noras, die wahrheitliebende Frau Linde, just auch Christine hieß, wie seine Frau, in der jene beiden weiblichen Linien in eins zusammenlaufen. Er fühlt sich mitschuldig an Schusselchens Irrgang, ja er ist vielleicht der Schuldigere. So nimmt er das verflatterte Seelchen an sein Herz; er wird über die starren Tugendbegriffe die Güte stellen, die das Leben den Menschen erst erträglich macht und deren er selber bedarf, und Schusselchen, die sich zu neuer Hoffnung emporrichtet, wird nicht ganz der alte Wildfang bleiben, nachdem das Leben sie etwas unsanft aus ihren Träumen gerissen hat, sondern wird versuchen, ob sie ihm gut sein kann und den Kindern eine Mutter werden. Der alte Vater kommt auch noch zur rechten Stunde, angeblich, um die Tochter zu sich zu holen; doch ist ihm das Friedensfest bei einer guten Pulle Rotspohn doch lieber.

Manche der Nebenfiguren sind nur flüchtig skizziert; aber die Zeichnung Christinens mit den beiden sie bestimmenden Faktoren: Impuls und Wahrhaftigkeit trägt die Merkmale dichterischen Könnens. Wir glauben diesem Schusselchen, die nur ihrem inneren Gesetze folgt und die dieser persönlichen Note Anerkennung erwirbt. Der versöhnliche Ausgang, der in den Ehestücken Ibsens gelernt ist, von den „Stützen der Gesellschaft" bis zu „Klein Eyolf", läßt sich psychologisch halten; wenngleich zu bedenken bleibt, daß von Natur wegen der Fehltritt des Mannes und der des Weibes in ihrer seelischen Wirkung wesentlich voneinander verschieden sind. Danach wird sich auch die Moral bei aller Geneigtheit, die Gleichberechtigung der Geschlechter zu betonen, zu richten haben. Aber das Gesetz von der Güte auf dem Grunde der Wahrhaftigkeit ist die Blüte aller menschlichen Gemeinschaft und das höchste Gut. Daß sich seine Auswirkung und der Weg zu diesem hohen Ziel nicht in wenige flüchtige Theaterminuten bannen läßt, ist ein Mangel, der einfach anerkannt sein will. Darum hätte Ibsen, der die Bühnentechnik wie kein zweiter beherrscht, sein „Schusselchen" erst nach dem Streich Christinens überhaupt beginnen lassen. Die Darstellung schuf dem glücklichen Stück einen wirksamen Rahmen (Marietta Olly: Christine, Adolf Klein: der Gatte).

Will man sein Auge weiden und das Herz erfreuen, abseits von den schweren Problemen und den heißen Thesen, so sehe man sich in unserem Neuen Theater die köstliche Neueinstudierung von Shakespeares „Sommernachtstraum" an! Ermuntert man den Gelegenheitsdichter dieses unsterblichen Poems: Zeige uns dein System, so antwortet er mit Zettel, dem Weber: Der Mensch ist ein Esel, wenn er sich einfallen läßt, diesen Traum auszulegen. Direktor Max Reinhardt hat den Zauber gerade dieses undramatischen Dramas nicht zuerst erkannt — wer erinnert sich nicht der herrlichen Sommernachtsträume in unserem Schauspielhaus mit Matkowsky, Vollmer und Paula Conrad-Puck! Aber in dieser Linie der Meiningerei, die allerdings sehr abseits von der Shakespearebühne hält, ist im Augenblick die Bühne des Neuen und des Kleinen Theaters an der Spitze. Das warmblütige, märchenduftige Kinderspiel des Briten, darin Natur in reinem Kreise waltet mit jener dichterischen Wirklichkeitsempfindung, in der die Welt der Außendinge und die geistige Welt

Digitized by Google

sich berühren, ist entzückend und raffiniert zugleich ausgestattet. Das ist Waldleben und Waldweben, der wellige Moosboden und das zitternde Laub, von Vogelgezwitscher und Käfergeschwirr belebt und von Sonne und Sternen durchglänzt, durchwimmelt von originellen Kobolden, von Elfen, Faunen und Schratten. Zartheit und Tollheit führen den Reigen, Vernunft wird Unsinn — und in dem kindischen Spiel steckt doch tiefer Menschensinn. Ein Stelldichein der ganzen Kreatur zu frohbewegtem Maienspuk. Was sich nie und nirgendwo begeben; denn es ist überall und stets. Hofleute, Rüpel und Elfen, elektrische Glühbirnen und drehbare Bühne: ihr habt eure Sache gut gemacht! Drastik und Grazie vereinigen sich bei fast allen Darstellern zu ausgeglichenen Leistungen.

Streiflichter.

Und wenn alle Zeitungen und Zeitschriften sich in Bewunderung ergehen über den neuen Berliner Dom und seine Einweihung, ich kann Worte herber Kritik nicht unterdrücken.

Das Ereignis liegt zwar schon einen Monat hinter uns, dennoch erheischt es, seiner symptomatischen Bedeutung wegen, auch jetzt noch eine Besprechung.

Über den Dom als Bauwerk, vom künstlerisch-architektonischen Standpunkte aus, will ich nicht sprechen. Der Geschmack ist verschieden. Was dem einen als Mißton, als Störenfried in das ruhig-harmonische, klassische, von Schinkel und Schlüter geschaffene Bild erscheint, gilt dem andern als wertvolle Belebung des allzu stillen, geradlinigen Gebäudebildes. Mögen die Kunstverständigen und diejenigen, die es zu sein glauben, sich um das Für und Wider streiten. Hier haben wir es zu tun mit dem Dom als christlich-evangelischem Gotteshause und als solches ist er eine schwere Verirrung. Der evangelische Berliner Dom ist in seiner äußeren Erscheinung eine römisch-katholische Prunkkirche, mit all der weltlichen Prachtentfaltung, mit all dem unevangelisch protzenhaften Schmuck, den das pracht- und pompliebende Papsttum bei seinen Hofkathedralen eingeführt hat. Kann man in den gold- und marmorstrotzenden Dom die Worte Christi schreiben: „Mein Haus ist ein Bethaus“?? Wer wird, wenn er inmitten des gleißenden Prunkes steht, zur Verinnerlichung, zur Demut, zum Buß- und Reuegefühl geführt? Was wir im Dom sehen, ist der pompöse Rahmen für glanzvolle Feste, bei denen prachtvolle Toiletten, weiße Frauennacken, bunte Uniformen, glitzernde Orden und Steine ihre Rolle spielen. Die glanzvollste Ball- und Festgesellschaft des kaiserlichen Hofes kann ohne weiteres aus dem weißen Saale des benachbarten Schlosses hinüberwandern in den Dom, und sie wird nicht „deplaziert“ erscheinen: die magischen Lichteffekte des Doms werden den höfisch-weltlichen Putz ebenso so

Digitized by Google

blendend erstrahlen lassen, wie die berühmten Lichtwirkungen des weißen Saales, und die Pracht des neuen „Gotteshauses" wird für den Prunk solcher Hoffeste gleich „stimmungsvoll" sein wie die Pracht des Königsschlosses. Ferner, wenn heute der tiaragekrönte „Stellvertreter Christi" auf der sedia gestatoria, von Pfauenwedeln umfächelt, von Schweizergardisten, Nobelgarden und Purpurträgern mit meterlangen Seidenschleppen umgeben, seinen Einzug hielte in den „evangelischen" Berliner Dom, er träte in eine ihm und seiner unchristlichen Pracht entsprechende Umrahmung. Nicht dadurch wird ein Bauwerk christlich und ein Gotteshaus, daß man es so nennt, daß man christliche Abzeichen in ihm anbringt, sondern durch den Geist, der aus ihm spricht, der dem Besucher erzählt von der Schlichtheit, von der Tiefe, von der Innerlichkeit, von der Weltentrücktheit des Christentums Christi. Im neuen Dom weht und spricht aber der Geist der ihn umgebenden weltlichen Prachtbauten, der Museen und des Kaiserschlosses.

Und nun zur Einweihung des Domes! Sie war eine Profanation des Christentums. Würdig tritt diese „Einweihung" an die Seite jener theatralischen Schaustellungen, die im Petersdom zu Rom unter dem Namen „Gottesdienst" vor sich gehen. Höfisch-militärischer Pomp in seiner prägnantesten Entfaltung war die Signatur dieser „Einweihung". Ganz die gleiche Staffage kann in Szene gesetzt werden, wenn das geplante neue Opernhaus „eingeweiht" werden soll; denn daß bei der Domeinweihung Scharen von evangelischen Geistlichen: Generalsuperintendenten, Oberhofprediger u. s. w. zugegen waren, ändert an der Sache nichts, im Gegenteile, es verschlimmert sie. Krongardisten in friderizianischer Tracht, mit dem Dreispitz, Ehrenkompagnien mit den „historischen Blechmützen", Generale, Hofwürdenträger in goldstrotzenden Uniformen besät mit Ordenssternen, stehen auf den Zugangstreppen und füllen das Gebäude. „Um 11 Uhr — ich folge dem Bericht der „evangelischen" Kreuzzeitung — fuhren Ihre Majestäten im Galawagen bei dem neuen Gotteshause vor. Der Kaiser schritt zunächst die Front der Ehrenkompagnie ab. Se. Majestät trug unter dem Paletot die Uniform seines Ersten Garderegiments zu Fuß mit den Abzeichen eines Feldmarschalls. Über dem Paletot trug der Kaiser das Band des hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Die Kaiserin hatte eine prachtvolle Promenadentoilette aus helllilafarbenem Samt mit Pelzstola angelegt, dazu einen gleichfarbenen Samthut mit weißen und zartrosafarbigen Blumen. Ihre Majestät trug ebenfalls das Band des hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Krongardisten standen in der Vorhalle als Ehrenposten und ebenso an der Treppe zur Hofloge."

Hier haben wir den ganzen Apparat, der die prunkvollsten Hoffeste charakterisiert, und wir haben ihn in so ausgesprochen weltlicher Form, daß selbst auf die Frauentoilette (die Kaiserin in „prachtvoller Promenadentoilette") ein besonderes Gewicht gelegt ist. Und das alles ist aufgeboten, um — es fließt schwer aus der Feder — das erstmalige Zusammentreffen einer Christengemeinde zu feiern an dem Orte, wo zu Gott „im Geist und

Digitized by Google

in der Wahrheit", in Demut und Einfalt, in Reue und Zerknirschung gebetet, gefleht werden soll! Und das alles an einem Orte, über dessen Eingangstür man die Worte gesetzt hat: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Und da kommt diese durch den demütigen, überweltlichen Christus- und Gottesglauben überwundene „Welt", gespreizt wie ein Pfau, schillernd in ihrer weltlichsten Form, geputzt mit den weltlichsten Eitelkeitsabzeichen: Hofuniformen, Ordensbändern und Ordenssternen, elegante Frauentoiletten und nimmt Besitz von der Stätte, von der es heißen sollte: „Löse deine Schuhe, denn der Ort, wo du stehest, ist heilig." Und die Krone setzt diesem Unchristentum auf die Art der Anwesenheit so vieler evangelischer Geistlicher. Sie wollen und sollen sein Nachfolger und Mithelfer des demütigen Christus, und da schreiten sie einher behangen mit weltlich-höfischen Orden!! Ja, war denn in dieser großen Schar von Christusdienern auch nicht einer, der das Gefühl dafür hatte, was ihnen ziemte an diesem Orte und bei dieser Gelegenheit, der den Mut fand, auszusprechen: Brüder, legen wir ab alle weltliche Hoffart und Eitelkeit, denn der Ort, wo wir stehen, ist heilig?! Ach über die Verweltlichung, die eingerissen ist in die evangelische Gemeinde und in die evangelische Geistlichkeit! Ich will mich nicht als Richter hinstellen und ganz gewiß nicht als Musterchristen. Allein jeder Christ, so unvollkommen er auch sei, hat das Recht und die Pflicht, Dinge, die das Wesen des Christentums zerfressen und es aus einer Religion demütiger Innerlichkeit zu einer Unreligion hoffärtiger Äußerlichkeiten zu machen drohen, bei Namen zu nennen und den schärfsten Tadel über sie auszusprechen. Die Veräußerlichung der evangelischen Geistlichkeit, ihr selbstgewolltes und vielfach sogar erstrebtes Stehen mitten unter den titel- und ordensuchenden Menschen ist mit ein Hauptgrund, weshalb das Evangelium Christi mehr und mehr an Einfluß verliert. Die schönsten und salbungsvollsten Predigten vermögen den klaffenden Gegensatz zwischen Christusdienerberuf und eitelweltlicher Lebensführung nicht zu verdecken. Wenn irgendwo, dann will bei Religionsdienern das Volk Taten sehen und nicht bloße Worte hören. Jüngst ist ein Oberhofprediger „Exzellenz" geworden. Ich habe mich an den Kopf gegriffen und gewiß mit Tausenden gefragt, wie ist es nur möglich, daß ein Mann mit diesem Beruf diesen ausgeprägt höfischen Titel annimmt? Oder liegt vielleicht in der Hofpredigerstellung die Berechtigung, höfische Titulaturen, trotz Nachfolgeschaft Christi, anzunehmen? War nicht auch der große Täufer ein Hofprediger?

Der Gegenstand ist ein furchtbar ernster. Verstaatlichung einerseits und Verweltlichung anderseits dringen mehr und mehr ein in die Religion Jesu Christi; mehr und mehr wird sie durch das eine vergewaltigt und durch das andere verzerrt; ihrer Innerlichkeit wird sie beraubt, mit Äußerlichkeiten durchsetzt, die ihr nicht nur fremd, sondern die ihrem Wesen entgegengesetzt sind. So wie es jetzt geht, darf es nicht weitergehen, und wenn die geborenen, berufsmäßigen Förderer des christlichen Gedankens, der evangelischen Auffassung, wenn die Geistlichkeit ihre Pflicht nicht erkennt, dann muß die Laienwelt sie energisch an diese Pflicht erinnern. Wir wollen kein Prunk- und Hofchristentum, wir wollen keine Geistlichen mit weltlichen Titeln und Orden beladen, wir wollen keine „religiösen" Schaustellungen in

Digitized by Google

theatralisch-höfischem Aufputz, sondern wir wollen ein Christentum, wie das Evangelium es uns zeichnet, und wir wollen eine Form des Christentums, die seiner Innerlichkeit entspricht, wir wollen religiöse Feiern, die das Herz ergreifen, den Sinn demütig machen und zugleich erheben. Nur ein solches Christentum mit solchen Formen ist der „Sauerteig", der die Welt durchsäuert, nur in einem solchen Christentum lebt der Glaube, der die „Welt" überwindet. Was wir am 27. Februar vor und im Berliner Dom gesehen haben, war, trotz aller religiösen Worte, eine Schaustellung ganz auf derselben Stufe stehend mit Paraden, Fürstenempfängen usw., und die Rolle, welche die meisten Geistlichen dabei gespielt haben, war, trotz Weihehandlung und Segenssprüchen, die Rolle von Hofschranzen. Es war ein Schauspiel vielleicht für Götter, aber nicht für Gott. Eines ist mir gewiß, wäre Christus Zeitgenosse dieser „Einweihung" gewesen, und hätte das Hofmarschallamt „auf allerhöchsten Befehl" ihm eine Einladung zugestellt, er wäre ihr nicht gefolgt; nicht mit der Fußspitze würde er die Schwelle eines solchen „Gotteshauses" berühren.

Die hunderte von Christusdienern, die Geistlichen, die an der „Einweihung" teilnahmen, mögen der schweren Verantwortung sich bewußt werden, die sie tragen, der Verantwortung, das Christentum vor Verweltlichung zu bewahren.

Auch am Christentum ist der Strom der Zeit nicht spurlos vorübergerauscht; seine nivellierenden Wasser haben auch an ihm in mancher Beziehung ihr Werk geübt, haben von seinen Höhen weggespült, haben von seinen Tiefen nicht wenige versandet, aber ungleich anderen weltgeschichtlichen Dingen gehört das Christentum nicht zu den historischen Erscheinungen, die sich, wie alles menschlich Gewordene die Nivellierung, die Ummodelung durch die Zeit gefallen lassen müssen, sondern das Christentum, als göttliche Tat mit überweltlicher, weltüberwindender Wesenheit, ist und bleibt in sich unabhängig vom Wandel der Zeiten, ist und bleibt in sich das dauernd Junge, Frische, Ursprüngliche, ist und bleibt in sich das ewige, unverwüstliche Leben, das unabhängig von Gewohnheit und Sitte sproßt und blüht, und nur an den Menschen, an ihrer Halbheit und Schwäche, an ihrer Modesucht und Modetorheit, an ihrer Rückgratlosigkeit dem Zeitgeist und seinen Forderungen gegenüber liegt es, wenn an Stelle des Christentums Formen treten, die mit seinem Wesen nichts zu tun haben, Formen, von Männern getragen und ausgestaltet, deren Beruf es wäre, das echte Christentum den Menschen zu vermitteln und zu erhalten.

Unsere Zeit ist vielleicht mehr als andere eine Zeit der Veräußerlichung, und unser Kaiser ist mehr wie seine Vorgänger und mehr wie gut ist, ein Liebhaber höfischen Glanzes, mit dem Bestreben, auch solche Dinge mit diesem Glanze zu umgeben, die sich zu irdischem Glanze verhalten wie Feuer zu Wasser, wie Weizen zur Spreu. Da ist es doppelt schwere Gewissenspflicht für die berufsmäßigen Hüter des Christentums, vor diesem doppelten Ansturme der Veräußerlichung den ihnen zur Hut übertragenen Schatz zu bewahren, und diese doppelte Gewissenspflicht lastet doppelt schwer gerade auf jenen Geistlichen, die amtlich dem Hofe nahe stehen. Der Hofprediger heißt, wie schon oben angedeutet, nicht deshalb so, weil er den höfischen Sitten sich anpaßt, weil er ein Höfling, ein Glied des Hofstaates

Digitized by Google

geworden, und auch sich, wie die übrigen Hofbeamten, mit dem weltlichen Glanz des Hofes umgibt, und das ihm anvertraute Gut, das Christentum, der wechselnden höfischen Etikette unterwirft, sondern ein Hofprediger soll ein Mann sein, der am Hofe das Christentum lehrt und lebt, der im höfischen Leben zwar stehend, selbst aber, von der Sohle bis zum Scheitel, innerlich und äußerlich, frei ist von höfischem Wesen, der — und das ist das Wesentliche — dem Hofe, dieser Konzentration der Weltlichkeit, das überweltliche Christentum entgegenhält, der in Treue und in Stärke darüber wacht, daß der Ewigkeitsglanz des Christentums nicht dem irdischen Glanze des Hofes geopfert werde, der die reine und einfache Form des Christentums nicht verunstalten läßt durch kaleidoskopartig schillernde Hofformen und der sich selbst diesen Hofformen nicht unterwirft.

Noch eines gehört hierher. In regelmäßigen Zwischenräumen sieht man bei Schaarwächter und Bieber die Photographien der Berliner evangelischen Geistlichen ausgestellt. Da stehen sie zwischen Schauspielern und Schauspielerinnen in „Kabinett"- und „Prinzeßformat", in möglichst effektvoller Pose, sie, von denen vor allen anderen das Wort gilt: „Ihr seid das Salz der Erde", da stehen sie „schal" geworden in weltlich-kindischer Eitelkeit. Es erfaßt mich, wenn ich an dieser periodisch wiederkehrenden Schaustellung — Bloßstellung ist das richtigere Wort — vorübergehe, jedesmal ein Gefühl der Beschämung: in diesen Schaufenstern zahlt das Christentum seinen Tribut der „Welt". Nichts ist dagegen einzuwenden, daß ein christlicher Geistlicher sich photographieren läßt, um Verwandten, Freunden, Bekannten, Konfirmanden mit seinem Bilde eine Freude zu machen; aber daß er sich ausstellt, ist Lächerlichkeit und Profanation zugleich. Sein „Ruhm" ist wahrlich nicht das Äußere sondern das Innere, und der Ort seines „Ruhmes" ist nicht das Schaufenster eleganter Läden, sondern die Kirche, das Krankenbett.

Lange habe ich mich bei diesem Gegenstande aufgehalten. Zu lange? Nein! der Anlaß — der Dom und seine Einweihung — war günstig, die mir auf der Seele brennenden Gedanken einmal dem weiten Leserkreis von „Deutschland" vorzulegen; und ich bitte die Leser, sich über diesen Gedanken durch Zuschriften zu äußern. Die Reinerhaltung des Christentums, auch in seiner Form, wie es äußerlich der Welt gegenübertritt, ist von überragender Bedeutung, und in dieser Beziehung sieht es, wie nicht nur die Domeinweihung bewiesen hat, betrübend aus. Männer und Richtungen, Zeitungen und Zeitschriften, die über Verrat am Christentum und sogar nach Maßregelung schreien, wenn jemand ehrlichen Sinnes und religiösen Herzens Gebrauch macht von dem gottgegebenen und gottgewollten Rechte des demütigen, aber freien Forschens nach Wahrheit, diese selben Männer und Richtungen fühlen nicht einmal die Unnatur, die darin liegt, daß sie mitwirken, des Nazareners Lehre, ja ihn selbst in weltlich-höfische Formen zu kleiden, sie fühlen nicht einmal das Groteske ihres befohlenen Aufmarsches bei „Einweihungen", die man christlich nennt, die aber die Profanation des Christentums sind.

Ich schließe mit einem Worte John Ruskins, das zwar bei anderer Gelegenheit gesprochen, doch den neuen Dom und seine „Einweihung" gut charakterisiert:

„Architektur ist die Kunst, welche die vom Menschen zu irgend einem

Digitized by Google

Zweck errichteten Bauwerke so anordnet und schmückt, daß ihr Anblick geeignet ist, zur Kraft, Gesundheit und Freude seiner Seele beizutragen. War es notwendig für die Durchführung des mosaischen Gesetzes, daß mit dem Gottesdienst im Tempel oder Tabernakel Kunst und Pracht verbunden war? Mußten so viele Messingspangen und silberne Säulenfüße dabei sein? Vergoldungen und Schnitzarbeit in Zedernholz? Eine furchtbare Gefahr lag darin; die Gefahr, daß den ägyptischen Leibeigenen die so angebetete Gottheit den Göttern verwandt scheinen konnte, die sie mit ähnlichen Prunkgaben geehrt sahen. Gegen diese Gefahr gab es ein Mittel, das uns sehr einfach dünkt: Der Gottesdienst mußte all der prächtigen Hüllen entkleidet werden, die nur die Sinne entzücken und die Einbildungskraft erregen. Muß die Stiftshütte denn glänzend sein, um die Herrlichkeit des Gottes erkennen zu lassen? Wer den Armen gibt, wer im Sinn des göttlichen Gebotes tugendhaft lebt, bringt dem Herrn ein würdigeres Opfer als einer, der den Tempel schmückt. Nicht die Kirche brauchen wir, sondern die freie Hingebung; nicht die Gabe, sondern den Willen zum Geben. Jede unangebrachte Prachtentfaltung, die doch nur Selbstbespiegelung ist, soll man bei solchem Werk vermeiden."

Kein anderes „Streiflicht" sei für diesmal beigefügt; dies eine enthält Stoff zum Nachdenken in Fülle.

20. III. 05. H.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland" veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX TILDEN FOUNDATIONS

Schillers Jungfrau von Orleans.*)

Von Berthold Litzmann.

„Es ist mir ein großer Trost von Dir zu hören," schreibt Schiller an Körner am 13. Juli 1800, „daß der Mangel an demjenigen Interesse, welches der Held oder die Heldin einflößen, der Maria Stuart bei Dir nicht geschadet hat. Du sagst ganz recht, daß die Hauptpersonen das Herz nicht anziehen. . . . Nach meiner Überzeugung hat das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen, sondern die Handlung allein. . . . . Der Held einer Tragödie braucht nur soviel moralischen Gehalt als nötig ist, um Furcht und Mitleid zu erregen. . . . ."

Unmittelbar daran aber schließt sich das Geständnis, er selbst hänge „von alten Zeiten an solchen Stoffen, die das Herz interessieren" um so mehr werde er sich bemühen, „das eine nicht ohne das andere zu leisten", d. h. die künstlerische Wirkung sowohl durch innere Folgerichtigkeit der Handlung wie durch die Erregung individueller Sympathie für den Helden zu erreichen. Und dann fährt er fort: „Mein neues Stück wird auch durch den Stoff großes Interesse erregen, hier ist eine Hauptperson, gegen die, was das Interesse betrifft, alle übrigen Personen, deren keine geringe Zahl ist, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff ist der reinen Tragödie würdig, und wenn ich ihm durch die Behandlung soviel geben kann, als ich der Maria geben konnte, so werde ich viel Glück damit machen."

Das Drama, von dem hier die Rede ist, ist die Jungfrau von Orleans. Unmittelbar nach der Abstoßung der Maria Stuart war er an den neuen Stoff gegangen. Schon zwei Tage nach der Aufführung hatte er, wie er an Körner schrieb, zu einer neuen Arbeit „Anstalt gemacht". Am 1. Juli notiert er in seinem Kalender: Jungfrau von Orleans. Vier Tage später ist er, wie er seiner Frau schreibt (4. Juli), mit dem Plan zu dem neuen

*) Aus dem im Herbst im Verlag von Leop. Voß, Hamburg, erscheinenden Buche „Schillers Dramen".

Digitized by Google

Trauerspiel bald fertig; am 10. erfahren wir aus einem Brief an Cotta, daß er an nichts anderes denke als an sein — „unbenanntes" — Trauerspiel; am 13. Juli folgte jene erste Äußerung an Körner, und am 26. glaubt er dem Berliner Verleger Unger ein Stück für den Kalender auf 1802 liefern zu können — dies mußte also spätestens Frühsommer 1801 fertig sein. Am gleichen Tage spricht er sich in einem Briefe an Goethe ausführlich über gewisse Schwierigkeiten des Stoffes aus (ohne ihn näher zu bezeichnen), die namentlich darin bestehen, „daß er sich nicht so wie ich wünsche in wenig große Massen ordnen will und daß ich es in Absicht auf Ort und Zeit in viele Teile zerstückeln muß, welches, wenn auch die Handlung die gehörige Festigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist". Zugleich aber sehen wir aus der folgenden Bemerkung, daß er dieser mehr aus theoretischen Bedenken, denn aus der Natur des Stoffes sich ergebenden Schwierigkeiten schon Herr geworden ist: „Man muß, wie ich bei diesem Stücke sehe, sich durch keine allgemeinen Begriffe fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten."

Demselben Gedanken begegnen wir zwei Tage später in einem Brief an Körner: „Jeder Stoff will seine eigne Form, und die Kunst besteht darin, die ihm anpassende zu finden. Die Idee eines Trauerspiels muß immer beweglich und wirkend sein und virtualiter in hundert und tausend möglichen Formen sich darstellen." Hier spricht er sich auch ausführlich über den Stoff aus und nennt zum erstenmal das Thema und Namen: „Das Mädchen von Orleans ist der Stoff, den ich bearbeite, der Plan ist bald fertig. Ich hoffe, binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grad rührend. . . . ." Zugleich erfahren wir, daß die ursprüngliche Idee, das Hexenwesen mehr in den Vordergrund zu stellen, wegen der Unergiebigkeit der Quellen fallen gelassen ist. Anfang August (2. August an Goethe) ist er eifrig mit Vorstudien für die Szenen am Hofe Karls VII. beschäftigt. Er stöbert auf der Weimarer Bibliothek nach Werken über die Zeit der Troubadoure: „Es ist an dem Plan der Tragödie noch gewaltig viel zu tun, aber ich habe große Freude daran." Am 5. September (an Goethe) ist er schon an der Ausarbeitung. Am 21. bei Goethe in Weimar hört er diesen aus den Helenaszenen des Faust vorlesen, was ihn veranlaßt, sich näher über den Trimeter zu informieren. Es lockt ihn, sich selbst darin zu versuchen. Die

Digitized by Google

Montgomery-Szenen (II. 6) sind das Ergebnis, deren Beendigung er am 19. November an Goethe meldet. Am Jahresschluß ist er sehr wohlgemut: „Mit dem, was bis jetzt in Ordnung ist," schreibt er am Weihnachtsabend 1800 an Goethe, „bin ich sehr zufrieden. . . . . Das Historische ist überwunden und doch, soviel ich urteilen kann, in seinem möglichen Umfange benutzt." Und an Körner am 5. Januar 1801: „Ich habe das alte Jahrhundert tätig beschlossen, und meine Tragödie . . . . gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm. Ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es fließt mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte. Am 11. Februar — eine Erkrankung Goethes im Januar hatte Schillers Arbeitsfreudigkeit gehemmt — sind drei Akte fertig und werden Goethe vorgelesen. Trotzdem er sich von diesem Abend für die Erneuerung seiner Arbeitslust viel versprochen, scheint doch das Werk nicht recht vom Fleck gerückt zu sein. So ward, da der Termin der Ablieferung für den Berliner Kalender immer näher rückte, ein schon bei der Maria Stuart mit Erfolg angewendetes Mittel versucht: Ortswechsel und Einsamkeit. Am 5. März flüchtet er sich in die Einsamkeit seines Jenaer Gartenhauses. Zunächst mit negativem Erfolg. „Ich hetze mich und ängstige mich," schreibt er am 10. März an Goethe, „und es will nicht recht damit fort." Es ist wesentlich noch die Arbeit am 4. Akt, den er hier auch bis Ende März zum Abschluß bringt. Mit ihm und dem Entwurf zum 5. Akt kehrt er im April nach Weimar zurück. Am 3. schreibt er nahen Ausgangs froh an Goethe: „In 14 Tagen hoffe ich am letzten Ziel zu sein. Von meinem letzten Akte auguriere ich viel gutes, er erklärt den ersten, und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin allein steht und im Unglück von den Eltern deseriert ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher." Am 16. April trägt er in den Kalender ein: „Jungfrau von Orleans fertig." Am 18. geht Manuskript mit Rollenbesetzung an Goethe; am 20. sendet es Goethe zurück: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Und die Aufführung in Weimar erfolgt dann auch am 23. April — aber nicht 1801, sondern 1803! —

Die Manuskriptblätter der Maria Stuart hatte man dem Dichter fast unter der schreibenden Hand weggerissen, und die Aufführung mit fieberhafter Hast ins Werk gesetzt. Bei der Jungfrau von Orleans ließ sich die Bühne, die durch Schillers

Digitized by Google

dramatiſches Genie vor allem geadelt war, zwei volle Jahre Zeit, ließ anderen Bühnen, Berlin und Leipzig, den Vorrang, ehe ſie ſich dazu entſchloß, dies Fürſtengeſchenk durch würdige Darſtellung zu ehren. Was war der Grund? An erſter Stelle, ſo ſcheint es, Bedenken des Herzogs. „Die Jungfrau habe ich vor acht Tagen dem Herzog ſchicken müſſen," ſchreibt Schiller an Goethe am 28. April, und habe ſie noch nicht aus ſeinen Händen zurückerhalten. Wie er ſich aber gegen meine Frau und Schwägerin geäußert, ſo hat ſie bei aller Oppoſition, in der ſie zu ſeinem Geſchmack ſteht, eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Er meint aber, ſie könne nicht geſpielt werden." Warum, ſchreibt er an dieſer Stelle nicht. Wir wiſſen die Gründe aber aus anderen Äußerungen und begreifen, wie Schiller unter ihrem Eindruck — beſcheiden wie immer — geneigt war, ihm recht zu geben, und wie er an Goethe ſchreibt, „nach langer Beratung mit ſich ſelbſt" zu dem Schluß kam, ſie nicht aufs Theater zu geben. Es war das unſaubere Geſpenſt der Voltaireſchen Pucelle, deſſen Reminiszenzen man fürchtete. Bei anderer Gelegenheit ſprach der Herzog offen aus: „Der Stoff ſei äußerſt ſkabrös und einem Lächerlichen ausgeſetzt, das ſchwer zu vermeiden ſein werde, beſonders bei Perſonen, die das Voltaireſche Poem faſt auswendig wüßten." Und das waren in der in dieſem Punkte ſehr vorurteilsfreien Hofgeſellſchaft ſicher ſehr viele. Man begreift, wie Schiller bei dem Gedanken, die reine edle Geſtalt, die er geſchaffen, durch derartige frivole Reminiszenzen beſudelt und ihren anders gemeinten Worten zweideutigen Sinn untergeſchoben zu ſehen, lieber das kleinere Übel wählte, und es von der Weimarer Bühne wenigſtens zurückzog. Wie tief ihn aber dieſe Auffaſſung verletzt, beweiſt das im Sommer 1801 entſtandene Gedicht „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans", das im Cottaſchen Taſchenbuch für Damen 1802 erſchien:

„Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie Du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie Du,
Reicht Dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit Dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Gloriole hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, Du wirſt unſterblich leben.

Digitized by Google

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nichts! Es gibt noch edle Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühen,
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Man begreift die Entrüstung und die Schärfe, die sich hier ausspricht, wenn man erfährt, daß in diesen tonangebenden Kreisen Äußerungen wie die des Vaters Thibaut: „Entfaltet ist die Blume deines Leibes" als zweideutig und deshalb anstoßerregend empfunden wurden. Daß man auch an dem „Romantischen" dort keinen Geschmack fand und das Heranziehen des Übersinnlichen, das Eingreifen der Geisterwelt in den Gang des Dramas als nicht mehr zeitgemäß gelten lassen wollte, fiel weniger kränkend ins Gewicht. Um aber ihm vollends die Freude am Werke zu verderben, kam nun auch ein passiver Widerstand aus den Weimarer Theaterkreisen hinzu, die technische Schwierigkeiten unnötig aufbauschten. Gewiß stellte die Jungfrau von Orleans sehr große Anforderungen an eine Bühne, die mit so bescheidenen Mitteln arbeitete wie die Weimarer. Aber für ein Theater, das die Wallenstein-Trilogie in so würdiger Weise zur Darstellung gebracht, war doch bei gutem Willen das etwas größere Maß von Kraftanstrengung, das die Jungfrau verlangte, zu leisten. Es gereicht den Künstlern und Beamten nicht zur Ehre, daß sie kein Gefühl dafür hatten, daß sie auch dafür persönliche Opfer bringen müßten, daß der Dichter, der die Weimarer Bühne groß gemacht, das kleine Opfer an größerer Arbeit und etwas mehr Geldaufwand wohl erwarten dürfe.

So war es der mit ungleich bescheideneren Kräften — künstlerischen wie materiellen — wirtschaftenden Leipziger Bühne vorbehalten, am 18. September 1801 als erste von allen deutschen Bühnen die Jungfrau aufzuführen und trotz unzulänglicher Darstellung dem Dichter einen elementaren Erfolg zu verschaffen, wie er in der Geschichte des deutschen Theaters bis dahin ohne Beispiel war, den wir aber heute mit ganzer Seele nachempfinden können. Schiller war von Dresden, wo er bei Körner zum Besuch weilte, herübergekommen, und das Publikum benutzte die Gelegenheit zu einer spontanen Huldigung von überwältigender Innigkeit. Nach dem ersten Akt ein gewaltiger Ruf durchs Haus: Schiller lebe! rauschend fällt die Musik ein. Als er am Schluß der Vorstellung das Haus verläßt, hat die akademische Jugend ein dichtes Spalier gebildet, hinter dem sich Männer und Frauen aller Stände drängen. Als er erscheint, entblößen sich in ehrfurchtsvollem Schweigen aller

Digitized by Google

Häupter — so wandelte er durch die schweigenden Reihen, während hinten die Väter ihre Kinder in die Höhe heben und ihnen zu ewigem Gedächtnis den Mann zeigen: „Der ist es!"

Über den Eindruck der ersten Weimarer Aufführung zwei Jahre später berichtet Schiller selbst an Körner: „Ich habe mir mit den Proben viel zu tun gemacht; das Stück ist aber auch scharmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrisiert worden. Ich wünschte, Ihr hättet es mit angesehen. Denn ob wir gleich keine großen Talente haben, so störte doch nichts und das Ganze kam zum Vorschein." Ein schlagender Beweis, wie grundlos die Bedenken der Weimarer Hoftonangeber waren.

In der Tat ist Schillers Jungfrau von Orleans eins von den wenigen Werken, das, mit einer Kraft impulsiver Leidenschaft begabt, alle kritischen Bedenken gegen die Voraussetzungen des Dramas im allgemeinen wie gegen die Verwendung gewisser Motive im einzelnen siegreich über den Haufen wirft. Es ist fast gerade das umgekehrte Verhältnis wie bei Maria Stuart. Dort ist in der Detailarbeit, im regelrechten dramatischen Zusammenschluß der Motive und der Handlungen eigentlich nichts zu wünschen übrig gelassen; jede Szene für sich und alle zusammen stellen sich dar als ein auf weisester Berechnung aller dramatischen Kunstmittel beruhendes Kunstwerk; und doch wird man bei dem Ganzen nicht warm. Hier ist im einzelnen viel sorgloser verfahren, die dramatische Handlung nicht entfernt so konzentriert; Episoden durchbrechen die strenge Geschlossenheit, Episches und Lyrisches drängt sich ein, und trotzdem packt und erschüttert und rührt dieses Drama wie kaum ein andres; man fühlt, daß der Dichter selbst „mit dem Herzen dabei war".

Allerdings bot hier der Stoff gegen die Maria Stuart einen Vorteil, der nicht zu unterschätzen ist: Hier steht im Mittelpunkt eine Gestalt, die handelt, die immer in Bewegung ist und durch ihre Handlungen die anderen in Atem erhält, auf die andern starken Einfluß ausübt. Dort sind beide Heldinnen eigentlich zu einer passiven Rolle verdammt, sie wirken Taten nur durch die Art, wie ihre Umgebung sie benutzt. Sie sind, wie die Königinnen im Schachspiel, von geschickter Hand im richtigen Augenblick gezogen, führen sie die Entscheidung herbei, aber sie organisieren die Handlung nicht aus sich selbst heraus. Sie sind Werkzeuge in der Hand Intrigen spinnender dii minorum gentium, die nur scheinbar ihnen dienen. Das Temperament der Johanna aber belebt und beseelt

Digitized by Google

die „romantische Tragödie“ bis in die weitesten Verästelungen der Handlung.

Dieses lebendige Blutspenden bis in die feinsten Äderchen ist als dichterischer Kraftbeweis um so höher anzuschlagen, als, von der Heldin abgesehen, die Organisation des Stoffes für ein Drama keineswegs geringe Schwierigkeiten bot.

Die Handlung ist bekanntlich disponiert auf sechs Akte. Der erste als Prolog bezeichnet. Zeitlich ist es so geordnet, daß zwischen dem Prolog und dem ersten Akt ein Zeitraum liegt, ausgefüllt durch das erste Auftreten der Jungfrau. Den Szenen am Hoflager zu Chinon, welche die ersten Akte ausmachen, schließen sich unmittelbar an die Schlachtszenen des zweiten Aufzuges. Die übrigen Schauplätze des dritten Aufzuges reihen sich ebenfalls ziemlich unmittelbar an die Ereignisse des zweiten Aktes; ebenso die Krönungsszene des vierten. Zwischen dem vierten und fünften ist wieder ein kleiner Zeitraum. Der Wechsel des Waffenglücks, das erneute siegreiche Vordringen der Engländer fällt in den Zwischenakt.

Räumlich ist, wie gesagt, die Stoffverteilung sehr viel schwieriger; denn das Material ist nicht nur umfangreich, sondern auch spröde. Aber die Aufgabe ist mit einer freien Sicherheit bezwungen, die ebenso die auch vor einem kühnen Wagnis nicht zurückschreckende Kraft des Poeten wie die Besonnenheit und Mäßigung des erfahrenen Praktikers verrät.

Der Prolog hat die Aufgabe, die Vorgeschichte zu exponieren: also 1. Johanna in ihrem Kreise vor der Erweckung darzustellen, und 2. über die allgemeine Situation aufzuklären, die ihr das Schwert in die Hand drückt. Man muß dabei erwägen, daß das Publikum von damals nicht so mit dem Stoff vertraut war, wie wir heute es eben durch Schiller sind.

Die Szene eröffnet ein ländliches Familienfest — eine idyllische Oase in kriegerischer Zeit. — Brautwerbung und Verlöbnis. Drei Schwestern — zwei von ihnen glückliche Bräute, die dritte abseits stehend, teilnahmlos. Daß es ihr an Bewerbern nicht fehlt, erfahren wir gleich. Gegen den über ihre Abkehr zürnenden Vater tritt mit beredter Zunge ein Fürsprecher auf; beider Zwiegespräch wirft Streiflichter auf die Sonderstellung des Mädchens. Es hat eine geheime Bewandtnis mit ihr — der eigne Vater betrachtet sie mit Argwohn und Grauen, der Liebhaber mit gläubiger Verehrung. — Sie selbst verharrt in rätselvollem Schweigen. Nun Bertrand mit dem Helm. Die Erzäh-

Digitized by Google

lung, wie er in den Besitz des seltsamen Geräts gelangt. Erstes erregendes Moment: Die bisher Teilnahmlose greift ein, bemächtigt sich des Helms. Zweites erregendes Moment: Die lebhafte Schilderung der verzweifelten Lage des angestammten Königs. Drittes erregendes Moment, vorbereitet durch die dazwischen geworfenen Fragen: Die mit dem Helm geschmückte Rätselhafte ergreift das Wort im Ton der begeisterten Seherin:

„Nichts von Verträgen! nichts von Übergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern!
Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen
Und seines Stolzes Saaten niedermähn;
Herab vom Himmel reißt sie seinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! fliehet nicht! Denn eh der Roggen
Gelb wird, eh sich die Mondesscheibe füllt,
Wird kein engländisch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtig strömenden Loire trinken."

Die daran sich anreihenden Wechselreden zwischen Johanna, Thibaut, Bertrand und Raimond und der Schlußmonolog Johannas klären die Situation, rücken die Hauptgestalt nicht nur in den Vordergrund, sondern auch in die schärfste Beleuchtung und erweitern den Blick auf die große Bühne der Weltbegebenheiten, auf der die folgenden Szenen sich abspiegeln sollen.

Der erste Akt exponiert aus den Reden und den Handlungen der Hauptpersonen die verzweiflungsvolle Lage des Königs, die durch eine Reihe einander folgender Unglücksbotschaften in eigentümlicher Weise belebt und gesteigert wird. Im Augenblick, wo alles verloren erscheint, wo alle in dem Hauptquartier vorhandenen Kräfte an Mut, Aufopferungsfähigkeit, edler Gesinnung durch die Konstellation des Moments paralysiert erscheinen, kommt eine neue Botschaft: „Das Unglück hat sich erschöpft und Sonnenschein ist wieder." Der Bericht Raouls über die Begegnung mit der Jungfrau und ihren Sieg. Die unmittelbare belebende Wirkung dieser Kunde auf alle Beteiligten; die Erscheinung der Jungfrau, die dem Boten auf dem Fuße folgt; die Wirkung ihrer Erscheinung, die auf alle gleich stark ist, aber bei jedem sich verschieden äußert. Die kleine Szene mit dem englischen Herold, in der Johannes Sehergabe aufs neue in hellster Beleuchtung erscheint, beschließt den Akt.

Dieser ganze Aufbau der Exposition ist so wundervoll kunstvoll

Digitized by Google

gegliedert, daß man darüber vollkommen vergißt, daß wir bisher nur Reflexe von Handlungen auf der Szene gesehen haben. Auch die entscheidende Tat der Jungfrau ist uns nur im Bericht überliefert.

Um so mehr konnte der Dichter, nachdem er bisher im Interesse möglichster Spannung alle zerstreuende Orts- und Szenenwechsel gemieden, nunmehr den Zügel etwas lockerer lassen und die kriegerischen Ereignisse, von denen wir bisher nur hörten, in einer Anzahl zwanglos, wie die Episoden einer epischen Erzählung, aneinander gereihten Szenen sich auch vor unsern Augen abspielen lassen und so der Heldin Gelegenheit geben, Proben ihres Mutes, ihrer dämonischen Gewalt über die Gegner vor den Augen des Zuschauers abzulegen. In der Szene mit dem Walliser Montgomery ist der Episode ein breiter, sonst nur im Epos gebräuchlicher Spielraum eingeräumt, dessen Zweck erst später in der Szene Johannas mit Lionel in seiner künstlerischen Berechnung erkannt wird.

Durch die physische und moralische Bezwingung Burgunds erhält der Akt gegen Schluß zu auch wieder jene dramatische Prägnanz, die kein mit unsern modernen Bühnenverhältnissen rechnender Dramatiker an dieser Stelle vermissen lassen darf.

Der dritte Akt ist in zwei große Szenen gegliedert.

Die Auftritte am Königshofe zu Chalons, deren Mittelpunkt die Aussöhnung Burgunds bildet, in die als erregendes Moment das Liebeswerben Dunois' und Lahires eingeschaltet ist, und die mit dem erneuten Entschluß, zu Feld zu ziehen, dem Entschluß, der Johanna aus tödlicher Verwirrung befreit, abschließen.

Die zweite große Szene ähnelt in der Technik wieder den Szenen des zweiten Aktes. Sie zerfällt mit mehrfachen Verwandlungen in eine Reihe von kleinen, in sich abgeschlossenen episodischen Szenen auf dem Schlachtfeld: Talbots Tod; die Szene mit dem schwarzen Ritter; die Szene mit Lionel. Auch hier ist trotz der scheinbar lockeren Fügung der Szenen, hervorgerufen durch das Bedürfnis und die Notwendigkeit, den Zuschauer an den einzelnen Phasen dieses in doppeltem Sinne eine Entscheidung herbeiführenden Kampfes teilnehmen zu lassen, eine innere Einheit und Geschlossenheit und infolgedessen auch eine dramatische Spannung und Steigerung dadurch erzielt, daß ihren Mittelpunkt die Krise im Innern der Heldin bildet.

Der vierte Akt ist wieder in zwei Szenen gegliedert. Die erste dazu dienend, den weiteren Verlauf der Krise aus den eignen Worten der Heldin zu veranschaulichen, uns zu Teilnehmern ihrer Zweifel und ihrer Qualen werden zu lassen, was um so wichtiger ist, als

Digitized by Google

sie in der zweiten Szene zwar bei der Begegnung mit ihren Verwandten ihrer Sehnsucht nach dem idyllischen Frieden der Heimat Ausdruck gibt, aber auf die Anklage des Vaters und die zweifelnden Fragen der Freunde verstummt.

Eine Hauptkraftprobe in der Beherrschung der dramatischen Technik ist aber der fünfte Akt.

Vier große Szenen mit dreimaliger Szenenverwandlung: Die Szene in der Köhlerhütte. Die Szene im französischen Lager, Mittelpunkt der grollende Dunois. Die Szene im Wartturm, und schließlich die sterbende Johanna auf dem Schlachtfeld.

Mit weiser Berechnung hat Schiller für diesen fünften Akt sich eine Variation der Veranschaulichung kriegerischer Ereignisse vorbehalten, die nun, trotzdem sie jetzt zweimal hintereinander benutzt wird, stärkste Wirkung tut. Ich meine den zweimaligen Schlachtbericht in der Turmszene.

Bisher sind alle Schlachtszenen, soweit sie sich nicht unmittelbar vor unsern Augen abspielten, uns durch Botenberichte über Stunden oder Tage zurückliegende Ereignisse übermitelt worden. Hier geschehen die Dinge erst im selben Augenblick, wie sie berichtet werden, sie führen bis unmittelbar an die Schwelle der Ereignisse selbst, die Illusion ist aufs höchste gesteigert, man hat das Gefühl, nur die Schranke muß fallen, und wir sehen mit unsern eignen Augen. Es ist dadurch eine Kontinuität der Handlung und der Wirkung der Handlung hergestellt, wie sie durch andere Mittel, am wenigsten durch eine Szenenverwandlung, nie zu erreichen wäre. Denn hier wird eben das Wichtigste, was in diesem Augenblick unter keinen Umständen verloren werden darf, die Stimmung bis zum Höhepunkt erhalten. An die atemlose Hast und Aufregung dieser Szene schließt sich dann befreiend die lyrisch und malerisch wirkende Schlußszene in der die hochgespannten Gefühle sich lösen und die letzten Dissonanzen in einem harmonisch versöhnenden Akkord ausklingen.

Mit derlei nur die äußere künstlerische Struktur des Dramas berührenden Bemerkungen — die an sich auch nur andeuten und zu ähnlichen Betrachtungen anregen sollen — ist aber das über die Jungfrau von Orleans zu Sagende noch nicht erschöpft. Bei der Maria Stuart, bei der der Hauptvorzug und das Hauptinteresse in der Bezwingung des technischen Problems lag, war das etwas anderes. Der Verstand war der Hauptschöpfer, der Verstand daher auch der Hauptrichter. Aber von der Jungfrau hat Schiller selbst betont, daß sie entsprungen sei aus der

Digitized by Google

Tiefe seines Herzens: „Dies Stück floß aus dem Herzen und zu dem Herzen sollte es auch sprechen. Aber dazu gehört, daß man ein Herz habe und das ist leider nicht überall der Fall," schreibt Schiller an Göschen (10. Febr. 1802).

Dieses Drama ist nicht zu verstehen und voll zu würdigen, wenn man nicht von dem Hauptcharakter aus als dem Zentrum ausgeht.

Insofern ist das Problem, das es dem Dramaturgen stellt, ähnlich dem des Wallenstein. Bei beiden dominiert ein über alle landläufigen Maßstäbe der Beurteilung herausragender Charakter, der nur an sich selbst gemessen werden kann, wenn es sich darum handelt zu ergründen bis zu welchem Grade dem Künstler die Bewältigung seines Problems gelungen ist. Aber eben, weil hier die Heldin ein Weib ist, das in all seiner Besonderheit doch als Weib von Impulsen des Herzens und Gemütslebens bestimmt wird, mischt sich auch für den Leser und Zuschauer in das rein psychologische Interesse ein Anteil des Gemüts, der persönlichen Sympathie, die beim Wallenstein im Helden nur mittelbar sich äußern konnte.

Aber auch in anderer Beziehung grenzen Wallenstein und die Jungfrau dicht aneinander. Der Keim zu dem späteren Drama ist auch hier schon gegeben. Das Mystisch-Ekstatische des Friedländers, das Hineinragen übersinnlicher Mächte und Gewalten in sein Leben, das ja, wenn auch nicht der Grundton so doch eine wesentliche Begleiterscheinung dieses Stückes und Charakters ist, jenes Element, das in der großen Traumerzählung und in der Szene im Turm zum stärksten Ausdruck kommt, das ist hier Ausgangs- und Endpunkt, ist das Lebenselement der Held in und damit des Dramas.

Nachdem der Dichter diesen geheimnisvollen Gewalten als Menschenschicksal bestimmenden einmal in einer Dichtung Raum gewährt, und dabei den Reiz, der in dieser Verwendung des Übersinnlichen liegt, empfunden, lag es nahe, daß die Gestalt der Jungfrau von Orleans einen gewissen dämonischen Zauber auf ihn ausübte. Ich möchte geradezu vermuten, daß die Traumerzählung im Wallenstein die Zeugungsstunde der Idee zur Jungfrau von Orleans gewesen ist. Die jungfräulich liebliche Tochter des Friedländers, die vom Leben zermalmt wird, weil sie das natürliche Gefühl des Weibes, eine reine leidenschaftliche Liebe, den Verhältnissen zum Opfer bringen muß, gab nach anderer Richtung hin vielleicht erste leise Anregungen zu der Wendung in dem Schicksal des Mädchens von Orleans.

Als Schiller sich gerade diese Gestalt zum Mittelpunkt eines

Digitized by Google

großen Dramas erkor, befand er sich ja in einer eigentümlichen Lage; zum erstenmal handelte es sich um eine Figur, die schon vor ihm in einer Weise dichterisch verwertet worden war, die einen Wettkampf besonders erschwerte.

Zwei Große, Shakespeare und Voltaire, waren seine Vorgänger. Und beide hatten dem Bild, das ihn um seiner idealen Reinheit willen begeisterte, durch ihre Behandlung den unauslöschlichen Makel der Heuchelei, der Gemeinheit, der Schamlosigkeit aufgeprägt.

Es galt hier also nicht wie beim Wallenstein und bei Maria Stuart eine historische Figur durch geschickte Verteilung von Licht und Schatten von Flecken zu reinigen, und an sich unleugbare Schuld zu erklären aus Zeitumständen und Temperament, sondern eine ganz neue Basis zu schaffen für eine rätselvolle Erscheinung.

Die historische Jungfrau von Orleans ist ein geschlechtsloses Wesen, das, nachdem es eine Zeitlang den Engländern furchtbar gewesen, sie in Schlachten besiegt hat, gefangen genommen, prozessiert und zum Tode als Hexe verurteilt und verbrannt wird.

Eine Tragödie des Undanks und der Verkennung, der aber zu einer dramatischen Gestaltung wesentliche Momente fehlen. Der Prozeß und das Blutgericht sind rührend, erschütternd, aber nicht dramatisch.

Es mußte daher wie die Gestalt, so ihre Geschichte von dem Dichter von innen heraus neu organisiert werden. Der ganze Hexenprozeß mit seinem widerwärtigen Apparat von Aberglauben und Fanatismus ward also kurzweg ausgeschieden, und nur in ein paar Reden und Szenen die dämonische Macht des Hexenglaubens im Volk zur Darstellung gebracht, um den äußern Fall Johannas, die plötzliche Aufgabe durch ihre Freunde im Augenblick des höchsten Triumphes unbedingt glaubhaft erscheinen zu lassen.

Besonders rührend und grausig ist nun aber dieses Motiv dadurch, daß die Anklage nicht aus dem Munde eines rachsüchtigen Feindes, eines fanatischen herzlosen Eiferers, sondern aus der gequälten Seele des eignen Vaters kommt.

Wenn der eigene Vater wider sein Kind auftritt, ist der Abfall der Freunde weniger unerklärlich, und daß dieser Vater sich in Gewissensnot zu diesem unnatürlichen Schritt getrieben sieht, das ist wieder motiviert durch die Haltung, die er von Anfang an zu dem ihm unverständlichen Wesen seiner Tochter eingenommen hat. Es ist begreiflich, daß diese mit Grauenvor-

Digitized by Google

stellungen von Dämonen und bösen Geistern angefüllte Seele durch die Kunde von den Wundern, die durch seines Kindes Hand geschehen, in einen Zustand wahnsinniger Angst hineingepeitscht wird, die ihn zwingt, wider sein eigen Fleisch und Blut zu zeugen.

Ich möchte fast annehmen, daß dies der Ausgangspunkt für Schiller war, oder richtiger, daß er diese Szene, der eigene Vater die triumphierende Siegerin als Hexe anklagend und dadurch eine Peripetie herbeiführend, sich als Zielpunkt von vornherein erkoren hatte, und daß er von hieraus nach vorwärts und nach rückwärts den Stoff organisierte.

Schiller liebt es, — wie wir aus seinen dramatischen Fragmenten sehen — seine dramatischen Pläne so zu projizieren, daß von der Eingangsszene die Phantasie sofort hinüberspringt zu der entscheidenden Szene, in der die tragische Katastrophe den Helden ereilt, was ja, wie auch hier, nicht immer die Schlußszene zu sein braucht. Ich denke mir den Vorgang in der Seele des Dichters etwa so:

Der Vater erhebt Anklage gegen die Tochter, beschuldigt sie der Zauberei.

Was antwortet sie darauf?

Nichts!

Aber wie ist dieses Verstummen zu motivieren, da die Anklage falsch ist?

Weil sie sich schuldig fühlt, zwar nicht in dem Sinne, wie ihr Ankläger meint, aber vor Gott und ihrem Gewissen.

Welcherlei Schuld kann das sein?

Ihre subjektive und objektive Legitimation als gottgeweihte Befreierin darf in diesem Augenblick wohl auf der Bühne, aber keinen Augenblick im Zuschauerraum bezweifelt werden.

Wir müssen ganz fest überzeugt sein, daß die Anklage falsch ist, und doch verstehen oder doch ahnen, weshalb sie sich nicht dagegen verteidigt.

Es muß also ein Motiv sein, das nicht von Anfang an da war, das erst später verwirrend und lähmend sich der Seele der jungfräulichen Retterin bemächtigt und zu einer Art Verschuldung geführt hat.

Voltaire und Shakespeare haben die Heldenjungfrau zur gemeinen Buhlerin erniedrigt, die den Namen geradezu zum Hohn trägt. Davon darf hier natürlich nicht die Rede sein, aber gleichwohl ist hier das punctum saliens für die weitere Organisation des Dramas.

Digitized by Google

Aber wie?

Die gottgeweihte Jungfrau, deren Herz keine Mannesliebe gekannt, die mit fast verächtlichem Stolz auf ihre schwächeren Genossinnen herabsieht, und die in ihrer ekstatischen Schwärmerei sich gegen jede Gefahr gefeit fühlte, ist unterlegen, nur einen Augenblick, auch nur in der Vorstellung, aber doch unterlegen; den Naturtrieb, der das Weib zum Manne zieht, hat sie einen Augenblick auch als gewaltige Macht in sich empfunden, ist mit Grauen inne geworden, daß sie ein Weib ist wie alle anderen, und in dem Augenblick fühlt sie sich, weil ihr Inneres nicht mehr dem Bilde der reinen Jungfrau entspricht, schuldig und unwürdig, unwürdig die Ehren zu empfangen, die man ihr als Gottgeweihte erweist, schuldig des Betrugs.

Wir sehen, mit einem Male gewinnt die überlieferte Gestalt ein selbständiges Leben: eine zweite entscheidende Szene ist als fester Punkt gewonnen, jener Moment, wo in Lust und Grauen die Gottgeweihte inne wird, daß auch sie nur ein Weib ist.

Diese Szene zu der größten Wirkung herauszuarbeiten ist die nächste Hauptaufgabe.

Wer soll es sein, der sie bezwingt?

Dunois, Lahire, mit denen die chronique scandaleuse der Zeit sie in sträfliche Liebesverhältnisse verstrickte? unmöglich! Es muß jemand sein, gegen den sie am sichersten gefeit erschien. Das ist einer von den Feinden! Der Feldherr selbst — Lionel.

Mit dieser Figur ist wieder ein neuer Punkt gewonnen. Wie ist es aber möglich, daß diese beiden zusammenkommen? wie möglich, daß Johanna durch ihn an sich selber irre wird? und wie ist es möglich, diese Situation so schlagend und überzeugend zu gestalten, daß dieser Gefühlswechsel auch Lionel und dem darauf absolut nicht vorbereiteten Zuschauer sofort zum Bewußtsein kommt?

Sie muß einer spontanen Regung folgend, etwas tun oder lassen, das in grellem Widerspruch mit ihrem bisherigen Verhalten steht: Es ist der erste Feind, dessen Leben sie schont. Und aus dem Wunsch des Dichters, diesen Kontrast noch zu verschärfen, wird die Gestalt des jungen Wallisers geboren, der wehrlos und trotz flehender Bitte um sein junges Leben dem erbarmungslosen Schwert der Jungfrau zum Opfer fällt.

Und um nach anderer Richtung auch die Wirkung dieses jähen Umschlages zu verstärken, wird das in der Überlieferung gegebene Motiv insofern benutzt, als unmittelbar vorher Lahire und Dunois als Bewerber aufgetreten und stolz und kalt zurück-

Digitized by Google

gewiesen sind. Es ist nichts gespart, um den Zusammenbruch der Jungfrau in dieser Szene so erschütternd wie möglich zu gestalten.

Ein Gedanke, der in Schillers Dichtungen, namentlich auch in seinen dramatischen Entwürfen häufig variiert wird, ist das Reizen der Nemesis durch Trotzen und Pochen auf eigne Kraft.

Eine derartige Hybris ist denn auch vor allen Dingen in der Szene mit Montgomery — offenbar mit voller Absicht — zum Ausdruck gebracht:

Nicht mein Geschlecht beschwöre! nenne mich nicht Weib!
Gleich wie die körperlosen Geister, die nicht frein
Auf ird'sche Weise, schließ ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.

Und ferner: Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündnis, das du mir beschwörst,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst! —

In der nun folgenden Darstellung der psychischen Krise im Innern der Jungfrau ist aber von dem Dichter eine solche Kraft in der Verwertung und Anordnung dramatisch wirksamer Motive entfaltet und zugleich eine solche Fülle rührender Züge, daß der oft und nicht ganz mit Unrecht gegen die weiblichen Charaktere in Schillers Dramen erhobene Vorwurf der Farblosigkeit dieser Gestalt gegenüber nicht aufrecht zu erhalten ist.

Läppisch ist der Einwand der Kotzebue und Konsorten: „Johannas ganzes Schicksal hänge einzig und allein von der mehr oder minder befestigten Schnalle eines Helmes ab."

Das ist ein Zufall, der in diesem Zusammenhang nicht als Willkür empfunden wird.

Denn wir haben vollkommen die Empfindung, das Verhängnis der Heldin muß sich erfüllen, sie, die Herbe, Unüberwindliche, Männliche muß fallen als Weib durch den Mann. Sie muß der Natur den Tribut zahlen. Und sie muß in diesem Gefühl innerlich zerbrechen.

Von eigentlicher Schuld ist ja nicht die Rede — es ist zunächst eine Anwandlung von physischer Schwäche, die ihr unmöglich macht, das gezückte Schwert zum Schlage zu führen.

Es ist eine Regung des Mitleids, die sie des in ihre Hand gefallenen Feindes verschonen, die sie den Verschonten selbst warnen läßt, vor ihren nahen Freunden zu entfliehen.

Aber sie täuscht sich keinen Augenblick darüber, daß sie die schwerste Sünde begangen, daß sie sich selber die Treue gebrochen.

Digitized by Google

Der Sturmwind der Begeisterung der weltentrückten Jungfrau ist mit einem Male verflogen. Die Flügel, die sie über die menschlichen Leidenschaften und Sorgen emporhoben, hängen gebrochen nieder. Sie ist ärmer und beklagenswerter als die Geringste ihrer Schwestern, denn das Gefühl, was jenen heiliges und schönstes Recht ist, ist für sie Fluch, Schmach, Vernichtung.

Und in dem Gefühl der Vernichtung kommt das grenzenlose Weh der Vereinsamung über sie. Wer kennt sie? Wer versteht sie? Sie selbst starrt mit Grauen fast in die Züge ihres einstigen Ich. Zum erstenmal in ihrem Leben übt sie Kritik an sich selbst, Kritik an ihrer Mission, Kritik an der Vorsehung, die sie zum Werkzeug erlesen, und ihr Untragbares auf die schwachen Schultern gelegt:

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
. . . . . .
Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf!

Und wie aus der Tiefe auftauchend die Anklage und die Klage:

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh,
Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Die folgende Szene mit Agnes Sorel ist die erste Staffel auf jenem Sühnegang, den die Unselige schreiten muß, weil in einem verhängnisvollen Augenblick die Prüfung nicht die Heldin, sondern das Weib fand; jene Szene, wo durch die Naturlaute weiblichen Empfindens wider Willen auch über Johannas Lippen die rührende Klage gelockt wird:

O, du bist glücklich! Selig preise dich!
Du liebst, wo alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!

die dann bis zum Paroxismus sich steigernd in dem erschütternden Aufschrei namenloser Verzweiflung gipfelt:

Du bist die Heilige! du bist die Reine!
Sähst du mein Innerstes, du stießest schaudernd
Die Feindin von dir, die Verräterin!

Digitized by Google

Dieser Sühnegang erreicht den Höhepunkt, als sie unter der Anklage des Vaters verstummt, und durch dies Verstummen auch die an sich irre macht, um derentwillen sie das Weib in sich geopfert.

Schon in der ersten Szene des fünften Aktes, vor der Köhlerhütte, ist der Höhepunkt überschritten; es beginnt die innere Befreiung durch die Läuterung des Leides; das spricht sich aus in ihrer Haltung, ihren Worten im Gespräch mit Raimond.

Dies Gespräch resp. eine Äußerung darin wird häufig völlig mißdeutet, nämlich die Erklärung, die sie für ihr Schweigen gibt, das Raimond als eine Bestätigung der Anklage ihres Vaters aufgenommen. Auf seine Frage:

„Und Ihr verstummtet auf die gräßliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummtet Ihr!"

erwidert sie:

„Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte."

Und auf die weitere:

„Ihr konntet Eurem Vater nichts erwidern!"

„Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott!
Und väterlich wird auch die Prüfung sein."

Und auf seinen Einwurf:

„Der Himmel selbst bezeugte Eure Schuld!"

„Der Himmel sprach, drum schwieg ich!"

„Wie, Ihr konntet
Mit einem Wort Euch reinigen und ließt
Die Welt in diesem unglückselig'gen Irrtum?"

„Es war kein Irrtum, eine Schickung war's!"

Aus diesen Worten hat man erstaunlicherweise eine Inkonsequenz des Dichters herausgelesen. Man hat es seltsam gefunden, daß Johanna hier ihr Schweigen motiviert: weil der Vater der Ankläger gewesen, habe sie die ungerechte Anklage als von Gott kommend schweigend getragen. Man übersieht aber dabei völlig, in welcher Situation sie sich befindet, und wem sie diesen Grund angibt. Diesem einen Menschen kann sie nie den wahren Grund nennen, und darum hüllt sie sich in jene halben Rätselworte, deren tiefste Bedeutung Raimond nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen glaubt.

Digitized by Google

Für uns, die wir sie kennen, enthüllt sie die Tiefen ihrer Seele mehr als genug: In der Einsamkeit, in dem Augenblick, als der Glanz, der sie umstrahlte, erloschen, als die unverdiente Anklage still duldend verborgene Schuld sühnte, da ist der Friede ihr wiedergekehrt. . . . .

„Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.
. . . . in der Öde lernt ich mich erkennen,
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!"

Ob es unter diesen Umständen ein glücklicher Griff war, noch einmal vorm Schluß eine Peripetie dadurch herbeizuführen, daß Johanna wieder durch ihre Gefangennehmung mit Lionel zusammentrifft und seinem Liebeswerben ausgesetzt wird, erscheint zweifelhaft. Größer, einheitlicher wäre vielleicht die Wirkung, wenn in dieser sichern, festen Stimmung die Jungfrau in die Gewalt der Isabeau fiele, sich willig gefangen gäbe, in dem festen unerschütterlichen Glauben: „Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen!" statt daß sie jetzt bei dem Namen Lionel aufschreit: „Ermorde mich gleich hier, eh du zu Lionel mich sendest!"

Man hat das Gefühl, in den einsamen Tagen und Nächten nach der gewaltigen Katastrophe wäre der Kampf, der sich an diesen Namen knüpfte, für immer ausgekämpft in ihrer Brust; sie wäre durch das Leid der Sphäre dieser Leidenschaft bereits entrückt. — Dann fänden wir sie im Turm wieder, dreifach gefesselt — mit ganzer Seele hinausstrebend in das Kampfgewühl, wo ihr Volk, ihr König den letzten Entscheidungskampf kämpft, bis sie die Ketten sprengt und dann nur noch sterbend, versöhnt mit den Freunden, freigesprochen auch vom eigenen Gewissen

„Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen . . . .
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu!" —

ihr Leben aushaucht.

Schiller hat mit dem romantischen Stoff, mit der romantischen Heldin allen Zweifeln zum Trotz, zum Trotz auch mancherlei nicht fortzuleugnender Schwächen in der Führung der Handlung, trotz

Digitized by Google

gewisser allzustark auf Kosten der inneren Wahrscheinlichkeit sich vordrängender rein lyrisch-theatralischer, stimmungmachender Motive mit der Jungfrau von Orleans die Herzen bezwungen, wie kaum in einer seiner andern Dichtungen.

Wir glauben genau so an seine gottbegeisterte Seherin, wie wir an den Geist von Hamlets Vater glauben; er zwingt uns zur Illusion, wir glauben das Wunder, das sich vor unsern Augen begibt, daß sie mit der Kraft des Gebets dreifache schwere Ketten zerreißt, und dieser Glaube an, und diese Liebe für die tragische jungfräuliche Gestalt, die werden auch in Zukunft durch keinerlei Skepsis und Blasiertheit erschüttert werden können.

Schillers Geschichtsphilosophie.

Von Otto Pfleiderer.

Wenn es wahr ist, was Goethe sagte, daß der Wert der Geschichte darin bestehe, Begeisterung zu wecken, so steht Schiller als Geschichtsschreiber (nicht als Geschichtsforscher!) in der historischen Literatur Deutschlands noch heute unübertroffen da. Jedenfalls war er der erste Deutsche, der es verstanden hat, die Geschichte „aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende zu verwandeln“ und den Geschmack für sie zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen. Er hat den trockenen Stoff der politischen Geschichte zu durchgeisten vermocht, weil er in ihm die Verkörperung dessen fand, was seine eigene Seele erfüllte: das erhabene Schauspiel des siegreichen Kampfes der menschlichen Freiheit wider geistliche und weltliche Unterdrückung und Knechtschaft. Daß hierin der erste Antrieb zu seinen geschichtlichen Arbeiten lag, hat er selbst in der schönen Einleitung zu seiner „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande“ ausgesprochen. „Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit — daß

Digitized by Google

an der menschlichen Freiheit die furchtbarsten Künste der Tyrannei zuschanden werden — so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die Niederlande von der spanischen Krone trennte, und darum achtete ich es des Versuches nicht unwert, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu wecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung." Zu diesem idealen Motiv kamen dann noch praktische Zweckmäßigkeitsgründe für die Wahl der geschichtlichen Studien hinzu, teils die Sorge, sich eine gesicherte Berufsstellung als akademischer Lehrer zu verschaffen, teils das Bewußtsein, daß er auch für die künftige Ausübung seines Dichterberufes einer Erweiterung seiner Ideen, einer Bereicherung seines erfahrungsmäßigen Wissens bedürfe und daß er in der Geschichte das brauchbarste Magazin von tatsächlichem Material für seine gestaltende Phantasie finden werde. Und daß er sich hierin nicht getäuscht hat, zeigt ein Blick auf seine späteren Dramen, deren künstlerischer Vorzug vor den früheren wesentlich den zwischeninnenliegenden geschichtlichen und philosophischen Studien zu verdanken ist.

Über die Grundsätze seiner Geschichtsbehandlung hat sich Schiller ausgesprochen in der berühmten Antrittsvorlesung in Jena über das Thema: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Wenn er im Anfang dieser Rede sich auffallend scharf erging über den Gegensatz des Brotgelehrten mit seiner ärmlichen Berufsauffassung und des philosophischen Kopfes, dessen Streben auf Vollendung des Wissens zu einem harmonischen Ganzen gerichtet sei, so mag der nächste Anlaß zu dieser Auslassung in persönlichen Erlebnissen, die in das Kapitel des akademischen Klatsches gehören, zu suchen sein; sie hat aber auch die bleibende Bedeutung einer Selbstverteidigung Schillers gegenüber den kleinlichen Kritikern, die den Wert seiner Geschichtsschreibung darum bestreiten, weil sie nicht den strengsten Anforderungen des Fachgelehrten an methodische Quellenforschung und Quellenkritik entspreche. Schiller hat die ihm zugänglichen Quellen mit Fleiß und mit dem meist glücklichen Takt seines gesunden geschichtlichen Verstandes verwertet; aber um erschöpfende Quellenstudien zu treiben, dazu hätte er „aus dem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters machen müssen", wie er selbst sagt; und daß er das nicht getan hat, daß er nicht zum

Digitized by Google

historischen Fachgelehrten geworden, sondern seinem Dichterberuf treu geblieben ist, darüber sollte kein Verständiger ihn tadeln; natürlich muß die Kärrnerarbeit der exakten Quellenforschung auch getan werden, aber dazu gab es und gibt es immer fleißige Kräfte genug, die doch nicht entfernt imstande wären, mit Schillerschem Geist den rohen Stoff zum schönen Kunstwerk zu gestalten. Suum cuique!

Um den Begriff der Universalgeschichte zu bestimmen, ging Schiller aus von dem Gegensatz zwischen dem rohen Naturstand der Wilden und unserem heutigen Kulturzustand. Aus der Summe der Begebenheiten, die zwischen diesen beiden Endpunkten liegen, hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, die auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen Einfluß gehabt haben. Aber da von dem ununterbrochen fortfließenden Strom des Geschehens nur hie und da eine Welle vom Licht der Überlieferung beleuchtet ist, so würde die Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden, wenn nicht der philosophische Verstand diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen verketten würde. Die Berechtigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts; auf Grund dieser Gleichförmigkeit können wir von den in unserer nächsten Erfahrung zu beobachtenden ursächlichen Zusammenhängen der Erscheinungen nach der Methode der Analogie zurückschließen auf ähnliche Ursachen in vergangenen Zeiten. Aber in seinem Streben, alles um sich her seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimilieren, bleibt der philosophische Geist nicht bei der kausalen Verknüpfung der Ereignisse stehen, sondern betrachtet den Gang der Welt auch unter dem teleologischen Gesichtspunkt der Mittel für einen vernünftigen Zweck. Freilich wird dieses Prinzip, wenn man es an den Erscheinungen der Erfahrung prüft, durch ebensoviele Fakta widerlegt wie bestätigt; die Frage seiner objektiven Geltung muß also unentschieden gelassen werden, auch muß man sich vor einer vorschnellen Anwendung desselben auf Einzelheiten hüten, weil dabei Gefahr wäre, den Begebenheiten Gewalt anzutun. Gleichwohl ist nach Schillers Überzeugung eine Weltgeschichte nach teleologischem Plan ein ideales Ziel, und nicht zu früh kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und bisher vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen an-

Digitized by Google

schließt. Auf solche Art behandelt, wird die Weltgeschichte im Verstand Licht und im Herzen Begeisterung entzünden. Sie befreit uns von der kleinlichen Ansicht der moralischen Dinge, indem sie den Blick auf das Ganze erweitert. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu, denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von fern, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird; sie offenbart das Gesetz, daß auch der in seiner Selbstsucht niedrige Zwecke verfolgende Mensch unbewußt vortreffliche Zwecke befördert. Indem sie das feine Getriebe auseinanderlegt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraum für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist, stellt sie den wahren Maßstab der Beurteilung des Wertes der einzelnen Leistungen auf, der vom Wahn der jeweils herrschenden Zeitmeinungen gefälscht zu werden pflegt. Um die humane Bildung unseres (des 18.) Jahrhunderts herbeizuführen, haben sich, ohne es zu wissen oder zu wollen, alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Indem die Geschichte uns zeigt, wie die Güter, deren unsere Kultur sich erfreut, durch die schwere Arbeit so vieler Generationen errungen werden mußten, weckt sie in uns mit dem Gefühl der Dankbarkeit zugleich das Verlangen, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die wir dem vergangenen nicht mehr abtragen können, das reiche Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen, aus unseren Mitteln vermehrt an die Folgezeit weiterzugeben und so an der unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.

Schwerlich ist in irgend einem Hörsaal je schöner und begeisternder von dem Zweck der geschichtlichen Studien gesprochen worden. Was aber das Recht dieser Geschichtsphilosophie betrifft, so sollten doch die vorschnell aburteilenden Kritiker sich zu etwas mehr Besonnenheit und Bescheidenheit mahnen lassen durch die Erwägung, daß es die tiefsinnigen Gedanken des Philosophen Kant sind, die Schiller in seiner Weise ausgeführt hat, übrigens auch hier, wie in der Moral, in durchaus selbständiger Haltung und teilweise kritischer Abweichung von dem bewunderten Lehrer. In der Abhandlung: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" geht Kant von der Bemerkung aus, daß

Digitized by Google

bei aller Regellosigkeit der einzelnen menschlichen Handlungen doch an der ganzen Gattung eine stetige Entwickelung ihrer Anlagen nach einem bestimmten Plan der Natur zu erkennen sei. Sie habe gewollt, daß die vernünftige Anlage des Menschen sich nur in der Gattung, nicht im Individuum vollständig entwickele, und daß der Mensch alles, was er zu werden befähigt ist, nur durch seine vernünftige Selbsttätigkeit erwerben solle, nicht schon durch natürliche Ausstattung und Instinkt es besitze; wobei allerdings auffallend sei, daß die älteren Generationen nur um der späteren willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben scheinen, und daß erst die spätesten das Glück haben sollen, in dem Gebäude zu wohnen, woran eine lange Reihe ihrer Vorfahren unbewußt gearbeitet haben, ohne an dem Glück, das sie vorbereiteten, Anteil nehmen zu können. Das Mittel aber — so fährt Kant fort — dessen die Natur zur Entwickelung ihrer Anlagen sich bedient, ist der Widerspruch zwischen dem geselligen Bedürfnis und der ungeselligen Selbstsucht des Menschen; ohne die an sich unliebenswürdigen Eigenschaften der Ungeselligkeit würden alle seine Talente unentwickelt bleiben und würde sein Dasein sich an Wert nicht über dem der Tiere erheben; also verraten die ungeselligen Triebe, trotz der Übel, die daraus zunächst entspringen, doch die Anordnung eines weisen Schöpfers. Die Not, die die Menschen im Zustand der wilden Freiheit einander zufügen, treibt sie, aus diesem Zustand aus- und in den des geselligen Zwanges einzutreten, Bürger eines rechtlichen Gemeinwesens zu werden. Ebenso werden die einzelnen Staaten durch dieselbe Not, die sie sich in ihrer gegenwärtigen Unverträglichkeit bereiten, zur Bildung eines allgemeinen Völkerbundes getrieben. Man kann also die Geschichte unserer Gattung im großen als die Vollziehung des verborgenen Planes der Natur ansehen, um eine innerlich und äußerlich vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen, als den einzigen Zustand, in dem sich alle Anlagen der Menschheit völlig entwickeln können. Darf man annehmen, daß die Natur auch im Spiele der menschlichen Freiheit nicht ohne Plan und Endabsicht verfahre, so kann jene Idee zum Leitfaden einer philosophischen Geschichtsauffassung dienen, um aus dem sonst planlosen Aggregat menschlicher Handlungen wenigstens im großen ein System darzustellen. Einen solchen Gesichtspunkt der Weltbetrachtung zu wählen, ist um so berechtigter, als damit eine „Rechtfertigung der Natur oder besser der Vorsehung“ wegen der Übel in der Geschichte des menschlichen Geschlechts gegeben und eine tröstende Aussicht für die Zu-

Digitized by Google

kunft eröffnet wird. Übrigens soll ein derartiger „Leitfaden a priori" die empirisch abgefaßte Historie nicht verdrängen, sondern nur von anderem Standpunkt aus ergänzen.

Dies der Inhalt der Kantischen Abhandlung, die Schiller schon im Anfang seiner historischen Studien mit lebhaftem Beifall gelesen hatte, und die seine eigene Geschichtsauffassung maßgebend bestimmt hat. Gemeinsam ist beiden die Anwendung des teleologischen Prinzips auf die Geschichte, und zwar unter gewissen einschränkenden Bedingungen. Es wird nicht dogmatisch behauptet, daß in der Geschichte ein zweckmäßiger Plan herrsche, sondern es wird nur für unsere Betrachtung derselben das Recht beansprucht, sie unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen, um mittelst dieses regulativen Prinzips in den chaotischen Stoff vernünftige Ordnung und Harmonie zu bringen; dabei soll die Frage, ob oder inwieweit dieser subjektiven Betrachtungsweise auch objektive Wahrheit zukomme, unentschieden bleiben, weil die Erfahrung ebensoviele zweckwidrige wie zweckmäßige Erscheinungen zeige; aber eben deswegen, weil sich ein dogmatisches Urteil gar nicht, weder in bejahendem noch in verneinendem Sinn, aufstellen läßt, kann das subjektive Recht der teleologischen Betrachtung der Geschichte, als welche unserer Vernunft sowohl wie auch unserem Gemüt die höhere Befriedigung gewährt, nicht beanstandet werden. Damit hängt das weitere zusammen, daß nach Kant und nach Schiller die teleologische und die kausale Betrachtung der Geschichte sich keineswegs ausschließend, sondern ergänzend zueinander verhalten; ihre Meinung ist nicht die, daß eine nach Zwecken handelnde übernatürliche Ursache als deus ex machina in den natürlichen Zusammenhang des Geschehens eingreife und einzelne wunderbare Wirkungen ohne und gegen die Ordnung des Ganzen hervorbringe; sondern gerade mittelst des natürlichen Geschehens, in diesem Fall mittelst der kausal bedingten freien Handlungen der einzelnen Menschen vollzieht sich die zweckvolle Entwickelung des Ganzen. Nachdrücklich wird beiderseits der Gedanke betont, daß den Zwecken der leitenden Vernunft auch und sogar vorzugsweise die Unvernunft der Menschen, ihre ungeselligen Triebe, ihre auf niedrige Zwecke gerichteten selbstsüchtigen Leidenschaften als Mittel dienen müssen, um das von ihren eigenen Absichten weit abliegende Gute unbewußt zu fördern. Wie dieses Ineinander von regellos schweifender Freiheit der einzelnen und zweckvoll leitendem Band der Notwendigkeit im ganzen zu denken sei, das bleibt ganz dahingestellt; genug, daß der philosophische Beurteiler beide Seiten immer zu-

Digitized by Google

sammenzudenken durch seine Vernunft wie durch sein Gemüt genötigt ist. Auch in der Überzeugung stimmen beide Geschichtsphilosophen überein, daß die vergangenen Zeitalter gearbeitet haben für Zwecke, die über ihr Wissen und Wollen hinauslagen, die erst dem Bewußtsein des humanen Jahrhunderts sich enthüllten und erst in noch fernerer Zukunft sich völlig verwirklichen werden. Indessen findet hierbei ein bemerkenswerter Unterschied zwischen Kant und Schiller statt: jener sieht den Endzweck der Geschichte in der Herstellung einer vollkommenen weltbürgerlichen Staatenverfassung und setzt die früheren Geschlechter zu bloßen Mitteln für diesen Endzweck herab, an dessen Glück sie keinen Anteil nehmen können — eine Härte, die er selbst wohl bemerkt, aber als Rätsel stehen läßt. Schiller scheint zwar in seiner Antrittsvorlesung auf demselben Standpunkt zu stehen, denn er sagt: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Aus der Summe der früheren Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen Einfluß gehabt haben." Aber weil er doch den Endzweck der Geschichte nicht auf die vollkommene Staatenverfassung beschränkt, sondern auf die Entwickelung der Menschheit zu vollkommener Kultur, zur Humanität im Herderschen Sinne ausdehnt, so kann er eine relative Verwirklichung dieses Endzwecks der Geschichte auch schon auf den früheren Stufen derselben anerkennen. Haben wir, wie er am Schluß der Rede sagt, von der Vorwelt ein reiches Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit überkommen, das wir reich vermehrt an die Folgezeit abgeben sollen, so ist klar, daß auch schon die früheren Geschlechter an diesen Kulturgütern einen reichen Anteil gehabt haben, also nicht bloße dienende Mittel waren für die Zwecke einer fernen Zukunft, sondern als eigenartige und in ihrer Art wohlberechtigte Stufen in der Entwickelung der Menschheit anzuerkennen sind.

Diese weitherzigere Beurteilung der früheren geschichtlichen Entwickelungsstufen tritt im Verlauf der geschichtlichen Studien Schillers immer bestimmter hervor und kommt besonders auch einer unbefangenen Beurteilung des von der selbstgenügsamen Aufklärung verachteten Mittelalters zugute. In der Vorrede zur Geschichte des Malteserordens sagt er: „Man muß gestehen, daß wir die Überlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Be-

Digitized by Google

scheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigt. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigter Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen imstande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, die in unserem Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unserem Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Torheit, wagen? Derselbe exzentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtsschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigeren Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Überzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn anders es entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unserer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben und zur Festigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hilfe kommen konnte. Wir sehen die mittelalter-

Digitized by Google

lichen Glaubenshelden unter dem Panier des Kreuzes der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetz zu dienen glauben, unwissend die höheren Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend wie den Anspruch auf ihre Würde an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligtümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? . . . Es ist der christlichen Religion der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Taten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von fern zeigte. Der Mut jener christlichen Helden entbehrte diese Hilfe und hatte keine andere Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer."

In dieser Ausführung zeigt sich der wahrhaft geschichtliche Sinn Schillers, der gleichweit entfernt war von der engen Befangenheit der Aufklärung wie von der unklaren Konfusion der Romantik. Er erkennt auch unter der fremdartigen Hülle kindlicher Vorstellungen die verborgene Vernunftsidee, und er schätzt den sittlichen Wert der Menschen nach der Treue ihres Gehorsams gegen die Wahrheit, wie sie sie verstehen; aber dabei war er doch weit entfernt von der romantischen Verherrlichung der mittelalterlichen Phantastik und Roheit, vielmehr sieht er eben in dem Verlauf der mittelalterlichen Geschichte eine Bekräftigung der „unumstößlichen Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut". In dieser Hinsicht bildet der Aufsatz „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" eine Ergänzung des vorhin besprochenen. Hier heißt das Mittelalter eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, wo die ewige Ordnung das gegenwärtige

Digitized by Google

Geschlecht um eines entlegenen Zieles willen aufgegeben zu haben scheine. „Aber", wird dann fortgefahren, „eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Not, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung." Es war ein guter Genius, der über dem neuen Europa wachte, die lange Waffenübung des Mittelalters führte dem 16. Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zu und erzog der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter. So war es ermöglicht, daß am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Lichte des Verstandes zusammentraf, daß die Wahrheit den Arm der Tapferen bewaffnete — „die Wahrheit, oder was man dafür hielt. Was es auch sein mochte, wofür man (im 16. Jahrhundert) kämpfte, es war immer ein Kampf für die Vernunft, denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten." Schiller erkennt also als das tiefste Motiv der Reformation und der aus ihr entsprungenen Kämpfe das Streben der erwachten Vernunft nach Autonomie, nach Befreiung von kirchlicher und weltlicher Knechtschaft. Darum ist seine volle Sympathie auf seiten der protestantischen Niederländer in ihrem Kampf mit Philipp II. von Spanien und auf seiten Gustav Adolfs gegen Ferdinand II. von Österreich. Dabei übersieht er aber doch nicht, daß der Glaube der Protestanten des 16. Jahrhunderts sich nicht deckte mit dem, was der Vernunft des 18. Jahrhunderts als Wahrheit erschien, daß er zwar eine dem Mittelalter gegenüber höhere, aber doch immer nur relative, mit Irrtum gemischte Wahrheitserkenntnis war, die also auch ein relatives Recht der Gegenseite nicht ausschloß; und er übersieht ebensowenig, daß mit dem idealen Motiv des Kampfes der Völker für Wahrheit und Freiheit überall auch weniger ideale Motive mitwirkten, selbstische Interessen des niederländischen Adels und der deutschen Fürsten. In dieser Hinsicht ist übrigens ein Fortschritt in der Objektivität der Beurteilung zwischen der Geschichte der niederländischen Rebellion und der des 30jährigen Krieges zu bemerken; dort sind ihm die Niederländer und ihre Führer noch ohne weiteres die verehrungswürdigen Helden der Freiheitsidee, Philipp und die Spanier ihre hassenswerten despotischen Gegner; hier bleibt zwar seine Vorliebe auch noch dem Protestantismus und besonders seinem heroischen Vorkämpfer Gustav Adolf, aber er urteilt über die Gegenseite doch beträchtlich milder und aner-

Digitized by Google

kennender und er betont sehr stark (vielleicht allzu stark) die weltlichen und egoistischen Motive auf seiten der protestantischen deutschen Fürsten; seine Sympathie ist nicht mehr so ausschließlich wie früher auf der einen Seite, sondern er sucht beiden Parteien möglichst gerecht zu werden.

Wichtiger noch als die Beurteilung der einzelnen Kulturepochen ist für Schillers Geschichtsphilosophie die allgemeine Frage nach dem Verhältnis der Kultur zur Natur. Sie ist recht eigentlich der Angelpunkt seiner Geschichtsphilosophie, die auch hierin direkt an die Gedanken Kants anknüpfte, wie dieser sie in der Abhandlung „über den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" (1786) im losen Anschluß an die mosaische Urgeschichte entwickelt hatte. Durch freie allegorische Deutung der biblischen Erzählung kommt hier Kant zu dem Ergebnis, „daß der Ausgang des Menschen aus dem vorgestellten Paradiese nichts anderes als der Übergang aus der Rohigkeit eines bloß tierischen Geschöpfes in die Menschheit, aus dem Gängelwagen des Instinkts zur Leitung der Vernunft, mit einem Worte: aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit gewesen sei." Dieser Gang war für die Gattung zwar ein Fortschritt vom Schlechteren zum Besseren, für das Individuum aber ein Verlust, ein Fall aus dem Stande der Unwissenheit und Unschuld in den der Schuld und der als Strafe empfundenen Übel der Kultur. Kant stimmt also mit Rousseau insoweit zwar überein, daß aus dem Widerstreit der (erst begonnenen) Kultur mit der Natur alle Übel und Laster des menschlichen Lebens entspringen, aber — fügt er, Rousseau verbessernd, hinzu — doch nur solange, „bis vollkommene Kunst wieder Natur wird, als welches das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung der Menschengattung ist". Daher wird die Sehnsucht des von den Übeln der Kultur gedrückten Menschen nach Rückkehr in jenes von den Dichtern gepriesene „goldene Zeitalter" der Einfalt und Unschuld als nichtiger Wunsch erwiesen, indem man einsieht: „der Mensch könne sich darin nicht erhalten darum, weil er ihm nicht genügt, noch weniger sei er geneigt, jemals wieder in denselben zurückzukehren." Statt also mit der Vorsehung wegen der Übel des Lebens zu hadern, sollten wir lernen, mit dem Gange der menschlichen Dinge im ganzen zufrieden zu sein, da er ja nicht vom Guten anhebend zum Bösen fortgeht, sondern sich vom Schlechteren zum Besseren allmählich entwickelt, zu welchem Fortschritt nach Kräften beizutragen jeder durch die Natur selbst berufen ist.

Digitized by Google

Diese Gedanken Kants hat Schiller in dem Aufsatze: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" aufgenommen und weiter ausgeführt. Wäre der Mensch aus der ursprünglichen Vormundschaft des Naturtriebes nie herausgetreten, so hätte er die Grenze der Freiheit nie überschritten und also seine menschliche Vernunftbestimmung nicht erfüllt. Diese forderte, daß er sich aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft, und wäre es auch erst nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinaufarbeiten sollte, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetz in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkt gedient hatte, und als Pflanze und Tier diesem noch dienen. Was die biblische Erzählung als Ungehorsam der Ureltern gegen ein göttliches Gebot darstellt, das war nichts anderes als Abfall vom Instinkt, also erste Äußerung der menschlichen Selbsttätigkeit, erstes Wagstück der Vernunft, erster Anfang des moralischen Daseins. „Dieser Abfall des Menschen vom Instinkt, der das moralische Übel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur, um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt." Wohl war es ein Fall, sofern der Mensch aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler wurde. Aber es war zugleich ein Riesenschritt der Menschheit, sofern der Mensch dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes, sittliches Geschöpf wurde und die Leiter betrat, die ihn nach Verlauf von Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen sollte. — Die ersten Schritte auf diesem Wege der Kultur werden dann ähnlich wie bei Kant beschrieben, aber mit reicherer Ausführung im einzelnen, besonders erfährt die Kulturbedeutung des Familienlebens eine schönere Würdigung.

Von religionsgeschichtlichem Interesse ist die Abhandlung „über die Sendung Moses", worin die Entstehung der mosaischen Religion daraus erklärt wird, daß Moses die in ägyptischen Priesterkreisen überlieferte Geheimlehre von der Einheit Gottes dem hebräischen Volke unter der Einkleidungsform mitgeteilt habe, daß er den einen wahren Gott als den besonderen Nationalgott der Hebräer dargestellt und in seinem Namen und Auftrag die Führung

Digitized by Google

des Volkes zur Befreiung von der Knechtschaft Ägyptens unternommen habe. Schiller folgte hierin einer damals aufgekommenen Hypothese von sehr problematischem Werte; allerdings hat er zwar das Problem der israelitischen Religion trefflich erkannt: wie der Widerspruch zwischen der Einheit Gottes und seiner besonderen Zugehörigkeit zu einem einzelnen Volke zu erklären sei? Aber sein Lösungsversuch — mittelst einer bewußten Akkommodation eines Wissenden an die Fassungskraft der Menge — steht noch auf dem Standpunkt des 18. Jahrhunderts, über den uns die Psychologie wie die kritische Quellenforschung hinausgeführt haben.

Viel bedeutender ist die Abhandlung über „die Gesetzgebung des Lykurgus und des Solon". Wenn wir auch hinsichtlich der tatsächlichen Entstehung dieser Gesetze heute das meiste weniger der persönlichen Absicht und klugen Erfindung der beiden Staatsmänner als den Verhältnissen ihrer Völker und Zeiten zuschreiben, so behält darum doch Schillers Charakteristik der beiden Verfassungen und Beurteilung ihres Kulturwertes ihre bleibende Bedeutung. „Hält man den Zweck, den Lykurg sich vorsetzte — die größtmögliche politische Stärke und Dauerhaftigkeit des Staates — gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten. Alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf als zum Ruhme. Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen

Digitized by Google

Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet." Hingegen über die solonische Gesetzgebung sagt Schiller: „Bewundernswürdig bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und echten Staatskunst, die das Grundprinzip, darauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen, zu erfüllen. Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur, und nie den Menschen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Alle möglichen Bahnen schloß der athenienfische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiß seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den Seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleißes, darum wurden alle Felder des Wissens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thukydides, einen Sophokles und Platon? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, keine Künstler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Um den athenienfischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Überfluß, stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, sehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Der Charakter eines Volkes ist der treueste Abdruck seiner Gesetze und also auch der sicherste Richter ihres Wertes oder Unwertes." — Hier haben wir ein treffliches Beispiel von Schillers philosophischer Geschichtsschreibung, die die Vergangenheit im Lichte der höchsten und bleibenden Werte der Menschheit beurteilt und damit die Geschichte zur Lehrmeisterin auch für die Gegenwart macht; wie viel höher an bildendem Wert steht eine solche geistvolle Behandlung der Geschichte, als eine ob auch noch so exakte Anhäufung von vergangenen Tatsachen, die ohne den ordnenden, sichtenden und urteilenden Geist des Darstellers doch immer nur einen toten und unfruchtbaren Wissensballast ergibt!

Die Entwickelung der Kultur aus der Natur, der Gegensatz

Digitized by Google

beider und die Versöhnung des Gegensatzes in der neuen sittlichen Natur — das ist auch das Grundthema der philosophisch-ästhetischen Abhandlungen Schillers gewesen, aus denen hier nur die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" und „Über naive und sentimentalische Dichtung" hervorgehoben werden mögen, und zwar nur insoweit, als sie in die Geschichtsphilosophie hineingehören, abgesehen von den abstrakt philosophischen Deduktionen über Wesen und Arten des Schönen, die mein Thema nicht betreffen.

Im vierundzwanzigsten Brief über die ästhetische Erziehung unterscheidet Schiller drei Momente oder Stufen der Entwickelung, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung notwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen: Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen. In der ersten Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, nicht Gegenstand; alles hat nur Existenz für ihn, sofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen, er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in anderen zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Zwar läßt sich dieser Zustand roher Natur in seiner Ausschließlichkeit bei keinem Volke und Zeitalter nachweisen; er ist eine bloße Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen genau zusammenstimmt. Auch in den rohesten Subjekten findet man schon Spuren von Vernunft, und in den gebildetsten gibt es noch Momente, die an jenen düsteren Naturzustand erinnern. Das Höchste und das Niederste vereinigt der Mensch in seiner Natur, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen vom anderen beruht, so beruht auf der geschickten Aufhebung dieses Unterschiedes seine Glückseligkeit. Beide in Übereinstimmung zu bringen, ist die Aufgabe der Kultur. — Sehr fein wird dann beschrieben, wie die erste Erscheinung der Vernunft den Menschen zunächst noch nicht zur Freiheit führt, sondern vielmehr in schlimmere Knechtschaft verwickelt. Der Trieb

Digitized by Google

der Vernunft zum Unendlichen reißt den Menschen nicht gleich von der Sinnenwelt los, sondern steigert zunächst nur innerhalb derselben sein Begehren und Fürchten über die unmittelbare Gegenwart hinaus ins grenzenlose. Auch das Sittengesetz empfindet er bei seinem ersten Auftauchen im Bewußtsein noch erst als einen von außen auferlegten Zwang, für den er einen positiven Ursprung sucht.. Wie er in der Erklärung einzelner Naturerscheinungen über die Natur hinausschreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, ebenso schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Wege eine Gottheit sucht; er hat es da noch nicht mit einem heiligen, sondern nur mit einem mächtigen Wesen zu tun; der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt. — Aus der Notwendigkeit der Natur, die den empfindenden Menschen völlig beherrschte, reißt er sich los durch die betrachtende Reflexion; für sein Denken wird die Welt zum Gegenstand, dem er selbst die Form gibt, und der ihn also nicht mehr als gestaltlose Masse schreckt. Sobald er anfängt, seine Selbständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden; die orientalischen Monstra nehmen in der griechischen Phantasie die freundliche Menschengestalt an, und das Reich der Titanen fällt vor der Herrschaft der Olympier. Jedoch der Übergang von der sinnlichen Gebundenheit zur geistigen Freiheit vollzieht sich nicht so unmittelbar, sondern durch einen mittleren Zustand, in dem beides ineinander ist; das ist die ästhetische Stimmung des Gemüts, die Freude am schönen Schein und Spiel. Sobald der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Er beginnt, die Form seiner Geräte zu verzieren, dann verwandelt der Geschmack für das Schöne auch den Menschen selbst, den äußeren zuerst und dann mehr und mehr auch den inneren. Der rohe Geschlechtstrieb wird zur Liebe, die den freien Bund zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, und nach diesem Exempel wird dann auch die gesellschaftliche Sitte durch ritterliche Großmut verbessert. So baut

Digitized by Google

der ästhetische Bildungstrieb mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und in dem heiligen Reich der Gesetze an einem dritten fröhlichen Reich des Spieles und Scheines, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt entbindet. Hier entsagt die ungesellige Begierde ihrer Selbstsucht und die Pflicht ihrer gebietenden Forderung; die Wissenschaft wird zum Gemeingut der Gesellschaft, der Genius steigt zum Kindersinn herab, die Kraft läßt sich binden durch die Huldgöttinnen; kurz, in diesem Reich des ästhetischen Scheins, und nur hier, herrscht das Ideal der Gleichheit und allgemeinen Freiheit.

Auch in der Abhandlung über „Naive und sentimentalische Dichtung" werden diese Formen künstlerischen Verhaltens erweitert zu Stufen der menschlichen Geistesentwickelung überhaupt. Der naive Dichter ist Natur, der sentimentalische sucht die Natur; in jenem wirkt die reine (nicht die rohe) Natur als harmonische Einheit von Sinnlichkeit und Vernunft, daher ahmt er die Wirklichkeit nach und rührt uns durch sinnliche Wahrheit, lebendige Gegenwart; in diesem ist die sinnliche Einheit aufgehoben durch die Kultur, und er sucht nun die moralische Einheit in der Idee, er erhebt sich über die Wirklichkeit zum Ideal und rührt uns durch Ideen. Auf jener Seite standen die alten, vorzüglich die griechischen Dichter, auf letzterem Wege gehen die neueren Dichter. Dies ist aber derselbe Weg, den der Mensch überhaupt sowohl im einzelnen als im ganzen einschlagen muß. „Die Natur macht ihn mit sich eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in *seiner* Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche in der seinigen es zu werden vermag. Der eine erhält also seinen Wert durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe". In dem Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Ideal bewegen sich die Satire und Elegie, ihre Übereinstimmung in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und mit der Welt beschreibt die Idylle. „Ein solcher Zustand der Harmonie findet aber nicht bloß *vor* dem Anfang der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes *Ziel* beabsichtigt. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Übeln versöhnen, denen er auf dem

Digitized by Google

Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie bloße Chimäre, so würden die Klagen derer, welche die größere Sozietät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein Übel verschreien (Rousseau) und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen begründet sein. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zur Hilfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen." (Das ist eine treffliche Erklärung des psychologischen Motivs, das allen Sagen vom goldenen Zeitalter, einschließlich der biblischen Paradiessage, zugrunde liegt; um so mehr drängt sich aber die Frage auf, ob ein solcher Idealzustand der friedlichen Harmonie auch als ein wirklicher Anfangszustand vor dem Beginn der Kultur vorausgesetzt werden kann, wie es in obiger Darstellung zu geschehen scheint — anders lautet freilich die Schilderung des rohen Naturstandes in den ästhetischen Briefen; Schiller scheint hierin, wenn ich recht sehe, zwischen Rousseau und Kant zu schwanken.) — Nachdem die Gefahren der beiden Charaktere — Schlaffheit und Leere beim naiven, Überspannung und Phantasterei beim sentimentalischen — erörtert sind, wird zuletzt auf eine höhere Einheit beider hingewiesen: „Endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann". Zieht man von beiden Charakteren das spezifisch Poetische ab, so bleibt auf der einen Seite der Realist, der sich theoretisch und praktisch durch die Notwendigkeit der Natur bestimmen läßt, und auf der anderen der Idealist, der sich durch die Notwendigkeit der Vernunft bestimmt. Die feine Zeichnung der beiden Charaktere nach ihren Vorzügen und Mängeln führt zu dem Resultat, „daß das Ideal menschlicher Natur unter beide verteilt, von keinem aber völlig erreicht ist". Dieses stets nur annähernd zu erreichende Ideal ist „die schöne Seele", in der die von der Vernunft geforderte sittliche Denkart zur Natur geworden ist und Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung so harmonieren, daß die heiligsten Pflichten mit der Leichtigkeit des Instinktes geübt werden, wie in

Digitized by Google

der Abhandlung „Über Anmut und Würde“ ausgeführt ist. So hat Schiller den von Kant flüchtig hingeworfenen Gedanken, daß die Kultur in ihrer Vollendung wieder Natur werde, durch seine Geschichts- und Kunstphilosophie in vielseitiger Bereicherung durchgeführt.

Eine poetische Illustration dieser philosophischen Gedanken enthält das Gedicht: „Der Spaziergang“, dem Schiller selbst wie seine nächsten Freunde einen hervorragenden Wert beilegten, mit Recht, da es die tiefen philosophischen Gedanken in die anschaulichste und ansprechendste Form einkleidet. Der Gegensatz von Natur und Kultur ist das Thema, in das sogleich der Eingang hineinversetzt: Aus dem Gefängnis des Zimmers und dem engen Gespräch (der um kleine Dinge sich bewegenden konventionellen Geselligkeit) rettet der Dichter sich freudig zu der freien Natur. Er schildert erst eine Reihe landschaftlicher Bilder, die auf seinem Wege durch Wiese, Wald und Berg an ihm vorüberziehen; der Anblick des dörflichen Landlebens, wo der Mensch noch nachbarlich mit dem Acker zusammenwohnt, gibt ihm Anlaß zum Preise des einfachen Naturzustandes, wo der Mensch, noch nicht zur Freiheit erwacht, fröhlich mit seiner Flur teilet das enge Gesetz. Dann mit einer Wendung des Weges verbreitet sich mit einemmal ein fremder Geist über die fremdere Flur: der geordnete Pomp der Pappelreihen weist von fern schon auf die nach Ständen sich gliedernde Kulturgesellschaft hin, als deren Heimat die im Hintergrund auftauchende Stadt erscheint. Bis hierher ging die Betrachtung des Dichters Hand in Hand mit den wechselnden Bildern der Wahrnehmung des Spaziergängers; jetzt aber wendet sich die Reflexion ab von der Umgebung und zurück in die Anfänge des geschichtlichen Kulturlebens. Im Anschluß an mythische Überlieferungen der Griechen wird die Gründung der Städte beschrieben, die Entstehung des bürgerlichen Gemeinwesens, des Rechtes und der Vaterlandsliebe, die sich freudig betätigt im Heldentod, aus dessen Blut die köstliche Saat des bürgerlichen Gemeinwohles lustig keimt. Aus dem Fleiß der mancherlei Gewerbe und des Handels erblüht der Wohlstand, dann wachsen, von der Freiheit gesäugt, die schönen Künste heran, und zuletzt stellt auch die forschende Wissenschaft sich ein, die das Gesetz als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht sucht. Da weichen vor dem tagenden Licht des Gedankens die Nebel des Wahnes. Aber die beginnende Aufklärung ist der kritische Wendepunkt, denn mit den Fesseln der Furcht zerreißt der Kulturmensch auch den Zügel der

Digitized by Google

Scham, mit der Vernunft ruft auch die wilde Begierde nach Freiheit und ringt sich los von der heiligen Natur; alles Bestehende wird in Frage gestellt, es lösen sich alle Bande frommer Scheu. Nun wird ein Bild der wachsenden gesellschaftlichen Verderbnis und Zersetzung gezeichnet, zu dem die Zeiten der athenischen Sophisten und der französischen Aufklärung vor der Revolution die Züge geliehen haben. Zuletzt erwacht die mißhandelte Natur und zerstört mit wilder Wut das hohle Gebäu der entarteten Kultur. Da bleibt nur eine Rettung: die Rückkehr des in den Banden der falschen Zivilisation gefangenen Menschen zur reinen Natur. Damit bricht die geschichtliche Betrachtung ab; der Spaziergänger findet sich in der öden Einsamkeit der Bergeshöhe und fühlt sich wieder am Herzen der Natur, von ihrem reinen Altar nimmt er reiner sein Leben zurück und den fröhlichen Mut hoffender Jugend. Denn

„Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz."

Hier scheint nun zwar Schiller ganz in der Weise Rousseaus die Rückkehr aus der Kultur zur Ursprünglichkeit des Naturzustandes als das einzige Heilsmittel für die kranke Menschheit zu preisen. Und doch würde man damit seine wahre Meinung ganz mißverstehen. Das beweist deutlich sein treffliches Urteil über Rousseau als den Vertreter der sentimentalisch-elegischen Dichtung: „Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto sicherer zu erreichen." Schiller sieht also im Einklang mit Kant das Ideal der Menschheit nicht im Anfang eines geistlosen Naturzustandes, sondern „in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung"; aber die Durchführung der Bildung besteht ihm eben darin, daß sie ihren Zwiespalt mit der Natur überwindet und zur wahren, sittlich veredelten Natur wird. Die unveränderliche Gesetzmäßigkeit der äußeren Natur ist ihm das Symbol der ewigen Gesetze

Digitized by Google

der ſittlichen Weltordnung, von der die Kultur ſich nicht losreißen kann, ohne ſich ſelbſt zu zerſtören und dem Verderben zu verfallen. Es iſt zwar die Beſtimmung des Menſchen, von der unfreien Gebundenheit des bloßen Naturlebens ſich los zu machen und zur mündigen Freiheit der die Natur beherrſchenden Vernunft ſich zu erheben, aber „unſere Kultur ſoll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen". Während die unvernünftige Freiheit der wilden Begierde und des ſophiſtiſchen Verſtandes mit den Feſſeln der Furcht auch die Zügel der Scham abwirft und mit den ewigen Geſetzen der Weltordnung in heilloſen Konflikt gerät, kehrt dagegen die durch Vernunft gebildete und geleitete Freiheit zurück zur Anerkennung und Achtung der „heiligen Ordnung, der ſegensreichen Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, die der Städte Bau gegründet und das teuerſte der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande". Das iſt das koſtbare Ergebnis der Geſchichtsphiloſophie Schillers: aus einem Verehrer des Rouſſeauſchen Naturſtandes, einem leidenſchaftlichen Ankläger der Geſellſchaft, aus dem Dichter der „Räuber" iſt er durch eigene Selbſtbeſinnung und Selbſtläuterung und durch die Kantſche Philoſophie zum Herold der Freiheit geworden, die ſich ſelbſt durch das Vernunftgeſetz des Wahren und Guten bindet, und die darum auch in der rechtlichen Ordnung der Geſellſchaft nicht mehr einen hemmenden Zwang, ſondern die vernunftnotwendige Erſcheinungsform, die geſchichtliche Selbſtverwirklichung der Freiheit erkennt und den Trieb zum Vaterlande als das teuerſte der Bande empfindet. Möchte er auch unſerem heute in den Irrungen und Wirrungen falſcher Ideale verſtrickten Volke der Führer werden zu dem wahren Ideal der vernünftigen Freiheit und harmoniſchen Bildung, die mit den ewigen Geſetzen der Natur und der ſittlichen Weltordnung nicht mehr im verderblichen Zwieſpalt, ſondern in Frieden und Einklang ſteht!

Digitized by Google

Schiller und das Verbrecherproblem.

Von Ferdinand Tönnies und Wilhelm Schlüter.

I.

Von Wilhelm Schlüter.*)

Ehe Schiller im Sachsenlande bei dem trefflichen Körner eine Zuflucht fand, hat er mehr als einmal, wie Hoffmeister berichtet, den Gedanken an sich herankommen lassen, ob es nicht doch vielleicht rätlich sei, seine Dichterkunst irgendwie mit dem so eilig im Stich gelassenen Berufe des Mediziners zu verknüpfen. Und wenn ihn auch ein gütiges Geschick für die ungeteilte Hingabe an seine höhere Mission rettete, so blieb es doch nicht aus, daß er sich noch in seinen späteren Jahren fragte, wie er sich wohl als Mediziner entwickelt haben möchte. Soviel nun läßt sich aus der Eigenart seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen absehen: sein Genius hätte sich Verdienste erworben zum mindesten um einen Zweig der medizinischen Menschenkunde: ich meine um die forensische oder (modern gesprochen) die „kriminologische" Psychiatrie.

Nicht ganz ohne Verwunderung wird man vielleicht diese Behauptung aufnehmen. Madame de Staël wenigstens hätte ihren Feuerkopf geschüttelt: „Nie ließ er sich," so meint sie in ihrem Buche über Deutschland, „in Unterhandlungen mit den schlechten Gesinnungen ein. Er lebte, sprach und handelte, als ob die Bösen nicht existierten, und wenn er sie in seinen Werken schilderte, so geschah das mit mehr Übertreibung und weniger Tiefe, als wenn er sie wirklich gekannt hätte. Die Bösen waren für seine Einbildungskraft ein Hindernis, eine physische Geißel . . ." Nicht wesentlich anders nimmt sich, wenn es die Jugenddramen auch wohlwollend anerkennt, das Urteil mancher moderner „Realisten" aus. Aber man braucht sich nur einmal wirklich in den

*) Das Thema dieser Betrachtungen sowohl als die entscheidenden Orientierungen verdanke ich Herrn Professor Tönnies. Ich habe nur in der Form der Anordnung, in der Herausstellung des Gemeinsamen im Forschungsplan der drei ersten Dramen und des Zusammenhanges des Schillerschen Determinismus mit den Schicksalsdramen Eigenes hinzugetan. Herrn Professor Tönnies verdanke ich auch die wissenschaftliche Klärung meines soziologischen Interesses überhaupt. Wilhelm Schlüter.

Digitized by Google

Entwickelungsgang und die Werke unseres Dichters zu vertiefen, um sich eines Besseren zu überzeugen.

Das eine steht von vornherein fest: Schiller war im Vergleich mit Goethe — dieser ist darauf verschiedentlich zurückgekommen — eine mehr reflektierende Natur. Und auch das andere, daß sein Nachdenken mehr als auf die von Goethe so tief erfaßte „Gottnatur", auf den Menschenkosmos ging. Dies ist für einen Dramatiker, der für seine Zeit, wie auch Schlosser bezeugt, gar kein übler Historiker, vor allem zwar Populärhistoriker war, so ziemlich selbstverständlich. Doch läßt sich dartun, daß Schillers Geist sich auch noch ganz besonders mit einem bestimmten Ausschnitte der Menschenwelt beschäftigt hat, mit eben dem, der den Arzt nicht unberührt läßt, den rätselvollen Erscheinungen der Verbrechen und jener Leidenschaften, die in ihrem Überschwange das Pathologische und Kriminelle streifen.

Und zwar als Philosoph, als Forscher, nicht nur als Dramatiker. Als Denker, welcher dem sozialen Ursprung sowohl als der Naturbedingtheit der Seelenprozesse bis auf die Wurzeln nachging und dabei zu Gesichtspunkten gelangte, die heute in der Zeit der Soziologie und Statistik noch der Beachtung wert sind.

Verfolgen wir zunächst die ersten wissenschaftlichen Versuche des Dichters. Von diesen spürte schon die leider nur unvollendet auf uns gekommene, vom Herzoge Karl und seinen Beratern nicht als druckreif angesehene „Philosophie der Physiologie" dem Zusammenhange zwischen Leib und Seele nach. Und zwar geschah es mit dem ganzen Eifer der Hoffnung, „Entdeckungen machen zu können, die seinen Vorgängern entschlüpft wären, oder daß es ihm gelingen würde, die in so großer Menge zerstreuten Einzelheiten auf wenige allgemeine Resultate zurückzuführen" (Streicher, Schillers Flucht. S. 17/18). Besonders die letzte Hoffnung ist für den wissenschaftlichen Zug in Schillers Geiste bezeichnend. Zwar verliert er sich in seinem ersten Versuche zuletzt ganz in bodenlose Metaphysik. Doch eben — und dies liegt in der Richtung unseres Themas — um die deterministischen Konsequenzen der ihm in erster Linie durch Garves Ferguson-Übersetzung vermittelten Assoziationspsychologie zu überwinden. Das Problem des Ursprungs des Verbrechens ist hier zwar nicht direkt berührt, aber doch insoweit angebahnt, als die Ursachen verfolgt werden, die „den Weisesten zum lächerlichsten Toren, den Denker zum Einfaltspinsel, den Sanftmütigsten zu einer Furie umkehren."

Digitized by Google

In ein intimeres Verhältnis zu diesem Phänomen trat Schiller in seiner erfolgreicheren Dissertation „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Man spürt hier förmlich den Ruck seines Denkens, dessen Erstarkung mit einer steigenden Hebung seines ganzen Wesens Hand in Hand ging, deren erste Spuren zwar schon in das Jahr 1777 fallen, wo er das kraftvolle Gedicht „der Eroberer" abfaßte. Ein ganz anderer Schiller tritt aber nun vor uns hin. Der Schwung seines Denkens kehrt sich nun auch gegen die Träumereien seiner eigenen Metaphysik: er blickt den Lebensgesetzen ohne Scheu ins Angesicht. Man kann über die Ursachen dieser Wandlung nur mutmaßen und ahnen. Ob ihm Rousseau den neuen Anstoß gab? Oder riß ihn das Bekanntwerden mit den Helden Plutarchs so gewaltig empor? Wir wissen nicht, wann zuerst und wieweit Rousseau auf Schiller gewirkt hat. Daß schon der Karlsschüler ihn kennen lernte, steht allerdings fest. Auch bemerkt Minor mit Recht: „Rousseau beherrschte seine Zeit so mächtig, daß sich auch die Gegner seinem Bann nicht entziehen konnten und selbst diejenigen, welche seine Schriften nicht gelesen hatten, seine Gedanken mit der Luft und der geistigen Nahrung alltäglich in sich aufnahmen." — Um den Gestalten Plutarchs eine eindrucksvolle Wirkung zu geben, war Schillers Lehrer Drück gerade der rechte Mann. Seine Schilderungen verrieten eine tief persönliche Anteilnahme, und er war, ohne ein Hehl daraus zu machen, von den politischen Idealen der Griechen und Römer beseelt. Der Hauch also, der die Heroen der Renaissance erweckte, umschwebte seine Worte. Und seine Zuhörer fühlten sich in Fesseln geschlagen und waren jung! So finden wir den Plutarch in den Händen Karl Moors, wie denn auch Schiller, als er die Akademie verließ, gleich diesen Charakterologen sich anschaffte, so teuer auch die Übersetzung, die er erlangen konnte (von Schirach, Leipzig 1776—79, 7 Bände) war. Für unsere Betrachtung fällt es auch ins Gewicht, daß, wie Boas mitteilt, Schiller Plutarch gerade darum zum Liebling erkoren hat, „weil er ihm hohe Charaktere zeigte und die innersten Triebfedern ihrer Handlungen enthüllte." Auch der „erhabene Verbrecher" — dessen Idee Schiller bald so lebhaft beschäftigte und zuerst in Karl Moor sich ihm verkörperte, fehlt unter den Plutarchschen Gestalten nicht.

Der Einfluß des großen Moralphilosophen von Chäronea ging unter allen Umständen tief. Und Plutarch und Rousseau zusammengenommen — das ist fürwahr des Zündstoffs genug für

Digitized by Google

eine geistige Revolution. Doch wirkten auch noch andere Faktoren zur strafferen Geisteshaltung mit. So ohne Zweifel auch der Umstand, daß er seinen in Selbstmordsgelüsten dahinsiechenden Kollegen Grammont ärztlich zu beobachten hatte. Die Verpflichtung zu wissenschaftlicher Kritik vor einem „Hypochondristen", wie der Dichter den jungen Eleven im ersten Rapport charakterisierte, vor einem „bedauernswürdigen Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele": das war keine schlechte Schule für die Schärfung des Urteils. Und dann darf man hier auch den allbeliebten Lehrer Abel wohl nicht vergessen. Er hielt sich viel auf dem Grenzgebiet zwischen Psychologie und Physiologie auf — wie überhaupt die Popularphilosophie der Zeit — und wußte daher seinen Schülern manches zu erzählen, was, wenn zunächst vielleicht noch nicht genügend gewürdigt, doch mit der Zeit, still nachwirkend den wissenschaftlichen Sinn nachhaltig vertiefen mußte. So als Beispiel einer irre geleiteten Kraft sowohl als auch einer pathologischen Erscheinung die Geschichte des schwäbischen Räubers Schwan, den sein Vater als Amtmann mit gefangen genommen hatte und das Schicksal der zweiten Frau dieses Räubers. (Siehe Minor. Schiller I S. 204/5.) Da er zur Erklärung solcher Fälle auch den Zustand des Gehirns herbeizog, so rückte, wie wir auch von anderen Zöglingen der Karlsschule wissen, die Frage nach der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele schon durch seinen Einfluß in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Denkens. Seine Schrift: „De phaenomenis sympathiae in corpore animali conspicuis" wurde z. B. bei den Prüfungen des Jahres 1779 von Hoven, Haug, Grammont teils in Schutz genommen, teils bekämpft.*)

Schillers eigene Schrift — sie mag nun ihre kräftigsten Impulse von welcher Seite immer empfangen haben — hebt sich vor allem dadurch hervor, daß sie mit besonderer Energie sich der Erscheinung des Verbrechens zuwendet. Der übermütige junge Philosoph kann es sich nicht versagen, mit feiner Ironie seine eigenen, noch nicht erschienenen Räuber unter der Flagge „Life of Moor. Tragedy by Krake" zu zitieren. Die Gewissenskämpfe eines Verbrechers scheinen ihm die beste Beleuchtung für die Wirkung geistiger Schmerzen zu gewähren. Doch hierbei bleibt er nicht stehn. „Zerrüttungen im Körper," so wagt er zu be-

*) Siehe Minor, der den medizinischen Studien Schillers ein besonderes Kapitel widmet.

Digitized by Google

haupten, „können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen, und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüste ruinierter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund erhält. Dies eben ist ein abscheulicher Kunstgriff derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber*) muß den Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: Man muß Leib und Seele verderben. Katilina war ein Wollüstling, ehe er ein Mordbrenner wurde, und Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte. Überhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt" (§ 19). Hier spürt man den echten Schiller der Räuber, die mit und aus dieser Dissertation erwuchsen, den Philosophen, der ein Recht hat, sich solidarisch mit Rousseau zu fühlen, eins auch mit Spinoza, dem „umgerissenen Eichbaum", wie er ihn nennt, der in die vulkanischen Eruptionen, die Blitze und Stürme der Leidenschaften fest hineinschaut und den eiskaltesten Berechnungen der verruchtesten Bosheit mit der Unbefangenheit des wissenschaftlichen Interesses nachgeht.

Wie kräftig dann der Philosoph des Verbrechens in ihm, dem so gigantisch angelegten Geisteshelden, bei der Abfassung der „Räuber", mit denen wir jetzt das Gebiet des Dramas betreten, beteiligt war, geht schon aus den Vorreden zu diesem einzig dastehenden Werke hervor. Das ist ein ganz neuer Zug, der in diesen Vorreden hervortritt, ein — man könnte sagen, „vivisektorischer" Blick für die Psychologie des Verbrechens, dem es als das „große Vorrecht" der dramatischen „Methode" (1. Vorrede „Manier") erscheint, mit Forscherfinn „die Seele gleichsam bei ihren verstohlensten Operationen zu ertappen". Es ist, als betrachte er das Drama als ein wissenschaftliches Instrument, als eine Kombination von Veranschaulichungssynthesen, die gerade, weil ihnen die Konzentration der Kunst sich zugesellt, die Triebe bis in ihre letzten Verzweigungen erhellen. So wird in der zweiten Vorrede von der „vollständigen Mechanik" des „Lastersystems" des „Mißmenschen" Franz gesprochen, von den „vielleicht tausend Räderchen", von denen die drei „außerordentlichen Menschen" seines Dramas abhängen, die alle drei Verbrecher sind.

Vergegenwärtigen wir uns nur kurz diese drei Gestalten!

*) Es ist bekanntlich Spiegelberg gemeint.

Digitized by Google

Mit Karl, dem Anarchisten des revolutionären Ingrimms, tut der soziale Hintergrund des „Weltstandes", der in den „Räubern" aufgedeckt wird, sich vor uns auf. Dies sollte nach Dalbergs sehr begreiflichem Wunsche die Zeit sein, wo „der ewige Landfriede errichtet ward". Doch das Drama sprach eine zu deutliche Sprache, und keinem entging es, gegen wen sein Freiheitspathos gerichtet war. War doch die Fabel des Stückes in wesentlichen Zügen einer Schubart zugeschriebenen Erzählung entnommen, die 1775 in Haugs schwäbischem Magazin zu lesen war und die ganz ausdrücklich es den Deutschen der Gegenwart zur Ehre anschrieb, daß „Leute von Leidenschaft", wie sie dargestellt wurden, auch unter ihnen möglich seien. Und eben in dieser Einleitung heißt es auch, daß für die rechte Darstellung von „Charakteren" — „ein wenig mehr Freiheit erfordert" werde, „als wir arme Teutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen kann". So repräsentiert denn Karl den Protest gegen die „maschinenmäßige Bewegung", von der gleichfalls in der Schubartschen Geschichte die Rede ist, gegen die entmännlichende, weil jeden Blutstropfen kontrollierende Zivilisation mit ihrer alles Natürliche verkehrenden, durch Heuchelei, Servilismus, Weichlichkeit und Trägheit gestützten Ungerechtigkeit. Sowohl der Heroismus also des Überschäumens der Leidenschaften als die Ethik eines höheren Rechtsbegriffes kämpfen in ihm gegen die Weltordnung an. Richard Weltrich stellt daher in seinem Schillerbuche die Hypothese von den zwei Stadien in der Erfindung der Räuber auf. In der ersten spiele der „verlorene und wiedergefundene Sohn", also der Heros der Leidenschaftlichkeit die Hauptrolle. Im zweiten werde das Schwergewicht des Stückes „vom Psychologischen ins Soziale verlegt". Entscheidend ist es, daß beide Rollen den sympathischen Verbrecher erzeugten.

Der Mephistopheles dieses Faust des Aufruhrs, allerdings kein helfender, zur Erziehung mitwirkender, ist das „kalte schleichende Reptil", sein Bruder Franz. Physisch und ästhetisch zu kurz gekommen, mit ganz anderen Waffen ausgerüstet als der „wilde, kühne Eber" Richard III. Shakespeares, an den allerdings doch auch wieder manches in seinem Wesen erinnert, erklärt er als der erste, wirklich philosophische Bösewicht, ein Lamettrie der Praxis, der sittlichen Weltordnung, ja den Naturinstinkten selber den Krieg. In ihm wird das bohrende Grübeln des Wissenschaftlers in Schiller Anschauung, Leben, Person. In der be-

Digitized by Google

kannten Selbstrezension im „Württembergischen Repertorium“ spricht der Dichter dieser dämonischsten aller seiner Gestalten die Existenzmöglichkeit selber ab. Doch kann er ihr die Konsequenz der Logik nicht nehmen. Er muß diesem Charakter Übereinstimmung mit sich selbst zuerkennen, als „eigenes Universum“ ihn gelten lassen, wenn er ihn auch „vielleicht“ in einem „Trabanten der Hölle“ einquartieren möchte. Er würde allerdings nicht nur als düsteres Phantasiegemälde, sondern, wie schon Boas konstatierte, als Träger der Mitgift eben einer „furchtbaren Ernte aus Schillers psychologischen und anatomischen Studien“ dorthin fahren (Schillers Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn I S. 200). Genau wie der Dritte im Bunde, der gleichfalls in der Dissertation vertretene Banditenwerber Spiegelberg, der selbstgefällige, aber zu seinem Zwecke aufs feinste orientierte, nicht minder einen ganz neuen Typus verkörpernde Psychologe der Genesis der Gaunerei.

Kein Sozialkritiker hätte sich lehrreichere Konstruktionen erdenken können. In dem Ringen dieser leidenschaftlichen Gestalten lag eine Optik, die grelles Licht in alle Tiefen des damaligen Gesellschaftslebens warf. Einen Dramatiker dieses Schlages nennt Hebbel einen „Henker“. Und ein Bewußtsein davon, welche unangenehme Funktion er ausübte, trug auch der Dichter in sich. Die Vorreden haben bekanntlich keinen anderen Zweck, als gleichsam Entschuldigungsgründe dafür vorzubringen, daß die Geschichte dieser Charaktere dramatisch abgehandelt worden ist. „Ich schreibe einen dramatischen Roman,“ so heißt es, „und kein theatralisches Drama.“ Der Dichter selbst will es in der zweiten Vorrede mißraten haben, „dieses Schauspiel auf die Bühne zu wagen.“ Es war das erste Beispiel eines Kunstwerks, das seine wuchtigsten Motive einer revolutionären Wissenschaft entnahm. Auf diesen Motiven liegt sogar in den „Räubern“ zuviel vom Schwergewicht. Die anderen Elemente kommen aus künstlerischen Gesichtspunkten zu kurz. Die Beobachtungen über das Verbrechen — man vergegenwärtige sich nur Franzens grüblerische Monologe und die Kunstgriffe Spiegelbergs in der dritten Szene des zweiten Akts, die Bemerkungen über die Besucher der Kaffeehäuser, Bordelle, Wirtshäuser, über die Wirkungen der Wollust, Spielsucht, der wirtschaftlichen Verschuldung und alles das, was die Erscheinungen des Verbrechens veranschaulicht und motiviert, bis auf den Anlauf zur Vererbungstheorie im Hermann, dem Bastard, der „zwischen dem Rindfleisch und Meerrettich“ erzeugt

Digitized by Google

sein sollte — die ganze Fülle also des Kriminologischen trägt einen unvergleichlich viel realistischeren Charakter als alle Schilderungen sonstiger Verhältnisse. Minor bewundert, „wie meisterhaft" Schiller die Charaktere der Räuber „zu einem Ganzen zusammenzuschließen verstanden", wie uns von Moor bis zu Spiegelberg hinunter alle Schattierungen, schrittmäßig abgestuft, begegnen. „Dem Hauptmann am nächsten in treuer Hingabe unterwürfig, steht Roller, welcher Moor zum Anführer für die Bande gewonnen hat. Schwerfälliger und weniger vornehm gehalten, aber nicht weniger treu folgt dann der derbe, biedere Schweizer. Indifferent und am wenigsten individualisiert stehen dann zwischen den beiden Grimm und Schwarz, gewissermaßen als die Vertreter der gewöhnlichen Masse. Razmann, schielend und schwankend, neigt schon zu Spiegelberg; Schufterle ist die gemeine Seele, welche wehrlose Kinder und Kranke aus bloßem Mutwillen mordet; Spiegelberg der Schurke, welcher Männer von hinten her zuschanden machen will. Während die Gruppe der treuen und anhänglichen Charaktere mehr pathetisch gehalten ist, hat Schiller die niedrigen und gemeinen mit glücklichem Humor behandelt und dadurch auch die Würde der Bande behauptet, welche durch eine ernstere Behandlung der gemeinen Seelen gelitten hätte und doch zu seinen dichterischen Absichten gehörte. Und so fest geschlossen ist dieser Ring, daß der gefallene Roller sogleich durch Kosinsky wieder ersetzt wird."

Und ebenso greifbar tritt die Gesellschaft der Wohlgesitteten hervor, — sie, die in Mannheim bei der Aufführung der Räuber durch ihr dortiges Organ erklären ließ: „La noblesse n'ya point paru". (Siehe Boas, Schillers Jugendjahre II 65.) — und aus der das Verbrechen wie ein böses Geschwür sich herausseţte. Man denke nur an die Anklagerede, die Karl Moor dem in der zweiten Auflage zum minder anstößigen „Kommissar" verwandelten Pater hält. Sie waren nicht erdacht, jener Minister, den die Tränen der Waisen aufhuben, jener Finanzrat, „der Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufte und den traurenden Patrioten von seiner Tür stieß", jene Pharisäer, die sich die Köpfe zerbrechen, „wie es doch möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischarioth schaffen und nicht der schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verraten". Im ganzen Bereich des überlebten Absolutismus und speziell im Lande Karl Eugens, der sich, wie auch Weltrich es ausspricht, recht spät gebessert, fehlte es für diese Korruptionsbilder

Digitized by Google

an aktuellstem Anschauungsmaterial nicht. Es sei an Montmartin erinnert, „der ganze acht Jahre Ministerpräsident gewesen war, ein Meister der Intrige und ein verworfener Mensch, dem kein Mittel zu ehrlos war, um in der fürstlichen Gunst sich zu behaupten, der vornehme Kuppler für die Lüste des Herzogs" (Weltrich). An Wittleder, den Verwalter des Kirchenkastens, der Simonie im größten Stile betreiben durfte. An den verzweifelten Kampf der Stände mit ihrem Landesvater, der Moser eine fünfjährige Kerkerhaft eintrug, dem der Regierungsrat Huber und eine Reihe Tübinger Abgeordneten zum Opfer fielen, von der Gefangennehmung Schubarts gar nicht zu reden. In seiner schlimmen Periode lieferte der Herzog die Söhne seines Landes für einen Vorschuß von etwa drei Millionen Livres an Frankreich aus, und seine spätere Regierungszeit wurde durch den Subsidienvertrag mit der holländisch-ostindischen Kompagnie geschändet. War dies nicht wiederum Zündstoff genug für eine Zeit, in welcher England die schöpferischen Kräfte des freien Bürgertums offenbarte, die unter der Einwirkung der Montesquieu, Rousseau und Voltaire stand, in der der Kapitalismus schon in seiner Umwälzung auch in Deutschland tüchtige Schritte gemacht und in Adam Smith, dem großen Schotten, seinen klassischen Theoretiker gefunden? Und dann das Drängen, Hoffen, Glühen der Sturm- und Dranggenies, die große Schar der Broschürenschreiber, der reformatorischen Pädagogen. Die Empörung Schiller-Moors war wahrlich nicht nur individuell und subjektiv, hinter ihm stand die Gärung des ganzen öffentlichen Geistes. Gegen diese revolutionären Wahrheitsmomente und die Produkte seines kriminologischen Interesses treten in den Räubern, wie schon gesagt, alle anderen Bestandteile zurück. Selbst Karl Moor wird sofort zur Schablone, sobald er etwa nur als Liebhaber handelt. Und wie schemenhaft spuken Amalie und der alte Moor mit seinen Ugolino-Schauernissen in das sonst so markige und plastische Schauspiel hinein.*) So verdankte der Zögling der Karlsschule dem wissenschaftlichen Geiste und der durch ihn auch für die soziale Umwelt geschärften Beobachtung die individuellen und so dem wahrhaft Künstlerischen sich annähernden Züge. Dies muß man festhalten, obgleich der

*) Wir könnten auch für die erste „Anthologie" des Dichters ein ähnliches Verhältnis beweisen. Hier erinnern wir nur an den „Venuswagen", an das Gedicht über Rousseau und an das durch Beccarias Einfluß auch sonst von zeitgenössischen Dichtern vielfach behandelte Thema der „Kindesmörderin".

Digitized by Google

Dichter selber in der „Rheinischen Thalia" sich einredet, daß er sich angemaßt hätte, Menschen zu schildern, ehe ihm noch einer begegnete. Es war nur ein Fortschritt eben in der Richtung der Wissenschaft, wenn in der „Rheinischen Thalia", in der „Vorlesung": „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" der Verfasser der „Räuber" sein Verzeichnis von Bösewichtern mit jedem Tage kürzer, sein Register an Toren vollzähliger und länger werden sieht, weil „alle die ungeheuren Extreme" von Lastern, „nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft" seien, „die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben". Wie kritisch er in jener Abhandlung bei alledem der menschlichen Gesellschaft gegenüberstand, geht deutlich aus seinem Verhältnis zu Shakespeares „Timon", wie er es hier kundgibt, hervor. Er weiß kein Stück, wo Shakespeare wahrhaftiger vor ihm stände, wo er lauter und beredter zu seinem Herzen spräche, wo er mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es sei ein wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben. Das Timon-Motiv nahm Schiller ja auch wirklich in seinen unvollendet gebliebenen „Menschenfeind" auf.

Daß auch das den Räubern folgende Drama, der „Fiesko", dem speziell kriminologischen Forschersinn vieles verdankt, kann man schon daraus folgern, daß Fiesko, auf den Rousseau des Dichters Aufmerksamkeit lenkte, in dem oben angeführten Zitat aus der Dissertationsschrift eine gewichtige Rolle inne hat. Beachtenswert ist es auch, daß dieses zweite Schauspiel Abel zugeeignet ist, und noch mehr, daß sich Schiller in der Vorrede vernehmen läßt: „Höhere Geister sehen die zarten Spinnweben einer Tat durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der (gewöhnliche) Mensch nichts als das in freien Lüften schwebende Faktum sieht." Immer dasselbe Spähen nach verborgenen Kausalitäten. Wie denn auch Schiller weiter behauptet, daß der Künstler von der scharfsichtigen Allmacht „lernt". Also besser über die Ökonomie und Verkettung der Triebe hinter den Vordergründen und Oberflächen des — um ein anderes Schillerwort zu gebrauchen — „komisch-tragischen Gewühles" unterrichtet ist als andere Erdenbürger.

Man kann den „Fiesko" vielleicht am besten so neben die „Räuber" stellen, daß man ins Auge faßt, daß der Held der letzteren dem sozialen Formengeiste, ich meine: allen den Tendenzen und Illusionen, aus denen die Impulse zur gesellschaftlichen

Digitized by Google

Formengliederung fließen, all dem, was Ehrsucht, Machttrieb — oder Philosophie herausfordert, gleich zu Anfang unterliegt, während Fiesko unter dem Vorgeben der Freiheitsliebe sich dieses Apparates zu bemächtigen sucht und im Triumphe untergeht. Karl Moor ist daher mehr passiv, mehr „Opfer einer ausschweifenden Empfindung", wie Schiller ihn schildert, und Fiesko das Gegenteil, ein Opfer seiner eigenen Kunst und Kabale. Es steckt eine mächtige Logik in dem Aufbau eben dieses Apparates. Die Experimente bedingten sich wechselseitig in diesem gigantischen Forschungsplan. Der Dichter fühlte sich so sehr gedrungen, auch den zweiten Prozeß sich zu veranschaulichen, daß er, wie er gleichfalls in der Vorrede bestimmt, es nicht darauf ankommen läßt, wenn jene „lebendige Glut" nicht eingehaucht werden kann, „welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht". Ihn, den geheimen Kriminologen, interessiert nun einmal der „staatskluge Kopf", der später im Oktavio seines Wallenstein wiederkehrt, welch letzterem es auch nicht möglich ist, „sich kinderrein" zu halten.

Wie Fiesko sich selbst eigentlich als nicht viel anders betrachtet als einen Mann, der den Verbrechern recht verwandt ist, zeigt sein bekanntes, viel zitiertes Selbstgespräch: „Es ist schimpflich eine Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde." Und wie schaut Schiller in diesem Monologe in die Psychologie der ganzen Wollust des so vielen Verbrechen den Stachel leihenden Machtwillens hinein! „Zu stehen in jener schrecklich erhabenen Höhe" u. s. w. ist eine Vorstellung, „die den staunenden Geist über seine Linien wirbelt! — Ein Augenblick: Fürst hat das Mark des ganzen Daseins verschlungen!" Kein Wunder, daß das Publikum im biederen Mannheim, wie Schiller an seinen Schwager Reinwald geschrieben hat, den Fiesko nicht verstand. „Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt, auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran". Allerdings mehr wegen des Republikanismus dieses Dramas, die tiefere Bedeutung erfaßt man auch heute noch kaum.

Als eine sonstige wirkliche Neuschöpfung aus dem Stoff des eigentlich Bösen kommt dann im „Fiesko" und leider überhaupt auch weiterhin für das sonstige dramatische Schaffen Schillers der humoristisch-satanische Moor in Betracht, der sich mit seiner fast treuherzig zu nennenden Präzision und Korrektheit

Digitized by Google

in einen fesselnden Kontrast setzt zum hinterlistig-flüssigen Fiesko. Nicht ganz außer acht ist aber auch zu lassen, daß in Verrina ein Stück des grandiosen Verbrechertums der Fanatiker der großen Revolution vorweggenommen ist, so sehr der Dichter ihn als rigoristischen Republikaner hinstellt. Ja eben darum: siehe den unbestechlichen Robespierre!

Nun fehlt, um den sozialen Kosmos zu erschöpfen, nur noch der „Wahnsinn und Mitternachtsgraus" einer überschwenglichen Liebe. Und diese besteigt denn auch in „Kabale und Liebe" ihren Thron. Die Verliebten dieses Stückes, so sehr das Menschlich-Schöne ihrer Glut das Herz ergreift, sind wegen der ins Pathologische gesteigerten Erotik auch für den philosophischen Kriminologen, für ihn der nicht richtet, keinen Stein bereit hat, von Interesse. Gewiß, die Schuld fällt auf die soziale Umwelt; doch das trifft auf den überwiegenden Teil der gesamten Verbrechen noch heute zu. Und die zurückgedrängte Liebesglut ist in ihrem Wesen doch dieselbe, führt sie in anderen Individuen zu Akten, die der Tragiker nicht zu verklären wagt. Den einen hetzt, den andern zerfetzt die von Heine in „Kirchhofsphantasien" so tragikomisch geschilderte „Liebesjagd". Man bedenke auch, daß die Liebesromantik im dritten Drama nur eben dadurch ihren verführerischen Glanz erhält, daß sie gegen Ordnung und Herkommen sich erhebt. Und schließlich greift der Held des Schauspiels denn doch zu keinem anderen Mittel als dem — Giftmord.

Der Intrigant, im weiteren Sinne: der psychologische Spekulant und Kalkulator führt auch in diesem Drama die Katastrophe herbei. Und diese Figur, die die Wissenschaft der Leidenschaften und Entschlüsse gleichsam konzentriert in sich enthält, verbleibt auch fernerhin der dramatischen Technik des Dichters, wenn sie auch nicht immer aus ausgemachter Bosheit spekuliert. So vertritt sie als Großinquisitor im „Don Carlos" den hierarchischen Despotismus, der mit Marquis Posa wie die Katze mit der Maus spielen wollte, und in der „Braut von Messina" wird sie gleichsam in das Schicksal selbst hineingedacht. Gerade in diesem Zusammenhange ist es interessant, daß durch diese Auffassung des Fatums der Anstoß zu den Schicksalstragödien gegeben wird, deren Fatalismus somit ein Kind des Krypto-Determinismus unseres Dichters ist. Oder vielmehr eine Mißgeburt, sogar eine ziemlich überflüssige. Denn gleich im „Wallenstein" setzte sich der Dichter in der stets tiefbegründeten Logik seines künstlerischen Schaffens an einem großen Beispiel mit dem Glauben an das

Digitized by Google

„Fatum“ auseinander, unter dem Zeichen der gründlicheren Einsicht, daß des Schicksals Sterne „in unserer Brust“ leuchten. Die Tatsache, daß er das Lager das Verbrechen erklären läßt, und der bedeutungsschwere Spruch über des Menschen Willen und Gedanken, die notwendig wie des Baumes Frucht dem Mikrokosmos der Seele entsprießen, sie zeigen, daß der Dichter den deterministischen Grundzug demungeachtet festgehalten hat. Ja, er war an den Wallenstein wie der Chemiker an eine neue Kohlenstoffsynthese herangetreten. „Ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand“, so bekennt er in seinem Briefe vom 28. November 96 an Goethe, „mit einer solchen Wärme für die Arbeit vereinigt“. Das Thema dieser Arbeit aber war doch wieder: die Genesis eines Verbrechens. Es wiederholt sich, ich kann mir das Detail ersparen, im Tyrannenmörder Tell. Maria Stuart hat einen Gattenmord auf dem Gewissen, sie lebt und webt in sehr romantischer, aber doch immer kriminologischer Pathologie. In gleicher Richtung liegen die unvollendeten „Demetrius“, die Skizzen zum „Warbeck“, die Aufzeichnungen zu den „Kindern des Hauses“ gehören auch hierher. Und ganz weitläufige Notizen weist der Nachlaß für ein Lustspiel „Die Polizei“ auf, in denen Schillers Interesse für die Verbrecherwelt im weitesten Sinne noch einmal nach einem umfassenderen Ausdruck sucht.

In dieser Komödie sollten die „Räder“ einer Weltstadt in ihrem Getriebe in Bewegung gesetzt werden, nämlich von Paris, „der Frauen Paradies, der Männer Fegefeuer, der Hölle der Pferde“. „Alle Stände müssen in die Handlung verwickelt werden“, so schreibt der Philosoph dem Dramatiker in sich vor. Besonders der „Filou in allen Gestalten“. So sind denn von Lumpen, Schurken und Verbrechern und was daran hängt, sowie ihren entsprechenden Handlungen vorgemerkt: der Schriftsteller, „der ja leben muß“, der Kontrebandier, Druck geheimer Schriften unter Holzbeugen, Polizeispione, die von anderen beobachtet werden müssen, kleine Filous, die man duldet, um größeren auf die Spur zu kommen, liederliche Dirnen, Kuppler, Heuchler, Abenteurer, von der Polizei notiert, vornehme Liederliche, die im Ehebruch ertappt werden, Leute, die die Polizei durch falsche Namen in Verlegenheit setzen, Hehler, Giftmischer, Spielergesellschaft, Falschmünzer, Verkäufer und Käufer gestohlener Waren, Einbrecher, Kindesmörderin u. s. w. Man glaubt sich in der Gesellschaft des hinkenden Teufels zu befinden. Und immer ist es der philosophische Kriminologe, der ins Leben hineingreift. Denn um die Gesetze

Digitized by Google

all dieser Erscheinungen zu verdeutlichen, sollten, wie wiederum Schiller hier kundgibt, „die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen zur Darstellung kommen, und in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten".

So wie es — um nun wieder das Gebiet der Prosaschriften zu betreten — den Sätzen entspricht, mit denen die „wahre Geschichte" „der Verbrecher aus verlorener Ehre", wie wir sie heute lesen, eröffnet wird: „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen". Diesem Passus geht aber in der ersten Ausgabe folgende ungleich stärkere Stelle voraus: „Die Heilkunst und Diätetik haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt, Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das hellste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicherweise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen".

So begreift man, wie der Dichter in der Einladung zur „Rheinischen Thalia" (1784) die Meinung bekennen konnte: „Neue gefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung und Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die toten Schätze im Kabinett des Antikensammlers oder ein neuentdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit auflädet." Er wußte eben, das bezeugt er in der Einleitung zum „Verbrecher aus verlorener Ehre" mit gleicher Entschiedenheit, daß „das geheime Spiel der Begehrungskraft", das „bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte sich versteckt", im Zustande gewaltsamer Leidenschaft „desto hervorspringender, kolossalischer, lauter" sich manifestiere. So klar, wie heute wiederum nur den Feinsten ist es ihm bewußt, daß es gilt, den geheimen Metamorphosen des Trieblebens nachzugehen. „Eine und dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Ver-

Digitized by Google

wandtschaft ahndet.“ Denselben Gedankengängen begegnet man dann weiter in der Vorrede zu dem ersten Teile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval aus dem Jahre 1792. Sie haben auch die Auswahl seiner historischen Stoffe geleitet, unter denen Verschwörungen, Rebellionen, den ganzen Gesellschaftsbau erschütternde Kriege den Hauptrang einnehmen. Er hat sich ja sogar mit dem Plane beschäftigt, die „Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen aus der mittleren und neueren Zeit“ herauszugeben. Im Jahre 1788 ist auch tatsächlich der erste und — einzige Band erschienen.

So zeigt sich überall: die Beziehung seines Nachdenkens zum Verbrechen ist eine feste, er faßte es mit dem sicheren Griffe des systematisch vorschreitenden Forschers an. Er sehnt sich wie jeder echt wissenschaftliche Kopf nach Tatsachen, er ahnt die ganze Verschlungenheit der hier waltenden Probleme. Dies alles machte zwar in seinen späteren Jahren dem rein künstlerischen Schaffensdrange Platz, bestimmte aber dennoch unwillkürlich sein Gestalten.

Das kann man ja nicht leugnen: der Zug nach speziell wissenschaftlicher Erfassung des Menschen hat in dem Bilde Schillers, wie es nun vor uns steht, sich verwischt. Und damit hat das Gesamtbild unserer klassischen Glanzzeit eine gewisse Trübung erfahren. Denn wie ganz anders stände das Bündnis seiner beiden größten Dichter da, wenn es bis zum Ende in feiner Arbeitsteilung jene Zweiseitigkeit des Welterfassens ausgeprägt hätte: Goetheblick in den Makrokosmos und aus diesem in das Menschenherz und den Schillerblick in den Mikrokosmos mit seinem Kampfe zwischen dem Naturhaften, dem „Bösen“ und der Sittlichkeit, dem Reiche der Freiheit und aus diesen wunderbaren Rätseln in der Geschichte Riesenspiel.

II.

Von Ferdinand Tönnies.

Es sei mir gestattet, zur Ergänzung der obigen Abhandlung noch einige der leitenden Gesichtspunkte, die mir dies Thema empfohlen haben, hervorzuheben.

Digitized by Google

Daß der Verbrecher nicht bloß Gegenstand eines poetischen, sondern auch eines wissenschaftlichen Interesses für unsern großen Schiller gewesen, und daß seine Dichtkunst bedeutende Anregungen davon empfangen habe, dieser Gedanke faßte in mir Wurzel, als ich, vor nicht vielen Jahren, zum ersten Male den Fiesko auf der Bühne sah. In der Gestalt des Mohren hat Schiller den „Jauner" (wie er auf schwäbische Art damals schrieb) mit dem Detail und, man darf sagen, aus der Liebe eines kundigen Forschers gezeichnet. Es ist der hartgesottene Sünder, der „im Handwerk erhärtete Bube", ohne Scham und Gewissen, aber mit den Eigenschaften ausgestattet, die den Bravo wie den Spitzel zu einem nützlichen, wohl gar unentbehrlichen Instrument der Polizei und des Politikers machen — für Geld zu allem lustig und zu allem fähig, ein Galgenvogel und Spaßvogel, der „dem Teufel seine Schwüre pünktlich hält" und entzückt ist, daß man seiner Jaunerparole ohne Handschrift traut. Er belehrt Fiesko, den „Weichling",*) zu dessen Erstaunen, daß auch Schelmen Gesetze und Rangordnung erkennen: die unterste Spitzbubenzunft ist die der langen Finger, dann kommt die der „Spionen und Maschinen", zu dritt die Meuter, Giftmischer u. dgl., endlich die „Extrapost der Hölle", die Meuchelmörder. Hassan hat diese Skala durchlaufen, „sein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege", er hat ausgelernt und fühlt sich der Meisterschaft nahe. Seine intime Verbindung mit der Prostitution ist charakteristisch; er hat Eingang bei einer eleganten Dirne, und ist gegen fünf Vierteljahr ihr „Zuführer" gewesen. Er hat auch seine „schweren Jungen", gleich jenem Berliner Oberspitzbuben, an der Hand. „Das hab' ich Euch nie gesagt, daß ich unter der hiesigen Garnison meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf meine Höllenfahrt." Bekanntlich hat der geworbene Söldling von je dem Diebe und Räuber ziemlich nahe gestanden, mancher war es gewesen, ehe er dem Kalbsfell folgte, mancher wurde es, wenn er desertiert oder entlassen war. Das Verhältnis zum Alkohol, wie es bei Geistern dieser Art sich ausbildet, stellt bei unserm Mohren sich typisch dar. Ohne Trunkenbolde zu sein, sehen sie im Rausch den Gipfel des Genusses. „In ein Weinhaus zuerst . . . ich muß meinen Magen karessieren, daß er mir bei meinen Beinen das Wort redt" ruft jener in seinem regsten Diensteifer. „Schickt

*) Die Ausdrücke in der Selbstrezension der Räuber (1782) beziehen sich offenbar auf das zu gleicher Zeit geplante „republikanische" Trauerspiel.

Digitized by Google

mich wenigstens besoffen in die Ewigkeit" bittet er „schmeichelnd", als seine Rolle ausgespielt ist und der Galgen ihm winkt. — Nachdem mir die Kennerschaft Schillers auf diesem Gebiete einmal aufgefallen war, habe ich auf die „Räuber" einen bereicherten Blick zurückgewandt. Zwar halte ich es für ein Mißverständnis Minors, daß Schiller in Spiegelberg den jüdischen Gauner habe abbilden wollen, der allerdings im ganzen 18. Jahrhundert eine große Rolle in der Kriminalität und besonders in den Räuberbanden spielte;*) treffend hat aber der genannte Gelehrte darauf hingewiesen, daß es Schiller offenbar gereizt habe, bekannte Stücke der Gauner und Strauchritter aus der reichen Literatur und Tradition in den Kniffen Spiegelbergs wiederzugeben, „wie er ja auch die Gaunerliedchen . . . nicht erdichtet, sondern nur aufgegriffen hat" (Sch. I 319). Auch daß das Räuberleben bei dem Dichter nicht bloß seine pathetische, sondern auch seine humoristische Seite habe, bemerkt er richtig (das. 317). (Entsprechenderweise soll ja die Physionomie des Mohren „eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune" sein.) Ich finde aber, daß man unterscheiden muß zwischen der „Räuberromantik", die Minor vorzugsweise kennzeichnet (mit vielem Material in den Anmerkungen S. 570), und dem, was mehr „realistisch" ist und auf Beobachtung und Studium beruht. Die Romantik stammt aus Büchern, aus umlaufenden Anekdoten, aus Volks- und Knabenphantasien; die Beobachtung stammt zwar auch gutenteils aus Büchern, aber aus Büchern anderer Art, denen an Schilderung der Wirklichkeit gelegen ist; mag zum Teil auch erforscht und erfragt sein, setzt jedenfalls den Wirklichkeitssinn voraus, der seinem Wesen nach von Romantik und Dichtung fernabliegt, und doch zum echten Dichter nicht erst seit gestern gehört. Schiller war nun in dieser Hinsicht ohne Zweifel durch sein medizinisches Studium spezifisch präpariert. Die von Herrn Schlüter angezogenen Stellen sind dafür beweisend. Jene ursprünglichen Eingangsworte zum „Verbrecher aus Infamie" enthalten ein ganzes wissenschaftliches Programm, das noch heute so unerfüllt ist, wie es damals war. Ich halte für ziemlich wahrscheinlich, daß Schiller selber vielleicht sogar schon vor Vollendung des „Ungeheuers", wie er seine Räuber einmal

*) Die Stelle von der „Vorhaut" hat eine andere (unsaubere) Bedeutung, in der Schiller, wie so oft in den Jugendwerken, seine medizinischen Kenntnisse ausmünzt. Die bezeichnete Rolle scheint übrigens Minor nicht gehörig bekannt zu sein.

Digitized by Google

nennt, Anstalten der Straf- oder Untersuchungshaft besucht hat. „Man trete in die Gefangenhäuser", sagt er in jenem genialen „Versuch über den Zusammenhang", „wo Unglückliche seit zehn und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unrats wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal Erlösung. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gießen, die erstorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln." Sicher ist, daß er mit Hoven 1781 auf dem Hohenasperg gewesen ist und von Schubart umarmt wurde. Seine Seele war damals noch zum Überrinnen voll von Bitterkeit und Entrüstung über die Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit, über die Niedertracht der Gutgesinnten, über die Abscheulichkeit der gesellschaftlichen Ordnungen und Konventionen.

Und auf ausgesprochenste Art vermischt sich in der Seele des ungestümen Jünglings mit dem wissenschaftlichen Interesse für „merkwürdige Menschen und Handlungen" daher auch für Verbrecher und Verbrechen, der humane Enthusiasmus. „Ein Bürger des Universums — so schreibt er 1784 — der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten." Und es folgt die schon oben aus der Einladung zur „Rheinischen Thalia" zitierte Stelle.

„Menschlichkeit und Duldung fangen an der herrschende Geist unserer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtshöfe und noch weiter — in das Herz unserer Fürsten gedrungen," so sprach der junge Theaterdichter, schon zum herzogl. Weimarischen Rat avanciert, in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft „am 26sten des Junius 1784".*) Den Bühnen gehöre ein bedeutender Anteil „an diesem göttlichen Werk". „Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?" Nicht nur machen sie uns bekannt mit Schicksalen der Menschheit, sie lehren uns auch „gerechter gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten".

*) „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Schillers Schriften (Goedeke), 3. Band, S. 509 ff.

Digitized by Google

„Denn nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urteil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender als das Verbrechen des Diebes — aber mischen wir nicht alle eine Träne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg die Tat vollbringt?“*)

Erfüllt von der Idee, daß man den Verbrecher studieren müsse, um ihn gerechter — und milder zu beurteilen, ist nun eben jene Erzählung, zu der das Schicksal des berüchtigten Sonnenwirts die Folie gab (nach der nicht sehr glaubhaften Angabe des Professors Abel habe es schon zur Idee der „Räuber“ mitgewirkt). Mit einer Schärfe, die nur von dem späteren Epigramm auf die Tugend, die sich zu Tische setzt, „wenn sich das Laster erbricht“, übertroffen wird, finden wir hier die „satte Moral“ gegeißelt. Eine neue Behandlungsart der Geschichte will Schiller aus dem Studium der Ursachen „einer moralischen Erscheinung“ überhaupt, des Verbrechens insbesondere, ableiten: dieser Behandlungsart gehöre allein schon darum der Vorzug, „weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallne herunter blickt, weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen ... kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird“.**)

Neben der allgemeinen Sympathie des Verständnisses, der Nachsicht, des Mitleids erhebt sich aber die viel positivere der Bewunderung. „Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung“ — das geheime Spiel der Begehrungskraft „wird im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter“ (a. a. O. Verbrecher aus Infamie 1786). Dies schon ein abgeklärter Ausdruck der Gefühle und Gedanken, mit denen der Jüngling die Darstellung der Helden seines Stückes, wie er die Räuber selber noch 1782 nennt, geschaffen hatte. Aus rebellischen Gesinnungen war sie entsprungen. Von den merkwürdigen eigenen Kundgebungen, die mehr dem Publikum als ihm selber Rechenschaft zu legen bestimmt sind, gibt nur die erste Vorrede, noch in ver-

*) Bezieht sich auf Ifflands „Verbrecher aus Ehrsucht“ ein neues Schauspiel, dem der größere Dichter eben den Titel gegeben hatte (was Iffland durch Umtaufen der „Luise Millerin“ vergalt).

**) Auch in diesem Zusammenhang ist eine markige und charakteristische Stelle des ersten Drucks später gestrichen worden!

Digitized by Google

wegenem und zuversichtlichem Ton, diese Stimmungen wieder. „Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missetäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die das abscheuliche Laster reizet um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten . . . .“ „man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauern“. Und doch wird schon hier, wo er noch dreist und frei, wie unter Kameraden gewohnt, sich ausläßt, dem Himmelstürmenden bange, es möge der Pöbel — Mistpantscher und Treffenröcke — wohl gar eine Apologie des Lasters in seinem Trauerspiel finden. Die Umarbeitung ging so weit, daß eine halb ironische Verleugnung des Grundgedankens daraus wurde, der doch aus dem Hippokrateischen Motto noch sichtbar hervorlugte.

In dem Werke selber ist Karl Moor wesentlich Held, auch im moralischen Sinne. Die Welt steht auf dem Kopfe: der Räuberhauptmann ist der edle Mensch, sein Bruder, der Schloßherr, eine „Stütze der Gesellschaft“, ist der abscheuliche „Mißmensch“. Schiller getraute sich aber nicht, dies Paradoxon in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit vor dem Publikum zu verantworten. Auch vor sich selber nicht: er ist doch als Philosoph zu wohlerzogen, um nicht bei wachsender Besinnung einzuräumen, daß alle Hauptfiguren seines Stückes, mit Einschluß Karl Moors, „unmoralische Charaktere“ sind. Schon in der ersten Vorrede will er es durch die „Ökonomie“ des Schauspiels und durch die allgemeinen Gesetze der Kunst, also aus der Ästhetik, rechtfertigen, daß er solche Charaktere von gewissen Seiten glänzen, ja oft von seiten des Geistes gewinnen lasse, was sie von seiten des Herzens verlieren. Aber er nimmt noch überwiegende Sympathie und auch einige (ästhetische) Bewunderung für seine Räuber überhaupt, nicht allein für den Hauptmann in Anspruch. Zugleich vermischt sich mit jener ursprünglichen Absicht der puren Kontrastierung eine allgemeine Hinweisung auf jene „glänzenden Seiten“ des Lasters, die sogar Franz zugute kommen soll; vermischt sich so mit jener, daß sie sie beinahe verdrängt. In der zweiten Vorrede wird wieder die moralische Tendenz in den Vordergrund geschoben, aber eine ganz andere als die ursprüngliche. „Wer sich die Zwecke vorgezeichnet hat, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, ein solcher muß das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen,

Digitized by Google

und in seinem kolossalischen Geiste vor das Auge der Menschheit stellen" . . Er will seiner Schrift „mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen". Darum stellt er hier Franz in die vorderste Linie, als sei ihm wesentlich darum zu tun gewesen, diesen als abschreckendes Beispiel einer antimoralischen Philosophie vorzuführen, die „vollständige Mechanik seines Lastersystems auseinander zu gliedern". Was er von den Geistern, die das Laster reizt um der Größe willen, gesagt hatte, wird hier auf Karl Moor gesammelt, den er als seltsamen Don Quixote verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern will. Und doch kann er auch hier sich nicht enthalten, die Verallgemeinerung nahe zu legen, daß („vielleicht") der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffenen habe als der kleine; denn die Moralität halte gleichen Gang mit den Kräften, und „je weiter die Fähigkeit, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung" (so will er in etwas dunklen Worten dies begründen) und verweist auf Klopstocks Adramelech, der „in uns eine Empfindung weckt, worin Bewunderung in Abscheu schmilzt", auf Miltons Satan, auf Medea und Shakespeares Richard. Das ästhetische Wohlgefallen wird hier unmittelbar dem moralischen gleichgesetzt, und die moralische Absicht wird sogar auf dies Mittel verwiesen. („Wenn ich vor den Tiger gewarnt haben will, so darf ich seine schöne blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tiger beim Tiger vermisse".) — Wie ernst es aber dem jungen Dichter um den Gedanken war, daß Kraft und Größe auch im Bösen etwas Gutes an sich haben, ja als Anlage zum Guten gehören, bezeugt am besten jene Briefstelle (noch 1787), worin er von einem Manne spricht, der sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit, erheben werde, und das sei schlimm: „Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht die Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." „Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturierten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen." So erkannte er sich selber in der ein Jahr nach den Vorreden geschriebenen anonymen Rezension des ihm selber schon problematisch werdenden „dramatischen Romans". Hier kehrt er auch mit Liebe zu „seinem" Räuber Moor zurück. Er will hier den Kunstgriffen und „Pinselstrichen" nachspüren, womit der Dichter in das kühne

Digitized by Google

Gemälde der sittlichen Häßlichkeit einige „Menschlichkeit und Erhabenheit" hineingebracht und schließlich sogar durch eine einzige Erfindung („der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt") den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft habe. Der ursprüngliche Grundgedanke kommt hier wieder zur Geltung. Hier wird an Plutarchs erhabene Verbrecher und an Cervantes' ehrwürdige Räuber nachdrücklich erinnert. Hier wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Räuber Moor nicht Dieb aber Mörder, nicht Schurke aber Ungeheuer sei, daß die gräßlichsten seiner Verbrechen weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten seien, und der ganze Abschnitt läuft fast wider Willen des Verfassers in eine Verherrlichung des „großen Mannes" (den ein unersättlicher Durst nach Verbesserung und eine rastlose Tätigkeit des Geistes vollende), des „erhabenen armen Sünders" aus.

Es hätte nicht geringen Reiz und Wert, der Entwickelung nachzugehen, worin sich Schillers ästhetische sowohl als moralische Gesichtspunkte in bezug auf Verbrecher und Bösewichte zwar bedeutend gewandelt, aber doch auch in erheblichen Stücken erhalten haben. Die Reflexionen, die an die Räuber angeknüpft waren, haben ihn lange begleitet. Man muß daraufhin die ästhetischen Abhandlungen lesen, die im ersten Bande der „Neuen Thalia" (1792) erschienen. Aber noch im Jahre 1802 — wenn anders die damals zuerst gedruckten „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" nicht viel älteren Ursprunges sind — beschäftigt ihn der Unterschied der Empfindungen, mit denen wir dem Dieb, von solchen womit wir dem Mörder gegenüberstehen. Hier ist ihm vorzüglich die Abweichung des moralischen Urteils von dem ästhetischen merkwürdig. „Stehlen z. B. ist etwas absolut Niedriges, und was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebes vorbringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden sein, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt und ästhetisch bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, dahingegen die moralische Beurteilung von allem Zufälligen abstrahiert. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung ein höchst verwerfliches Objekt sein. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist

Digitized by Google

er zwar moraliſch noch viel verwerflicher, aber äſthetiſch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der ſich durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unſere äſthetiſche Achtung reſtituiert werden.“ Als zweite Urſache dieſes Unterſchiedes (außer der ſchon angeführten) erſcheint ihm, daß wir in der äſthetiſchen Beurteilung auf die Kraft, bei einer moraliſchen auf die Geſetzmäßigkeit ſehen. „Ein Diebſtahl aber zeigt eine kriechende, feige Geſinnung an; eine Mordtat hat wenigſtens den Schein von Kraft, wenigſtens richtet ſich der Grad unſeres Intereſſes, das wir äſthetiſch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäußert worden iſt.“ Und zum Dritten meint er, werden wir bei einem ſchweren und ſchrecklichen Verbrechen von der Qualität desſelben abgezogen, und auf ſeine furchtbaren Folgen aufmerkſam gemacht. Die ſtärkere Gemütsbewegung unterdrücke alsdann die ſchwächere. Sogar dem Diebſtahl kommt dies unter Umſtänden zugute, ſo daß der des jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrſucht — wir erinnern uns der viel früheren Hinweiſung auf dieſelbe Geſtalt — auf der Schaubühne nicht widrig, ſondern wahrhaft tragiſch wirke.

Das angeregte Thema iſt durch die gegebenen Erörterungen bei weitem nicht erſchöpft. Schillers Intereſſe für Verbrechen und Verbrechertum, das ſich in viele Einzelheiten, beſonders auch ſeines Stiles, in allen Jugendwerken verfolgen ließe, hängt nicht allein mit ſeinen poetiſch-dramatiſchen Beſtrebungen, ſondern, wie ſchon bemerkt, auch mit ſeinen hiſtoriſchen Studien nahe zuſammen, und jene berühren ſich bekanntlich wieder aufs engſte mit dieſen. Nach dem bürgerlichen Trauerſpiel (Kabale und Liebe) beziehen ſich — wie ſchon vorher Fiesko — faſt alle dramatiſchen Ausführungen wie Entwürfe auf hiſtoriſche Gegenſtände, ſtellen hiſtoriſche Perſonen in den Mittelpunkt. Darum ſind die Sätze vorzüglich merkwürdig, mit denen Schiller im „Verbrecher aus Infamie“ vom Sujet des Verbrechers auf die „gewöhnliche Behandlungsart der Geſchichte“ übergeht und eine neue anregen will. „Entweder der Leſer muß warm werden oder der Held wie der Leſer erkalten.“ Hier überwiegt noch der wiſſenſchaftliche Denker, der pſychologiſche Anatom, wie man ihn ſeiner Tendenz nach nennen darf, ſo ſehr den Poeten, daß er ſich für die letztere Alternative entſcheidet! „An ſeinen (des Helden) Gedanken liegt uns unendlich mehr als an ſeinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen dieſer Gedanken, als an den Folgen jener Taten.

Digitized by Google

Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären, warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? .... Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Torheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden." Die Erforschung der Motive eines Staatsmannes und die „Leichenöffnung des Lasters", eines Räubers, erschien ihm als wesentlich gleichartige Aufgabe.*) Um weniges später (15. April 1786) schrieb er an Körner über „Deine und meine Lieblingsmaterien von den Quellen der Handlungen, von der Menschenschätzung und Prüfung der moralischen Erscheinungen", und er meint an sich selber, wie an Thomas Abbt (den er gerade las) eine Mischung von Spekulation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme zu beobachten; er fühlt die Ideen und das Gefühl in sich „zusammengerinnen". . . Also zu gleichen Teilen „Träumer" und „Freund der Wahrheit"? Sein eigenes Urteil geht dahin, daß Abbt sich „mehr" dem „scharfsinnigen Philosophen", er, Schiller, dem Dichter, dem „sinnlichen Schwärmer" mehr sich nähere. Aus den Ausdrücken selber hört man einen Ton des Bedauerns und der Selbstverachtung, die Schiller auch sonst nicht fremd war.

Ich meine, daß von hier aus die ganze spätere Entwickelung seines Genius verstanden werden muß. Allerdings bekam der Dichter oder doch der „Künstler" immer mehr die Oberhand in ihm, und zwar zuerst gerade in seinen philosophischen Schriften und Lehrgedichten insofern, als die „ästhetische Erziehung des Menschen" in den Vordergrund auch seines moralischen Interesses trat, und als der nüchtern-strenge Idealismus Kants seine

*) Hier wäre noch zu betrachten, wie die Vermittelung einerseits in der „Geschichte des Betrugs und der Verirrungen der menschlichen Seele" (wozu auch das herrliche Fragment des „Geisterssehers" einen Beitrag bilden sollte), anderseits in dem Interesse für Verschwörungen und Revolutionen, aber auch für die macchiavellistische Staatsklugheit wie die jesuitische Kirchenschlauheit gegeben war!

Digitized by Google

Phantasie ebenso stark wie seinen Verstand in lebhafte Schwingungen setzte, beide im Gebiete des Schönen und Guten gleichsam miteinander versöhnend. Aber inzwischen hatte doch, während der Jahre historiographischer Arbeit, der Denker den Dichter beinahe überwältigt: je intensiver und objektiver Schillers Vertiefung in die Geschichte wurde, desto mehr *wollte* er bloß Denker und gar nicht Dichter sein, gemäß jener Anweisung, den historischen Tatmenschen wie einen Verbrecher zu studieren: die Wirkungen treten auf das deutlichste in dem Abstande hervor, der den „Dreißigjährigen Krieg" vom „Abfall der Niederlande" trennt. In jenem, dem späteren Werke sind nicht nur, wie Hoffmeister meint (2, 189), darum „die Fülle des warmen Gefühls und die poetische Rhetorik zurückgetreten", weil sie mit der *Sache* nicht verträglich waren, sondern weil sie *verschmäht* wurden. Sehr treffend bemerkt aber derselbe Kritiker: „Diesem (Schillerschen) Scharfsinn behagt es, alle Spitzfindigkeiten der Arglist und Falschheit in allen Krümmungen bis zu ihren Quellen zu verfolgen; er gefällt sich, die feinsten Fäden des Eigennutzes bei Staatsnegoziationen aufzuspüren; ja, er hat seine Freude daran, diese ganze neue Staatskunst, deren Mutter die Unredlichkeit selbst ist, in ihren kalkuliertesten Anlagen durch die Kühnheit seiner Kombinationen noch zu überbieten. Wo Schiller an Handlungen, an Menschen irgend eine Blöße merkt — und welche entginge seinem Auge? —, betrachtet er sie so lange und so scharf, bis sie ihm ihre ganze Schuld aufdecken. Gemeine Motive regieren daher beinahe durchweg das Leben, welches er uns darstellt, und selbst die Besten handeln nicht ohne sie. Rein sittliche Beweggründe sind beinahe unerhört." Dies beruht zum Teil auf der Verbrecherpsychologie überhaupt, in die sich Schiller so eifrig hineingedacht hatte, zum Teil war es noch die besondere Nachwirkung jenes Rousseauschen Geistes, für den der kultivierte und raffinierte Egoismus der *oberen* sozialen Schichten, der handelnden Menschen in Gesellschaft, Staat und Kirche, viel mehr den Stempel des Bösen trägt, als die sinnlich-rohe Leidenschaft der großen Menge, aber auch als die begeisterte des idealistischen Rebellen, des Hochverräters, ja (unter Umständen) des Mörders. Je mehr Schiller später selber den Revolutionär und Kosmopoliten abstreifte, desto mehr wurden auch diese Schätzungen wieder anders. Daher geht in diesen Jahren des Überganges ein so tiefer Zwiespalt durch sein Wesen, der dann auch auf sonderbare Weise bei Wiederaufnahme seiner dramatischen Dichtung sich bemerklich macht, namentlich in seinem

Digitized by Google

Ringen mit dem Stoffe des „Wallenstein“. Zuerst hat Wallenstein wie ein neuer Posa alle seine Sympathie. Dann macht er ihn „kalt“, ganz im Sinne seiner späteren historischen Ansicht. „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.“ „Die Leidenschaften, durch die er (Wallenstein) bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung“ (an Körner am 28. November 1796). „Es ist im Grunde eine Staatsaktion, und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann.“ „Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloß vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten“ (daselbst Briefwechsel mit Körner 3, S. 395, 397). Unter dem Einflusse der Griechen, den Goethe beförderte, wuchs in ihm die Erkenntnis, daß die poetische Tragik nicht in der Persönlichkeit des handelnden Menschen und den in seinem Bewußtsein vorhandenen Umständen gelegen sei — wie etwa das, was auch den Verbrecher und historischen Helden zum Gegenstande von Mitleid und Furcht macht — sondern in einem unbewußten, geheimnisvollen Hintergrunde des Schicksals, wie beim König Ödipus, der wollend und doch unwollend getan hat, was er tat. Diese Ideen entfernten ihn zwar immer mehr von dem Pathos seiner Jugend, aber sie brachten ihn auch wieder zurück auf die düster eingehüllte Rolle, die das Verbrechen im bürgerlichen Leben spielt. Wie hätte ihn sonst das Thema der Polizei als einer realistischen Erinnys oder Nemesis fesseln können, an dem er so emsig gearbeitet hat? „Über dem bunten Gewühl der mannigfaltigen Gestalten einer Pariser Welt“ sollte sie „gleich einem Wesen höherer Art emporschweben, dessen Blick ein unermeßliches Feld überschaut, und in die geheimsten Tiefen dringt, sowie für dessen Arm nichts unerreichbar ist“!*)

*) So Körner 1815. Man liest die Entwürfe einer tragischen und einer komischen Bearbeitung des Stoffes jetzt am besten bei Kettner, Schillers dramatischer Nachlaß 2. Band, Weimar 1885. Nach L. Stettenheims Dissertation, die Erich Schmidt angeregt hat, sind aus den Ansätzen zu dem Trauerspiel später die Pläne der „Kinder des Hauses“ entstanden. Erich Schmidt selber nennt den Entwurf der „Polizey“ „ein großes Bild des Pariser Nachtlebens mit kriminalistischen Accenten“, und knüpft daran die Frage: „Warum wollen wir diesem planvollen, so kalt und sicher arbeitenden Dramatiker immer wie einem gen Himmel fahrenden Propheten nachstarren . . . .?“ Charakteristiken. Erste Reihe S. 344.

Digitized by Google

Schiller war nicht der schlichte Sänger, „des Gottes voll“, der sich im Volksbewußtsein festgesetzt hat. Er besaß einen mannigfachen, unablässig ringenden Geist, der „manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang“, der „von Jugend auf die Höhen und Tiefen suchte“, wie „seine Einbildungskraft, seine dichterische Tätigkeit ihn ins Weite und Breite führten“. Immer aber — auch auf den Wegen, denen wir hier nachgespürt haben — erscheint er, um ein drittes Goethewort über Schiller anzuführen, „im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur“. Wer ihn tiefer erkennt, wird ihn um so mehr bewundern.

War Schiller religiös?

Von Theodor Kappstein.

. . Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine . . .
Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!

So hat Goethe seinen Schmerz um den Tod des besten Freundes in dem Epilog zu Schillers Glocke ausklingen lassen in einen Preis seines Seelenadels und seines Glaubens. Er charakterisiert Schillers Religion als das gläubige Verhältnis zu den ewigen Ideen des Heiligen, Guten und Schönen. Die Andacht zum Ideal ist der Kultus. Das Ideal erscheint verkörpert im Kunstwerk. Das Kunstwerk aber offenbart, was der Mensch sittlich zu leisten hat. Die schaffende Kunst ist Schillers

Digitized by Google

Gottesdienst. Der Künstler wirkt als Priester zwischen Gott und der Menschheit.

Schillers Vater war ein ernst religiöser Mann, aus dessen Schriften die selbstverfaßten Gebete nicht ohne Interesse sind. Friedrich Schiller, der Theologe werden wollte, hat das „Landexamen", aus dem die Tübinger Stiftsgenossen hervorgehen, erfolgreich bestanden. Aber er mußte zu seinem Schmerz auf die Karlschule wandern, weil sein Herzog diesen guten Kopf in seiner Militärakademie brauchte. Sein erster Stern hieß Rousseau, dem er in den Gedichten der ersten Periode die bezeichnenden Worte widmet:

Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Das Kirchlich-Religiöse ist nach der schwärmerischen Inbrunst der Knabenzeit, wo er mit Vorliebe predigte, wie viele Kinder, aus seinem Gesichtskreis gewichen. Am Tage vor seiner Konfirmation (April 1772) verfaßt er auf Anregung der frommen Mutter ein religiöses Gedicht, das Vater Schiller den Ausruf entlockte: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" Das Poem ist verloren gegangen. Erhalten aber ist das ausführliche Gedicht „Der Abend", in dem der 17jährige Jüngling Gottes Allmacht pathetisch erhebt und ihn bittet, im Blick auf die Könige und Großen dieser Erde: „Teil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!" Er ist erfüllt von einem Spinozismus, der mit Leibnizischen Gedanken verbunden ist. Wichtig für seine erste Zeit, und nicht nur für sie, ist aber der Dualismus zwischen Sinnlichkeit und geistigem Wesen. Der Geist soll herrschen, daraus geht das Gute und Schöne hervor. In den drei großen Trauerspielen seiner Jugendzeit: den Räubern, der Verschwörung des Fiesko und der Luise Millerin (Kabale und Liebe) waltet der Gedanke der vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit. Karl Moor überliefert sich selbst dem irdischen und dem himmlischen Richter. Pfarrer Moser ist eine Porträtfigur. Ruhige Zeiten nach unruhigen Tagen, die ihm durch Kopf und Herz zogen, verlebt Schiller im Hause des Konsistorialrats Körner in Dresden und inmitten des Freundeskreises, der ihm huldigte. Aus dem Genuß dieser edlen Freundschaft entsprang das Lied an die Freude, in dessen Klänge Beethoven bekanntlich seine gewaltige neunte Symphonie ausmünden läßt. Die Freude erscheint hier als die Grundtugend des religiösen Menschen.

Digitized by Google

Aus der Freundschaft, die die Menschen verbrüdert, erwächst der Glaube an den Vater überm Sternenzelt, der in der Freude als der sonst Unbekannte sich offenbart. Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur; Freude, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr. Sie lächelt den Forscher an, der der Wahrheit nachgeht, sie geleitet den Dulder zum Hügel der Tugend;

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Freude ist die ethische Kraft des Menschen, die dem Todfeinde verzeiht und daraus den Schluß zieht:

Unser Schuldbuch sei vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Aus ihr erwächst der Leidensmut, Ritterlichkeit, Treue, Wahrheit und Mannhaftigkeit, die jedem das Seine gibt.

Wir wissen, daß Schiller ungefähr in der Zeit des Don Carlos ein Epos plante, dessen Held Julian Apostata sein sollte, jener römische Kaiser des vierten Jahrhunderts, der als letzter die Wiederherstellung des Heidentums versucht hat. Ibsen hat den gewaltigen Stoff dann für alle Zeit in seinem Doppeldrama „Kaiser und Galiläer" dichterisch bezwungen. Der unvollendete Roman „Der Geisterseher", der an die Zeitereignisse der beiden Glücksritter Cagliostro und Graf St. Germain anknüpfte, wollte darlegen, wie ein protestantischer Prinz durch Umgarnung mit jesuitischen Netzen zum Bankerott alles Glaubens, zum Verlust alles sittlichen Haltes und schließlich — zum Eintritt in die katholische Kirche geführt wird. Das württembergische Herzogshaus war auf ähnliche Weise seit 1713 katholisch gemacht worden. In dieses Romanfragment ist ein philosophisches Gespräch über die Freigeisterei eingestellt, das die Entwickelungskämpfe Schillers deutlich spiegelt. Noch interessanter aber sind für uns die philosophischen Briefe des zehnten Bandes, jener Briefwechsel zwischen „Julius" (Schiller) und „Raphael" (Körner). Dort findet sich unter der Aufschrift: Theosophie des Julius, ein ausgebreitetes Glaubensbekenntnis Schillers vor. Ich hebe die Grundgedanken ganz knapp heraus. Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Das denkende Wesen ist die einzige Erscheinung in der

Digitized by Google

Natur. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte, ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo. Jeder Körper läßt Geist ahnen, jede Bewegung verrät einen Gedanken. Gott und Natur sind zwei einander völlig gleiche Größen. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott, Gottes harmonische Tätigkeit. Liebe ist der Widerschein der Urkraft, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt. Ich bin verloren, wenn die Liebe nicht da ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Die höchste Gestalt der Liebe ist die Aufopferung. Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude! Auch der Irrtum, der mit der menschlichen Natur unabtrennlich gegeben ist, wird von dem erfinderischen und liebenden Weltgeist zu seinen großen Zwecken mit verwendet. Alles erhält Bürgerrecht in dieser großen Schöpfung. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Am Vorabend der französischen Revolution (Mai 1789) legt Schiller in den „Künstlern" das Kredo des älteren Idealismus nieder. Die göttliche Weltharmonie ist in der sichtbaren Welt vernehmlich, wie sie aus den Menschenwesen heraustönt. Die Leibnizische Aufklärung ist der Grundton; mit Euch, des Frühlings erster Pflanze, begann die seelenbildende Natur; mit Euch, dem freud'gen Erntekranze, schließt die vollendete Natur.

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt Euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die Euch hier verschwunden,
Holt Ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.

Digitized by Google

Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

Es hieß in der „Resignation“: Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen, dein Glaube war dein zugewognes Glück, du konntest deine Weisen fragen, was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück; wer glauben kann, entbehre! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; und in der zweiten Fassung der „Götter Griechenlands“, die den Untergang der antiken Mythologie, die entgötterte Natur beklagen, aus der alles Schöne und Hohe, die Farben und die Lebenstöne geschwunden seien: Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen. Aber in Schiller vollzog sich die bedeutsame Wandlung von Rousseau zu Kant. Schillers Geschichtsphilosophie, die sich aus seinen Kantischen Studien herausarbeitet, ist von Kuno Fischer zutreffend durch die Gedanken umschrieben worden: Die Menschheit hat einen moralischen Endzweck, der darin besteht, daß sich die Gerechtigkeit und mit ihr die Freiheit in der Verfassung der Staaten, in der Gesellschaft der Völker verwirklicht. Die natürlichen Anlagen streben unbewußt durch die Zwietracht der Interessen und den Kampf um das Dasein diesem Ziele zu; den Endzweck des ganzen auszuführen, vermögen nicht die einzelnen, sondern die Reihe der Generationen in ihrer Zeitfolge, das ist die Menschheit in ihrer Gattung oder die Weltgeschichte. Aber diese Aufgabe soll nicht bloß instinktmäßig durch das Getriebe der Selbsterhaltung und den Drang der Interessen gefördert, sondern vernunftmäßig erkannt und mit Einsicht und Gesinnung gelöst werden. Der Sinn der Welt ist für Schiller die Frage der Fragen. Dieser Sinn der Welt, in der wir leben und für die wir da sind, wird nur erkannt aus dem sittlichen Zweck, der der Sinn unseres Lebens ist. Aus dieser Innenwelt sittlicher Ideen, unter deren Gesetz wir stehen, entnehmen wir die Maßstäbe für das Leben und die Bilder für die Welt transzendentaler Ideen, die die Grundlage der Welt und unseres eigenen Daseins bilden. Diese Kantische Selbstgewißheit der sittlichen Persönlichkeit, die Selbstgewißheit des Willens übernimmt Schiller und prägt die berühmten Worte: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne;“ und wiederum: „Nehmt die Gottheit auf in

Digitized by Google

Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Von diesem sittlichen Willen, der das Gute schafft, strahlen alle menschlichen Gedanken und Kräfte wie von einem Zentrum aus. Unser Glaube hat es nicht mit den Erkenntniskräften und Sinneswahrnehmungen zu tun, die ausschließlich auf die sinnliche Welt gerichtet bleiben, sondern er ergreift die Ideen des Schönen, Guten und Heiligen als notwendige Realitäten. Die Wirklichkeit, die uns jetzt umgibt, ist diese Welt der Ideale nicht; so muß es eine höhere Welt geben, die auf die Stimme in unserem Innern antwortet. In diesem Glauben an das, was vorhanden sein soll und darum vorhanden ist, liegt das höchste Gut. Alles Sinnliche ist nur Erscheinung, wirklich nur in der vorübergehenden Gestalt von Raum und Zeit; das Sittliche, Geistige und Schöne ist das Bleibende, Ewige. So sondert sich die „phänomenale" Welt in Kants Unterscheidung, der sich Schiller vollständig anschließt, von der sogenannten „intelligibeln" Welt. Also Selbstgewißheit des sittlich strebenden Geistes von seiner höheren Abkunft und seinem höheren Ziel.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Ähnlich heißt es in „Thekla, eine Geisterstimme" in den Schlußversen:

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.
Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl;
Wage du, zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Der „Pilgrim" kommt an das Gestade des Stromes, der nach Morgen fließt, und wirft sich froh vertrauend ihm in die Arme. Aber auch das große Meer, in das er getrieben wird, bringt ihn dem ersehnten Ziele nicht näher. Denn „der Himmel über mir will die Erde nie berühren, und das Dort ist niemals hier". Die Ergänzung bringt das parallele Gedicht von der „Sehnsucht":

Digitized by Google

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Doch schon drei Jahre früher (1798) hatte Schiller die „Worte des Glaubens" gedichtet mit dem sinnigen Einschlag: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." Die inhaltsschweren „drei Worte" stammen nicht von außen, das Herz nur gibt davon Kunde, und doch verleihen sie dem Menschen allen Wert. Sie besagen: der Mensch ist frei geschaffen, ist frei; die Tugend ist kein leerer Schall; und

. . . ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Aber sie stammen nicht von außen her, Euer Inneres gibt davon Kunde. In den „Worten des Wahns", des Aberglaubens, wird das noch einmal akzentuiert. Als Irrtümer erscheinen der Glaube an die goldene Zeit, wo das Rechte, das Gute wird siegen, der Glaube, daß das buhlende Glück sich dem Edeln vereinigen werde, und endlich: daß dem ird'schen Verstand die Wahrheit je wird erscheinen. Dem gegenüber Schillers Zuruf:

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Der Mensch hat die Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Der Blick mag sich an dem Scheine weiden; Mut jedoch wird den Dank erringen, der am Ziel des Weges winkt. Aus der Sinne Schranken flieht der rechte Mensch in die freie Bahn des Denkens, und im Genusse des Schönen werden wir jetzt schon einer Vollendung teilhaftig, die das wirkliche Leben niemandem

Digitized by Google

gewährt. So können das Ideal und das Leben im ästhetischen Menschen, der bei Schiller immer auch ein sittlicher Mensch ist, zusammenkommen. Moral und Poesie sprengen jede Pforte — das kommt zum wunderbaren Ausdruck in den Distichen über Columbus:

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet der andre gewiß.

Wir werfen noch einen Blick auf einige wichtige Kulturdichtungen Schillers, in denen seine religiöse Haltung sich in ihrer abschließenden Form ausprägt: Das eleusische Fest, der Spaziergang, das Lied von der Glocke. Die beglückende Mutter der Welt, die allen die Heimat auf der Erde bereitet und die den alten Göttern, die durch Kultur und Religion verdrängt sind, ihren Platz frei hält, erhebt der festliche Gesang. Der Mensch inmitten der Kreatur soll sich an den Menschen reihen — denn allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein. Huldigt aber Schiller auch dem antikisierenden Zeitgeschmack, so wird er doch im Laufe seiner Entwickelung konservativer und religiöser. Die Klage ergeht im „Spaziergang":

Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.

Aber die fromme Natur, die in immer veränderter Schöne und ewiger Jugend züchtig das alte Gesetz ehrt, hält dem Jüngling wie dem Manne die Treue, sie vereint die fernen Geschlechter, und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns. Das wunderbare Lied von der Glocke ist ein Stück Bürgerpoesie und Arbeiter-

Digitized by Google

poesie.*) Die soziale Lyrik späterer Zeiten hat Schiller hier originell vorweg genommen. Die Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, wird gefeiert; sie bändigt die Elemente und bindet die Geister, sie baut das Haus und in dem Hause den Staat. Die Glocken läuten zu den hohen Festtagen des Jahres, sie geleiten den Menschen ins Leben hinein, durch alle Stationen seines Daseins, bis man ihn als „köstlichen Samen" trauernd und hoffend in der Erde Schoß birgt. Sie lehren, daß nichts besteht, daß alles Irdische verhallt; aber als Nachbarin des Donners, an die Sternenwelt grenzend, dem Erdenleben entrückt, sind sie eine Stimme von oben, „wie der Gestirne helle Schar, die ihren Schöpfer wandelnd loben und führen das bekränzte Jahr". Nur vergesse man nicht, daß diese Schillersche Kirche so konfessionslos ist wie Schillers Religion.

Schiller hat sich, wenn er vom Christentum im prägnanten Sinn sprechen wollte, am liebsten die katholische Form des mittelalterlichen Christentums vorgestellt; so in den Balladen vom Gang nach dem Eisenhammer, wo der fromme Fridolin erst in die Messe geht für seine Gräfin und für sich; vom Grafen von Habsburg, wo sich der Graf gläubig vor der Monstranz neigt, um zu verehren, „was alle Menschen erlöset", und in dem Kampf mit dem Drachen, wo dem Ordensritter vom Prior entgegengehalten wird: Gehorsam ist des Christen Schmuck. Doch für sich beanspruchte der Dichter eine Entschränkung der Religion aus den Fesseln der Konfession. Hierher gehört das feine Wort an die „Johanniter":

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Küste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubin Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranz der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Schiller hat niemals sich ausführlich und speziell über den

*) Vgl. das bedeutende Buch von Karl Sell: Die Religion unserer Klassiker, Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1904, besonders den aufschlußreichen Abschnitt: 114—159.

Digitized by Google

Stifter des Christentums ausgesprochen;*) als man ihn aber nach seiner Religion fragte, hat er das berühmte Epigramm geschrieben in den Votivtafeln unter der Aufschrift: Mein Glaube:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.

Man hat an diesem Spruch viel herumgedeutelt; sicher ist aber, daß er sich jeden Eingriff von außen in die innerste religiöse Welt des eigenen Lebens verbittet in der Überzeugung, daß hier niemand den Besitz des anderen übernehmen könne, sondern sich nur der Blumen erfreuen dürfe, die in seinem eigenen Garten wachsen. Der Himmel ist unermeßlich, so unendlich erhaben; aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab. So war also Friedrich Schiller ein Christ auf seine Art, der zwar das Christentum als weltgeschichtliche Notwendigkeit in der Entwickelung des Menschengeistes gewürdigt hat — man vergleiche die „vier Weltalter" —; der aber einen geheimen Schmerz, den später Friedrich Nietzsche zur ungestümen Klage anschwellen ließ, nie verwunden hat über die Entthronung der alten Götter der heidnischen Mythologie; der der Kunst als naiver Realist und zugleich als schöpferischer Idealist den Altar errichtet, daran er mit reinem Herzen den Gottesdienst seines Lebens als Lyriker, Historiker, Philosoph und Dramatiker verrichtet, und der in lautester Religiosität bekannt hat als Motto seines Lebens angesichts seiner unsterblichen Dichtungen:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

---

*) In seiner Jenenser Antrittsrede von 1789 über das Thema: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? steht die Bemerkung: „Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Anteil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Faktum für die Weltgeschichte wird; aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Entstehungsgrund ihrer Erscheinung.

Digitized by Google

Versöhnung.

Von Marie Marx-Koning.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Frida von Rüden.

Langsam kamen sie vorbeigeklappert, die weiß gescheuerten, sonntäglichen Holzschuhe. Er sah nichts anderes diesen Tag, diesen langen, langweiligen Sonntag.

Die Gesichter der Holzschuhträger konnte er nicht sehen: er wollte sie auch nicht sehen und hatte deshalb die Gardine fast ganz herabgelassen, so daß sich jetzt nur die häßlichen Hosenbeine und die weiß gescheuerten Holzschuhe vorbeibewegten.

Doch wußte er wohl ungefähr, wer dort ging; kannte sie alle bei Namen. Er wußte auch, daß sie nachher am Ende der Straße auf dem Platze stehen bleiben würden, wie Bauernjungen tun, die froh sind, einmal den ganzen Tag herumlungern zu dürfen.

Er wußte auch genau, wie sie dann dort stehen würden: so ein bißchen auf der Lauer nach den Bauerndirnen, die in bunten Pantoffeln, mit wogenden, von Röcken dicken Hüften vorbeikamen, ziemlich schweigsam, nur dann und wann sich einen matten Scherz oder eine Banalität über das Wetter zurufend.

Er saß, die Ellenbogen auf dem Tisch, am Fenster, mit einem Buch vor sich. So dicht am Fenster, daß das herabgelassene Rouleau ihn hinderte, etwas anderes zu sehen als die Straße, den untersten Teil der Häuser auf der gegenüberliegenden Seite und die herausfordernd weißen Sonntagsholzschuhe, die immer wieder aufs neue vorbeiklapperten.

Auf allerlei Art hatte er versucht, den Sonntag tot zu schlagen; aber das graue Wetter drückte ihn nieder, so daß er sich nicht erheben konnte über seine eigene Stimmung.

Erst hatte er versucht zu zeichnen; mit einem gewissen Ehrgeiz ein Stilleben entworfen; aber das graue Licht, das draußen alles erdrückte, lag auch im Zimmer und ließ ihn erlahmen.

Endlich hatte er den Plunder wieder fortgeräumt und fing an zu lesen: ein Buch von Zola, seinem Lieblingsschriftsteller; aber auch das wollte nicht gehen; die Gestalten blieben leblos für ihn und das Buch bestand nur aus einer Menge langweiliger Buchstaben.

Digitized by Google

Was sollte er denn nur jetzt um Gotteswillen tun?

Es wurde an die Tür geklopft.

„Herein!"

Ein dummes, langweiliges Dorfmädchengesicht blickte hinein.

„Herr Lehrer, der Herr läßt fragen, ob Sie nicht in die Kirche gehen werden. Der Herr fühlt sich nicht sehr wohl . . ."

„Jawohl, jawohl!" sagte er und bedeutete, daß es schon gut sei. Er sah es sehr gut ein: Der Oberlehrer war stets bange vor dem Pfarrer, wenn sein Platz in der Kirche leer blieb. Und warum sollte er dem Mann nicht den Willen tun? Es war ihm ja heute ganz egal, wo er saß.

Das dumme Dienstmädchengesicht verschwand, die Tür wurde zugeschlagen.

Er stand auf, gähnte und streckte sich.

Guter Gott! Wie lange würde er noch hier auf dem elenden Dorfe bleiben müssen, wo sie alle seine Illusionen erstickt hatten? Und wie viele Illusionen hatte er doch gehabt! Illusionen, den Schülern Wohltaten zu erweisen, auf die Dorfbewohner veredelnd zu wirken, die . . . . nun ja, es war vielleicht etwas Eitelkeit mit dabei gewesen, aber auf alle Fälle: er hatte doch gutes gewollt und war abgeprallt an Dummheit und an Untertänigkeit vor der „Geldmacht".

Alles hatte er versucht, um etwas mehr Leben ins Dorf zu bringen. Ein Lesezirkel war gescheitert an der Wahl der Bücher, die stets eine fromme Färbung haben mußten. Nicht weil die Dorfbewohner das so wollten, aber weil sie sich fürchteten vor dem Urteil der „Macht", der großen „Geldmacht", der Freifrau, die mit mittelalterlichem Despotismus über sie herrschte, weil ihr der größte Teil der Ländereien gehörte und sie also das Wohl und Wehe der Dorfbewohner, die fast alle ihre Pächter waren, in Händen hatte.

Dann hatte er Vortragsabende arrangiert mit ganz einfachen, harmlosen Sachen von Justus van Maurik und anderen; aber die „Geldmacht" hatte von der Kanzel herab verkünden lassen, daß die Vorträge des Teufels wären und Gott nicht wohlgefällig, und allmählich hatte er bemerkt, wie alle Mitglieder des Vereins, der die Vortragsabende zum Zweck hatte, sich verlegen zurückzogen; sie durften nicht; sie konnten nicht; denn die „Geldmacht" hatte ihr Wohl und Wehe in Händen. So war es ihm unmöglich geworden, ihre Vergnügungen etwas zu veredeln, und alles blieb, wie es bisher gewesen war: Sie saßen weiter in

Digitized by Google

Schenken hinter grünen Fliegengitterfenstern, weiter schlichen sie scheinheilig weg, wenn zufällig der Rentmeister vom Schloß hineinkam, weiter stellten sie heimlich den Bauernmädchen nach. Im geheimen, alles im geheimen, immer im geheimen: schleichend, nicht dürfend, nicht wagend.

Er glaubte übrigens, daß sie ihn gern hatten in dem Dorf, daß sie etwas fühlten von der gesunden Menschenliebe, die er mitgebracht hatte; aber auch das durften sie nicht zeigen.

Und in den Augen der Mächte, die das Dorf regierten, war er ein Eindringling, ein Verderber.

O, hätte er es nur nicht so genau gewußt, wie sie dachten, die feigen Unterdrücker, da hätte es ihn nicht so geekelt; aber es war klar: Macht von Gott stehlen, um damit selbst herrschen zu können.

Erst kam Gott, sagte er wohl einmal zu sich selbst, dann die Freifrau und dann der Pfarrer und der Rentmeister; und die armen Pachtbauern mußten glauben, daß sie Gott gehorchten, indem sie den kleinen Potentaten untertänig waren.

Er wollte sich aber auch bemühen von hier wegzukommen. Es war wohl nicht so leicht, eine andere gute Stellung zu finden, aber hier kroch ihm in der letzten Zeit alles in die Kehle; er konnte nicht länger!

O, diese widerwärtige Untertänigkeit selbst jener, die nichts mit der „Geldmacht" zu tun hatten, zum Beispiel des Oberlehrers, bei dem er im Haus wohnte, nebenbei eines guten Männchens, das aber zitterte, wenn der gewöhnliche, alljährliche Besuch der Freifrau angekündigt war.

Einmal war er bei so einem Besuch dabei gewesen. Hochrot, mit klopfendem Herzen hatte er zugehört, mit stets steigender Verwunderung zugehört, wie die Freiherrin dem kleinen, freundlichen Frauchen des Oberlehrers in herablassendem kühlen Ton die Leviten las über allerlei Dinge; sie auch darüber verhörte, warum ihr Töchterchen nicht nach dem christlichen Kindergarten gehe, dem christlichen Kindergarten, von dem er — Gott bessere es — Dinge erlebt hatte, von denen man nicht wußte, ob man lachen oder weinen solle!

Einmal war ein Nachbarsmädchen zum Spielen bei dem Töchterchen des Oberlehrers gewesen. Das Kind ging in den christlichen Kindergarten und wußte die wunderlichsten Bibelstellen auswendig, ohne zu stocken. Zufällig war eben ein Schlächter

Digitized by Google

vorbei gekommen, ein Jude. Das Kind hatte hinausgesehen und gesagt:

„Da geht einer von den bösen Juden, die Christus ermordet haben."

„Einer von den bösen Juden?" hatte das Töchterchen des Lehrers mit unschuldigen Augen gefragt.

„Ja, höre! Die bösen Juden, die sind für immer verdammt, weil sie Christus ermordet haben!"

„Christus ermordet?" hatte das Kind, das nicht verstand, wieder gefragt.

„Ja und jetzt müssen sie in die Hölle! . . . . braten . . . . ganz recht . . . ."

Mit freundlichen, erklärenden Worten war er zwischen beide getreten und hatte sich bemüht, dem Kind andere Anschauungen beizubringen; aber das siebenjährige Dingelchen hatte seine traurige Weisheit nun einmal in dem Kindergarten, dessen Schutzherrin „diese" Freifrau war, gelernt und blieb also taub gegen seine mildernden Worte.

Später hatte er mit dem Oberlehrer darüber gesprochen und der hatte wie immer beschönigt, und noch einmal beschönigt und gemeint, daß die Kinder das alles wohl wieder vergäßen und so weiter; aber das tapfere Frauchen — und darum hatte er Respekt vor ihr — hatte nicht gewollt, daß ihr Töchterchen in den „christlichen" Kindergarten gehe. „Was du jung einpflanzest, bringst du später nicht mehr hinaus" hatte sie gesagt; „und ich will nicht, daß mein Kind hassen lernt, anstatt zu lieben."

So war sein eigenes Leben langsam zusammengeschrumpft zu trockenem Studium und einigen Liebhabereien; und manchmal sehnte er sich danach, wieder einmal mit einem Menschen zu sprechen, einem wirklichen Menschen: jemandem aus Fleisch und Blut, der durfte, der dürfen konnte.

„Das wird mir wieder eine Predigt werden von diesem Pfarrer!" Eigentlich müßte er sich weigern hinzugehen: es war für ihn ein Ärgernis, anstatt eines friedebringenden Genusses, die Kirche zu sehen, wo in einer schön geschnitzten Bank die „Geldmacht" thronte, die dem Redner auf der Kanzel das Wort erteilt hatte; denn von den vielen, aus alten Zeiten übrig gebliebenen Mißbräuchen hatte die Freifrau außer Zehnt- und Jagdrecht auch noch das Patronat aufrecht erhalten.

Ach, aber er würde doch gehen. Er kannte die Angst seines guten Vorgesetzten und er langweilte sich doch auch so!

Digitized by Google

Einige bunte Schals und schwarze Röcke mit Gesangbüchern waren schon am Fenster vorbeigetrödelt. Wie gehetzt fing die Glocke an zu läuten: ein albernes Geläute! Die Glocke tat auch immer so, als ob sie es nicht so meinte. Es war nicht die Glocke, die ihn als Kind gerufen hatte, mit feierlichen Klängen aus der hohen, stillen Sonntagsluft. Man konnte hören, daß ein von der „Macht" bezahlter Diener am Seil zog, ein Lohndiener, der froh sein würde, wenn er wieder aufhören könnte, und jetzt rasch, ganz rasch am Seil zog.

Durch die Wohnzimmertür rief er dem Oberlehrer und dessen Frau „Guten Tag" zu und nickte nach Dorfgewohnheit auf der Straße nach rechts und links.

Gott! Da war ja auch Annchen mit ihrem Kind unter dem Tuch. Wie war sie blaß, das arme Geschöpf! Das Kind sollte wohl getauft werden. Annchens Mutter ging neben ihr: Eine dicke, streng aussehende Frau mit verbittertem Gesicht.

Er ging ein Stück mit ihnen.

„Wie geht es, Frau Bevers?" frug er, um etwas zu sagen.

„Wie soll es gehen, Herr Lehrer?" antwortete die Frau zurückhaltend. „Der Mensch muß alles gehen lassen, wie es geht."

Annchen hatte scheu aufgeblickt, mit einem verlegenen Lächeln „Guten Tag" genickt.

Wie sich ein Mädchen veränderte durch so ein Ereignis! Früher ein schmuckes Bauernmädchen und jetzt ein verfallenes Frauchen.

Er ging weiter, denn er sah ein, daß sie lieber nicht sprechen wollte.

Die Glocke hatte aufgehört zu läuten, als er in die Kirche trat; doch waren erst wenig Menschen da. Vorn auf schadhaften Rohrstühlen einige alte Männer und Frauen, mehr nach rückwärts ein Trupp trampelnder Kinder und natürlich in der geschnitzten Bank die Freifrau mit ihrer Gesellschaftsdame.

Er saß. Der Küster begann die Gebote abzulesen. Da kam Annchen mit ihrer Mutter hinein. Sie setzten sich dicht neben das Taufbecken.

Zum Teufel! Das war stark! Da saß wahrhaftig vorn in der Bank der Kirchenältesten der Bauernsohn, den alle in Verdacht hatten, der Vater von Annchens Kind zu sein.

Das war unerhört; aber er war sicher gekommen, um den Menschen Sand in die Augen zu streuen. Als man gehört hatte,

Digitized by Google

daß Annchen Mutter werden müßte, und der Freier sich weigerte, sie zu heiraten, wurde ihm am Abend von einigen Bauernjungen aufgelauert, und trotz seines Leugnens bekam er solche Prügel, daß er ein paar Tage fast nicht gehen konnte.

Der Lehrer hatte in der Geschichte etwas Schönes gefunden. Das hatten sie wenigstens gewagt, wenn es auch schade war, daß sie den Abend abgewartet und ihre Gesichter mit Ruß beschmiert hatten, um unkenntlich zu sein. Aber sie hatten dem untreuen Liebhaber gewiß noch mehr Schläge zugedacht, und jetzt wollte er einmal zeigen, daß er unschuldig war, denn sonst würde er hier nicht so behaglich zusehen, während das Kind getauft wurde.

Neben ihm saß sein Vater: ein stattlicher, pechschwarzer Kirchenältester, das Haar an den Schläfen herunter gekämmt, eine Tuchmütze auf dem Kopf, die er der eingebildeten Zugluft wegen steif aufbehielt. Er war einer der wenigen Bauern, die freien Besitz hatten.

Annchen starrte still vor sich hin, das arme Ding. Manchmal weinte das Kind ein wenig, dann beruhigte sie es, oder steckte ihm den Lutscher fester in den Mund. Sie schämte sich sehr: sie blickte so scheu drein. Ihre Mutter nicht; die war nur böse.

Durch die Tür drängten sich noch einige junge Männer hinein; später noch ein paar eilige Männer und Frauen in Bauerntracht.

Der Küster hatte mittlerweile die Gebote abgelesen; es wurde etwas geräuspert und gerückt, dann, feierlich, kam der Geistliche.

Der junge Lehrer konnte ihn nicht recht ansehen: auf dem Gesicht des Mannes lag keine Güte; nur unangenehmer, starrer Hochmut und Härte; sonst nichts.

Frau und Tochter des Pfarrers rückten jetzt auch in ihre Bank, auch das jüngste Töchterchen, ein Mädchen von ungefähr acht Jahren.

Die Predigt machte dem jungen Mann keinen Eindruck. Es war immer dasselbe, was er schon so oft gehört hatte: ein Wortschwall ohne Zweck, ohne Liebeszweck.

Er saß also ganz in eigene Gedanken versunken, als er sah, wie Annchen aufstand, während sie das Tuch, womit das Kind bedeckt war, zurückschlug und vor das Taufbecken trat.

Feierlich stieg der Geistliche von der Kanzel herab.

Der junge Mann machte sich nicht darauf gefaßt, etwas Be-

Digitized by Google

sonderes zu hören. Er hatte hundertmal taufen gesehen; denn aus Pflichtgefühl und um seinen guten Oberlehrer nicht zu ärgern, ging er am Anfang hier regelmäßig zur Kirche.

Er erschrak aber, als er die eisige Stimme des Predigers sagen hörte: „Und du, Frau, die du hier stehst als eine Verworfene vor dem Angesicht des Herrn, du, die du deine Augen nicht aufschlagen darfst zu deinen Gefährtinnen, du, die du deiner Mutter zur Schande, dir selbst zum Verderben gereichst . .!"

Plötzlich hörte er einen schwachen Schrei, sah Annchen wanken, die Mutter aus der Bank stolpern. Er selbst war mit ein paar Sprüngen bei ihr. Was er dann getan oder gesagt hatte, wußte er später selbst nicht mehr. Er muß wohl dem Pfarrer einige Beleidigungen zugerufen haben; er muß einen sehr sonderbaren Eindruck gemacht haben dadurch, daß er das noch immer bewußtlose Mädchen in den draußen wartenden Wagen der Freifrau trug, obwohl ihre Mutter mit dem Kind ihm rufend nacheilte. Auch verstand er später nicht, wie es gekommen war, daß der Kutscher es getan hatte, nämlich das Mädchen nach Hause zu fahren. Es war alles geschehen, ehe er es sich bewußt wurde, und ehe er sich dessen bewußt wurde, war er wieder zu Hause. Der Oberlehrer hatte erstaunt die Haustür aufgemacht, und, die Hand an der Stirn, gefragt, warum er so früh nach Hause käme. Heiser vor Wut hatte er den Skandal erzählt, mit Mühe harte Worte unterdrückend, bis der Oberlehrer wieder entschuldigend anfing, mit „ja, aber" und so weiter.

Er war jetzt wieder allein in seinem Zimmer. Plötzlich fing er an, hart zu lachen: wie drollig muß es ausgesehen haben, in der Kirche, als Annchen und die Mutter und das Kind weg waren und der Pfarrer sich aus der Affäre ziehen mußte! Und was würde die Freifrau wohl gesagt haben, als sie entdeckte, was man mit ihrem Wagen getan hatte!

Wie war es um Gotteswillen möglich, daß so etwas, wie heute, geschehen konnte! Wie war es möglich, daß die Dorfleute den Pfarrer nicht steinigten, nicht prügelten, so wie sie den vermeintlichen Vater des Kindes geprügelt hatten!

Wie gehetzt begann er im Zimmer auf und ab zu laufen.

Die Kirche schien zu Ende zu sein; hastig läutete die Glocke; jeder, der vorbeiging, sah zu ihm hinein. Er bemerkte es wohl, bemerkte auch, daß sie ängstlich dreinblickten. Sie würden nicht gewagt haben, was er wagte. Er glaubte sogar, daß er dem

Digitized by Google

Pfarrer „Schuft“ zugerufen hatte. Aber jetzt würde es zu Ende sein; hier konnte er doch nicht bleiben. Das unangenehmste war, daß er sich jetzt natürlich beim Gemeinderat unmöglich gemacht hatte; denn gaben ihm die meisten auch in ihrem Herzen recht, so blieb doch der Pfarrer immer der Pfarrer.

Vielleicht bekam er jetzt eine unehrenvolle Entlassung oder so etwas?

Er lächelte bitter: Gott, Gott, wie war doch alles auf der Welt so anders, als man es sich als Kind vorgestellt hat!

Das arme Mädchen — was würde jetzt nur mit ihm sein? Wenn der Pfarrer durchaus schelten wollte, warum schalt er dann den Vater des Kindes nicht aus? Der konnte es vertragen! Der hatte keine Zeit des Jammers durchgemacht, kein Leben der Sorge vor sich!

„Aber, es ist ja wahr“, lachte er, „La recherche de la paternité . . . .“

Wie fürchterlich das alles doch die unverehelichte Frau traf. Glücklicherweise, daß es eine Seltenheit war, wenn im Flachland so etwas passierte, wie jetzt mit Annchen. Meistens heiratete der Liebhaber das verführte Mädchen.

Er hatte ein so tiefes Mitleid mit Annchen! Wenn es dunkel wäre, wollte er rückwärts hinausgehen, um sie ein wenig aufzusuchen.

Gott bewahre! Das durfte er doch nicht! Wie feig! Aber jetzt würde er, um sich selbst zu strafen, auch direkt hingehen und nicht rückwärts hinaus; offen über die Straße hinüber.

Sie wohnte nicht weit vom Lehrerhaus, in einem Krämerladen, den ihre Mutter hatte. Die gelblichen Jalousien waren heruntergelassen. Ein paar Eier sahen traurig unter den Fransen hervor. Er versuchte die Tür zu öffnen, doch die war verschlossen. Dann also hinten herum. Im Hinterhaus war niemand. Er räusperte sich ein paarmal, bis Annchens Mutter erschien, noch immer mit dem kalten, strengen Zug im Gesicht. Sie sagte kein Wort.

„Ist Annchen drin?“ frug er.

„Ja“.

Nachdem er die Füße abgeputzt hatte, trat er ein, in das Hinterzimmer mit dem gestrichenen Fußboden. Die Mutter ging

Digitized by Google

mit. In einer Ecke am Fenster stand eine Wiege, in der das Kind anscheinend schlief. Ein Bett, in dem sich nichts rührte, war aufgedeckt. Er zögerte.

„Ist sie da?“ frug er die strenge Frau.

„Ja“, antwortete sie kurz.

Er trat an das Bett, erkannte die matten Umrisse von Annchens abgewendetem Kopf und frug, etwas verlegen über sein Vorgehen:

„Wie geht es jetzt, Annchen?“

Es kam keine Antwort, nur ein leises Schluchzen.

Er blickte auf sie und merkte, daß sie wegen der alten strengen Frau nicht sprechen durfte.

In dem Laden klingelte die Türglocke. Die Frau ging aus dem Zimmer, um hinten herum zu sehen, wer es wäre.

„Nun, wie geht es jetzt?“ frug er noch einmal.

„Ach lieber Gott, Herr Lehrer, wär' ich doch tot!“ schluchzte sie. „Jetzt darf ich mich nie mehr auf der Straße sehen lassen; ich darf meine Augen nicht aufschlagen, und das Kind ist nicht einmal getauft. Wenn es morgen stirbt .... wer weiß, wo das Wurm dann hinkommt!“

„Gott, Annchen, du tust mir so leid“, sagte er mit erstickter Stimme.

„Das hilft so wenig, Herr“, antwortete sie hart und bitter. „Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, aber es hilft so wenig.“

„Das ist wahr“, sagte er, aber kann ich denn etwas für dich tun? Sag mir nur eins, ist der, der dafür gehalten wird, ist der der Vater?“

„So wahr, als Gott lebt, Herr Lehrer! Und der Pfarrer, der weiß es. Ich hab es ihm gesagt und gerade deshalb, weil er dasaß und ich so allein dastand. . . .“

„Ja, es ist schrecklich“, sagte der junge Mann.

Die gestrenge Frau kam wieder hinein.

„Herr Lehrer, da ist jemand, der Sie sprechen will“, sagte sie.

Im Laden, halb auf dem Ladentisch sitzend, war ein junger Bauer. Etwas verlegen, sehr häßlich, die Mütze schief auf dem gelblichen Haar, aber mit einem gutmütigen Zug auf dem sommersprossigen Gesicht.

„Du willst mich sprechen?“ frug der Lehrer.

„Ja, Herr Lehrer“, sagte der junge Bauer, verlegen

Digitized by Google

lächelnd. „Erst muß ich Ihnen die Hand geben. Sehen Sie: wir können das nicht so; das wissen Sie ja, aber Spaß hat's mir gemacht, wie Sie dem Pfarrer die Wahrheit gesagt haben. Ich war auch in der Kirche, wissen Sie, ich rückte auf meinem Stuhl hin und her, weil der Hund, von dem es heißt, daß er der Vater ist, auch da saß."

„Ja", antwortete der Lehrer, nicht recht wissend, was da eigentlich herauskommen würde.

Sie schwiegen beide.

Eine große schwarze Katze war hereingelaufen und sprang jetzt miauend auf den Ladentisch.

„Herr Lehrer, ich wollte Sie etwas fragen", sagte der Bauernbursch und streichelte dabei die Katze.

„Und das wäre?"

„Ja, sehen Sie, ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll... Sie müssen nämlich wissen, daß ich mich früher um Annchen beworben habe; aber dann wollte sie mich nicht. Ja, sie hatte ja für ihren Teil recht, denn sie war ein schmuckes Mädchen und ich bin nur ein häßlicher Kerl. Aber wie ich sie jetzt so verlassen in der Kirche stehen sah, habe ich bei mir gedacht: vielleicht daß sie mich jetzt doch will."

Das kam heraus, als ob es die einfachste Sache von der Welt wäre, aber in dem jungen Lehrer, für den der ganze Tag so grau gewesen war, begann es hell zu werden .... und ihn überkam eine große, jubelnde Bewunderung für diesen häßlichen Burschen ....

„Das ist schön von dir, Knelis", sagte er mit leuchtenden Augen.

„Schön, Herr Lehrer? Ich kann das Schöne dabei nicht einsehen. Wenn man ein Mädchen lieb hat, dann bleibt man ihm doch treu und, wenn sie unglücklich ist, dann liebt man sie doch doppelt. Es ist doch wahrhaftig nicht ihre Schuld, daß er so ein niederträchtiger Schurke ist. Aber, Herr Lehrer, jetzt möchte ich Sie was fragen: Ich selbst kann ihr nicht damit kommen, denn ich fürchte, daß sie sich vielleicht beleidigt fühlen wird."

Immer höher schwoll die Bewunderung im Herzen des jungen Mannes. Wieviel Gutes, wieviel Schönes steckte doch in diesem Menschen, unsichtbar für die „Geldmacht"; aber dann doch sichtbar für Gott .... wenn es einen Gott gab. Mit einemmal fühlte

Digitized by Google

er sich versöhnt mit dem trüben Sonntag, mit dem ekligen Dorf er empfand eine tiefe, jubelnde Freude und hätte diesen häßlichen Burschen an sein Herz pressen mögen ....

„Sag mir nur, was ich tun soll; ich werde tun, was ich kann, um dir zu helfen", antwortete er mit strahlendem Blick.

„Nun, Herr Lehrer", sagte Knelis, noch immer die Katze streichelnd, die sich krümmte vor Wonne und sich behaglich an ihn schmiegte, „Sie müssen sie eben vorbereiten, sehen Sie, und dann müssen Sie so ungefähr zu ihr sprechen: Annchen, sei nur jetzt ganz ruhig. Dein Kind wird getauft und dann wirst du nicht mehr allein vor dem Pfarrer stehen, dann wird jemand neben dir stehen ..... und er soll dann nur noch etwas sagen!"

„Würdest du dann", frug der Lehrer, „würdest du dann tun, als ob du der Vater wärst?"

„Ach, Herr, warum denn nicht? Das wäre wohl so am besten, besonders dann später für das Kind."

Wie sagte der Bursch das alles so selbstverständlich mit seinem häßlichen, einfältigen, dummen Gesicht; aber was für eine Welt von wahrhafter Liebe leuchtete aus seinen Augen!

„Knelis — wenn du es selbst sagen würdest", sagte der Lehrer herzlich.

„Ja, Herr Lehrer, aber ich fürchte mich so, daß sie beleidigt sein wird, wenn ich sie jetzt so geradezu frage."

„Ich glaube, daß sie noch mehr beleidigt sein wird, wenn ich hineingezogen werde."

„Glauben Sie das?"

„Ja, das glaube ich sicher."

„Ja, Herr Lehrer, und soll ich es also gleich tun?"

Der junge Mann dachte nach .... vielleicht wäre es das beste; aber jedenfalls brauchte die Mutter nicht dabei zu sein.

„Ich würde es tun, Knelis", riet er. „Alles Gute, was man tun will, muß man immer so rasch als möglich tun. . . Ich werde die Mutter hierherrufen."

Er machte die Tür des Zimmers auf.

„Frau Bevers", rief er hinein. „Knelis will Annchen gern allein sprechen!"

Ein wenig Staunen, etwas wie Hoffnung glitt über das finstere Gesicht der Frau.

Digitized by Google

„Sie liegt im Bett, aber sie ist in den Kleidern", sagte sie, wie entschuldigend, daß sie so Besuch empfing.

Knelis schlüpfte hinein, während Frau Bevers, wartend, die Hände in die Hüften gestemmt, sich in den Laden stellte. Der Lehrer zögerte noch; er streichelte die Katze, pflückte ein Blatt von den Fuchsien ab, die am Fensterbrett standen, und trommelte auf dem Ladentisch.

„Was kann der wollen?" frug Frau Bevers noch immer finster.

Drinnen hörte man keine Stimme mehr, nur Annchens lautes Weinen. Plötzlich ging die Tür auf. Mit zufriedenem Leuchten in seinem häßlichen Gesicht stand Knelis in der Öffnung.

„Frau Bevers .... Herr Lehrer .... kommen Sie mal 'n Augenblick her, Sie können zwei'n gratulieren, oder eigentlich drei'n — — — —" lachte er verlegen, und während die gestrenge Frau und der Lehrer eintraten, ging er zur Wiege, in der das Kind wach geworden war, hob es mit seinen großen, roten Händen vorsichtig heraus und brachte es Annchen, die aufrecht im Bett saß und mit beiden Händen die Haare aus ihrem verweinten Gesichte strich.

„Sehen Sie, uns Drei'n müssen Sie jetzt gratulieren, Herr Lehrer, denn sie tut's!"

„Was heißt das?" frug die Frau erregt.

„Er will Annchen heiraten", sagte der Lehrer.

Da sank die derbe, schwere Frau auf einen Stuhl nieder, schlug ihre Schürze vors Gesicht und fing an, laut zu weinen.

„Holla, Mutter", sagte Knelis, nicht im mindesten gerührt, „jetzt müssen Sie lachen, anstatt weinen."

Der Lehrer hatte für die strenge Frau ein Glas Wasser geholt, das sie, mit dem ganzen Körper heftig schluchzend, austrank. Er fühlte, daß er jetzt hier überflüssig war. Ohne etwas zu sagen, gab er Annchen die Hand, drückte sie auf ihr dankbares „Gott segne Sie, Herr Lehrer", so fest, daß es ihr fast weh tat, gab Knelis auch die Hand und klopfte darauf Frau Bevers ermutigend auf die Schultern, die darin wieder einen Anlaß fand, um von neuem laut zu weinen. Als er hinaus kam, durch das Hinterhaus, war es ihm, als ob die graue Luft plötzlich von Sonne durchflutet wäre. Aus einiger Entfernung näherte sich ein Trupp holzschuhklappernder Jungen. Er winkte ihnen fröhlich zu; aber er wunderte sich nicht, daß sie nicht ebenso herzlich wieder grüßten:

Digitized by Google

das durften sie ja nicht, nach dem Skandal, den er in der Kirche gemacht hatte.

Aber das konnte ihm jetzt gleichgültig sein, ganz gleichgültig, ... es waren doch alle Kneiffe für ihn. ... Und es konnte ihm auch gleichgültig sein, was der Gemeinderat tun würde ... und ob er rasch eine andere Anstellung bekommen würde ... und ob es langweilig war auf dem Dorf oder nicht ... denn eins konnte doch niemand ertöten ... eine Sache konnte auch von keiner „Geldmacht" verboten werden: ... Dieses einfache, wahrhafte Lieben! ... und das zu dürfen, daran konnte sie niemals jemand hindern.

Alle Wege führen — weg von Rom.

Von L. Gurlitt.

[Teil II.]

Spricht man solche Gedanken aus, dann pflegt von orthodoxen Schulmännern auf die historische Entwickelung hingewiesen zu werden, die einen Bruch mit der Tradition nicht dulde. Ja, wenn wir doch nicht so schauderhaft historisch geschult wären! Weil uns Rom fast zwei Jahrtausende lang schädlich beeinflußt hat, deshalb müssen wir ihm treu bleiben? Weil mein Großvater ein Trinker war, deshalb muß auch ich und müssen meine Nachkommen bis ins letzte Glied saufen? Dachten die Franken historisch, als sie den Sachsen mit dem Schwerte das Christentum beibrachten? War es historisch berechtigt, das Heidentum auszurotten? Jetzt aber preisen wir doch den jähen Abbruch der altgermanischen Kulturentwickelung. Weshalb soll also heute jeder Frontwechsel Verderben bringen und verpönt sein? Oder entsprach es der ruhigen historischen Entwickelung, daß man deutschen Kindern im XVI. Jahrhundert die deutsche Sprache verbot? Was fragten all jene damaligen Neuerer nach der Historie?

Digitized by Google

Sie scheuten sich nicht, sogar gegen den Strom zu schwimmen und die Entwickelungen jäh abzubrechen. Und das loben heute die Klassizisten. Nun, war es schon Wahnsinn, so lag doch Methode darin. Die Leute wußten wenigstens, was sie wollten, und hatten die Kraft und den Mut ihrer Überzeugung. Wir aber sind vor aller historischer Gelehrsamkeit willensschwach geworden. Wir erkennen zwar, daß Rom unsere Entwickelung hemmt, aber wir wagen vor lauter gelehrten Vorurteilen, vor lauter mattherziger Bedenklichkeit nicht, daraus den einzig richtigen Schluß zu ziehen. Die Schulmänner verboten unseren Vorfahren das Deutsch, gut, so wollen wir unseren Söhnen das Latein verbieten! Sie werden uns williger Gehorsam leisten. Ich empfehle auf jedes lateinische Wort, das in der Schule gesprochen wird, eine Stunde Arrest. Das würde helfen! Der Römer hat seine Schuldigkeit getan, der Römer kann gehen! Er war uns nur der Vermittler griechischen Geistes, nicht selbst Geist. Wo und wann erweist man denn dem Boten solche Ehren! Weshalb laden wir ihn immer wieder an unsere deutsche Tafel? Auch das Hebräische, das Arabische, selbst neuerdings — wenigstens in der Kunst — das Japanische haben unsere Kultur stark beeinflußt. Die Troubadours sind die Lehrmeister unserer Minnesänger gewesen. Das wissen wir, aber wir schenken ihnen deshalb in unseren Schulen doch keine liebevolle Pflege. Ein Volk muß, so gut wie der einzelne Mensch, mit alten Anschauungen, Gewohnheiten und Einflüssen brechen können, wenn sie es in seiner Entwickelung hemmen. Man muß oft im Leben einen großen Strich machen, um frei zu werden, sich gleichsam häuten, das Alte, Abgestorbene endgültig abstoßen; die Natur gibt uns dazu die Beispiele. Wir schleppen so schon allzuschwer an unserer Geschichte. Wie lange wollen wir die Bürde noch tragen? Soll sich der Kulturschutt immer weiter vererben? „Es ist die Frage," bemerkt Friedrich Hebbel, „ob die Geschichte eine Wohltat des Menschengeschlechtes ist. Die überlieferten Erfahrungen müssen dem Menschen und den Völkern nach und nach alle eigenen abschneiden und unmöglich machen, der Gedanke wird dem Leben immer mehr zuvorkommen, und alles Seyn wird sich in Kategorien verlieren, wenn nicht ein ungeheurer Sturm über kurz und lang die einbalsamierte Vergangenheit mit Sand überschüttet. Es kann und darf vom Sterblichen nichts Unsterbliches ausgehen; auf Jahrtausende mögen sich die Wirkungen großer Dichter und gewaltiger Helden erstrecken, aber sie müssen ihr zeitliches Ziel finden, wenn nicht der lebendige

Digitized by Google

Sprunkquell der Schöpfung erstickt werden soll. Shakespeare, Goethe, alles weg — ungeheurer, unsäglich vernichtender Gedanke."

Dazu nehme man, was Nietzsche sagt:

„Prüfe nur einer die Literatur des jetzigen Schul- und Erziehungswesens aus den letzten Jahrzehnten gerade darauf hin: der Prüfende wird zu seinem unmutigen Erstaunen gewahr werden, wie gleichförmig bei allen Schwankungen der Vorschläge, bei aller Heftigkeit der Widersprüche die gesamte Absicht der Erziehung gedacht wird, wie unbedenklich das bisherige Ergebnis, der „gebildete Mensch", wie er jetzt verstanden wird, als notwendiges und vernünftiges Fundament jeder weiteren Erziehung angenommen ist. So aber würde jener eintönige Kanon ungefähr lauten: der junge Mensch hat mit einem Wissen um die Bildung, nicht einmal mit einem Wissen um das Leben und Erleben selbst zu beginnen. Und zwar wird dieses Wissen um die Bildung als historisches Wissen dem Jüngling eingeflößt oder eingerührt; das heißt, ein Kopf wird mit einer ungeheuren Anzahl von Begriffen angefüllt, die aus der höchst mittelbaren Kenntnis vergangner Zeiten und Völker, nicht aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens abgezogen sind. Seine Begierde, selbst etwas zu erfahren und ein zusammenhängend lebendiges System von eigenen Erfahrungen in sich wachsen zu fühlen — eine solche Begierde wird betäubt und gleichsam trunken gemacht, nämlich durch die üppige Vorspiegelung, als ob es in wenig Jahren möglich sei, die höchsten und merkwürdigsten Erfahrungen alter Zeiten und gerade der größten Zeiten in sich zu summieren. Es ist ganz dieselbe wahnwitzige Methode, die unsere jungen bildenden Künstler in die Kunstkammern und Galerien führt statt in die Werkstätte eines Meisters und vor allem in die einzige Werkstätte der einzigen Meisterin Natur. Ja, als ob man so als flüchtiger Spaziergänger in der Historie den Vergangenheiten ihre Griffe und Künste, ihren eigentlichen Lebensertrag absehen könnte! Ja, als ob das Leben selbst nicht ein Handwerk wäre, das aus dem Grunde und stätig gelernt und ohne Schonung geübt werden muß, wenn es nicht Stümper und Schwätzer auskriechen lassen soll!" So also spricht einer der tiefsten zu uns: Friedrich Nietzsche (Nutzen und Nachteil der Historie, S. 102—103) — aber wer hört auf ihn?

Er, de Lagarde, der Rembrandt-Deutsche, und Chamberlain haben bei uns den Kampf gegen das Epigonentum mutig aufge-

Digitized by Google

nommen, in Amerika vor allem Emerson. Das sind die Namen, die an der Pforte der neuen Zeit stehen, die uns bald kommen muß. Sie weisen unseren Blick in die Zukunft und lehren uns, auf unsere eigene Kraft und auf den Gott vertrauen, der auch heute noch lebt und in jeder Menschenseele lebendig werden will. Es ist eine Lust, diesen Rufern zu folgen.

„Formt in euch," ruft Nietzsche, „ein Bild, dem die Zukunft entsprechen soll, und vergeßt den Aberglauben, Epigonen zu sein. Ihr habt genug zu ersinnen und zu erfinden, indem ihr auf jenes zukünftige Leben sinnt; aber fragt nicht bei der Geschichte an, daß sie euch das Wie? das Womit? zeige. Wenn ihr euch dagegen in die Geschichte großer Männer hineinlebt, so werdet ihr aus ihr ein oberstes Gebot lernen, reif zu werden und jenem lähmenden Erziehungsbanne der Zeit zu entfliehen, die ihren Nutzen darin sieht, euch nicht reif werden zu lassen, um euch, die Unreifen, zu beherrschen und auszubeuten."

Wie wenig uns heute die Römer noch bedeuten, davon könnte man sich leicht überzeugen, wenn man den Unterricht des Lateinischen mit einem Schlage abschaffte. Einige Universitätslehrer und Gymnasialprofessoren würden sich entsetzen wie Lahme, denen man die Krücken nimmt: unser Volk aber würde keine Barrikaden bauen und keine einzige Fensterscheibe der Kultusministerien einwerfen. Es gibt das alte Rom lächelnd hin. Mehr noch als das: Alt und jung würde befreit aufatmen: „Endlich erlöst!" Es ist eben eingetreten, was Nietzsche treffend ausführt: das Lateinische ist keine Macht mehr in dem Geistesleben unseres Volkes, es lebt nur noch in der Vorstellung der Gelehrten:

„Die antiquarische Historie entartet selbst in dem Augenblicke, in dem das frische Leben der Gegenwart sie nicht mehr beseelt und begeistert. Jetzt dorrt die Pietät ab, die gelehrtenhafte Gewöhnung besteht ohne sie fort und dreht sich egoistisch-selbstgefällig um ihren eignen Mittelpunkt. Dann erblickt man wohl das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen. Der Mensch hüllt sich in Moderduft; es gelingt ihm selbst, eine bedeutendere Anlage, ein edleres Bedürfnis durch die antiquarische Manier unersättlicher Neubegier, richtiger Alt- und Allbegier herabzustimmen; oftmals sinkt er so tief, daß er zuletzt mit jeder Kost zufrieden ist und mit Lust selbst den Staub bibliographischer Quisquilien frißt.

Digitized by Google

„Jenes bekannte Völkchen einer nicht zu fernen Vergangenheit, ich meine die Griechen, hatte in der Periode seiner größten Kraft einen unhistorischen Sinn zäh bewahrt; müßte ein zeitgemäßer Mensch in jene Welt durch Verzauberung zurückkehren, er würde vermutlich die Griechen sehr „ungebildet" befinden, womit dann freilich das so peinlich verhüllte Geheimnis der modernen Bildung zu öffentlichem Gelächter aufgedeckt wäre: denn aus uns haben wir Modernen gar nichts; nur dadurch, daß wir uns mit fremden Zeiten, Sitten, Künsten, Philosophien, Religionen, Erkenntnissen anfüllen und überfüllen, werden wir zu etwas Beachtungswertem, nämlich zu wandelnden Enzyklopädien, als welche uns vielleicht ein in unsere Zeit verschlagener Alt-Hellene ansprechen würde. Bei Enzyklopädien findet man aber allen Wert nur in dem, was darin steht, im Inhalte, nicht in dem, was darauf steht oder was Einband und Schale ist; und so ist die ganze moderne Bildung wesentlich innerlich: auswendig hat der Buchbinder so etwas darauf gedruckt wie: Handbuch innerlicher Bildung für äußerliche Barbaren. Ja, dieser Gegensatz von innen und außen macht das Äußerliche noch barbarischer, als es sein müßte, wenn ein rohes Volk nur aus sich heraus nach seinen derben Bedürfnissen wüchse. Mit Nietzsche stimmt Emerson überein, ohne daß einer vom anderen Kenntnis hatte. Hier spricht eben der Geist einer neuen Zeit aus verschiedenem Munde Einmütiges: „Weshalb diesen Kultus des Vergangenen? Die Jahrhunderte sind Verschwörer gegen die Gesundheit und Autorität des Geistes. Raum und Zeit sind nur physiologische Farben, die das Auge schafft. Der Geist ist Licht. Wo er ist, ist Tag. Wo er war, ist Nacht, und die Geschichte ist eine anmaßende Beleidigung, wenn sie mehr als eine heitere Apologie oder Parabel meines Seins und Werdens ist. — Nur das Leben hat Wert, nicht das Gelebthaben! Im Augenblicke der Ruhe hört alle Kraft auf." Und nun noch ein Wort von Paul de Lagarde: „Weitaus das meiste, mittelst dessen die Jugend jetzt gebildet werden soll, ist tot, und darum der Jugend ein Greuel. — Der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Mensch ist der Erbe, der Inbegriff, die reife Frucht alles dessen, was vor ihm war, und darum der Ahne, die Wurzel der Zukunft, und darum, weil er Erbe und Ahne zugleich ist, ist er ein Ideal. Abstrakte Ideale gibt es nicht!" Wann wird Deutschland endlich lernen, auch de Lagarde zu hören, von dem Prof. Dr. Ludwig Schemann (Der Hammer Nr. 2, S. 36) so schön und treffend sagt: „Ja wahrlich,

Digitized by Google

es liegt etwas von ewiger Jugend im germanischen Wesen, das auch durch Tod und Untergang nicht zerstört werden kann. Dies lebte in Lagarde und möge in uns fortleben: wenn wir es recht begreifen und verwerten, braucht uns nimmer bang zu sein in der Welt von heute, inmitten der romanischen Völker, die alt geworden, und der slawischen, die nie jung waren." — Wenn wir es aber nicht begreifen und nicht verwerten, wie wir bisher getan haben — was dann? sô wê dir, tiutschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge!

Wenn sich alte Leute vom Urväter Hausrat, der ihnen den Atem nimmt, nicht trennen können, dann hilft oft nur ein tüchtiger Brand. Einen solchen Brand, eine flammende Entrüstung wünschte ich unserem Volke, durch die das römische Erbe aus den Seelen der Deutschen verzehrt würde.

Man überlasse also das Studium des römischen Altertums getrost den Spezialgelehrten. Das gesamte gebildete deutsche Volk braucht daran ebensowenig Anteil zu nehmen, wie am Studium des Altassyrischen, Hebräischen, des Sanskrit oder Malaiischen. In dieser Hinsicht empfand auch schon Friedrich Hebbel ganz richtig, als er im Jahre 1845 schrieb:

. . . „Abends in Mola di Gaeta hatten wir von unserem Zimmer aus bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wissenschaftliches Fest dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen sie in Augenschein, aber für mich haben solche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem frischen Duft der Orangen, die das Leben wie ebensoviele Standarten seines ewigen Triumphs über den Tod dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüsten Trümmerhaufen selbst. Ohnehin ist mir Cicero von jeher zuwider gewesen; ich interessiere mich mehr für Catilina, als für ihn. (Bf. W., B. I, S. 374/375, Neapel. d. 7. Juli 1845, an Elise Lensing.)

„Man bleibe mir", rief er ein andermal, „man bleibe mir doch mit Rom, dessen Gesetze selbst Verbrechen waren!" So empfindet ein echt deutscher Mann und einer, der unserer Zeit als Pfadfinder vorangeschritten ist.

„Aber was werden die Juristen dazu sagen?" — Freilich, es gibt unter ihnen noch viele Geisteskinder wie jenen Olearius in Goethes Götz von Berlichingen, die ihr corpus iuris ein „Buch aller Bücher heißen möchten": Eine Sammlung aller Gesetze, bei

Digitized by Google

jedem Fall der Urteilsspruch bereit oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das fürtreffliche Werk geſchmückt haben.“ Aber auch die Stimmung unſeres Volkes gegen dieſe doctores iuris hat ſich wenig geändert, ſeit jener Olearius ſagte: „Seltſam genug! . . . der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſei ein Juriſt.“ Noch immer denkt unſer Volk von den Schöffen, die ihnen lebendige Archive, Chroniken, Geſetzbücher ſind, alles in einem, und ihre Bürger und die Nachbarſchaft nach altem Herkommen und wenigen Statuten richten, beſſer als von den Olearii, die da ſagen: „Der Menſchen Leben iſt kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Kaſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle vieler Jahrhunderte iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend: dem dünkt heute recht, was der andere morgen mißbilligt, und ſo iſt die Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmten unſere Geſetze. Und die Geſetze ſind unveränderlich.“ Hier haben wir den alten ſchädlichen Gegenſatz zwiſchen dem ſtarren Formalismus des römiſchen Rechtes, deſſen Geiſt noch heute bei uns nachwirkt, und dem natürlichen Rechtsbewußtſein unſeres Volkes. „Es iſt ein feiner und ganz individueller, aber auch tief bedeutſamer Zug der deutſchen Volksſeele“, ſagt der Rembrandt-Deutſche, „daß innerhalb des alten deutſchen Rechts die rein perſönliche Überzeugung als rein juriſtiſcher Beweisgrund angeſehen wurde, daß alſo Perſönlichkeit und Subjektivität hier gleichſam objektiven Wert gewinnen. Gerade weil dieſer Brauch ſo ſehr alt iſt und gerade weil er den heute herrſchenden römiſchen Rechtsanſchauungen ſchnurſtracks zuwiderläuft, beweiſt er, wie hoch dem Deutſchen die Perſönlichkeit als ſolche ſteht, und wie die auf Objektivität abzielende heutige Wiſſenſchaft ſeinem Herzen im Grunde fremd iſt.“ Unſer Volk erließe deshalb dem Juriſten gern ſeine lateiniſche Gelehrſamkeit, wenn dieſe dafür Kenntnis des deutſchen Volkslebens und des lebendigen Rechtsgefühles eintauſchen wollten. Hiſtoriſche Rechtsbildung muß natürlich nach wie vor gepflegt werden, das iſt aber mehr Sache der Theoretiker. Der Praktiker kommt mit einem beſcheidenen Maße von Lateiniſch aus. Übrigens ſagte mir jüngſt ein Juriſt, ein königlich preußiſcher Amtsgerichtsrat, das Lateiniſch, das heute ein juriſtiſcher Praktiker brauche, könne er auf der Hochſchule bequem in ein bis zwei Semeſtern lernen. — Die Einwände der Mediziner wiegen zu leicht, um ernſte Behandlung zu erfordern. Die Theologen aber

Digitized by Google

können natürlich auf das Latein nicht verzichten. Für diese müßte entsprechend gesorgt werden. An dem Lateinunterrichte unserer Schüler haben heute weder diese, noch ihre Eltern, noch die Lehrer selbst Freude. Wie wären sonst die armseligen Ergebnisse auch zu erklären? Alle Anstrengungen der treuesten Hüter der alten Tradition scheitern an dem widerstrebenden stumpfen Sinne ihrer Zeitgenossen. Rom „geht nicht mehr", ist kein Artikel, nach dem Nachfrage herrscht. Assyrien interessiert schon mehr, und mehr als dieses Amerika, kurz das überwältigend stark flutende Leben der Gegenwart. Selbst geistvoll ausgesonnene Methoden der Lateinlehrer bringen kein neues Leben in die Sache. Ich nenne nur das treffliche Buch von Paul Cauer „Palaestra vitae" mit seinen schönen geistreichen Anregungen.

Zu welchen Verirrungen doch auch die von Cauer befolgte Methode verleiten kann, dafür nur ein Beispiel: Er beklagt, daß in der Schule nicht mehr das vierte Buch von Vergils Georgica gelesen wird, worin dieser die Bienenzucht poetisch behandelt. Er wünscht also, daß unsere Knaben mit dem Treiben der Bienenwelt auf dem Umwege über Rom bekannt gemacht, und zwar auch hier wieder aus einer sekundären literarischen Quelle getränkt würden, d. h. durch Röhrenwasser! Denn Vergil hat seine Weisheit über das Landleben, wie jetzt urkundlich erwiesen ist, aus griechischen poetischen und prosaischen Werken geschöpft. Dieser Vorschlag erinnert doch lebhaft an Reuters biederen Rektor, der in der Volksversammlung den dicken Band Plato aufschlägt, um daraus eine Lösung der modernen Armutsfrage zu geben. Sollte es nicht empfehlenswerter sein, mit den Schülern einen Besuch bei einem erfahrenen Imker zu machen? Da würden die Sekundaner Gelegenheit finden, sich eine wirkliche, lebendige Biene und ihr Treiben anzusehen. Wir haben hier die Unart der mittelalterlichen Scholastiker, die, auf eigene Beobachtung verzichtend, blind und taub gegen alles blühende Leben rings um sie her, ihre Kenntnis von der Natur dem Plinius oder Aristoteles entnahmen, mochten diese auch noch so sehr im Widerspruch mit der wahren Natur stehen. Es liegt dieser Methode die Verirrung zugrunde, daß wir das heutige Leben auf dem Umwege über Hellas und Rom erkennen müßten, während doch umgekehrt eine sichere Erkenntnis der uns umgebenden Welt uns erst fähig macht, das Denken und Empfinden ferner Zeiten zu begreifen und zu würdigen. Das alles führt uns weg von der Buchgelehrsamkeit und hinein in ein persönliches Erleben der Natur und unserer Zeit. Wem

Digitized by Google

das falsch scheint, der hat sich zugleich gegen Nietzsche zu wenden, dessen Wort hier stehen mag: „Ich vertraue der Jugend, daß sie mich recht geführt hat, wenn sie mich jetzt zu einem Proteste gegen die historische Jugenderziehung der modernen Menschen nötigt, und wenn der Protestierende fordert, daß der Mensch vor allem zu leben lerne und nur im Dienste des erlernten Lebens die Historie gebrauche."

„Wir brauchen einen philologischen (soll wohl heißen „pädagogischen") Bismarck", ruft der Rembrandt-Deutsche. „Wenn er kommen sollte, steht ihm ähnliches bevor, wie dem politischen. Durch eine Flut von guten und schlechten Verbesserungsvorschlägen watend, wird er mit dem riesigen uralten Wuste deutscher Halbbildung aufzuräumen haben. Hoffentlich siegt er, wie sein Vorgänger; aber jedenfalls würden alle landläufigen Volkserzieher seine geborenen und geschworenen Feinde sein — nichtsdestoweniger braucht Deutschland solch einen Mann."

Möge er bald erscheinen! Die Zeit ist reif für ihn, wie sie vor vierhundert Jahren reif für Luther war. Sein Schlachtruf müßte lauten: „Los von Rom!"

Russisches.

Von Marie Beßmertny.

Eine zeitgemäße Legende über Tschernischewsky veröffentlicht Wladimir Korolenko soeben in dem Journal „Naschy Dny"*) (Unsere Tage).

„Im Jahre 1884, erzählt Korolenko, war ich auf einer der Lena-Inseln und mußte einst eine Nacht zusammen mit den Flößern zubringen, die das denkbar freudloseste Leben führen. Ich hörte nichts wie Klagen von ihnen, bis einer der Männer, die um ein Holzfeuer lagerten, gedankenvoll sagte: „Vielleicht können wir noch von Tschernischewsky etwas Gutes erwarten!"

*) Vom Februar 1905.

Digitized by Google

„Was habt Ihr mit Tschernischewsky gemein?“ fragte ich. „Kennst du denn nicht die Sage? Ich will sie dir erzählen!“ erwiderte er, die Holzscheite zurechtschiebend, und begann zu erzählen:

Tschernischewsky war unter dem Zaren Alexander II. ein bedeutender General und der allererste Senator. Eines Tages berief der Kaiser alle seine Senatoren und sprach: „Ich höre viel Unliebsames aus meinem Reiche, und die Leute beklagen sich über Mißstände. Was soll geschehen, um ihre Lage zu verbessern?“

„Nun, die Senatoren sagten dies und jenes, man weiß ja, wie es bei solchen Anlässen zugeht! Tschernischewsky aber schwieg, bis der Zar ihn fragte: „Warum höre ich nichts von dir? Sprich!“

„Deine Senatoren“, erwiderte Tschernischewsky, „sprechen sehr gut und schlau, aber nur nicht das, was erforderlich ist! Dabei liegt die Sache ganz einfach! Schau nur auf uns, Väterchen Zar, wie wir mit Gold und Silber geschmückt sind und — haben wir nicht viel weniger als andere gearbeitet? Gerade diejenigen, die sich in deinem Staate am meisten abplagen und schaffen, die laufen ohne Hemd herum. Es geht alles verkehrt. Willst du die Dinge besser machen, so gib uns weniger Gehalt und mehr Arbeit und nimm von dem übrigen Volke einige Lasten weg!“

Die Senatoren waren empört, und einer derselben sprach: „Es ist nun einmal solch eine Zeit bei uns gekommen, daß ein Wolf den andern fressen will!“

Beleidigt gingen die Senatoren von dannen. Der Zar blieb mit Tschernischewsky allein am Tische sitzen. Nach einer kleinen Pause sagte der Monarch:

„Nun, mein Brüderchen Tschernischewsky, ich habe dich sehr lieb, aber da ist nichts zu machen, ich muß dich weit fortschicken, da ich mit dir allein doch nicht die Geschäfte erledigen kann!“

Der Zar weinte und befahl, Tschernischewsky nach Sibirien abzuführen. In Petersburg blieben jedoch sieben Söhne des Verbannten, die bei guter Erziehung heranwuchsen und später Generale wurden. Sie wandten sich nach einigen Jahren an den neuen Kaiser und baten:

„Majestät, laß unsern Vater heimkehren, den der deinige so geliebt hat. Jetzt wird er auch nicht mehr allein sein, da wir, sieben Generale mit ihm gehen wollen!“

Digitized by Google

Der Kaiser ließ Tschernischewsky zurückkommen, und jetzt wird er ihn ja ausfragen, wie es in Sibirien und in den fernen Gebieten seines Reiches aussieht!

Ich brachte den Verbannten im Boote nach dem Landungsplatz, erzählte der alte Flößer lebhaft, und als die Gendarmen ans Ufer stiegen, verbeugte ich mich bis zur Erde vor Tschernischewsky und sagte: „Nikolai Gawrilowitsch, hast du gesehen, wie wir leben?“

„Ich habe es gesehen! . . .“ war seine Anwort. Aus dieser hörte der arme Flößer die zuversichtliche Gewähr für eine freundlichere Zukunft heraus, der die „Wacht am grauen Steine“ entgegensehen dürfe.

Als ich in Saratow mit Tschernischewsky zusammentraf, berichtet Korolensko, erzählte ich ihm diese Legende. Er hörte aufmerksam zu, lächelte in seiner ironischen und herzlichen Weise, schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Ach ja, das sieht der Wahrheit merkwürdig ähnlich! . . . kluge Burschen, diese Flößer! . . .“

Frauenbewegung im klassischen Altertum.

Von Erich Bußler.

Die Lysistrata, die Thesmophoriazusen, beide i. J. 411 v. Chr. aufgeführt, und die Ekklesiazusen, welche i. J. 392 über die Bühne gingen, nehmen unter den Komödien des Aristophanes insofern eine besondere Stellung ein, als in ihnen Frauen Vertreterinnen der leitenden Ideen des Dichters sind, während sonst des weiblichen Geschlechtes kaum erwähnt und seine Rolle jedenfalls nur eine sehr nebensächliche war. Jedes dieser Lustspiele hat seine spezielle Tendenz. Doch möchte ich mich heute näher nur mit dem dritten beschäftigen, dessen Titel im Deutschen gut mit dem Worte: „Weibervolksversammlung“ wiedergegeben ist. Eine genaue Darlegung dieses Inhalts möge uns das Verständnis der Hauptperson,

Digitized by Google

der Praxagora, jener Stammutter aller redegewandten und stets schnell handelnden Genossinnen aller Zeiten, erleichtern.

Praxagora, welche zunächst in einem Monologe ihre Ungeduld über die nicht pünktlich zur Versammlung kommenden Weiber ausdrückt, beginnt allmählich ein Gespräch mit den nach und nach erscheinenden Gefährtinnen, die sich unter der Anführung einer von ihnen zu einem Chor gruppieren. Nachdem sie genau untersucht hat, ob jede einzelne auch alles sorgfältigst getan, daß ja nichts Äußeres ihre Natur verrate, erklärt sie sich mit allen darauf hinzielenden Vorsichtsmaßregeln, wie Bärten, Lakonerstiefeln, Stöcken u. a. m. zufrieden und fordert sie auf, am frühen Morgen als Männer verkleidet in die Volksversammlung einzudringen, „ob wir vielleicht die Verwaltung des Staates an uns bringen, um so Athen eine Wohltat zu erzeigen; denn jetzt kommen wir weder auf die eine, noch auf die andere Art vorwärts“ (107 ff.) Mehreren anderen erteilt sie alsdann das Wort, bis sie mit einem Gebet an die Götter eine Rede beginnt, um besonders ihrer Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die Weiber ihrer Natur nach weit fähiger zur Übernahme der Staatsgeschäfte sind als die Männer. Lautester Beifall wird ihr nach dieser Erklärung zuteil, sowie das Versprechen der Wahl zur Herrscherin, sobald sie die soeben angedeuteten Gedanken in die Praxis umgesetzt habe; sie selbst aber gibt den Genossinnen noch mehrere Ratschläge für den Verkehr mit dem andern Geschlecht, bis sie auch darin von der Chorführerin unterbrochen wird, und der allgemeine Aufbruch unter Gesang vor sich geht.

Im zweiten Akt zeigt uns nun der Dichter zuerst die Wut der Blepyros, des Gemahls der Praxagora, über ihr nächtliches Verschwinden und das Fehlen seiner von ihr mitgenommenen Kleidungsstücke. Infolge Leibesnöten, so erzählt er, war er gezwungen, in ihre Garderobe zu schlüpfen und sich schleunigst auf die Straße zu begeben, wo er erst seinen Nachbar, und dann den Chremes getroffen, welcher ihm von der großen Volksmenge, besonders von der Annahme eines Vorschlages eines milchweißen Jünglings, daß man von jetzt an die Staatsgewalt den Weibern überlassen möge, berichtet. Nach einem nicht weiter wiederzugebenden Gespräch trennen sich beide, und auf die dadurch leer gewordene Orchestra zieht nun der Chor noch in Männerkleidern ein, um in Strophe und Gegenstrophe zu erklären, wie große Vorsicht sie alle auch fernerhin anwenden wollen, damit nichts den bisher so gut gelungenen Plan vereitele, und um ihren Eifer

Digitized by Google

auszudrücken, den solange bewahrten Plunder abzuwerfen, sowie um ihre Freude über das Nahen der so verdienstvollen Erfinderin eben jenes Vorhabens auszusprechen. Schnell verheißt ihnen diese auch für später ihre Hilfe und wendet sich dann ihrem Gemahl und dem bald auftretenden Nachbar zu. Ersterer wird durch ein ausführliches Lügengewebe über ihren Streich beruhigt und teilt ihr dann als wichtigstes Ereignis den Beschluß der Volksversammlung mit, jetzt den Weibern die Herrschaft zu übergeben. Hocherfreut darüber setzt sie schleunigst den Männern die Hauptideen ihrer Politik eines bis in das Kleinste durchgeführten Kommunismus auseinander.

Zu Anfang des dritten Aktes sehen wir den Nachbarn sein Mobiliar dem neuen Gesetz gemäß redlich als Gemeingut auf dem Markt ausliefern. Der Hohn eines anderen kann ihn daran nicht hindern; vielmehr läßt sich auch dieser zum Nachgeben bewegen, als eine Heroldin mit lauter Stimme alle auffordert, sich an den frischen Speisen, den schönen Weinen und den geputzten Salbenmädchen, die in langer Reihe dastünden, zu erfreuen. Sicher glaubt er wenigstens, daß er wie jeder Mitbürger, allein um des Mahles willen, sich zu allem entschließen könne, ohne fürchten zu müssen, auch sein bisheriges Privatvermögen bei dieser neuen Lebensweise zu verlieren.

Anderer Art sind die Auftritte des vierten Aufzuges, welche weniger die Handlung der Komödie fördern als das lose Leben der atheniſchen Bürgerinnen, der alten wie der jungen, in jener Zeit darstellen. So hören wir zunächst auf der Straße ein altes Weib sich mit einem jungen Mädchen, welches aus einem Erker herausſieht, zanken, und zwar um so heftiger, als beide endlich nach langem Warten das Herankommen eines Jünglings bemerken. Da erscheinen unvorhergesehen zwei andere alte Weiber mit den gleichen Ansprüchen an den jungen Mann, der in seiner Verzweiflung, als jede ihn für sich haben will, gar nicht weiß, wen er für verworfener halten soll, und schließlich am Ende dieses wenig anständigen Auftrittes die Bitte an die Zuschauer richtet, sich seiner wenigstens nach seinem Tode zu erbarmen und ihn, falls er sich gegen die eine nicht stark genug erwiesen habe, dicht neben derselben zu bestatten, die andere aber auf seinem Grabe zu verbrennen und als Symbol aufzustellen (1105—11).

Nicht mehr viel bleibt uns aus den beiden Szenen des fünften Aktes hinzuzufügen. Die Magd der Praxagora tritt dort keineswegs mehr ganz nüchtern auf der Straße auf, um sich

Digitized by Google

hier bei verschiedenen Frauen Auskunft über den lang erwarteten Mann ihrer Herrin zu holen, als dieser plötzlich selber kommt, von ihr sofort als Ehegatten der neuen Herrscherin glücklich gepriesen wird und die Einladung derselben empfängt, unverzüglich mit allen nur schnell aufzutreibenden Mädchen und Genossen zum Chierwein wie zum Abendschmaus überhaupt zu erscheinen. Über solche Großmut seiner Frau, die allen Leuten jeglichen Alters nur Gutes bereiten will, ist Blepyros ganz erstaunt und wird von der Chorführerin sowie von allen ihr Unterstehenden in seinem Entschluß, zum Schmause aufzubrechen, nur noch bestärkt, besonders als zu ihm in einem künstlich aus 73 Silben zusammengesetzten Wort von dem ihn erwartenden Ragout gesprochen wird. Ja, gleich als ob die Schmausenden schon vor unseren Augen säßen, hören wir noch am Schluß die Worte des Chors: „Führwahr, schon schlucken sie gierig! Springt hoch im Tanz, juchhe! juchhe! Wir wollen schmausen, juchhe! juchhe! Juchhe, dem Siege entgegen! Juchhe, juchhe! juchhe, juchhe!“ Das ist der Inhalt der Weibervolksversammlung des Aristophanes.

Das Verständnis der hier zugrunde liegenden Ideen des Dichters, des Verhältnisses des geschriebenen Wortes zu dem Bestand des wahrhaft Erlebten ist uns Epigonen allerdings schwer und wird noch lange eine crux interpretum bleiben. Nur dankbar können wir es daher aufnehmen, wenn uns E. Lange (Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie, Sammlg. gemeinverst.-wissensch. Vorträge, N. F. Heft 206, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei 1894 S. 32) vor dem Irrtum warnt, in jenem Lustspiel, wie überhaupt in allen Werken des Poeten nichts anderes als etwa die Manier und den Gehalt unserer jetzigen humoristischen Blätter oder ähnlicher Literaturzweige zu sehen. Wir lesen dort: „Wie unbedeutend ist solchen Stücken gegenüber der geistige Gehalt der Lustspiele und Possen, die heute die großen durchschlagenden Erfolge — wenn auch nur vorübergehend — zu erringen pflegen! Wahrlich die Moser, Blumenthal und Mannstädt verlangen nicht den vierten Teil des Verständnisses, das für den einigermaßen adäquaten Genuß einer aristophanischen Komödie erforderlich war. Und noch eine andere Parallele liegt nahe. Die harmlosen Scherze der ‚Fliegenden Blätter‘ sind im allgemeinen auch für den gewöhnlichen Mann von einigem Mutterwitz verständlich; die politisch-sozial-ästhetische Satire des ‚Kladderadatsch‘ dagegen ist es nur für den höher Gebildeten. Und doch erinnern die aristophanischen Komödien

Digitized by Google

viel mehr an das Berliner als an das Münchener Witzblatt.“ Dem geehrten Autor, dessen Freundschaft zu genießen ich den Vorzug habe, stimme ich auch bei, wenn er uns, sobald wir irgend einen Schluß von den Darstellungen des alten Griechen auf die Wirklichkeit des damaligen Lebens machen wollen, auffordert nicht zu vergessen, daß „wir uns, um gerecht zu urteilen, auf den Boden der hellenischen und nicht der christlich-germanischen Anschauung stellen“ (S. 28), wie dies ja besonders z. B. für eine richtige Auffassung der über das Hetärenwesen, die Knabenliebe usw. vorgebrachten Äußerungen nötig sei. Und nicht weniger gern folge ich seinen Deduktionen betreffs des Wertes des großen Dichters als Geschichtsschreibers, welche ihn zu dem Schluß führen (S. 7): „Eine Quelle historischer Wahrheit im gewöhnlichen Sinne ist also Aristophanes nicht; wohl aber gibt er uns die wertvollsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufschlüsse — es kommt nur darauf an, ihn auf die rechte Art und Weise zu benutzen.“ Werden wir zur Auffindung dieser richtigen Methode allgemein gültige Regeln — für die Beurteilung aller Komödien — geben können? Gewiß, einige! aber niemandem dürfen wir vorschreiben, wie weit er in der Ausbeutung des einzelnen Lustspieles zu gehen habe! Da muß er sich vielmehr auf seinen eigenen Takt, seine Kenntnis der Zeitverhältnisse verlassen und, da ihm, besonders bei sozial-politischen Fragen, sonstige Quellen oft fehlen, sein Nichtwissen eingestehen.

Auch wir wollen nach diesen Erwägungen hauptsächlich die Praxagora so darstellen, wie sie uns in den Ekklesiazusen geschildert wird, und nur kurz betrachten, wieviel wir aus eben dieser Bühnenerscheinung für das wirkliche Leben entnehmen dürfen. Da es mir übrigens hierbei mehr auf eine möglichst genaue Wiedergabe des Sinnes als der dichterischen Form der anzuführenden Stellen ankommt, so möge man es mir verzeihen, wenn ich, auf das ursprüngliche Metrum verzichtend die Verse nur in einfache Prosa übertrage.

Ein Verkehr mit der Praxagora muß nicht leicht gewesen sein, wie wir nach ihrem aufgeregten Wesen und ihrer Ungeduld urteilen dürfen. In dem lebhaften Wunsch, daß die Versammlung vor Tagesanbruch, solange noch die Sterne am Himmel stehen, eröffnet werde (82ff.), hatte sie bereits die ganze Nacht vorher nicht schlafen können (32f.), und geradezu wütend wird sie, als die Frauen ihre Rolle als verkleidete Männer nicht streng genug durchführen, indem sie Schwüre aussprechen, wie sie nur

Digitized by Google

für Weiber passen, z. B. „bei den beiden Göttinnen!“ d. h. Ceres und Proserpina, oder „bei Aphrodite!“

Ferner ist der holden Bürgerin ihre Redegewandtheit gewiß oft genug ein Mittel gewesen, unzufriedene Gemüter zu beruhigen und stets mit aller ihrer radikalen Schärfe ihr Vorhaben durchzusetzen, und zwar nicht nur in ihrer politischen Tätigkeit. Sie versteht es, in hochklingenden, gewählten Worten eine aus einem Hause heraushängende Lampe als Zeugin oder Mithelferin bei heimlichen Werken liebender Frauen zu preisen, welche die Wege zu Wein und Obst trotz verschlossener Türen gefunden hätten, ohne sie als eine Schwätzerin zu verraten. Offenbar verfehlt solch eine Rede ihre Wirkung nicht auf den Zuhörer, aber zugleich wird ihm auch die Vermutung nahe gelegt, daß Praxagora selbst an solchen oder ähnlichen Heimlichkeiten, wie sie hier ihren Genossinnen zuschreibt, mit Wohlgefallen teilgenommen habe.

Zu dieser ihrer Gesinnung paßt es, wenn sie in der Ehe ihrem Gemahl, dem Blepyros, gegenüber so recht als abgefeimte Lügnerin auftritt und ihr heimliches Verschwinden sowie die Benutzung seiner Kleidungsstücke dabei entschuldigt (520ff.). Sie hält ihm vor, daß in der Nacht eine Freundin sie habe holen lassen, damit sie ihr in ihren Geburtswehen beistehe. „Zur Schonung des Mantels aber,“ fährt sie fort, „habe ich die Schuhe gewechselt und, es dir gleichtuend, entweder laut mit den Füßen auf die Steine gestampft oder laut mit dem Stock auf sie aufgeschlagen“ (544—46). Geschickt weiß sie auch weiter noch ihr Benehmen mit Lügen herauszustreichen, als jener ihr vorwirft, daß er sein Maß Getreide nun durch den Nichtbesuch der angesagten Bürgerversammlung eingebüßt habe, sie ihn aber sogleich bittet, an solchen kleinen Verlust nicht zu denken, da jene ja einen Knaben zur Welt gebracht habe (547ff.). Endlich mag als Beweis ihrer Fähigkeit, sich nicht nur mit Worten sondern auch, wenn nötig, mit Taten heimlich aus irgend einer Schwierigkeit herauszuziehen, ihre Erklärung an die Dienerin gelten (509ff.): „Nun ja, du schmücke diese Frauen hier; ich aber werde mich still an der Seite hineinschleichen und, ehe mich mein Mann sieht, sein Gewand wieder dort niederlegen, von wo ich es nebst den anderen fortgenommen.“

Solche Äußerungen geben uns bereits lebhafte Illustrationen aus ihrem Eheleben, und wenn auch nicht viele, so stehen uns doch immerhin noch einige zu Gebote, so daß es sich wohl lohnt, ihnen ein wenig nachzugehen. Ich erinnere daran, wie sie ihrem Gatten

Digitized by Google

die rechte Meinung von sich selber beizubringen weiß, als sie in ihrer Verteidigung gegen seinen Vorwurf, sie käme von einem oder mehreren Buhlen, ihn sofort auffordert, zu prüfen, ob noch irgend ein Wohlgeruch von der Salbung ihres Haupthaares zu spüren sei, welche sie doch niemals bei solch' einem Gange vergessen haben würde, wie er, der Einfaltspinsel, ihr zuzutrauen scheine. Von ihrer Überlegenheit ihm gegenüber in der Entwickelung ihrer später ins Werk zu setzenden Staatstheorien will ich hier nicht reden, da das Gespräch oft sehr schlüpfrige Punkte berührt, erwähne jedoch, daß auch sie hier ungeduldig über etwaige Unterbrechungen zu heftigen, unanständigen Worten (wie z. B. 595) oder zu Schmeicheleien greift, sobald ihr die Einwände des Blepyros zu vernünftig scheinen, wie sie ihn z. B. höchst liebevoll (609): „O, Trauter" anredet. Stets fügt er sich ihrem Willen, stellt sich, sozusagen, unter den Pantoffel, so daß er gar nicht anders kann, als nur im Ton des höchsten Lobes von ihr zu reden. Er gesteht ihr zu, daß ihr Vorhaben in der Politik verständig und gut dafür gesorgt sei, daß irgend ein Loch leer bleibe (623 f.); er stimmt ihr bei, daß sie nicht ohne Geschick über das künftige Verhältnis der Kinder zu den Vätern gesprochen habe (644), daß ihr Beweis betreffs des Aufhörens der Kleiderdiebstähle — bei der Demeter! — vorzüglich sei (662), und daß ihm — beim Apollo! — ihre Verwendung der Gerichtshöfe und Hallen zu Schmausereien recht sehr gefalle (680 u. 710). Doch nicht genug, daß er von andern bei Gelegenheit hoch geschätzt wird, er muß seine Freude der teuren Ehehälfte selbst vorführen und zwar in Gegenwart anderer Personen. Weist er doch in dem Gespräch mit dem Nachbarn, dem Chor und der Praxagora im zweiten Akt den ersteren öfters mit harten Worten zurecht, als er glaubt, jener möchte sie, die weise Frau, mit irgendwelchen unüberlegten Redensarten in ihren hohen Ausführungen unterbrochen und sie leichtsinnig erzürnt haben. Im Gegensatz hierzu wirkt es nur sehr komisch, wenn der kühne Gatte in seinem Ärger zwar über das heimliche Verschwinden seiner Frau und seiner Kleidung von dieser fürchtet, sie habe Böses im Sinne (338), dann aber sofort zu demselben Manne, dem er eben dies Bedenken mitgeteilt, beschwichtigend äußert (350): „Jedenfalls ist sie, soviel ich weiß, kein schlechtes Frauenzimmer." Die erste Rolle im Eheleben hat sie also sicher gespielt, und höchstwahrscheinlich zählt der Dichter sie zu denjenigen Athenerinnen, deren Geschicklichkeit zur Verwaltung des Hauses sie als eine sehr hohe bezeichnet (211); denn

Digitized by Google

kaum hätte sie anderen irgend einen Preis zuerkannt, den sie nicht auch selbst zu erlangen fähig gewesen wäre. Allerdings dürfen wir bei allen diesen in Anspruch genommenen Rechten nicht ohne weiteres glauben, daß sie auch die Pflichten des Ehestandes streng aufgefaßt habe. Ihre genaue Kenntnis von dem Umgange der Frauen mit den Männern der Stadt berechtigt uns zu dieser Annahme und läßt uns still sein, wo eben des Sängers Höflichkeit schweigt. Als Mutter sehen wir Praxagora leider nicht, denn das ist sie überhaupt nicht, und auch als Hausherrin nicht; nur daß man aus den Worten der Magd in den letzten beiden Szenen schließen kann, daß sie es gut verstanden habe, sich die Liebe ihrer Hausgenossen zu erwerben, vielleicht für den Fall, daß sie der Sympathie derselben für einen besonderen Zweck bedurfte.

Genau aber wissen wir, daß ihr der Kreis des Hauses und des einfachen Verkehrs, wie ihn die Sitte damals den athenischen Frauen bot, nicht genügte. Sie verlangte vielmehr eifrigst nach praktischer Tätigkeit in dem öffentlichen Leben und war klug genug, sich, ehe sie aus ihren Schranken heraustrat, möglichst genau — wenigstens nach ihrer Ansicht — sowohl ein allgemeines Verständnis für diese Dinge als auch ein Urteil über die Geschichte und die augenblicklichen Verhältnisse der Stadt sowie über die Stellung der Männer und der Frauen zu verschaffen. Zu hohem Ruhm gereicht es ihr, wenn sie, allerdings prahlend, verkündet (243 f.), daß sie zu jener Zeit im Anfang des Krieges, als man sich allgemein von den Äckern und Gauen in die Stadt flüchtete, zusammen mit ihrem Mann in der Pnyx ein Unterkommen gesucht und dort sich durch Anhören von Volksrednern ausgebildet habe. „Wie ihr," sagt sie (173 ff.), „so habe auch ich mit diesem ganzen Lande unter den gesamten Verhältnissen der Stadt schwer zu leiden und zu tragen. Denn ich sehe, daß sie fortwährend schlechte Vorstände (Patrone) hat, und wird ihr auch wirklich einmal für die Dauer eines ganzen Tages ein guter beschieden, so hat sie zehn Tage lang gewiß einen schlechten. Und hast du dann die Geschäfte einem anderen übertragen — ach! er wird nur noch mehr Unheil anrichten!" Es ist ein deutliches Zeichen der Klugheit der Praxagora, daß sie gerade diesen wunden Punkt berührt, von dessen Schädlichkeit für ein Gemeinwesen die damaligen Zuschauer aus den sie umgebenden Verhältnissen der Gegenwart nur mehr als zuviel Beispiele schöpfen konnten. Jeder Metöke d. h. nicht eingeborene, aber frei in Athen lebende Fremde mußte nämlich zur Durchführung seiner Rechte in Streitigkeiten mit dem

Digitized by Google

Staat sich einen Vorstand (Prostates, Patron) wählen, wenn er auch nach Eröffnung des Prozesses seine Sache selber weiter vertreten konnte. Versäumnis solcher Wahl wurde, obgleich die Metöken sonst nicht über Grausamkeiten zu klagen hatten, hart bestraft, ja sogar bisweilen durch Verkauf in die Sklaverei. Anderseits wurden solche, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, von der Pflicht, sich einen Prostates zu halten, entbunden und mit Vorrechten beschenkt, wenn auch Schömann (Griechische Altertümer I, S. 375) ausdrücklich betont, daß sie von allen Rechten des aktiven Staatsbürgertums ausgeschlossen waren. Doch kehren wir zur Praxagora zurück.

Noch heftiger ist ihre zweite, oben erwähnte Anklage, die sich gegen das jetzt in den Ekklesien herrschende Unwesen richtet. In der Erkenntnis, wieviel Unglück dieses bereits über ihre Vaterstadt gebracht habe, ruft sie empört aus (206 ff.): „Denn ihr, ihr Volksgenossen, seid daran schuld. Ihr laßt euch ja von Staats wegen Gelder bezahlen und seht nur darauf, wie jeder einzelne von euch den Gewinn einsteckt; der Staat aber rollt dahin wie Aisimos“ (d. h. nach dem Scholion: wie irgend ein lahmes, der Bürgerrechte beraubtes, ungebildetes Individuum). Doch glaube man nicht etwa, daß sie hiermit ihrem Zorn genug getan; sie gefällt sich vielmehr sehr in weiteren Ergüssen desselben und sagt (183 ff.): „Es war einmal eine Zeit, wo wir überhaupt noch keine Volksversammlungen hatten, den Agyrrhius aber für einen unangenehmen Menschen hielten. Indessen jetzt, da wir solche haben, ist derjenige, welcher Geld bekommt, des Lobes übermäßig voll, während der nichts Empfangende alle zum Tode verdammt, welche sich gern in der Ekklesia bezahlen lassen möchten.“ Diese Fäulnis, die Sucht, mehr des Geldes als des Staatswohles wegen Zeit und Denkkraft in solchen Sitzungen zu opfern, ist bekannt, und nur natürlich ist es daher, wenn eine Frau von so großer Wißbegierde, wie Praxagora, betreffs des sie Umgebenden auch offen ihre Stellung zu allen lebenden und nicht lebenden Wesen auseinander setzt, und wie ein schwerer Stoßseufzer klingen die an diese Anklage angehängten, allgemeineren Worte (180 ff.): „Ja, eine schwere Aufgabe ist es für die Frauen, euch, unzufriedene Männer, zu beschwichtigen; denn ihr ängstigt euch vor denjenigen, welche sich gern der Liebe hingeben, und sprecht immer und überall gerade jene mit eueren Bitten an, die solche Luft nicht empfinden.“ Etwas Gutes weiß sie über solche törichte Wesen nicht aufzuführen; das hat sie, wie es scheint, für das Lob ihres eigenen Geschlechts

Digitized by Google

aufgespart, und wenn sie auch hiermit stark ihre Ansichten über das Staatswesen in den Vordergrund stellt — denn sie will hauptsächlich ihre gute, konservative Richtung hervorheben — so ist noch immer des Allgemeinen genug darin enthalten, um auch diesen Ausspruch der gewaltigen Rednerin bereits an dieser Stelle zu nennen. Siegesbewußt erklärt sie (214—228): „Ich werde euch zeigen, wieviel besser unsere Charaktere sind. Zunächst waschen alle Frauen insgesamt die Wolle in warmem Wasser, einem uralten Gesetze getreu; und niemand wird sie je etwas anderes dabei versuchen sehen. Würde nicht so auch dem athenischen Staat Heil bereitet werden, sobald er vernünftig handelte und nicht fortwährend Neuerungen ins Auge faßte? Die Frauen sitzen still und beraten, wie früher; sie tragen ihre Lasten auf dem Kopf, wie früher; sie feiern die Thesmophorien, wie früher; sie backen Kuchen, wie früher; sie machen den Männern das Leben schwer, wie früher; sie halten sich drinnen ihre Liebhaber, wie früher; sie machen sich heimlich ihre leckerhaften Gerichte, wie früher; sie lieben reinen Wein, wie früher; sie lassen gern Unerlaubtes mit sich treiben, wie früher."

Neben solchen allgemeinen Aussprüchen über die innere Politik weiß sie auch tüchtig über Einzelheiten der äußeren zu schelten und die Unfähigkeit der Demokratie nachzuweisen. So spottet sie (193ff.): „Allgemein sagte man, daß unsere Stadt zugrunde gehen würde, wenn eben nicht jenes Bündnis, welches wir erstrebten, zustande käme. Nach Schluß desselben aber ärgerte man sich, und jener Redner, der dafür gesprochen hatte, machte schleunigst, daß er fortkam." Sie weist übrigens hiermit auf den im Jahre 394 mit den Bundesgenossen der Lacedämonier geschlossenen Vertrag hin, der allerdings nicht den gehofften Erfolg hatte, sowie auf Konon, der den Großkönig zwar zu einer Unterstützung durch Geld gebracht hatte, aber ein Jahr darauf vom Tiribazus in Sardes eingekerkert wurde und wirklich nicht mehr zurückkehrte. Weniger wichtig sind ihre Erwähnungen eines gewissen Thrasybulos, über den Palmer bemerkt, daß er nicht der bei den Bürgern so beliebte Befreier der Stadt gewesen sei; ich gehe daher, besonders auch aus dem Grunde, daß der Text der Stelle noch keineswegs sicher genug hergestellt ist, um überzeugende Schlüsse zu ermöglichen, nicht weiter hierauf ein.

Dies sind die Züge, welche wir für die Praxagora als einfache Bürgerin aus dem Drama entnehmen können. Sie geben zwar kein abgeschlossenes Bild; aber Aristophanes ging ja auch

Digitized by Google

hauptsächlich nur darauf aus, sie uns in ihrer politischen Tätigkeit gleichsam als Vertreterin der damals für innere und äußere Politik sich erhebenden redefertigen Frauen vor Augen zu führen. Wir kommen daher jetzt zu der Schilderung der Heldin in ihrer Arbeit für die Öffentlichkeit, sei es in wirklichen Taten, sei es in Darlegung oder Verteidigung gewisser theoretischer Grundsätze. Ihren Beruf, Vorkämpferin ihres Geschlechts zu sein, hält sie für äußerst wichtig; sie weiß, daß reiche Erfahrung und kluger Verstand ihr zur Seite stehen, und ist jetzt als handelnde Person natürlich um so mehr von sich eingenommen. Man sieht dies z. B. recht gut, wenn sie ihre Autorität mit der Verkündigung ihres Entschlusses hervorhebt (711 ff.): „Jetzt gehe ich zum Markt, um die ankommenden Güter in Empfang zu nehmen, nachdem ich mir eine mit einer schönen Stimme begabte Heroldin ausgewählt habe. Denn ich muß dies tun, da ich ja Herrin geworden bin; ich muß auch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten anordnen, damit ihr schon sogleich heute zum ersten Male es euch gut schmecken lassen könnt." Man möchte den Inhalt der langen Rede einfach in den kurzen Ausruf zusammenfassen: „Welche Lasten habe ich von Amts wegen zu tragen, damit ihr gut zu essen habt!" — Ferner verkündet sie stolz (583 ff.): „Ja, fürwahr, daß ich Vernünftiges vorbringen werde, davon bin ich überzeugt," mit Hoheit und Sicherheit führt sie es den Anwesenden zu Gemüte, wie volkstümlich ein von ihr eben zugunsten der Geringeren durchgebrachter Entschluß sein müsse (631 ff.), auf dessen nähere Auseinandersetzung man hier freundlichst verzichten möge, und auch sonst weiß sie ihr Tun im allgemeinen als recht glänzend hinzustellen respektive dasselbe mit den edelsten Motiven zu begründen, wenn sie z. B. sagt, daß sie alles als gut Erkannte auch glücklich durchgeführt habe, denn ihr liege die Sache des Vaterlandes ebenso am Herzen wie den anderen Frauen, und schwer müsse sie unter dem Druck der Staatsverwaltung leiden (171 ff.).

Die Überschätzung ihrer eigenen Weisheit tritt allerdings deutlich zutage, sobald sie sich an theoretische Darlegungen und Begründungen wagt; aber sie weiß diese Unvollkommenheit gut zu verdecken. So erklärt sie ihre Forderung, Weibern die Verwaltung der Stadt anzuvertrauen, für durchaus berechtigt, da sie ja doch im Haushalt als Aufseherinnen und Rendantinnen angestellt werden (210 ff.); und nicht weniger naiv behauptet sie, daß inbetreff der Redefertigkeit eines Menschen das gleiche von der Jungfrau wie vom Jüngling gelten müsse. Die Schwäche des

Digitized by Google

inneren Haltes ihrer Worte schadet eben ihrem Einfluß auf ihre Genossinnen nicht. Sie beherrscht sie alle, und getrost dürfen wir es als Ausdruck ihrer allgemeinen Stimmung ansehen, wenn die Chorführerin jauchzend zu ihr spricht (516): „Denn keinem Weibe bin ich mir bewußt begegnet zu sein, das dich in deinem gewaltigen Sinne überträfe;“ oder wenn sie selber zur Führerin ernannt wird. Sollen wir uns daher wundern, wenn ihre Vorstellungen von der eigenen Kraft immer bizarrer werden und ihren Charakter nur immer schroffer zeigen?

Beispiele ihrer Energie sind leicht zu finden. Auf ihrem Befehl verrichtet der Priester das nötige Reinigungsopfer vor Beginn der Sitzung, sie erteilt das Wort an die Einzelnen (128 ff.), überreicht Kranz und Stock an diejenigen, welche zu sprechen wünschen, ruft dabei der einen liebevoll zu (149): „Sieh, daß du tapfer und schön zugleich sprichst!“, vergißt aber auch niemals ihre eigene Entschiedenheit zu betonen, mit der sie sich immer zu helfen wisse. Selbst gegen Polizeidiener werde sie sich wehren, wie überhaupt kräftig auftreten, falls sie jemand schmähen sollte (250 ff.). Den einen will sie als unvernünftig und schwermütig hinstellen und den anderen schelten, daß er zwar seine Schüsseln gut zusammen zu töpfern, aber den Staat nur schlecht zu lenken verstehe (ich folge hier der Wiederherstellung des Textes nach dem Vorschlag von Blaydes zu 253). Es wird uns daher gewiß nicht in Erstaunen setzen, wenn wir ebenso leicht bemerken, wie geschickt sie stets ihren eigenen Vorteil mit dem der Genossinnen zu verbinden weiß. Wenn sie sich auch den Anschein gibt, als habe „sie nur das Wohl der letzteren im Auge“ — wie groß erschien doch ihre Ängstlichkeit und Fürsorge für diese, als sie sie verkleidet umstehen und nun zur Versammlung aufbrechen wollen — so sagt sie doch, als sie ihre eigene Sache möglichst eilig zur Entscheidung bringen will, zu jenen (282 ff.): „Wohlan, beeilet euch; denn dort werden diejenigen, welche nicht früh anwesend sind, wieder umkehren, ohne auch nur einen einzigen Nagel (d. h. den bestimmten Lohn. D. Verf.) empfangen zu haben.“ (Nach Faber eine sprichwörtliche Wendung wie die französische: Vous n'y gagnerez pas un clou!). Anderseits ist es höchst taktvoll, daß die Heldin ihre bevorzugte Stellung nie mißbraucht, sich vielmehr nur als erste unter gleichen ansieht. Sie schenkt den Frauen ihr volles Vertrauen, und nur zu loben ist es, daß sie sie direkt um ihre Hilfe mit den schmeichelnden Worten bittet (517 ff.): „Bleibt hier, damit ich in euch allen Berater finde für das Amt, zu wel-

Digitized by Google

chem ich soeben gewählt worden bin. Denn auch bei dem Aufruhr und den damit verbundenen Gefahren habt ihr euch ja als sehr tapfere Weiber gezeigt."

Fragen wir daher auf Grund dieser Tatkraft, dieses Selbstbewußtseins, dieser schlauen und feinen Politik, welche Pläne denn das Hirn der für das Vaterland so begeisterten Praxagora durchschwirren, wie sie sich und anderen aus dem jetzigen Elend zu einem glücklicheren Dasein zu verhelfen denkt!

Zunächst hören wir, daß sie eine radikale Änderung in der äußeren Form der Verwaltung des Staates im Sinne hat. Unumwunden erklärt sie den Frauen, daß sie sie zu einer Weibervolksversammlung auffordern werde, um zu erörtern, „ob wir vielleicht die Staatsgeschäfte an uns bringen und dadurch der Stadt ein Gutes antun können" (107ff.). Bald aber führt sie auch die Gründe zu diesem Entschluß aus, und gewichtig tönen aus ihrem Munde die Worte (233ff.): „Denn vor allem werden die Mütter den Wunsch hegen, die Soldaten zu schirmen. Wer würde wohl eher als sie dieselben mit Proviant versorgen? Ja, das Weib ist stets am gewandtesten, Mittel und Wege zu finden, und ist sie erst Herrscherin, dann läßt sie sich nicht leicht täuschen; vielmehr sind die Frauen selbst im Täuschen geübt. Übrigens rede ich nicht weiter hiervon; wenn ihr mir nun folgt, so werdet ihr euer Leben lang glücklich sein." Offenbar ein großartiger Gedanke und eine überraschend treffende Beweisführung! Die Soldaten werden allerdings demgemäß möglichst verweichlicht, aber daß sie in Wirklichkeit einmal nötig sein könnten, wird gar nicht erwähnt und im stillen mehr geleugnet als zugegeben. Ferner beruht ein Regiment nach ihrer Argumentation nur auf Täuschung der Regierten, und da hierin ihr Geschlecht das der Männer übertrifft, so gebührt ihm natürlich der Vorrang. Vorder-, Unter- und Schlußsatz stehen zueinander in richtigem Verhältnis, aber ob die in den beiden ersten angedeuteten Tatsachen der Erfahrung entsprechen, wird nicht gesagt, vielmehr wird jeder weitere Beweis für ihre Gültigkeit an sich vermieden. Noch wirkungsvoller aber ist offenbar die Verkündigung ihrer Hoffnungen, die sie an den Wechsel in der Leitung der Stadt knüpft und sofort dem Blepyros gegenüber mit den Worten ausspricht (560ff.): „Nicht mehr wird es später irgend einem, welcher es auch wagen will, möglich sein, weder durch ein Zeugnis noch durch Sykophantenwesen der Stadt schändliches anzutun, weder wird er den Vorübergehenden die Mäntel abreißen noch auf den Nachbarn neidisch sein, weder bloß

Digitized by Google

noch ärmlich gekleidet gehen noch jemanden schelten noch sich von einem anderen ein Pfand geben lassen können."

Unter den traurigen Zuständen, welche nach Beglückung der Stadt durch die Weiberherrschaft aufhören sollten, hat Aristophanes hier offenbar solche genannt, deren Druck auf das Gesamtwesen in der Tat sehr schwer gewesen sein muß. Denn nicht nur andere Autoren stellen solch ein Bezeugen mit Lügen, Falschschwören und sogar mit Zuschnüren der Kehle zusammen, sondern auch unser Dichter selbst sagt in den „Rittern", um zur Aufrechterhaltung einer feierlichen und ernsten Stille bei dem Auftreten des jungen Demos aufzufordern (1317 f.): „Ihr müßt andachtsvoll schweigen, den Mund halten, auf Zeugenverhöre verzichten und die Gerichte schließen."

Eher mag es bekannt sein, wie große Gefahren das Sykophantentum für die Gesellschaft damals bildete, doch sei es mir erlaubt, damit niemand die Wichtigkeit der Erwähnung desselben an dieser Stelle unterschätze oder gar übergehe, noch folgende Einzelbemerkungen hinzuzufügen. Die Sykophanten gingen hauptsächlich darauf aus, reiche und harmlose Bürger vor dem Volke zu verdächtigen und solche, ehe sie es ahnen konnten, ihres Wohlstandes zu berauben. Ihr widerliches Treiben wußten sie stets zu beschönigen und nannten sich gern im Hinweis auf das Wächteramt, das sie scheinbar auf sich genommen hatten, Hunde des Staates. Bald jedoch hießen sie trotz ihres wachsenden Einflusses überall Hunde im gemeinsten Sinne des Wortes, während Xenophon dasselbe in seinen Denkwürdigkeiten (II, 9) allerdings im Gegensatz hierzu in guter Bedeutung gebraucht, wenn er den Sokrates an den Kriton, einen seiner besten Freunde, die Frage richten läßt: „Sage mir, ziehst du dir denn Hunde (Verteidiger) groß, um dir die Wölfe (Sykophanten) fern zu halten?" und ähnlich gegen Schluß eben dieses Kapitels noch einmal unter Anwendung desselben Bildes sagt: „wie wenn ein Hirt einen guten Hund hat, und seine Mitgenossen ihre Herden dicht bei ihm behalten wollen, so baten den Kriton viele von seinen Freunden, auch ihnen den Archedemos als Wächter zu überlassen".

Man wird nach dieser Abschweifung gewiß nun ermessen, wie Praxagora in ihren Versprechungen nichts weniger als zurückhaltend oder bescheiden aufgetreten ist, wenn sie uns auch über ihre sonstige Gesinnung, ihren Radikalismus, insofern aufklärt, als sie uns offen über die Ziele ihrer Politik unterrichtet. „Ich behaupte", sagt sie (590 ff.) zu den Weibern, „daß alle an allem

Digitized by Google

Anteil haben und erlangen müssen, daß alle aus einem Topf leben, nicht der eine ein reiches, der andere ein mühseliges Dasein habe, daß dieser nicht zuviel Land besitzen darf und jener nicht genug, um sich begraben zu lassen, daß nicht bald jemand sehr viele und der andere kaum einen Begleiter mit sich führe: sondern allen will ich dasselbe Leben gemeinsam gestalten und zwar durchaus gleichartig." Scharf und bestimmt sind in dieser Ansprache die einzelnen Sätze ihres Systems dargelegt; wie ernst sie es aber damit meint, zeigt sie in geschickter Weise den Genossinnen, indem sie sich teils Gelegenheit nimmt, einzelne Aussagen zu wiederholen, teils es nicht unterläßt, zugleich auf die sich aus der Durchführung solcher Thesen ergebenden Folgerungen für das Gemeinwohl hinzuweisen. Der Gedanke, daß alles allen gemeinsam sein solle, begegnet uns auch in ihrem Ausspruch (605 ff.): „Niemand wird irgend etwas in Armut verrichten, alle werden alles haben, Brot, Meerfische, Gebackenes, Mäntel, Wein, Kränze, Kichererbsen"; zu welchem folgende Erklärung eine gute Ergänzung bildet (597 ff.): „Zunächst werde ich das Land, dann das Vermögen und jedes Einzelgut zum Gemeingut machen, und hierauf werden wir euch eben von dem, was allen gehört, unterhalten, dabei aber, sobald wir nur die Verwaltung übernommen haben, vorsichtig zu Werke gehen und alles dieses aufmerksam beobachten." — Eine weitere Sorge soll ihr der friedliche Verkehr unter den Einwohnern der Stadt sein. Sie sagt über ihn (673 ff.): „Allen soll er gemeinsam sein; die Stadt, so erkläre ich, werde ich nämlich zu einem Ort für alle machen und die einzelnen Teile soweit abbrechen, daß sie nur eine Wohnung ergeben und jeder Einwohner zum andern ein- und ausgehen kann", und wie sie bereits hiermit darauf hinweist, daß sie diese Gleichheit auch äußerlich zum Ausdruck bringen will, so hebt sie dasselbe in dem Versprechen hervor, daß sie für die alten, nun aber durch die neue Verfassung frei werdenden Gebäude, wie Gerichtszimmer, Stadthallen und Rednerbühnen, eine passende Verwendung finden werde (676 ff.). Speziellen Wert aber legt sie in ihren Reden über den Verkehr auf zwei Punkte, deren erster die Wähler betrifft. „Auf den Markt", sagt sie, „werde ich die Wahlurnen neben dem Bild des Harmodius niederstellen und dann alle Wahlen vollziehen, damit jeder sein Blatt erhält und weiß, unter welchem Buchstaben er zu speisen habe, und daß er erfreut darüber von dannen gehe. Den Einwurf jedoch, daß einmal jemand keine Nummer für die Teilnahme an der Mahlzeit nach der Wahl er-

Digitized by Google

hielte, weist sie glänzend mit der stolzen Entgegnung zurück (689 ff.): „Dergleichen kommt bei uns nicht vor. Allen bieten wir ja alles in großer Fülle, so daß jeder in seinem Kranze strahlend und bezecht sich mit seiner Fackel auf den Heimweg machen wird." Der Frage also, welcher augenblicklich im Staate so auffallend viel Gewicht beigelegt wird, will sie auch für später nichts von ihrer Bedeutung nehmen, sondern sucht sie auf vorteilhafteste Weise für immer zu lösen. Jedenfalls ein gutes Mittel, sich vor den anderen Frauen selbst gewaltig zu erhöhen. — Was die Erleichterung des allgemeinen Verkehrs anbetrifft, so ist noch zu erwähnen, daß unsere Heldin mit großer Energie für eine solche des Umganges zwischen Mann und Weib eintritt. Leider ergeht sie sich hierbei in soviele Einzelheiten und widmet diesem Gegenstand so oft ihr Wort, daß ich mich auf die Bemerkung beschränken muß, daß die hier ausgesprochenen Ideen nur mit einem in all seiner Widerlichkeit streng durchgeführten Kommunismus als vereinbar zu denken sind; der Rest sei Schweigen!

Als Folgen dieses ihres Systems werden endlich noch einige Punkte besprochen, die für die Sicherheit der Allgemeinheit von größter Bedeutung sind. Es soll keine Diebe und darum auch keine Rechtsstreitigkeiten mehr geben; denn in den herrlichsten Farben weiß sie die Zukunft zu schildern, wenn sie feststellt (668 ff.): „Weder wird man dich bestehlen, wenn du zu Hause schläfst, noch wenn du dich draußen aufhältst, wie es sonst geschah; denn der Lebensunterhalt wird für alle ausreichen. Willst du aber jemandem seinen Mantel nehmen, so wird er ihn dir von selbst lassen. Was nützte es ihm auch, einen Streit anzufangen? denn hat er sich ihn ausgezogen, so wird er sich sogleich aus dem Gemeinschatz einen besseren holen." Ferner folgert sie aus dem Umstande, daß jeder alles reichlich besitzen werde, richtig, daß es niemandem irgend einen Vorteil bringen könne, eine Zahlung zu unterlassen, ja sie fordert sogar in Anknüpfung hieran ihren Ehegatten höhnisch auf (607): „Bitte, mache es uns ausfindig und beweise es mir!" wie sie ihm auch in einem sehr inhaltreichen Gespräch auseinandersetzt, daß es keine Rechtsstreitigkeiten mehr gebe. „Denn," so meint sie (660 ff.), „wie sollte jemand, der bisher Geld verliehen, noch weiter solches auf Zinsen geben, sobald alles Hab und Gut zum Gemeinbesitz geworden ist? Offenbar machte er sich dadurch zu einem Dieb." Daß aber ein solcher nicht mehr existieren könnte, hat sie ja, wie wir sahen, bereits hinreichend nachgewiesen. Dem Zweck, die Begeisterung für ihre Anschauungen zu vermehren,

Digitized by Google

mag es dienen, wenn Praxagora dem Blepyros, als er fragt, wer bei solch' einem Staatswesen das Land bestellen solle (offenbar nur gesagt als Beispiel irgend einer schwierigen, aber nötigen Arbeit überhaupt), freundlichst antwortet (651 ff.): „Die Sklaven. Dir soll nur darum zu tun sein, daß du, sobald der Schatten (näml. des Stiftes der Sonnenuhr) zehn Fuß lang ist, gesalbt zur Mahlzeit gehst." Also jede Anstrengung wird von selbst aufgehoben sein, wenn allen alles gehört! Der Unterschied von Fleiß und Faulheit bei Freien fällt mit diesen selbst, und was sonst für jene eine Tugend war, wird einfach zu einer Pflicht für Sklaven herabgedrückt. Gewiß so radikal als möglich!

Damit ist denn auch angeführt und besprochen, was uns über den zweiten Teil des Wesens und der Tätigkeit der Praxagora, dessen Verschiedenheit von dem privaten Leben wir hinlänglich hervorgehoben haben, zu sagen möglich war, und wir müssen betonen, daß die vom Dichter genannten oder näher beschriebenen Züge ihres Charakters sich durchaus nicht widersprechen, sondern vollkommen miteinander harmonieren.

Gehen wir daher einen Schritt weiter und suchen wir zu ermitteln, wie wir uns das Verhältnis dieser Bühnenperson zu dem Durchschnitt der damals wirklich lebenden Athenerinnen zu denken haben. Ich habe bereits angeführt, daß wir uns bei solchen Untersuchungen am besten auf den von E. Lange eingenommenen Standpunkt stellen, und daß wir bei gehöriger Vorsicht auch den Aristophanes als historische Quelle ansehen können. Hier glaube ich sogar, daß wir von dem Wesen der Praxagora gar nicht allzuviel subtrahieren brauchen, um zu einer realen Person aus jener Gesellschaft zu gelangen. Man weiß ja, wie der lange Krieg die Kräfte der Stadt geschwächt und die Demoralisation im Innern vermehrt hatte. Die Idee der Weiberherrschaft wird ja allerdings nicht wörtlich zu nehmen und nur als Spott aufzufassen sein. Sollte aber nicht mehr als eine Vertreterin dieses Geschlechts wirklich die Äußerung getan haben: „Ja, ich hätte dies oder das ganz anders gemacht, ich hätte die verheißene Gleichheit energisch bis zum Äußersten (d. h. bis zu dem strengsten Kommunismus der Praxagora) durchgeführt", und sollten wir Bedenken tragen, uns unter den edlen Bürgerinnen auch solche vorzustellen, denen lautes Reden und ihre Persönlichkeit weit über alle Vernunft und Sachlichkeit ging? Eben weil der Mann so entsetzlich viel an Mut und Kraft eingebüßt hatte und vor Verzweiflung sich nicht mehr retten konnte, werden sich die Stimmen manches Weibes erhoben

Digitized by Google

haben, die das, was jenen fehlte, durch ihr eigenes Wesen ersetzen resp. vervollkommnen wollten, ohne bei der allgemeinen Verwirrung zu fragen, ob ihr Handeln ehrlich und recht wäre, damit zufrieden, wenn sie sich durch gleißnerische Versprechungen Anhänger für ihre Zukunftspläne erwerben konnten. Offenbar werden viele hierbei so weit gegangen sein, daß sie die traurige Lage der Zeit nur für sich ausbeuteten und überhaupt sich nicht mehr darum kümmerten, ob ihre Ideen vernünftig wären, wenn sie sie nur irgendwie scheinbar als nötige Folgen ihres Hauptsystems hinzustellen vermochten. Beweise sind ja in allen Fällen überflüssig, in denen der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Einem Genie aber, wie dem unseres Dichters, entging es gewiß nicht, daß er um so unmittelbarer auf sein Publikum wirken mußte, je weniger er sich von dem ihm in Wirklichkeit Gebotenen entfernte.

Die Optantenfrage in Nordschleswig.

Von P. Asmussen.

Das auch in Deutschland viel gelesene Buch des Kopenhagener Professors Matzen, eines geborenen Schleswigers, über die Optantenfrage in Nordschleswig wird auch von deutscher Seite sehr häufig so ausgelegt, als sei nun die Optantenfrage in einem Sinne entschieden, der der deutschen Auffassung widerspricht. Professor Matzen legt den Artikel 19 des Wiener Friedensvertrages vom Jahre 1864 so aus, daß ein Nordschleswiger gut und gern für Dänemark habe optieren können, daß er aber trotzdem sein Heimatsrecht in Nordschleswig behalten und nicht ausgewiesen werden könne. In dem Artikel steht aber nun, daß das Heimatsrecht in Dänemark und Schleswig-Holstein allen den Personen gewahrt bleiben soll, welche es beim bindenden Friedensabschluß hatten. Damit sollte z. B. Preußen verhindert werden, solche Leute auszuweisen, die sich während des Krieges feindlich gegen es bewiesen hatten. Es sollte niemand heimatlos sein und gemacht werden können. Aber der Professor irrt sich, wenn er diese Bestimmung auf die Optanten anwendet. Optanten gab

Digitized by Google

es damals noch nicht und konnte es nicht geben, da bis zum Friedensschluß die Nordschleswiger, rechtlich zwar nicht, aber tatsächlich, seit der dänischen Novemberverfassung vom Jahre 1863 Untertanen des dänischen Königs waren. Durch den Friedensschluß gingen die Schleswig-Holsteiner in ein anderes Untertanenverhältnis über, sie sollten aber weder im ganzen noch im einzelnen dadurch heimatlos gemacht werden können. Auch die späteren Optanten hatten danach ihr Heimatrecht. Daß sie es aber für immer und ewige Zeiten haben sollten, die Unmöglichkeit also, es jemals aufgeben zu können, hat der Artikel 19 nicht gewährleistet. Daß die Optanten dadurch, daß sie in das alte Untertanenverhältnis zu Dänemark zurücktraten, auch ihr Heimatrecht in Schleswig-Holstein aufgaben, hat die preußische Regierung stets behauptet, die dänische freilich stets bestritten. Die preußische Auffassung ist aber wohl die vernünftigere. Durch die Option sind die Optanten rechtlich doch als dänische Untertanen Ausländer geworden, und lästig gewordene Ausländer auszuweisen, hält jede Regierung für ihr Recht. Es ist ja auch widersinnig, einer Gruppe von anderweitigen Staatsangehörigen ein so festes Heimatsrecht in Deutschland zu geben, daß man sie nicht wieder los werden kann.

Der Standpunkt ist aber von jeher Standpunkt der preußischen Regierung gewesen und nicht nur Ergebnis der Politik der festen Hand. Schon bald nachdem Schleswig-Holstein preußische Provinz geworden war, betonte die preußische Regierung es als ihr Recht, nicht nur Optanten ausweisen zu dürfen, sondern auch solche Leute, die ihr Untertanenverhältnis zu Dänemark wieder gelöst hatten, selbst wenn sie als junge Leute bereit waren, sich als Heerespflichtige in das preußische Heer einstellen zu lassen. Preußen hat also niemals die Verpflichtung anerkannt, in das diesseitige Untertanenverhältnis zurückkehrende Optanten ohne weiteres aufzunehmen, sondern hat stets sein Ausweisungsrecht betont. So geschah es auch den reichlich 1100 Nordschleswigern gegenüber, welche im Jahre 1870, um nicht den Feldzug mitmachen zu müssen, nach Dänemark auswanderten. Dänemark verwandte sich nach dem Friedensschluß für sie, und Preußen-Deutschland war wie gewöhnlich entgegenkommend. Unter gewissen unschwer zu erfüllenden Bedingungen durften sie wiederkommen. Es wurde ihnen aber zur Pflicht gemacht, keinen Anlaß zu begründeten Klagen zu geben, insonderheit sich aller Feindseligkeiten gegen den preußischen Staat und seine Mitglieder zu enthalten.

Digitized by Google

Bei illoyalem Verhalten behielt sich die Regierung ausdrücklich das Recht vor, die Aufenthaltserlaubnis zurückzunehmen. Das geschah unter Mitwirkung von Vertretern der dänischen Regierung. Ausdrücklich ist also damals ausgemacht worden, daß die Optanten, denn um solche handelte es sich, eigentlich nach Dänemark gehörten, daß Preußen ihnen nur unter Bedingungen die Erlaubnis zum Aufenthalt in Nordschleswig gab und daß Preußen das Recht der Ausweisung sich ausdrücklich vorbehielt.

Brennend ist nun die Frage, ob eine einfache Optionserklärung für Dänemark genügt, um dem Optanten hier in Nordschleswig das Heimatsrecht zu nehmen und ihn zu einer ausweisbaren Person zu machen, oder ob dazu ein tatsächliches längeres oder kürzeres Verweilen des Optanten in Dänemaek vonnöten ist, ob also der Wille genügt, oder ob der Wille erst in die Tat umgesetzt werden muß. Die Frage ist um so brennender, als die rechtsgelehrten Autoritäten darüber verschiedener Meinung sind. Nach dem allgemeinen Rechtsgefühl verliert ein Mensch doch erst sein Heimatsrecht, wenn er seine Heimat aufgibt und zwar, um sich anderswo niederzulassen. Die Erklärung, daß er das will, genügt doch eigentlich nicht. Aber ebenso natürlich ist es, daß er eine solche Erklärung ja auch nicht abgeben wird, wenn er nicht die Absicht hat, die alte Heimat aufzugeben. Daß in Nordschleswig die Verhältnisse etwas anders liegen, ist eine Folge des § 5 des Prager Friedensvertrages vom Jahre 1866.

Der vielgenannte Paragraph, aus dem auch die nordschleswigschen Protestler das Recht ableiten, Dänen bleiben und wieder mit Dänemark vereinigt werden zu wollen, bestimmte, daß gewisse Distrikte Nordschleswigs an Dänemark zurückgegeben werden sollten, wenn die Bevölkerung den Wunsch dazu in freier Abstimmung kundgeben würde. Der Paragraph, den Kaiser Napoleon in den Vertrag hineingebracht hat, hatte eine sehr unglückliche, um nicht zu sagen ungeschickte Fassung. Es ging aus ihm weder hervor, welches die nordschleswigschen Distrikte sein sollten, noch wann die Abstimmung stattfinden sollte. Der Friede wurde zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser von Österreich abgeschlossen. Der Kaiser von Österreich hatte also das Recht, die Abstimmung vom König von Preußen zu verlangen. Dem aber konnte es doch ganz einerlei sein, ob Nordschleswig dänisch oder preußisch war. Österreich konnte durch die Abstimmung nichts gewinnen, sondern sich nur mit Preußen entzweien, falls man sich über den Umfang des Abstimmungsgebietes und die Zeit der Ab-

Digitized by Google

stimmung nicht einigen konnte. Es war also durchaus begreiflich, daß nach zwölf Jahren, als Preußen und Österreich gute Freunde geworden waren, die beiden Beteiligten den Paragraphen einfach strichen. Die Protestler in Nordschleswig behaupten bis auf den heutigen Tag, daß ihnen damals unrecht geschehen sei. Den staatsrechtlichen Beweis für ihre Behauptung müssen sie freilich schuldig bleiben. Was zwei beschließen, können sie selber ändern und aufheben. Was Dritte dazu sagen, kommt nicht in Frage, so lange sie keine Rechtstitel haben, und Rechtstitel hatten in diesem Falle weder Dänen noch Nordschleswiger.

Solange freilich der Paragraph zu Recht bestand, hatten die Nordschleswiger begründete Hoffnung, an Dänemark zurückzukommen. Im dänisch redenden Nordschleswig wäre die Rückgabe mit bedeutender Stimmenmehrheit beschlossen worden, und selbst im mittleren und südlichen Schleswig hatte die Einverleibung in Preußen viele Gegner, die ebensogern dänisch geblieben wären, wenn sie doch einmal ihren eigenen Herzog nicht haben sollten. Auch die Behörden rechneten teilweise mit dem baldigen Anheimfall Nordschleswigs an Dänemark. Diese ganze Lage veranlaßte viele Nordschleswiger, für Dänemark zu optieren, namentlich auch aus dem Grunde, um ihre Söhne nicht preußische Soldaten werden zu lassen. Vor dem preußischen Drill hatte man damals in Nordschleswig eine gewaltige Angst. In Dänemark gelang es, unter Anwendung einiger Taler wohl, vom beschwerlichen Dienst frei zu werden. Ein Zurückziehen nach Dänemark, auch nur ein zeitweiliges, hielten viele nicht für notwendig, da ja nach ihrer Meinung Nordschleswig doch bald dänisch werden mußte. Es war also gar nicht die Meinung dieser Leute, nach Dänemark überzusiedeln, sie wollten in ihrer alten Heimat bleiben, und die ganze Option hatte eigentlich nur den Zweck, daß die Optanten nicht erst Untertanen des Königs von Preußen werden, sondern Dänen bleiben wollten, was sie ja in allernächster Zukunft rechtlich wieder zu werden hofften.

Als nun im Jahre 1878 der § 5 aufgehoben wurde, wurde auch die Lage der Optanten eine andere. Das Recht der Ausweisung hatte die preußische Regierung freilich immer für sich in Anspruch genommen und gelegentlich ausgeübt, aber nur sparsam, denn solange das Schicksal Nordschleswigs noch nicht definitiv entschieden war, hatten ja die Nordschleswiger wenigstens einen Schein des Rechtes für sich, wenn sie sich als Dänen gebärdeten und ihren dänischen Patriotismus einmal in zu herausfordernder

Digitized by Google

Weise offenbarten. Nun war über Nordschleswig endgültig entschieden. Nun war der dänische Optant endgültig ein im Ausland lebender Däne, dem die preußische Regierung ein grundsätzliches Heimatsrecht in Nordschleswig nicht einräumte, den sie vielmehr nur auf Wohlverhalten duldete. Manchem Optanten kam der Ernst der Lage freilich nicht recht zum Bewußtsein, sei es nun, daß er glaubte, was seine Agitatoren und seine Presse ihm vorredeten, daß nämlich infolge kriegerischer oder diplomatischer Verwickelungen oder durch sonstige Ereignisse Preußen freiwillig oder gezwungen auf Nordschleswig Verzicht leisten würde, sei es, daß man sich darauf verließ, die Regierung werde selber nicht wissen, wer Optant sei oder doch wenigstens die Ausweisung der Optanten unterlassen. Manche aber, die die väterlichen Höfe antreten sollten oder die das väterliche Geschäft zu übernehmen wünschten, suchten um Aufnahme in den diesseitigen Untertanenverband nach. Manche Optanten sind dadurch hiesige Staatsbürger geworden. Nicht alle haben sich des Vertrauens würdig gezeigt, welches die Regierung in sie setzte, als sie sie aufnahm.

Mit dem Einsetzen der Politik der festen Hand wurde die Lage der Optanten eine schlechtere. Die Regierung verzichtete auf Ausnahmegesetze gegen die deutschfeindlichen Umtriebe der Protestler, übte aber alle Rechte aus, welche die bestehenden Gesetze ihr gaben. Dazu gehört aber auch das Recht, Optanten auszuweisen, falls sie irgendwie lästig wurden. Verlangte sie von ihren eigenen Untertanen, daß sie Ruhe und Frieden halten sollten, so mußte sie von fremden Untertanen erst recht verlangen, daß sie ihre Kreise nicht störten. Daß dabei mancher als Optant sich auswies, der es nicht zu sein glaubte oder der vergessen hatte, daß er es war, ist natürlich. Mancher hatte nur in der sicheren Voraussetzung optiert, daß Nordschleswig bald wieder dänisch würde, und glaubte, daß mit dem Schwinden dieser Hoffnung die Option hinfällig sei. Manche nun erwachsene Kinder mögen überhaupt nicht gewußt haben, daß ihre Eltern optiert hatten und daß sie Optantenkinder seien. Mancher kann auch tatsächlich vergessen haben, was er vor einem Menschenalter tat.

Bei dieser Lage der Dinge wäre es am einfachsten, wenn die Regierung es allen Optanten aufgäbe, innerhalb kurzer Frist ihre Optionserklärung zu wiederholen, und wenn sie allen denjenigen Heimatrecht gäbe und natürlich auch Untertanenpflicht auferlegte, die eine solche Erklärung nicht abgäben. Nun hat aber die Regierung mit ehemaligen Optanten, die sie in das diesseitige

Digitized by Google

Untertanenverhältnis aufgenommen hat, zum Teil recht trübe Erfahrungen gemacht. Die Herren haben das ihnen gewährte Heimatsrecht schnöde gemißbraucht, haben sich der dänischen Protestagitation in die Arme geworfen und sind zum Teil in den Reihen der schlimmsten Deutschenfresser zu finden. Man kann es also der Regierung gar nicht verdenken, wenn sie die Optanten mit etwas mißtrauischen Blicken ansieht. Kommt es doch vor, daß Optanten das Gastrecht nicht einmal achten, welches sie in Nordschleswig genießen, sondern sich mehr oder minder offen an den deutschfeindlichen Demonstrationen beteiligen, welche die nordschleswigschen Protestler lieben, obgleich sie wissen, daß sie ausgewiesen werden können und auch unweigerlich ausgewiesen werden, sobald ihr Treiben bekannt wird.

Die Lösung der Optantenfrage ist die einfachste Sache von der Welt, wenn das politische Dänentum in Nordschleswig verschwunden ist. Dann wird man ihnen allen einfach das diesseitige Bürgerrecht verleihen, soweit sie nicht ausdrücklich erklären, dänische Untertanen bleiben zu wollen. Und das politische Dänentum hat keinen vernünftigen Zweck mehr. Eine Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark ist menschlicher Berechnung nach ausgeschlossen und kann auch durch eine noch so tatkräftige Agitation der Nordschleswiger nicht gefördert werden. Eine von Jahr zu Jahr wachsende Anzahl von Nordschleswigern wünscht übrigens eine solche Vereinigung nicht. Gern erklärt nun der Protestler, wenn er ins Gedränge kommt, daß er nur heimische Sprache und Sitte fördern und erhalten will. Aber dazu bedarf es keiner politischen Partei. Auf Ehr und Gewissen gefragt, müssen doch die Protestler einräumen, das sie noch etwas anderes wollen. Gelegentlich reden ihre Agitatoren und redet ihre Presse doch eine Sprache, die auf andere Ziele und Bestrebungen schließen läßt, und der gemeine Mann, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, sagt es frei heraus: Wir wollen wieder zu Dänemark kommen. Dieses politische Dänentum, dieses Jagen nach Idealen, die doch nicht erfüllt werden, müssen die Dänen aufgeben, und im Königreich Dänemark muß man es aufgeben, solche Bestrebungen, sei es moralisch, sei es auf irgend welche andere Weise zu unterstützen, dann wird die Lösung der Optantenfrage ein Kinderspiel sein. Diese Lösung der Frage ist aber auch die einzig mögliche.

Digitized by Google

Dämmer-Reich.

So ſtille ſtieg die Nacht zum Hang,
Ich wanderte durch den Forſt;
Des Tages Stürmen brach ſich lang,
Und Schlummern lag im Horſt.

Da weitet dämmernd ſich ein Tal
Im letzten Tagesſchein;
Nachtnebel ſteigen ſilberfahl,
Wie Elfenleib ſo fein.

Ich ſchreite wie durch Geiſterland,
Das noch kein Menſch entweiht,
Stumm ſteh ich an ſchweigenden Tales Rand,
Rings ſtille Herrlichkeit.

Ein Schweigen, feierlich und ſchwer,
Eine Ruhe, weihelich,
Ein Reich, ſo weltenfern, ſo hehr . . .
Des Reiches König — ich!

Oswald Meyer.

Digitized by Google

Der Zeitungsschreiber im 17. Jahrhundert.

Mit Benutzung von Akten des Geh. Staatsarchivs.

Von Ernst Consentius.*)

Zu Beginn des regulären Zeitungswesens war es keineswegs üblich, daß die Blätter, die hier oder da gedruckt wurden, einen Titel hatten, der etwa vom Erscheinungsorte gewählt wäre, oder gar neben dem Titel noch einen Untertitel, der eine gewisse Parteistellung der Zeitung verriete. Die ersten Zeitungen, die anfangs in der Woche nur einmal in kleinem Quartformat erschienen, waren vielfach ohne jeden Titelkopf. Daß derartige Blätter zu einem fortlaufenden Unternehmen gehörten, verriet nur die Numerierung des einzelnen Stückes, die mit der Kalenderwoche fortschritt, und die in alphabetischer Folge den einzelnen Quartbogen am Seitenschluß aufgedruckten Buchstaben. In der gleichen Art, wie die Druckbogen des Buches, erhielten die einzelnen Zeitungsblätter ihre alphabetische Signatur. Das mag dafür sprechen, daß mit dem Anfange oder dem Ablauf des Jahres ein halber Bogen mit dem Titel gedruckt wurde, so daß die einzelnen Zeitungsnummern nach Anleitung der Signaturen vom Buchbinder zusammengefaßt werden konnten und dann ein Ganzes bildeten. Aber solcher Titelblätter sind bei den spärlichen Zeitungsresten, die aus den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts auf uns gekommen sind, nur wenige erhalten. Und wenn vielleicht auch einmal im Jahre zur Zeitung der Titel gedruckt wurde, so nannten die einzelnen Wochenblätter, wie sie ausgegeben oder versandt wurden, doch keinen Titel, keinen Druckort, keinen Verleger oder Herausgeber. Nachrichten und Neuigkeiten waren die Hauptsache. Wer also ein Zeitungsblatt im siebzehnten Jahrhundert zur Hand nahm, wußte längst nicht immer, woher die Neuigkeiten stammten.

So ging es auch dem großen Kurfürsten. Er war im Jahre 1661 in Cleve, um seinen rheinischen Besitzungen eine neue Verfassung zu geben, als ihm eine „gedrückete Zeitung" zu Gesicht kam, die ihm unmöglich gefallen konnte. Denn sie enthielt „unterschiedliche nachdenckliche sachen wieder Unsere Regierung" — wie Friedrich Wilhelm seinen Räten nach Kölln an der Spree am

*) Ein Nachtrag zu meinem Buche: Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Großen (Berlin, 1904).

Digitized by Google

29. Januar 1661 schrieb. Der Kurfürst nahm an, die Zeitung stamme aus Stettin und befahl seinen Geheimen Räten: „Im fall auch obangeregte mitkommende Zeitung zu Stettin gedrücket sein möchte, So habt Ihr, Jedoch mit glimpff, an die Schwedische Regierung zuschreiben, solche Zeitungen mit bey zulegen, und zubitten, daß dem Drücker solches gebührend verwiesen werden möge, mit dem angehenckten erbieten, daß Wir solches gleichergestalt also zuhalten nicht unterlaßen wolten."

Wo etwas gegen seine Regierung gedruckt war, glaubte der Verdacht des großen Kurfürsten zunächst an eine schwedische Quelle. Zwar hatten Polen, der Kaiser und der Kurfürst am 3. Mai 1660 mit Schweden den Frieden von Oliva geschlossen. Aber eben in dem schwedisch-polnischen Kriege, der durch diesen Frieden beendet ward, hatte Friedrich Wilhelm zuerst auf schwedischer Seite gestanden, hatte sich von Schweden als souveränen Herrn in Preußen anerkennen lassen, um dann zu den Polen überzugehen, und auch von dieser Seite die Anerkennung seiner Souveränität erhalten. Geschickt die Umstände benutzend hatte der Kurfürst seine Hilfe beiden Gegnern verkauft. War nun auch wieder der Friede hergestellt, die Stimmung der Schweden gegen Brandenburg war wenig freundlich. Auch in Berlin war vor kurzem „einige Zeitung gedrücket, worinnen die Schwedische nicht wenig angestochen worden". Also konnte die eine unerwünschte Nachricht der Dank für die andere sein; „solch Zeitungsschreiben gegen einander" hatte schon „hiebevorn viele ungelegenheit verursachet". Das wollte der Kurfürst nicht, und er drohte seinem Berliner Zeitungsdrucker mit der höchsten Ungnade und Strafe, wenn er wieder etwas gegen die Schweden in die Zeitung setzte. Aber trotz aller Vermutungen war die Zeitung, welche dem großen Kurfürsten mißfiel, doch nicht in Stettin gedruckt.

Der Berliner Buchdrucker und Zeitungsverleger Christoph Runge gab den Geheimen Räten als Sachverständiger die Auskunft: diese Zeitung sei „nicht zu Stettin, sondern in Hamburg gedruckt". Ihm war das Blatt vorgelegt worden, und er sagte, „daß der Postmeister in Hamburg selbst die Zeitungen auf derogleichen schwarz Papier, wie diese seyn, ordinarié drucken ließe, die andern aber so ebenmeßig aus Hamburg kommen, ließe etwan ein Drucker daselbst auflegen, daß also alle woche zweyerley avisen, nehmlich eine auf schwarz Papier, so wie gemeldet, der Postmeister soll drucken laßen, undt die andere durch einen Drucker auf weißen Papier auß Hamburg geschrieben würden".

Digitized by Google

Also in diesem Falle hätte eine Beschwerde bei der schwedischen Regierung nichts genutzt; aber künftig wollten die brandenburgischen Geheimen Räte auf die Stettiner Zeitungen acht geben. Wo die ärgerliche Meldung — deren Wortlaut uns unbekannt ist — aber ganz im schwedischen Sinne gefaßt war, glaubten die Geheimen Räte doch an einen Zusammenhang mit Schweden und meinten, daß in Hamburg „der Schwedische Resident die Zeitungen seines gefallens ohne zweifel einrichtet". Wo sie nur Anweisung hatten, weitere Schritte zu tun, wenn die Zeitung aus Stettin wäre, schickten sie das Blatt dem Kurfürsten nach Cleve zurück und warteten auf weitere Befehle.

Die Zeitung war durch das Hin- und Herschicken immer älter geworden. Trotzdem ließ der große Kurfürst die Sache nicht auf sich beruhen. Er sandte die Zeitung samt einer Beschwerde nach Hamburg. Und daß der Kurfürst diese Angelegenheit weiter verfolgte, verschafft uns noch heute einen Einblick in die Zeitungsverhältnisse jener Tage, gibt uns die Möglichkeit, in den inneren Betrieb, in die Redaktionsstube einen Blick zu werfen. — Irgendwelcher Achtung hatte sich ein Zeitungsmacher damals nicht zu erfreuen; und ganz gewiß nicht, wenn er die schwere Frage: was ist Wahrheit, die er sich bei jeder Nachricht vorlegen sollte, ehe er sie druckte, einmal nicht recht beantwortet hatte. Wenn es ein Mächtiger merkte, daß er eine Nachricht, die den Tatsachen nicht entsprach, hatte durchschlüpfen lassen, oder wenn ihm gar eine zweifelhafte Neuigkeit zu interessant schien, so daß er sie seinen Lesern nicht entziehen mochte, dann war er kein anständiger Mensch mehr, sondern ein Pasquillant. Einer Stadt wie Hamburg gegenüber brauchte der brandenburgische Kurfürst nicht vorsichtige Rücksicht zu nehmen, da konnte er rund heraus sagen, was er dachte. Er tat's in einer Beschwerde vom 11. März 1661 von Cleve aus. „Euch ist bekant — schrieb der große Kurfürst dem Rat der Stadt Hamburg — waß für Ungelegenheit offtermals daraus entstanden, daß einer oder ander sich Unternommen, an stat der einlauffenden wahrhafften Zeitungen, pasquillen und andere anzügliche dinge drucken zu laßen. Nach dem nun durch Gottes gnade vor weniger Zeit der hochstgewüntschte friede wieder gestifftet, und wir wohl verhoffet, es würden nunmehr dergleichen dinge zugleich cessiren, so seind Uns dennoch zu nicht geringer verwunderung die eingelegte und in Hamburg gedruckte Zeitungen zu handen kommen, woraus ihr ersehen werdet, was sich der Zeitungsdrucker gelüsten laßen, wieder Unsern Staat und Regirung

Digitized by Google

gantz freventlicher weise zu spargiren: Und komt Uns dieses so viel schmertzlicher für, weilen Uns bekant, daß daselbst keine Zeitungen gedruckt werden, ehe und bevor dieselben von iemanden revidiret worden. Gesinnen demnach an Euch hiermit in gnaden, Ihr wollet den Autorem solcher ausverschämten lügen, welche er außer allen Zweifel aus hochster malitz, und zu Unsern nachtheil erdacht, dergestalt abstraffen, damit Wir ein gnug daran haben, und Ursach darob nehmen können, Euch u. eurer Stadtt in dergleichen fällen hinwiederümb institiam administriren zu laßen."

Kaum war diese Beschwerde mit dem gedruckten Zeitungsblatt von Mitte Dezember 1660 nach Hamburg gelangt, so forderten die Herren Prätoren den Zeitungsschreiber Martinus Schumacher vor sich, um ihn zu strafen. Schumacher aber bat, ihm „so viel Zeitt zu gönnen", daß er mit seiner „verantwordtung darwieder einkommen" könnte, und setzte nun dem Rat der Stadt Hamburg, deren Bürger er war, am 16. März 1661 auseinander, in welcher Weise er die Zeitung zusammenbringe. Die geistige Tätigkeit eines Journalisten muß nach Schumachers Angaben damals die denkbar geringste gewesen sein. Der Zeitungsschreiber nahm die Nachrichten in sein Blatt auf, so wie sie ihm übersandt wurden. Kritik sollte er wohl den einzelnen Meldungen gegenüber üben; aber er tat es nicht; sein Blick reichte nicht so weit, um die Bedeutung der Nachrichten abzuschätzen. So sagte wenigstens Schumacher, der sich Mitte Dezember 1660 nicht das geringste bei der Zeitung über den brandenburgischen Staat gedacht haben wollte. Der Zeitungsschreiber glaubte seine Pflicht getan zu haben, wenn er nur keine Nachrichten erdichtete, um sein Blatt zu füllen. Schumacher verteidigte sich vor dem Rate zu Hamburg, indem er versicherte, daß „ich Zeit meines Lebens mich aller Erbahrkeit vndt redtligkeit beflissen, vndt weder von Ihr Churfurstl. Dhl. meinen gnädigsten Herrn, noch sonst Jemandt Hohes oder Niedrigen Standes pasquillen gemacht, besondern habe Zeittungen drucken lassen so mir von andern örthen, alß geschicht, vndt Zeittungen zugeschrieben, vndt ich meines geringen verstandes nicht für anzüglich halten können, vndt mir also niemalß zu sinnen gestiegen, Ihr Churfurstl. Dhl. meinem gnädigsten Herrn, noch sonst Jemandt zum verdruß etwas In die ordinari Zeittungen zusetzen, besondern dieselbe gleich, wie sie mir zugeschrieben, ohn einig böß fürsatz In die Zeittungen gesetzet, vndt habe also auch diese mir zugesandte Zeittung, darüber Ihr Churfurstl. Dhl. mein gnädigster

Digitized by Google

Herr sich beschwert befunden, In die ordinari Zeittung drucken lassen, welches Ich mittelst leiblichen Eydes abstattung zu bestercken zu Jeder stunde bereit bin . . . vndt also vnwissendt gesündiget, Vndt demnach nicht vermuthen können, das Ihr Churfurstl. Dhl. solches also, wie geschehen, auffnehmen möchten, vndt weilln Ihr Churfurstl. Dhl. mein gnädigster Herr sich dardurch beleidigt befinden, So Ists mir hertzlich leid, das es geschehen, Bitte Ihr Churfurstl. Dhl. vmb gnädigste verzeihung, vndt werde hinführo Zeit meines Lebens wissendtlich gantz nichts so Ihr Churfurstl. Dhl. angehen möchte, In die Zeittungen setzen lassen, darmit ich nicht anderweit vnwissendt mich In diesem versündigen vndt vngnade verschülden müge".

Daß er unwissend gesündigt, schien Schumacher der wichtigste Entschuldigungsgrund zu sein. Auch der Rat der Stadt Hamburg sah in dem beschränkten Verstande des Zeitungsschreibers immerhin eine Entschuldigung. Am 19. März 1661 wurde Schumachers Verantwortungs- oder Bittschreiben von der Stadt Hamburg dem Kurfürsten übersandt, und Bürgermeister und Rat schrieben dazu, wenn auch der Zeitungsschreiber „in beyliegender seiner Supplic, eins vnd anders zu seiner entschüldigung fürgebracht", so sei Schumacher dennoch für seine üble Zeitung durch die Prätoren bestraft worden. Jedenfalls muß die Strafe nicht übergroß gewesen sein; denn es gab noch viel schwerere Strafen, die dem Zeitungsschreiber von seiner Obrigkeit nur angedroht wurden; so wurde „Ihme bey höchster straffe gebotten, sich deßen hinführo gäntzlich zu enthalten, Zweifelln nicht — heißt es im Schreiben des Rats — Er werde Ihme solches eine warnung sein laßen, oder schärfferer Bestraffung gewärtigen verhoffen demnach, Eß werden Ewr. ChurFürstl. Durchl. bey sölcher Bewandtnüß deßwegen auff Unß vnd diese Stadt keine Vngnade werffen".

Ob Schumacher wirklich bestraft wurde, ergibt sich aus diesen Akten nicht. In Hamburg hatte jedenfalls niemand bis dahin an der Zeitungsmeldung von Mitte Dezember 1660 Anstoß genommen. Aber auf die Beschwerde des großen Kurfürsten mußte zum mindesten geantwortet werden, und an Worten ließ es die Stadt Hamburg nicht fehlen, sich zu allen möglichen Diensten anzubieten. — Der Kurfürst war in seiner Vorstellung an die Stadt von einer allgemeinen Betrachtung ausgegangen, hatte von den Ungelegenheiten gesprochen, die durchs Zeitungsschreiben oftmals entstünden. Diensteifrig griffen Bürgermeister und Ratsmänner diesen Gedanken auf, führten ihn noch weiter und sagten,

Digitized by Google

alles Zeitungsdrucken wäre vom Übel, sagten, die Zeitungen müßten abgeschafft werden. Sie schrieben: „möchten vnsers theilß gerne sehen, daß das eine Zeithero fast aller ohrten im heyl. Röm. Reiche eingeführtes Zeitung drücken, gäntzlich abgeschaffet würde, dan die Obrigkeit des ohrts, wo Sie gedrücket worden, allerhand nachrehde deßwegen leiden müßen, die sich ümb Ihre Ambts verrichtungen vnd nicht ümb derogleichen Zeitung zu bemühen haben."

In Hamburg gab es trotzdem zwei Zeitungen, in Berlin nur eine.

Wo die Stadt Hamburg ihren guten Willen so sehr betonte und den Martinus Schumacher fürs künftige gewarnt hatte, war der große Kurfürst mit dem Hamburger Schreiben „woll zufrieden" und gab am 9. April 1661 seinen Geheimen Räten in Kölln an der Spree nochmals die Anweisung, den Berliner Buchdrucker „anderweit vor euch zufordern, und alles ernsts zu untersagen, daß er im geringsten sich nicht unterstehen solle, einige pasquillen oder andere anzügliche Dinge zudrücken, Wiedrigen fals werden Wir nicht unterlaßen, denselben mit ernster bestraffung anzusehen".

Wie der große Kurfürst es befohlen, so wurde Christoph Runge verwarnt. Er erbot sich „zur gehorsambsten parition", und damit hatte die Sache ihr Ende.

Ungedrucktes zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von Adolph Kohut.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beabsichtigte ich ein Werk über hervorragende Theologen und Philosophen herauszugeben. Aus äußeren Gründen kam es nicht zustande. Damals wandte ich mich wegen biographischer Daten u. a. auch an die katholischen Theologen und Philosophen, die sich gegen das Unfehlbarkeitsdogma erklärt hatten: Joseph Reinkens,

Digitized by Google

P. Knoodt in Bonn und Professor Dr. J. Frohschammer in München.

Einiges aus den ungedruckten Aufzeichnungen, die mir die genannten drei namhaften Gelehrten zukommen ließen, wird auch heute noch interessieren.

Reinkens (am 12. April 1877): „Ihren Wunsch zu erfüllen, bedauere ich, nicht in der Lage zu sein. Die Sache, die ich vertrete, fordert mich so unbedingt, daß ich an Aufzeichnungen über mein Leben und seinen geistigen Entwickelungsgang nicht denken kann. Sollte ich einmal meine Freiheit wiedererlangen, so täte ich es gern, denn ich glaube auch in meinem Leben einigermaßen Gottes Führungen zu erkennen. Auf Manches kann ich nur mit Dank zurückblicken trotz schwerer Prüfungen. Aber, wie gesagt, dazu gehört Ruhe. Auch ich habe mich nur allmählich von der ultramontanen Weltanschauung — die ich freilich nie in schroffer Weise gehabt — befreien und losringen können.

„Bis zu meinem zwölften Jahre besuchte ich die Elementarschule, dann trat ich helfend meinem Vater zur Seite und verrichtete, da die Vermögensverhältnisse ohne Schuld der Eltern zerrüttet wurden, mehrere Jahre Handarbeit. Erst im Alter von 19 Jahren nahm ich ein halbes Jahr Privatunterricht und wurde dann im Herbste 1840, nur teilweise vorbereitet, in die Quarta des Aachener Gymnasiums aufgenommen. Nach einem Jahre wurde ich durch einmütigen Beschluß der Lehrer über die Tertia hinweg in die Sekunda versetzt, und später von der Obersekunda nach Oberprima, so daß ich in vier Jahren das Gymnasium absolvierte (Herbst 1844). Im Wintersemester 1844/45 bearbeitete und löste ich an der Universität Bonn die philosophische Preisaufgabe über den Begriff und die Einteilung der Tugend bei den Griechen. 1846 und 1847 war ich Mitglied des philologischen Seminars unter Ritschl und Welker. 1847 im Herbste trat ich mit dem besten Zeugnis von 33 Kandidaten (ich hatte allein Nr. 1) ins Priesterseminar zu Köln, wurde am 3. September 1848 Priester, dann am 8. August 1849 zu München legitime zum Dr. der Theologie cum nota „Eminentiae“ promoviert und Ostern 1850 Privatdozent an der Universität Breslau, im Frühjahr 1853 außerordentlicher und 1857 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte. Inzwischen war ich auch vom 1. Januar 1852 bis Ostern 1858 Domprediger. Im April 1874 wurde ich von der Professur entlassen.“

Digitized by Google

Professor Dr. **Knoodt** (am 14. Juni 1876):

„Geboren zu Boppard, den 6. November 1811, machte ich meine Gymnasialstudien zu Boppard und Koblenz, besuchte von 1829 bis 1833 die Universitäten Bonn und Tübingen, wo meine vorzüglichsten Lehrer Hermes, Hirscher und Möhler waren, 1833 bis Ostern 35 das Priesterseminar zu Trier, war bis 1837 Kaplan an der Liebfrauenkirche daselbst, wurde dann (1837) Religionslehrer am Gymnasium zu Trier, legte aber 1841 diese Stelle nieder, um ausschließlich wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Studien mich zu widmen, und reiste nach Wien zu dem berühmten katholischen Philosophen **Anton Günther**. Hier blieb ich drei volle Jahre in fast täglichem Umgange mit Günther und dessen Freunden und fast ausschließlich philosophischen Studien hingegeben. Im Herbste 1844 reiste ich nach Breslau, wo ich im Umgange mit **Elvenich, Baltzer, Movers, Foerster** (dem späteren Fürstbischof, jetzt Erzbischof) und zuletzt auch mit **Kardinal Diepenbrock** lebte und vorzüglich naturwissenschaftlichen, mathematischen und philologischen Studien oblag. (Ich hörte die Vorlesungen von Purkinje über Physiologie, von Pohle über Physik, Nees von Esenbeck über Botanik, Kummer über Mathematik, Schneider über platonische Dialoge.) Im Laufe des Jahres 1845 promovierte ich in der Philosophie, und wurde infolge des Doktorexamens, das ich summa cum laude bestand, und der Dissertation über das „Cogito ergo sum" des Carteſius von der philosophischen Fakultät dem preußischen Kultusminister empfohlen. Dann reiste ich nach Berlin, um auch dort noch weitere Studien zu machen; allein ich konnte daselbst nur noch einige Vorlesungen bei Johannes Müller und Schelling (dessen persönliche Bekanntschaft ich machte) hören, denn schon anfangs Oktober 1845 wurde ich als Professor extraordinarius nach Bonn berufen. Hier erblickte ich meine nächste Hauptaufgabe nicht in der schriftstellerischen Tätigkeit, sondern im Unterricht. Auch gelang es mir, immer mehr Zuhörer (bis zu 140 in Privatvorlesungen) zu gewinnen, namentlich katholische Theologen, und nicht wenige derselben promovierten in der Philosophie, von denen einige später auch Professoren wurden. **Aber je mehr mein Einfluß auf die Studenten wuchs, desto mehr steigerten sich auch die heimlichen und öffentlichen Anfeindungen von Seite der jesuitisch-scholastischen Philosophen und Theologen** (in Bonn insbesondere von Seite der Privatdozenten der Philosophie Dischinger — später Professor der Philosophie in Posen — und

Digitized by Google

Clemens — später Professor der Philosophie in Münster — und der Theologen Dieringer und Martin — späteren Bischofs von Paderborn), und ich wurde immer mehr in abwehrende Polemik hereingezogen. Im Anfange des Jahres 1848 erhielt ich einen Ruf als Nachfolger des Prof. von Drey an die theologische Fakultät zu Tübingen, um daselbst apologetische und philosophische Vorlesungen zu halten. Auf meine Ablehnung dieses Rufs hin wurde ich Professor ordinarius in Bonn. Dann in die politische Bewegung des Jahres 48 hineingezogen, wurde ich vom Kreise Neuwied-Altenkirchen als Abgeordneter in die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt, der ich vom Beginn derselben an bis Ende Februar 1849 beiwohnte. Ende Februar 49 kehrte ich nach Bonn zurück, um meine Vorlesungen wieder zu beginnen.

„Die Bekämpfung meiner (insbesondere auch durch Erzbischof Geissel, der immer mehr in den Dienst der Jesuiten trat) und der gesamten Güntherschen Philosophie (die schon viele Vertreter zählte, außer in Bonn an den Universitäten Prag, Tübingen, Breslau, dem Lyzeum in Bamberg, St. Pölten, Braunsberg, Augsburg, Trier ꝛc. ꝛc.) wurde immer heftiger und allgemeiner und von den Jesuiten organisiert. Zahlreiche Schriften wurden kontra und pro geschrieben. Auch ich schrieb 3 Bände zur Verteidigung der Güntherschen Philosophie, die unter dem Titel „Günther und Clemens, Offene Briefe“ 1853 und 54 bei Braumüller in Wien erschienen. Inzwischen verlautete, daß auf Betreibung der Jesuiten die Schriften Günthers auf den Index würden gesetzt werden. Kardinal Schwarzenberg in Prag und Kardinal Diepenbrock in Breslau, denen sich später auch der Fürstbischof Tarnoczi von Salzburg und Bischof Arnoldi von Trier anschlossen, wendeten sich sofort in Immediateingaben zum Schutze Günthers und seiner Schule an Papst Pius IX. und veranlaßten, daß Baltzer und der Benediktinerabt Gangauf von Augsburg Ende 1853 zur Verteidigung Günthers vor der Indexkongregation nach Bonn reisten. Und als Gangauf Ostern 1854 nach Augsburg zurückreisen mußte, ließ ich mich bestimmen, die Romfahrt anzutreten. Vom August bis zum Dezember 1854 arbeitete ich mit Baltzer in schriftlicher und mündlicher Widerlegung der jesuitischen Anklagepunkte zu Rom. Lange schien es auch, als ob wir siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würden. Allein der Einfluß der Jesuiten wurde mit Hilfe von vielen Bischöfen, insbesondere der Kardinäle Rauscher, Reisach, Geissel, Bialé, Prela, immer

Digitized by Google

mächtiger, und im Januar 1857 kamen zuerst Günthers Werke, später auch meine „Briefe“ und die Schriften der meisten Schüler Günthers auf den Index. Nunmehr wurde allen katholischen Theologen von Geissel (womit er aber auch schon früher den Anfang gemacht hatte) verboten, ferner noch Vorlesungen bei mir zu hören. Damit war meine Hauptwirksamkeit in Bonn, nämlich den katholischen Theologen gegenüber, vernichtet.

„1863 machten die freisinnigen katholischen Theologen und Philosophen auf der sogenannten Gelehrtenversammlung zu München unter Döllingers Präsidium noch einmal den Versuch, ob es möglich sei, die freie Forschung innerhalb der katholischen Kirche gegenüber Rom und den Jesuiten zu retten. Vergeblich. Nur die jesuitisch-scholastische (sogenannte) Wissenschaft wurde noch innerhalb der römisch-katholischen Kirche als allein kirchliche Wissenschaft geduldet.

„Während dieser Zeit wurde ich wiederholt von meinen Freunden, insbesondere von Günther, aufgefordert, meine Logik und Metaphysik herauszugeben. Allein ich konnte mich nicht dazu entschließen, weil ich voraussah, daß dieselben sofort auf den Index gesetzt werden würden, und also totgemacht. Ein totgeborenes Kind wollte ich nicht in die Welt setzen.

„Da kam das Jahr 1870. Und seit dem Vaticanum nahm die altkatholische Bewegung, an der ich von Anfang an mich beteiligte, alle meine freie Zeit in Anspruch.

Gegenwärtig arbeite ich an einer ausführlichen Biographie Günthers, verbunden mit einer genetischen Darlegung seiner gesamten Philosophie. Denn Günther selber hat in seinen zahlreichen Schriften kein geordnetes System der Philosophie geschrieben.“

Professor Joseph Frohschammer (am 28. März 1877):

„Vor allem bemerke ich, daß ich nicht eigentlich zu den Altkatholiken gehöre und mich ihrer Richtung und Bewegung nie angeschlossen habe. Als die altkatholische Bewegung im Frühjahr 1871 mit Döllingers Erklärung zum Ausbruch kam, war ich längst über den Standpunkt hinaus, auf welchen diese sich stellte, und ich sprach auch meine Gründe öffentlich aus, die mich bestimmten, mich von dieser Bewegung fern zu halten. Ich zeigte die Unhaltbarkeit des Standpunktes derselben und daß mit dem

Digitized by Google

ganzen hierarchischen Kirchensystem und päpstlichen Christentum gebrochen werden müsse. In der Schweiz kommt man übrigens meinem Standpunkt immer näher, und ich denke die Logik der Tatsachen wird auch in Deutschland die Leiter des Altkatholizismus schließlich dahin drängen. Dies Verhältnis zu den Altkatholiken schließt nicht aus, daß wir in mancher Beziehung gemeinschaftliche Sache machen, so insbesondere in der Bekämpfung des Papsttums. Daher konnten die Altkatholiken meine drei Broschüren gegen das Papsttum „Der Fels Petri in Rom; 2. der Primat Petri und des Papstes; 3. Das Christentum Christi und das Christentum des Papstes" sich ganz wohl aneignen und ihre Verbreitung begünstigen, um so mehr, da ich mich darin dem Standpunkt des katholischen Volkes anbequemt habe."

☛ „Die Streiflichter fallen wegen schwerer Erkrankung des Herausgebers in diesem Hefte fort."

Der Verlag.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland" veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Aus dem preußischen Kultusministerium.

Ein hervorragender preußischer Universitätsprofessor hat mir, ohne jegliches Zutun meinerseits, die folgende Zuschrift geschickt mit der Erlaubnis, sie zu veröffentlichen. Graf von Hoensbroech.

„Seit langer Zeit verfolge ich mit großem Interesse die Ausführungen Ihrer Zeitschrift „Deutschland", und besonders ist mir ein Artikel bemerkenswert gewesen, der in Nr. 5 vom Februar 1903 abgedruckt ist.*) Aber auch neuerdings sind Sie auf das Thema „Kultusministerium" verschiedentlich in energischen und anerkennenswerten Worten zurückgekommen. Ich möchte mir daher erlauben, Ihnen einige Bemerkungen zu übersenden, die sich mir aus meinen Beobachtungen über den Gegenstand seit längerer Zeit aufdrängen, denn seit dem Jahre 1903 hat sich, wie ich glaube, die Handlungsweise des Kultusministeriums so weit decouvriert, daß Einsichtsvolle sie nicht mehr verkennen können.

Sie schreiben in Nr. 5 auf S. 605, „die deutsche Regierung habe sich unfähig erwiesen, die Freiheit der Wissenschaft und die Würde unserer wissenschaftlichen Zentren gegenüber dem Ultramontanismus zu schützen." Ich weiß nicht, ob Sie das Wort „unfähig" nicht nur als poetische Lizenz gebraucht haben. Ich möchte geradezu sagen, die Regierung hat gar nicht die Absicht gehabt, die Freiheit der Wissenschaft zu schützen, und ich komme darauf sogleich zurück. In demselben Sinne schreiben Sie auf S. 609 von unserer „schwankenden, unwissenden und grundsatzlosen Regierung". Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß unsere Regierung, soweit sie das Kultusministerium betrifft, keineswegs ge-

*) Der Artikel betitelt sich: „Die katholisch-theologische Fakultät in Straßburg."

Digitized by Google

schwankt hat und auch nicht unwissend und grundsatzlos war, sondern daß sie ihr „Wissen“ und ihre “Grundsätze“ in konsequentester Weise in schädigender Richtung angewandt hat, und zwar ganz besonders gegen die Freiheit der Wissenschaft. Diese Freiheit, die verkörpert wird durch die Professoren und Dozenten, ist ganz offenbar dem Ministerium Althoff ein Dorn im Auge. Ich bemerke, daß ich mit Absicht Ministerium Althoff schreibe, denn der Kultusminister selbst ist ja nur ein Puffer zwischen Parlament und Regierung. Die folgenden Punkte führe ich an, die mir besonders beweisend sind, wie man bestrebt ist, eine systematische Schwächung der Fakultäten herbeizuführen.

1. Den Fakultäten steht nicht das selbständige Berufungsrecht zu, sondern sie haben nur das Recht des Vorschlags. Dieses Recht ist ihnen gegen allen traditionellen Gebrauch mehr und mehr verkürzt worden, indem Berufungen stattfanden zum Teil ohne Einwilligung der Fakultäten, ja zuweilen ohne Befragen derselben. Wenn eine neue Stelle zu besetzen war, so war fast immer schon im voraus der Kandidat des Kultusministeriums bekannt, und da seit langer Zeit ein Teil der Fakultäten mit willfährigen Leuten besetzt ist, so konnte in den meisten Fällen der Schein gewahrt werden und die Berufung scheinbar auf Vorschlag der Fakultäten erfolgen. Aber man hat sich auch nicht gescheut, über den Kopf der Fakultäten weg und geradezu gegen ihren Willen Stellen zu besetzen.

2. Seit Jahren wird eine ausgedehnte Spionage betrieben. Es ist bekannt, daß der verstorbene Professor Kültz aus Marburg, der selbst niemals ein Geheimnis daraus machte, im Auftrage des Ministeriums an den verschiedensten Universitäten herumreiste und, ohne sich vorzustellen, die Vorlesungen der Professoren anhörte und dann dem Ministerium darüber berichtete. Einzelne Fälle derart sind in den sachverständigen Kreisen so bekannt, daß Namen hier gar nicht genannt zu werden brauchen. Ob nach dem Tode von Kültz ein anderer seine Stelle übernommen hat und wer es ist, ist nicht mit Sicherheit bekannt geworden. Es sind in dieser Beziehung viele Namen genannt worden, ohne daß einer derselben mit Sicherheit hervorgetreten wäre. Es ist ja zweifellos, daß das Ministerium verpflichtet ist, sich in irgend einer Weise Kenntnis darüber zu verschaffen, was die einzelnen in Frage kommenden Leute wissenschaftlich und in bezug auf den Unterricht leisten. Aber früher herrschte ganz allgemein in dieser Beziehung die Gewohnheit, darüber die sachverständigen Mitglieder

Digitized by Google

der Fakultäten entscheiden zu lassen, während das heute ganz wesentlich im Ministerium selbst abgemacht wird.

3. Ein Mittel, die Fakultäten zu schwächen, besteht sehr wesentlich in der Art der Verleihung des Professorentitels. Früher wurden nur diejenigen zu Professoren ernannt, die von der Fakultät als besonders geeignete Leute vorgeschlagen waren. Heute ist der Professortitel ein Trinkgeld geworden, das vom Ministerium allein, ohne Befragen der Fakultäten verliehen wird, und zwar sowohl an Privatdozenten wie an irgend welche beliebigen anderen Menschen. So hat ihn vor einiger Zeit ein bekannter Agent des Kultusministeriums bekommen, der in Sachen des Ärztehauses tätig war. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Gelder, um dieses Ärztehaus zu bauen, wesentlich dadurch zusammengebracht wurden, daß ein anderer Agent des Kultusministeriums sich an die chemischen Fabriken wandte, die medizinische Präparate fabrizieren, und dort ganz unverhohlen Titel und Orden in Aussicht stellte, je nach Wahl, wenn eine gewisse Summe bewilligt wurde. Es erinnert das sehr an die bekannte Mirbach-Affäre. Der Professortitel wurde ferner einem Badearzt verliehen, der durch eine zufällige Konstellation in die Lage kam, in Kairo einen Toast auszubringen im Namen der deutschen Ärzteschaft, und der keinerlei wissenschaftliche Leistungen zu verzeichnen hat. Ein anderer wurde Professor, weil er eine Ausstellung besorgt hatte, für die sich gewisse Kreise interessierten. Viele bekamen den Professortitel nur deswegen, weil sie irgend eine private, dem Ministerium genehme Arbeit verrichtet hatten. Sind diejenigen, die den Professortitel bekommen, Privatdozenten, so haben sie die Berechtigung, sich Universitätsprofessoren zu nennen, werden aber von der Universität nicht als Professoren geführt. Der nicht Eingeweihte ist jedoch nicht imstande, diesen Unterschied zu machen, und betrachtet jeden, der sich Professor nennen darf, als ein Mitglied der Fakultät. Es ist deswegen ein großer Übelstand besonders in medizinischen Kreisen eingetreten. Irgend ein junger Mediziner, der Assistent an irgend einer Universitätsklinik ist, hat leicht Gelegenheit, sich als Privatdozent zu habilitieren. Nach kürzester Zeit erhält er dann den Professortitel, und mit diesem ausgerüstet geht er in die Privatpraxis, wo ihm der Professortitel eine ausgezeichnete Reklame ist, besser als der längst abgenutzte Sanitätsrat.

4. Vor einer Reihe von Jahren wurde ein neues Honorargesetz erlassen, in dem bestimmt wurde, daß Professoren, die

Digitized by Google

über eine gewisse Summe an Kolleggeldern einnahmen, sich verpflichteten, einen Teil der Einnahme an das Kultusministerium abzugeben. Hieraus sollte ein Fonds gebildet werden, aus dem minder glückliche Universitätslehrer pekuniär zu unterstützen seien. Meines Wissens ist bisher nirgends öffentlich bekannt geworden, wer bis jetzt aus diesem Fonds unterstützt worden ist, aber ich habe begründeten Verdacht, anzunehmen, daß nur solche unterstützt werden, die mit ihren Lehren und Veröffentlichungen stets nach der vorgesetzten Behörde hinschauen. Es ist seit langer Zeit üblich, daß alle diejenigen, die „unerwünschte" Lehren verbreiten, in jeder Beziehung in ihrer Karriere gehindert werden, so daß ich neulich von einem in der Öffentlichkeit sehr bekannten Manne hörte, er könne seine wirkliche Meinung in einer wissenschaftlichen Sache bei dem Ministerium nicht publizieren; das würde ihm zu sehr schaden.

5. Mit zunehmender Häufigkeit kommt es vor, daß die Entscheidung wissenschaftlicher Streitfragen nicht der freien Wissenschaft überlassen wird und dadurch der Kritik jedes einzelnen zugänglich ist, sondern daß irgend welche staatlich berufenen wissenschaftlichen Behörden dazu herangezogen werden. Daran hat sich nicht bloß das Kultusministerium, sondern auch die von Althoff sehr stark beeinflußte Reichsregierung beteiligt. Das Reichsgesundheitsamt, an dessen Spitze ein Jurist steht, und auch besondere zu speziellen Zwecken gebildete Kommissionen beschäftigen sich in dieser Weise mit „Erledigung" wissenschaftlicher Fragen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Publikationen des Reichsgesundheitsamtes stets vorher der Begutachtung ihres juristischen Präsidenten unterliegen und nicht herausgelassen werden, wenn sie irgend etwas politisch oder sonstwie Unbequemes enthalten. Wer die Frage des Borsäurezusatzes zu Nahrungsmitteln verfolgt hat, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß hier nicht nach freiem wissenschaftlichen Urteil gehandelt wurde, sondern lediglich nach politischen Grundsätzen. Auch viele hygienische Maßnahmen entstehen aus denselben Rücksichten, und das Ministerium versteht es in sehr geschickter Weise, Stimmung im Publikum zu machen, indem gewisse Leute aufgefordert werden, über wissenschaftliche Dinge vor einflußreichen Laien, z. B. auch vor Abgeordneten, Vorträge zu halten. Bei solchen Vorträgen pflegen die Vertreter des Kultusministeriums nicht zu fehlen.

6. Ein sehr wesentlicher Punkt betrifft die ärztlichen Fortbildungskurse, die eine Fortsetzung in der Gründung der Aka-

Digitized by Google

demien gefunden haben. Bei diesen Akademien tritt es nun ganz deutlich hervor, daß nicht die unabhängige wissenschaftliche Lehre gefördert werden soll, sondern daß alle möglichen anderen Motive dabei mitspielen. Hier kommt nun besonders die moderne Protektion des Ultramontanismus in Frage. Das hat sich besonders in Köln gezeigt, wo prinzipiell nur mit Ultramontanen verhandelt wurde, und die wenigen Protestanten, die von früher her übernommen werden mußten, durch anderweitige Unterbringung entfernt wurden. Also nicht die Freiheit der Lehre wird hier berücksichtigt, nicht das Prinzip, daß von allen die Besten berufen sein sollen, die Fortbildung der Ärzte in die Hand zu nehmen, sondern auch hier spielt wieder die Politik d. h. die Rücksicht aufs Zentrum eine Hauptrolle.

7. Man wird nun sagen, warum lassen sich die Fakultäten das gefallen. Zweifellos würde auch die Macht Althoffs an einem einigen Zusammenstehen der Fakultäten scheitern. Aber leider muß gesagt werden, daß die Fakultäten schon lange nicht mehr in einer Weise zusammenstehen, wie es notwendig wäre. Seit langer Zeit ist vom Ministerium her das Prinzip „divide et impera“ angewendet worden. Es gibt ja überall Menschen, die sich durch Versprechungen, gleichgültig ob sie gehalten werden oder nicht, in ihrer Handlungsweise beeinflussen lassen, und so ist kaum noch eine Fakultät frei von gefügigen Anhängern Althoffs. Wer jemals mit ihm persönlich zu tun gehabt hat, weiß ja, wie er imstande ist, einen persönlichen Einfluß auf einzelne Menschen auszuüben. Wenn das nicht der Fall wäre, so wäre das Anerkennungsdiner, das ihm vor einiger Zeit von einem berühmten Berliner Professor gegeben wurde, gar nicht möglich gewesen. Es ist also unzweifelhaft, daß die Fakultäten einen Teil der Schuld tragen daran, daß ein Mann zu solcher Herrschaft kommen konnte, von dem Herr von Goßler in der letzten Zeit seines Lebens gesagt hat: „Den größten Fehler, den ich gemacht habe, war der, daß ich diesen Mann so groß werden ließ.“

Da wir einmal von der Protektion des Kultusministeriums sprechen, so möchte ich doch noch auf einen Punkt hinweisen, der mit den vorangehenden nur in lockerem Zusammenhange steht, der mir aber nicht ohne symptomatische Bedeutung zu sein scheint. Das ist die Art und Weise, wie der Ultramontanismus mit außerordentlicher Konsequenz selbst in den kleinsten Dingen agitiert. Ich verweise in dieser Beziehung auf das-

Digitized by Google

jenige, was der katholische Professor Waldeyer in dem amtlichen Katalog für die Weltausstellung in St. Louis S. 139 berichtet:

„Wenn auch vielleicht die private Tätigkeit nicht so im Vordergrunde steht wie in Amerika, so sind doch zum Teil recht ansehnliche und musterhaft eingerichtete Krankenhäuser, die mit privaten Mitteln ganz oder zum Teil unterhalten werden, durch ganz Deutschland verbreitet — ich sehe hier von den zum Teil großartigen Krankenhäusern, welche die Gemeinden unterhalten, gänzlich ab. Zu diesen privaten Krankenhäusern gehören namentlich die der katholischen religiösen Orden, unter denen vor allen die der Barmherzigen Brüder und die der verschiedenen katholischen Ordensschwestern, wie das musterhafte St. Hedwigskrankenhaus in Berlin genannt sein mögen, ferner die evangelischen nicht minder ausgezeichneten Diakonissenkrankenanstalten, wie unter anderen Bethanien in Berlin."

Es ist dazu zu bemerken, daß in dem Katalog das Thema „Medizin", das von Waldeyer geschrieben ist, vier Seiten einnimmt, und daß alles, was er in diesen vier Seiten über Krankenhäuser überhaupt schreibt, denn die staatlichen erwähnt er gar nicht, durch diesen Passus repräsentiert wird. Ich meine, es wäre wohl der Mühe wert, daß diese Art der Darstellung einmal öffentlich kundgegeben würde, und nicht an einer so versteckten Stelle steht, wie der amtliche Katalog der Weltausstellung darstellt.

Wenn so die Fakultäten sich tatsächlich zum Mitschuldigen gemacht haben, so möchte ich doch glauben, daß noch nicht alles verloren ist und daß sie sich vielleicht aus ihrer Lethargie aufrütteln lassen und zu den Waffen greifen, ehe es zu spät ist. Mir scheint sogar, daß der Anfang dazu gemacht ist, und zwar durch das bewunderungswürdige und energische Vorgehen unserer Studenten, denn darüber kann ja kein Zweifel sein, daß der Streit über die akademische Freiheit und über die staatliche Protektion der konfessionellen Studentenverbindungen mit den hier berührten Anschauungen über die Vernichtung der wissenschaftlichen Freiheit eng zusammenhängt (vgl. unten die „Streiflichter").

In neuerer Zeit und besonders seit der letzten Kaiserreise mehren sich die Gerüchte darüber, daß der Allgewaltige des Kultusministeriums hinausstrebt in das Zivilkabinett. Die Fäden waren ja schon längst hinübergesponnen, freilich zunächst nur über Hintertreppen. Aber auch solche Verbindungen haben einen bedeutenden Wert. Sollte Herr Althoff wirklich die Stellung des

Digitized by Google

Herrn von Lucanus einzunehmen berufen werden, so wird das System, das jetzt an den preußischen Universitäten mit Erfolg geübt wurde, auf die Gesamtheit übertragen werden. Die Beamtendiktatur und die Einschränkung der geistigen Freiheit besonders zu gunsten des mittelalterlichen Ultramontanismus werden Schädigungen hervorbringen, die in Jahrzehnten nicht wieder zu beheben sind".

Die christliche Weltanschauung und das moderne Leben.

Ein Wort der Verständigung.

Von Waldemar Meyer.

[Teil I.]

Daß die sogenannten modernen Menschen in großen Massen vom Christentume, ja wohl gar überhaupt von Religion wenig oder nichts mehr wissen wollen, das ist eine Tatsache, die man wohl bedauern, aber nicht bestreiten kann. Aber man muß noch weiter zugeben, daß diese Tatsache nicht eine zufällige Erscheinung ist, sondern die moderne Art zu denken und zu fühlen, zu wollen und zu streben, zu handeln und zu wandeln an sich wird vielfach als im Widerspruche zur christlichen Weltanschauung stehend betrachtet. Man geht von dem Gedanken aus, nicht bloß, daß die moderne Weltanschauung mit ihrem allbeherrschenden Mechanismus nicht paßt zu den Ideen des Christentums, sondern auch, daß schon die Anforderungen und die Darbietungen des modernen Lebens, auf das es mir hier ankommt, mit dem, was dem christlichen Geiste entsprechen würde, auf fast allen Punkten in einen unlösbaren Widerspruch geraten, so daß man der christlichen Weltanschauung den Abschied geben müsse, wenn man der Entwickelung des modernen Lebens nachgehen und die Früchte derselben genießen wolle. Dementsprechend finden wir auf der

Digitized by Google

anderen Seite viele von den bewußten und entschiedenen Vertretern der christlichen Weltanschauung in einem mehr oder minder entschlossenen Kampfe begriffen gegen alle Einflüsse des modernen Lebens auf die sittlichen und kirchlichen Verhältnisse des Volkes.

In diesem betrüblichen und geradezu verhängnisvollen Zwiespalte aber erhebt sich doch die Frage, ob die christliche Weltanschauung und diese moderne Entwickelung des Lebens in Wirklichkeit unverträglich sind; ob hier nicht vielleicht bloß Vorurteile walten, die das eigentliche Wesen der Dinge nicht treffen; ob es von der christlichen Weltanschauung aus nicht doch möglich oder gar geboten ist, der modernen Entwickelung der Verhältnisse, die sich künstlich weder aufhalten noch zurückschrauben läßt, auch auf den Gebieten des sittlichen, des religiösen und des kirchlichen Lebens Rechnung zu tragen.

Diese Frage ist von außerordentlicher Wichtigkeit, und zwar nicht bloß für die Diener der christlichen Kirche, die ja auch wie alle anderen Menschen mitten in dieser modernen Entwickelung drin stehen und dabei doch amtlich an die Interessen der Kirche und ihrer sittlich-religiösen Aufgaben im Volksleben gebunden sind, sondern ebensosehr für jeden, der überhaupt noch etwas hält von Christentum und Kirche, und deren gibt es doch auch unter den modernen Menschen viele, ja es will uns scheinen, als wenn deren Zahl inmitten einer weitverbreiteten Gleichgültigkeit doch im Zunehmen begriffen ist. Vor dem ausgehenden Übel der erwähnten inneren Zwiespältigkeit kann man aber nur durch eine ganz klare und bestimmte Antwort auf die oben aufgeworfene Frage bewahrt werden, sei es nun, daß die Antwort wirklich einen grundsätzlichen und völligen Widerspruch zwischen „christlich“ und „modern“ herausstellt, so daß man sich zwischen beiden entscheiden müßte; sei es, daß man das „Moderne“ als zum „Christlichen“ stimmend erkennt und es deswegen in die christliche Weltanschauung aufzunehmen hätte.

So lade ich denn die freundlichen Leser ein, sich mit mir an die Beantwortung der Frage zu machen, wie man sich von der christlichen Weltanschauung (oder, wie der Magdeburger Superintendent Trümpelmann sagt, „Weltwertung“) aus zu dem Einflusse zu stellen hat, welchen die moderne Entwickelung der Verhältnisse auf die sittlichen und kirchlichen Zustände unserer Zeit offenbar ausübt.

1. Wenn wir diese Frage beantworten wollen, dann müssen wir vor allen Dingen eine vollkommene Klarheit haben über das,

Digitized by Google

was die christliche Weltanschauung eigentlich ist. Wir sind aber dabei in der angenehmen Lage, nicht weitschweifig sein zu brauchen; ja wir dürfen das in unserem Falle gar nicht sein, denn wenn aus der christlichen Weltanschauung Folgerungen gezogen werden sollen, noch dazu für unser praktisches Verhalten, dann ist es durchaus notwendig, diese Anschauung in die knappste Fassung zu bringen, die nur möglich ist; denn jedes Moment, welches in sie aufgenommen würde, ohne doch streng zu ihr zu gehören, müßte notwendig Folgerungen vielleicht sehr einschneidender Art ergeben, welche sich, je weiter sie entwickelt würden, desto mehr von echt christlicher Art entfernen würden. Die kleinste, kaum merkliche Abweichung am Werkzeuge des Sternkundigen ergibt ja im Himmelsraume die ungeheuersten Millionenunterschiede.

Wenn ich in die christliche Weltanschauung z. B. den Gedanken einer äußerlich organisierten Kirche mit aufnehmen wollte, so würde eine Verweltlichung und mit ihr zugleich ein unheilbarer Zusammenstoß mit der Welt, wie wir ihn in der römischen Kirche vor uns haben, die ganz notwendige Folge sein; oder nähme ich den Gedanken des Gesetzes mit hinein, so würde das völlig unvermeidliche Ergebnis der „tötende Buchstabe" werden usw. Anderseits darf in jener knappsten Fassung der christlichen Weltanschauung auch nichts fehlen, was ihr irgendwie wesentlich ist, sonst würden wir wiederum zu Folgerungen kommen, die der echt christlichen Art nicht entsprechen, ja unter Umständen durchaus zuwider sind. Z. B. wenn ich die Vermittelung durch Christus striche, dann würde von der festen Zuversicht eines Friedens in Gott, welcher der kühnste und köstlichste Teil der christlichen Weltanschauung ist, nicht mehr die Rede sein können, weil dann alles von dem festen *geschichtlichen* Boden hinüberglitte auf den schwankenden bloßer Ideen; oder wenn Gott nicht zugleich als der Herr der *Welt* gelten sollte, dann würde jede Beziehung der christlichen Lebensanschauung zur Welt notwendigerweise nur eine negative sein können.

Soll ich nun die christliche Welt- oder Lebensanschauung auf einen knappsten und doch umfassenden Ausdruck bringen, so würde ich etwa sagen, sie sei die, daß die Menschen in Gott den Herrn durch Christus den Vater haben, der sie eint zu seiner ewigen Gemeinschaft. In diesen Worten ist meiner Ansicht nach *alles Wesentliche* enthalten, was die christliche Weltanschauung ausmacht, und es würde nicht schwer sein, aus dieser Fassung alles

Digitized by Google

einzelne zu entwickeln, was unsern Begriffen nach zur christlichen Wahrheit und zur christlichen Lebensführung gehört.

2. Es versteht sich von selbst, daß diese Weltanschauung sich in den Verhältnissen des Lebens jederzeit betätigen muß. Man wundert sich manchmal über den Eifer, den die Vertreter der christlichen Weltanschauung entwickeln; man empfindet es unangenehm, wenn sie dies und jenes im modernen Leben mit dem Maßstabe des christlichen zu messen und nach ihm zu bestimmen suchen; aber gerade der moderne Mensch, der so ganz auf das Praktische gerichtet ist, müßte der nicht eine Weltanschauung verachten, welche ihre Bekenner auf das Sofa nötigt und ihnen die daumendrehenden Hände in den Schoß legt? Die „moderne" Vorliebe für den Buddhismus, der solche Neigungen pflegt, ist doch nur zu verstehen als ein durch Überdruß entstandener Umschlag aus einem Übermaß „moderner" Vielgeschäftigkeit und Vielgenießlichkeit.

Die christliche Weltanschauung aber setzt sich nicht aus Wahrheiten zusammen, die tot sind und wie in einem Sarge verschlossen aufbewahrt werden könnten, sondern ihre Wahrheit umfaßt die ganze Welt und erstreckt ihre Bedeutung vom Uranfang bis in alle Ewigkeit, und so ergreift sie auch das Herz des Menschen als den eigentlichen, innersten Quellpunkt alles seines Lebens, und wenn sie dahin aufgenommen wird, wohin sie ihrer Natur nach gehört, dann muß sie ebendort treibender Geist und quellendes Leben werden, und es kann nicht ausbleiben, daß sie von diesem Mittelpunkte aus überallhin wirksam wird, daß sie alle Verhältnisse des Lebens entscheidend beeinflußt, daß sie vor keiner Schranke des Raums oder der Zeit Halt macht. Es liegt in der Natur der christlichen Weltanschauung begründet, daß sie nicht ein vergrabenes Pfund sein kann; noch weniger könnte sie etwa eine Geheimlehre sein, mit der sich einige Eingeweihten hinter den hohen Mauern ihrer Heiligtümer ergötzten; und wenn es ein Mensch vermöchte, seine christliche Weltanschauung zu verstecken und von den Beziehungen und Verhältnissen seines wirklichen Lebens und Webens in der Welt abzuschließen, wie man es ja freilich manchmal glaubt beobachten zu können, dann muß man sagen, daß seine ganze christliche Weltanschauung nur ein Schein ist, eine taube Nuß, vielleicht ein paar luftige Gedanken seines Kopfes, die den Namen einer Weltanschauung oder auch nur einer Überzeugung nicht verdienen. Es gibt ja Überzeugungen, welche den Menschen den Verzicht auf jegliche Wirkung und Be-

Digitized by Google

tätigung gebieten, aber die oben beschriebene christliche Weltanschauung ist von dieser Art das gerade Gegenteil, sie zwingt zur Betätigung in allen Umständen des Lebens zu allen Zeiten.

3. Diese Verhältnisse des Lebens aber sind naturgemäß in dem Fortgange der Zeiten einem beständigen, eingreifenden Wandel unterworfen. Wir brauchen uns für diesen Satz nicht bloß auf die offenkundigen Tatsachen zu berufen. Gerade in der Zeitspanne, welche die meisten von uns noch übersehen können, ist ja diese Wandlung der Lebensverhältnisse eine außergewöhnlich tiefgreifende und schleunige gewesen und ist es noch. Man könnte auch hinweisen auf die gerade jetzt fast allgemein herrschenden Lehren von der beständigen Weiterentwickelung alles dessen, was ist. Aber schon die christliche Weltanschauung selber, um deren Stellung innerhalb der Lebensverhältnisse es sich hier handelt, gibt es uns an die Hand, ja läßt es uns als eine Notwendigkeit verstehen, daß diese Lebensverhältnisse in fortwährend steigender Entwickelung begriffen sind; denn wie Gott selber seine Herrschaft über die Welt nicht etwa zu einer jede Regung und Bewegung erdrückenden Despotie gemacht hat, so wird auch die Herrschaft über die Welt, zu der auch wir als Gottes Kinder selbstverständlich berufen sind, und in die wir mehr und mehr eintreten sollen, die Regung und Bewegung nicht hindern, sondern vielmehr fördern, und wo es sich um die Verhältnisse unseres Lebens handelt, werden natürlich wir Menschen selbst zur fortschreitenden Wandlung das meiste beitragen. Schon hier wird es klar, daß das Christentum, in dessen oben beschriebener Weltanschauung dies alles notwendig begründet ist, auch in rein weltlicher Beziehung keineswegs ein Prinzip des Stillstandes oder gar des Rückschrittes ist, sondern das des Fortschrittes.

4. Freilich ist für diese alle Verhältnisse des Lebens umfassende Wandlung der einzelne Mensch, er mag nun Christ sein oder nicht, nur wie ein Pünktchen, vergleichbar einem winzigen Rade, oder auch nur einem verschwindend kleinen Zahn an dem Rädchen in einem großen, kunstvollen Uhrwerke; und auch die christliche Gemeinschaft als solche hat es selbst in einem christlichen Volke und christlich beeinflußten Staatswesen, wie wir es haben, durchaus nicht in der Hand, diese Entwickelung bestimmt zu regeln, etwa nach ihren eigenen Grundsätzen. Vielmehr ist es oft so, als stünde die Wandlung der Verhältnisse wie unter einer zwingenden Naturgewalt. Jede neue Erkenntnis, jede neue Entdeckung, jede neue Erfindung kann als solche Naturgewalt

Digitized by Google

unwiderstehlich wirken und schiebt wohl die Rücksicht darauf, ob die bewirkte Wandlung dem einzelnen oder der christlichen Gemeinschaft angenehm und willkommen ist oder nicht, völlig beiseite. Ja, man kann sich auch das nicht verhehlen, daß die Bestrebungen, aus deren Verfolg sich Wandlungen der Lebensverhältnisse mit Notwendigkeit ergeben, oft genug nichts weniger als christlich sind, und gerade zu unserer Zeit, welche so gewaltige Umwälzungen auf fast allen Gebieten des Lebens hervorbringt, treten allerdings nicht selten ganz andere Kräfte auf den Plan als solche, die aus einer christlichen Welt- und Lebensanschauung stammen. Aber sofern dies nicht zu ändern ist, muß man eben mit allen diesen Verhältnissen als mit etwas Gegebenem rechnen und darf es nicht für seine Aufgabe halten, Verhältnisse und Umstände, die sich ohne unser Zutun vielleicht aus widerchristlichen Beweggründen heraus ändern und gestalten, von den Einflüssen der christlichen Weltanschauung stolz oder hoffnungslos abzusperren. Auch von der christlichen Weltanschauung aus muß man eben die Welt so nehmen, wie sie gerade ist.

5. Es zeigt sich aber hier, daß die Wandlung der Lebensverhältnisse jedenfalls auf die Art, wie sich die christliche Weltanschauung in ihnen betätigt, einen hervorragend bestimmenden Einfluß ausüben muß sowohl in sittlicher, als auch in kirchlicher Beziehung. Auf diese beiden Gebiete, als die, welche von dem „modernen Leben" besonders empfindlich berührt werden, möchte ich meine Ausführung für diesmal beschränken. Zweifellos wird die moderne Entwickelung der Verhältnisse auch auf die religiöse Gedanken- und Gefühlswelt ihre sehr fühlbaren Einflüsse ausüben; und man kann ja wohl den jetzt gerade schwebenden Streit der Meinungen auf diesem religiösen Gebiete im Grunde als eine Verarbeitung der modernen Ideen und Bestrebungen mit der christlichen Weltanschauung betrachten. Aber diese Dinge greifen nicht so unmittelbar ein in die drängenden Fragen des täglichen praktischen Verhaltens im modernen Leben; und über diese Fragen möchten wir gern zu einer völligen Klarheit kommen, um nicht so oder so in dem inneren Zwiespalt, der uns bedrückt und lähmt, stecken zu bleiben. Die freundlichen Leser müssen sich allerdings auch so mit der Darlegung dessen begnügen, was von grundsätzlicher Bedeutung ist, damit die Verhandlung nicht zu weitschweifig werde.

Die christliche Sittlichkeit und Kirchlichkeit ist nicht in starren Satzungen befangen, so daß es sich lediglich um deren Aus-

Digitized by Google

führung handelt und um eine buchstäbliche Anwendung ganz bestimmter Vorschriften, mögen die Verhältnisse des Lebens nun so oder so gestaltet sein, sondern da sie beide, wenn anders sie echt christlich sind, von der christlichen Weltanschauung selber getragen oder vielmehr geboren sein müssen, so sind sie auch selber etwas Lebendiges, das in der Art seiner Betätigung und Auswirkung notwendig wie alles Lebendige von den Verhältnissen beeinflußt und bestimmt sein wird, in die es hineinwirken soll. Lebendiges kann wohl Formen sprengen, aber nur, nachdem es sich zuvor in diese Formen gefügt hat; und so ist es klar, daß auch die christliche Sittlichkeit und Kirchlichkeit, wenn auch ihrem Wesen nach immer dieselben, doch andere Formen und Erscheinungen annehmen werden, je nach den Verhältnissen, die sie vorfinden, und in die sie hineinwirken sollen.

6. Der Einfluß der sich wandelnden Verhältnisse des modernen Lebens kann nun sowohl in sittlicher als auch in kirchlicher Beziehung sehr wohl förderlich sein, indem das moderne Leben neue Aufgaben stellt und neue Mittel zu ihrer Lösung darbietet. Ich halte gerade diesen Punkt zwecks einer richtigen Beurteilung der sogenannten modernen Entwickelung für besonders wichtig, und, um diesem Punkte vollkommen gerecht werden zu können, müßte man wohl eigentlich selber in einem Mittelpunkte recht stark pulsierenden modernen Lebens stehen. Aber auch aus dem, was man nur von Hörensagen weiß und alltäglich in den Zeitungen liest, welche die Wellenbewegungen des modernen Lebens heutzutage ja bis in das entlegenste Dörflein fortleiten, kann man doch so viel entnehmen, daß gerade die moderne Entwickelung der Verhältnisse besonders auf dem Gebiete des sozialen Lebens, welches ja ganz hervorragend unter den beständigen Einflüssen dieser Entwickelung steht, eine Fülle neuer Anregungen zur Betätigung und Entfaltung christlicher Sittlichkeit und Kirchlichkeit gegeben hat. Da wird es durchaus verständlich, wie dieser und jener Diener der Kirche es als eine wahre Lust empfinden kann, mitten in dem Strome dieser modernen Entwickelung sich tummeln zu dürfen. Mag dieser oft so reißende und schäumende Strom auch viel Unrat und Schlamm aufwühlen — er kann aber keinen aufwühlen, der nicht vorhanden ist, und es ist jedenfalls viel besser, dieses Vorhandensein zu erkennen als zu übersehen, — so bringt er doch auch gewaltige Kräfte des sittlichen und des kirchlichen Lebens in Bewegung. Um ganz kurz zu sein, will ich eben nur im Vorübergehen hinweisen auf alle die großartigen Wir-

Digitized by Google

kungen und Vorkehrungen des von Bismarck sogenannten praktischen Christentums, die erst durch die moderne Entwickelung der Lebensverhältnisse veranlaßt und ermöglicht worden sind, und auf die ganz außergewöhnliche Entfaltung kirchlicher Arbeit auf dem Gebiete der Gemeindeerbauung und der Aufsuchung, Gewinnung und Pflege der Entfremdeten und der Verwahrlosten; eine Arbeit, die in dem Maße wenigstens, in der sie gegenwärtig getrieben wird, erst durch die moderne Entwickelung aufgedrängt worden ist. Nun könnte man freilich erwidern, gerade die dringende Notwendigkeit solcher Arbeit sei der schlagendste Beweis für das Verderben, welches dem sittlichen und dem kirchlichen Leben durch die moderne Entwickelung bereitet sei; mag sein; aber anderseits kann es für das sittliche und kirchliche Leben nur förderlich sein, wenn ihm neue, größere und schwerere Aufgaben im Volksleben gestellt werden, denn an dem Versuch und der Arbeit ihrer Bewältigung kann das sittliche und kirchliche Leben nur erstarken; ich wenigstens schlage mich nicht auf die Seite der Pessimisten, die nur Verderben und Untergang vor sich sehen, sondern gerade als Christ halte ich es mit dem auf den Glauben an Gott gegründeten Optimismus.

An und für sich kann uns also die christliche Weltanschauung keineswegs veranlassen, die moderne Entwickelung der Lebensverhältnisse zu beklagen.

7. Aber der Einfluß, welcher von der modernen Wandlung der Verhältnisse ausgeht, kann in sittlicher und in kirchlicher Beziehung auch schädlich, sehr schädlich wirken, sofern er innerlich der in der christlichen Weltanschauung begründeten ewigen Bestimmung der Menschen und ihrer Gemeinschaft entgegenwirkt, und äußerlich die kirchliche Erziehung zur Erfüllung dieser Bestimmung hindert.

Diese Gegenwirkung und Hinderung liegt ja an sich noch keineswegs in der Natur der modernen Entwickelung notwendig begründet, denn wenn sich diese Entwickelung auch fast ausschließlich auf die irdischen Dinge, Anliegen und Bestrebungen der Menschen erstreckt und ihnen in hervorragendem Maße förderlich ist, so wissen wir ja, daß auch die irdischen Dinge, Anliegen und Bestrebungen gerade auf dem Grunde der christlichen Weltanschauung ihr Recht und ihre Bedeutung haben. Seit Luther erkennen wir es wieder mit voller Klarheit, daß die christliche Weltanschauung der mönchischen Weltflucht durchaus abhold ist. Gott ist der Herr der Welt, und als seine Kinder sollen wir es auch werden. Aber da jenes Recht und jene Bedeutung des

Digitized by Google

Irdischen auf dem Grunde der christlichen Weltanschauungen nicht ausschließlich und allumfassend, sondern beschränkt sind, so liegt allerdings die Gefahr vor, daß die rein irdischen Bestrebungen diese Schranken mißachten und den Menschen zu sehr oder gar ausschließlich in Beschlag nehmen. So würde dann der Gedanke an seine über alles bloß Irdische hinausgehende, ewige Bestimmung in den Hintergrund gedrängt oder gar völlig ertötet, und demgemäß würde natürlich auch jede Rücksicht auf das an kirchlichem Wesen beseitigt, was dieser höhern Bestimmung des Menschen dienen soll.

8. In sittlicher Beziehung tritt diese schädliche und verderbliche Einwirkung dann ein, wenn der Mensch infolge der modernen Entwickelung der Dinge sich dem Irdischen in Arbeit und Genuß *unterwirft*. Das Mittel zu dieser Unterjochung ist die jedem Menschen angeborene und von dem Zuge zum Irdischen durchsetzte Selbstsucht. Ausdrücklich bemerke ich, daß der Zug zum Irdischen an sich der christlichen Weltanschauung keineswegs zuwider ist, denn dieser Zug ist dem Menschen als einem irdischen Wesen anerschaffen und liegt notwendig begründet in den aus solchem Wesen sich natürlich ergebenden irdischen Bedürfnissen. Aber nun sehen wir, wie dieser irdische Zug aus seiner angemessenen beschränkten und untergeordneten Stellung heraus übermächtig wird und die Herrschaft an sich reißt und den Sinn des Menschen materiell macht. Der Gewinn des Irdischen, welchen die moderne Entwickelung soviel reicher, leichter und lockender gemacht hat, spiegelt ihm vor, wie all sein Gewinn, Genuß und Glück nur am Irdischen hängt, und deswegen auch all sein Streben und Arbeiten nur dem Irdischen gelten darf. So wird der Mensch gerade durch die Entwickelung, die ihm die Fülle und den Wert des Irdischen vor Augen führt und entfaltet und ihm dadurch eigentlich seine Aufgabe erleichtern sollte, dieser Aufgabe abwendig und zu einem Sklaven des Irdischen in Arbeit und Genuß gemacht. Es ist so, wie wenn jemand über der Freude an seiner schönen Wohnung seinen Beruf vernachlässigt. Er *soll* sich freuen, aber dieser Genuß soll ihn für die Erfüllung seines Berufes fördern und erfrischen, anstatt ihn abzuziehen und zu erschlaffen.

9. Selbstverständlich ist mit dieser Sklaverei eng verbunden, oder vielmehr ergibt sich aus ihr mit Notwendigkeit auch eine Hinderung auf kirchlichem Gebiete, denn wenn der Mensch einmal dahin gekommen ist, allen Wert nur auf das Irdische zu legen, allen Genuß nur im Irdischen zu suchen und zu finden, wie sollte

Digitized by Google

er dazu kommen, den für die kirchliche Erziehung zur Erfüllung seiner von ihm vergessenen oder geleugneten ewigen Bestimmung geordneten Gelegenheiten und Einrichtungen ihr Recht zu geben? Wenn er das tun wollte, so könnte ihm das doch nur als ein Verlust erscheinen. Vielleicht, daß er solchen Verlust aus irgend einem Grunde noch in einem gewissen, natürlich möglichst geringen Maße mit in den Kauf nimmt, innerlich unbeteiligt oder gar widerstrebend. Hieraus wohl erklärt sich die Tatsache, daß auch in gewissen „kirchlichen" Kreisen, Kreisen, in denen die Kirche manchmal sogar ihre besondere Stütze sucht, — seltsamerweise! — das kirchliche Leben so außerordentlich matt ist. Es fristet sich eben dort kümmerlich, wie es scheint, fast lediglich an den sogenannten „Rücksichten", ein Wort, welches auch ein Mann wie Fritz Reuter zu den jämmerlichsten rechnet, die von der deutschen Sprache erfunden sind. Aber schließlich, wenn man keinerlei Rücksichten mehr zu nehmen braucht, wenn es keinerlei Nebenabsichten mehr zu erreichen gibt, dann wird man sich auch nicht den geringsten Verlust an Zeit und Willkür, geschweige an Geld mehr gefallen lassen und alles Kirchliche ohne weiteres über Bord werfen.

10. Die Gefahr solcher Schädigung des sittlichen und des kirchlichen Lebens steigt natürlich gleichmäßig mit der dem Werte und der Fülle der irdischen Dinge zugute kommenden modernen Entwickelung; und wir stehen heutzutage vor der unleugbaren Tatsache, daß diese Schädigungen auch in unserm Volke ganz gewaltig sind. Es liegt klar zutage, daß unter dem riesigen Anwachsen der Schätze, welche die moderne Entwickelung aus dem Schoße der Erde förmlich hervorzaubert, und unter der zunehmenden Verbreitung dieser Schätze mit ihren so vielfältigen Nutzungen über das Ganze des Volkes, die wiederum die irdische Begehrlichkeit ins Ungemessene steigert, nicht bloß einzelnen besonders von Glücksgütern Überschütteten und Geblendeten, sondern großen Massen fast jeder Gedanke an ihre in der christlichen Weltanschauung begründete höhere Bestimmung und erst vollends jede Sorge und Bemühung um sie abhanden gekommen sind. Die moderne Entwickelung der Lebensverhältnisse hat bis jetzt tatsächlich eine weit und tiefgehende Entsittlichung und Entkirchlichung in ihrem Gefolge; ich sage mit Absicht „tatsächlich" und will damit den Gedanken ablehnen, daß es so sein müßte, ablehnen auch die Frage, wer und was an diesem traurigen Gefolge schuld ist. Tatsächlich erscheint bis jetzt die moderne Entwickelung der Lebens-

Digitized by Google

verhältnisse als eine Feindin, und zwar sehr gefährliche Feindin christlicher Sittlichkeit und Kirchlichkeit.

11. Wenn nun schon der Gefahr einer schädlichen Einwirkung der modernen Entwickelung auf die christliche Sittlichkeit und Kirchlichkeit vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus natürlich entgegengewirkt werden muß, so erscheint diese Gegenwirkung um so mehr als eine unabweisbare Pflicht eines jeden Vertreters dieser Weltanschauung, je schärfer diese Gefahr wird und je mehr aus der bloßen Gefahr eine traurige Wirklichkeit geworden ist. Man darf sich dieser Pflicht nicht entziehen, man darf sich nicht auf sich selbst zurückziehen und denken, daß es einen nichts anginge, wie es draußen in der Welt zugeht. Schon in diesem Verhalten würde eine Verleugnung der christlichen Weltanschauung als solcher liegen, denn sie ist eben nicht eine Einzelansicht, die jeder nur für sich selbst haben könnte, sondern eine Weltanschauung, deren Bedeutung und Geltung an sich schon die ganze Welt umfassen muß. Aber sie gerade betrifft überdies auch ausdrücklich nicht bloß den einzelnen Menschen für sich, sondern die Gemeinschaft der Menschen, denn nicht bloß fordert die christliche Weltanschauung, daß ein jeder für sich ein Kind Gottes sei oder werde, sondern ebensosehr, ja man kann sagen, darüber hinaus fordert sie, daß die Menschen ein Volk, ein Reich, eine Familie Gottes bilden, und deshalb fordert sie auch von jedem, der ihr irgendwie gerecht werden will, allem dem, was die Begründung, Erhaltung, Förderung und Vollendung dieses Volkes und Reichs, dieser Familie Gottes stört und hindert, entgegenzuwirken.

Aber diese Pflicht liegt uns auch schon um unser selbst willen ob, denn da auch wir selbst unseren irdischen Teil an uns haben und deswegen naturgemäß mit den irdischen Bedürfnissen auch den Zug zum Irdischen fühlen, so besteht jene Gefahr, infolge der modernen Entwickelung von dem Irdischen unterjocht zu werden, anstatt es zu beherrschen, auch für uns, und auch für uns wird diese Gefahr um so schwerer und drohender, je gewaltiger die Fortschritte sind, welche diese Unterjochung und die Abwendung von den Zielen unserer ewigen Bestimmung um uns her macht.

12. Worin muß nun diese Gegenwirkung bestehen? Zunächst in sittlicher Beziehung kann und darf sie nicht etwa darin bestehen, daß man sich der Wandlung der Verhältnisse in Arbeit oder in Genuß entzieht oder auf alles, was über den notdürftigen

Digitized by Google

Erwerb und Unterhalt hinausgeht, verzichtet, sondern darin, daß man in Arbeit und Genuß am Irdischen zugleich bemüht ist, die eigene Seele durch gehörige Selbstzucht streng vor jeder Art von Unterjochung unter die irdischen Dinge, und die Gemeinschaft durch aufopferndes Wohlwollen vor jeder Art von Zerfall zu bewahren.

Man könnte auf den Gedanken kommen und ist vielfach auf ihn gekommen, der Gefahr, welche in der Entfaltung der irdischen Dinge mit ihrer Fülle und ihrem Reize liegt, dadurch zu begegnen, daß man sich dieser Dinge einfach entschlägt. Das wäre allerdings ein Radikalmittel, aber dieses Mittel hat zwei Fehler, erstens den, daß es nicht durchführbar ist, wenn es nicht in Selbstmord enden soll, zweitens den, daß schon sein Versuch gerade der christlichen Weltanschauung widerspricht.

Es ist nicht durchzuführen. Ja, man könnte wohl, wenn man wollte, sich gegen alle Fortschritte der irdischen Kultur abschließen; man könnte auf alles, was über den notdürftigen Erwerb und Unterhalt hinausgeht, verzichten, wie es ja zu allen Zeiten etliche, manchmal sogar große Massen getan haben; man könnte sich noch mehr beschränken und dafür, wie Diogenes, Bewunderung einernten; aber auch in dem, was die äußerste Notdurft erfordert, liegt doch wieder der Keim dessen, was man abweisen wollte, und wenn auch die sogenannte moderne Entwickelung der irdischen Dinge einen solchen Menschen gar nicht berühren würde, die Gefahr, welche durch diese Entwickelung nur besonders brennend wird und besonders scharf hervortritt, die Gefahr, Sklave des Irdischen zu werden, bleibt auch unter den notdürftigsten Lebensverhältnissen bestehen, denn das Irdische haftet uns nun einmal nach Gottes Ordnung an und geht mit uns auch in die tiefste Armut; ja, es kann uns unter ihrem Drucke vielleicht ganz besonders gefährlich werden, und auch ein Joch, das man sich selbst aufgelegt hat, kann man zuzeiten in seiner ganzen Härte fühlen und dann vielleicht um so leidenschaftlicher von sich werfen. Hier finden wir die natürliche Erklärung auch für die widerwärtige Tatsache, daß die Klöster nicht selten die Brutstätten der Unsittlichkeit gewesen sind.

Aber abgesehen von dem allen würde ein solcher Verzicht, eine solche Abweisung der sich steigernden Kultur der irdischen Dinge an sich schon der christlichen Weltanschauung widersprechen. Ich erwähnte schon, daß der Gott der christlichen Weltanschauung der Herr ist, dem Himmel und Erde gehören, weil sie allein durch

Digitized by Google

ihn und in ihm ihr Dasein haben. Sie selbst haben eben dadurch etwas Göttliches an sich, und auch wenn Gott nicht zu den ersten Menschen gesprochen hätte „macht die Erde euch untertan!“ (ich bin kein besonderer Freund der sogenannten Beweisstellen und der Schlüsse bloß aus ihnen), so würde es sich doch schon ganz von selbst verstehen, daß die, welche jenes göttlichen Herrn Kinder sein sollen, auch teilhaben an seiner Herrschaft und jedesmal in dem Kreise des Irdischen, in dem sie stehen und in den sie eintreten, diese Herrschaft ausüben, und daß sie diese Kreise ihrer Herrschaft soweit als nur möglich auszudehnen haben. Das ist ihr Recht und darum auch ihre Aufgabe.

So soll also der Mensch im Gegensatze zu jenem Verzicht, zu jener Abwendung von der Entwickelung der irdischen Dinge erst recht in dieselbe eintreten und sie mit allen seinen Gaben und Kräften fördern helfen. Deswegen ist jede Hebung und Steigerung auch der rein irdischen Kultur keineswegs etwas, was dem wahren Dienste Gottes zuwider wäre, sondern auch sie gehört mit zur Erfüllung der Aufgabe, die uns gerade als Kindern Gottes, des Herrn, gestellt ist, und zu der Ausübung des Rechtes, das uns als Kindern dieses Gottes verliehen ist.

Es ist deswegen weiter auch durchaus falsch, vom christlichen Standpunkt aus den Luxus an sich zu verwerfen, wenn man nicht mit diesem Worte schon einen Sinn verbindet, der die Knechtschaft unter dem Irdischen bedeutet. Der Luxus, den ja allerdings die moderne Entwickelung in außerordentlichem Maße begünstigt, ist ja überhaupt etwas ganz Relatives. Dem einen erscheint schon das als Luxus, was einem andern nach all seiner Lebensgewöhnung zur Notdurft gehört. Das Maß der letzteren richtet sich aber in erster Linie nach Gewohnheit, Lebensstellung und dem, was der leiblichen, geistigen und seelischen Entwickelung der betreffenden Persönlichkeit dienlich ist. Ich wüßte nicht, wie man z. B. den Schmuck der Perlen und Edelsteine vom christlichen Standpunkte aus verwerfen wollte, denn auch sie hat doch Gott geschaffen; ja man könnte sogar sagen, als solche Bestandteile der göttlichen Schöpfung haben sie eigentlich ein Recht darauf, nicht verachtet, sondern ihrem Werte entsprechend gebraucht zu werden.

Schwerlich auch wird man eine bestimmte *äußere* Grenze festsetzen können, an welcher der *verwerfliche* Luxus beginnt. Das ist nicht möglich im allgemeinen, denn die Grenze richtet sich ja nach der Art und den Verhältnissen der einzelnen betreffenden Person; es ist aber auch noch nicht einmal für den einzelnen

Digitized by Google

Menschen möglich, selbst wenn man seine Mittel, Verhältnisse und Lebensstellung ganz genau kennt. Auch da ergibt sich jene Grenze aus anderen, tiefer liegenden Rücksichten und Gründen. Christus selbst, der ganz arm war und stets den Armen besonders nahe zu kommen suchte, hat dennoch selbst mitgemacht und sogar an sich vollziehen lassen, was als Luxus bezeichnet werden muß, ja er hat seine Jünger, die zum Teil daran Anstoß nahmen, zurückgewiesen und getadelt.

Wenn nun der über die Notdurft hinausgehende Verbrauch oder Genuß an sich nicht verwerflich, sondern vollkommen berechtigt ist, so kann natürlich auch die Arbeit für solchen Verbrauch und das Streben nach solchem Genuß an und für sich nicht verurteilt werden. Im Gegenteil, Gott selbst fordert ja gerade diese Arbeit mit jenen bekannten allerersten Worten an die Menschen ganz im Sinne der christlichen Weltanschauung ausdrücklich und will, daß ihr keine Grenzen gesteckt werden, bis die ganze Erde mit allen ihren Schätzen und Kräften völlig in ihren Dienst gebracht ist. Auch die Enden der Erde in astronomischem Sinne dürfen noch nicht die Grenzen dieser Arbeit und dieses Strebens bilden, und man würde geradezu unchristlich handeln, wenn man der irdischen Kultur und ihrer Entwickelung irgend welches Halt! gebieten wollte.

Die notwendige Gegenwirkung gegen die in der modernen Entwickelung liegende Gefahr für das sittliche Leben kann und darf nur darin bestehen, daß man bei aller Arbeit im Irdischen und bei allem Genuß am Irdischen sich um so mehr in Selbstzucht nimmt, um so sorgfältiger und entschiedener jeder Art von Unterjochung unter die irdischen Dinge widerstrebt und danach trachtet, auch das Irdische alles und in allen seinen Steigerungen um so mehr auch dem inneren Leben dienen zu lassen und es zu benutzen als Mittel zur Förderung der ewigen Bestimmung des Menschen.

Daß aber auch alles und jedes Irdische, das Viele und das Wenige, das Unscheinbare und das Glänzende, das Notdürftige und das Überfließende, zu diesem Dienste an der höheren Bestimmung des Menschen geeignet ist, das liegt eben in der Einheitlichkeit der christlichen Weltanschauung notwendig begründet. In herrlichster Weise hat das Paulus ausgedrückt mit dem bekannten Worte: „alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes“, während Christus selbst ebenso entschieden mit seinem Wort vom Ausreißen des Auges und Abhauen der Hand warnt vor der Unterjochung unter irgend etwas Irdisches.

Digitized by Google

Dazu kommt der andere Gesichtspunkt, daß die Knechtung des Sinnes unter das Irdische mittelst der Selbstsucht jeden Menschen vereinzelt und so die Gemeinschaft zerreißt. Die Gegenwirkung gegen diese noch verhängnisvollere, weil soziale Verderbnis muß darin bestehen, daß man bei aller Arbeit im Irdischen und allem Genuß am Irdischen desto mehr alles tut, um jede Art von Zerfall der Gemeinschaft möglichst zu verhüten.

Hier gesellt sich also zu der vorigen Rücksicht auf die eigene Seele die auf die Mitmenschen, und derselbe Paulus, der uns ausnahmslos alles zur Verfügung gestellt hat, redet anderseits besonders eingehend darüber, daß der einzelne nichts tun soll, was die Gemeinschaft verwirren, stören oder gar auflösen müßte. Diese Forderung ergibt sich wiederum mit Notwendigkeit aus der oben beschriebenen christlichen Weltanschauung, denn diese fordert eine Gemeinschaft der Menschen so eng nicht bloß wie ein Reich (dieser Ausdruck hat wegen der Erinnerung an irdische Reiche mit ihrem gesetzlichen Wesen sein Bedenkliches, ich möchte sagen Romanisierendes), sondern wie eine Familie, in der das Band der Liebe alle umschließt, und der Geist der Liebe alle durchwaltet. Die christliche Weltanschauung verlangt allerdings, daß mit dem auch sonst beliebten Worte von der „Völkerfamilie" in jedem Sinne Ernst gemacht werde.

Es ist hiermit schon angedeutet, worin allein der Schutz der Gemeinschaft vor dem vom Überwuchern der irdischen Fragen und Anliegen drohenden Zerfall bestehen kann, es ist die Gesinnung und die Arbeit der Nächstenliebe. Der durch die Reize des Irdischen etwa angefachten Selbstsucht muß durch die selbstverleugnende Liebe entgegen gearbeitet werden. Der, welcher durch die moderne Entwickelung der irdischen Dinge und Verhältnisse zu luxuriösem Genuß irgend welchen Grades emporgehoben ist, soll alles vermeiden, wodurch bei den anderen Unzufriedenheit, Mißgunst, Neid und Haß erweckt werden müßte; ich sage absichtlich „müßte", nicht „könnte", denn erweckt werden können solche Stimmungen auch von der bescheidensten Selbstbeschränkung; ja, auch das „müßte" kann noch keine äußerlich feststellbare Grenze ergeben, sondern auch da ist alles äußerlich wenigstens fließend und kann seine Bestimmung nur finden in den die jedesmal vorliegenden Umstände beachtenden Anweisungen eines christlich geschärften Gewissens. Aber man könnte das wohl als eine allgemein gültige Regel hinstellen, daß mit dem Wachsen dessen, was man als Luxus beurteilt, ein Wachsen der werktätigen, opfer-

Digitized by Google

willigen und freudigen Liebe Hand in Hand gehen muß; aber nicht etwa in dem Sinne, als wollte man sich für seinen eigenen Luxus durch sogenannte Liebesopfer für die Armen und ähnliche Leute gewissermaßen abfinden, sondern im Geiste wirklicher Liebestaten, bei denen das innerste Herz beteiligt ist. Denn einerseits haben die Menschen allesamt ein sehr feines Gefühl für den Unterschied zwischen dem Schein und der Wahrheit von Wohlwollen, und wo sie nur den Schein finden, da würde jegliche Kraft der Verbindung und Einigung verloren gehen; anderseits würde ja auch im Gemüte des Luxuriösen selbst die wirkliche Verbindung mit den andern Gliedern der Gemeinschaft nicht durch bloß äußere Opfer und Spenden, und wären sie noch so ansehnlich, sondern nur durch eine echte Liebe hergestellt und bewahrt werden können; und ich meine, wo in den durch die moderne Entwickelung der Verhältnisse auf die Höhen des Lebens gebrachten Kreisen solche Liebe zu den Mitmenschen herrscht, da wird der drohende Zerfall der Gemeinschaft trotz aller Versuche höllischer Kräfte nicht so leicht eintreten können, denn da wird der Unzufriedenheit, der Mißgunst, dem Neide und Hasse kein Boden und kein gerechter Anlaß gegeben. Ich will damit nicht behaupten, daß solche Gegenwirkung gegen die sittlichen Gefahren der modernen Entwickelung für Bestand und Gedeihen der menschlichen Gemeinschaft unbedingten Erfolg haben würde, denn ich würde dann die teuflische Macht des Bösen unterschätzen; aber soviel steht jedenfalls fest, daß es keine bessere, ja überhaupt keine andere wirkliche Gegenwehr gibt, als die durch selbstverleugnende, opferfreudige Liebe. Daß die kalten Gesetze, die eben auch bei allem noch so guten Inhalte und Geiste als solche doch immer kalt sind und bleiben, daß die allein es nicht tun, das hat sich ja in der bisherigen Entwickelung unserer sozialen Verhältnisse nur all zu deutlich gezeigt.

13. Aus dieser Betrachtung, die betreffs der sittlichen Gefahren in der modernen Entwickelung für den einzelnen und für die Gemeinschaft eben nur das Wesentlichste berührt hat, ergibt sich für den Christen die Pflicht, gerade unter gesteigerter Arbeit und gesteigertem Genusse am Irdischen auch die Sorge um seine ewige Bestimmung und die Liebesmühe um die Gemeinschaft entsprechend steigen zu lassen.

Auch für den Christen heißt es: frisch hinein in die Arbeit, die das Leben von uns fordert, ja der Christ gerade kann alle diese Arbeit mit dem allerbesten Gewissen angreifen, da sie ihm,

Digitized by Google

wie uns Luther wieder gelehrt hat, auf Grund seiner ganzen Weltanschauung eine Art von Gottesdienst ist; aber nun kommt es darauf an, daß das richtige Gleichgewicht der Bestrebungen oder vielmehr das richtige Übergewicht der auf die ewige Bestimmung gerichteten Anliegen gewahrt werde; und mag die Arbeit im und am Irdischen auch noch so umfassend, noch so eindringend werden, es kann nichts schaden, so lange der Mensch entsprechend auch die Bemühung um seine ewige Bestimmung höher steigen und die irdischen Dinge diesen höheren Zielen dienstbar bleiben läßt. Dadurch, ich meine durch dieses Ineinander gerade arbeitet der Christ an der möglichsten Steigerung seines ganzen Wertes und an einer desto völligeren Erfüllung seiner ganzen Bestimmung.

Für den Christen heißt es ebenso auch: genieße getrost, was dir die Welt an Genuß irgend welcher Art bietet; ja auch hier müssen wir wieder betonen, daß gerade der Christ bei allen diesen Genüssen das allerbeste Gewissen haben kann, denn ihm sind sie allesamt Gaben seines Gottes, aus dessen Hand er sie „mit Danksagung" hinnimmt; und nur darauf kommt es an, daß er in solchem Genießen nicht die Liebe untergehen läßt, sondern je mehr ihm selber infolge der modernen Entwickelung an Gütern und Genüssen zur Verfügung gestellt ist, um so mehr dies alles auch in den Dienst der Mitmenschen und der Gemeinschaft stellt. Wir haben ja auch in dieser Beziehung zu unserer Zeit geradezu großartige, herrliche Beispiele erlebt. Auch hier handelt es sich also nur um die Wahrung des richtigen Gleich- oder vielmehr Übergewichtes, wie es in dem Worte: „Liebe deinen nächsten als dich selbst", zu seinem klassischen Ausdrucke gekommen ist.

Dies wäre die Gegenwirkung, zu welcher die christliche Weltanschauung ihre Vertreter gegenüber den Gefahren der modernen Entwickelung in sittlicher Beziehung verpflichtet.

14. Es handelt sich nunmehr um die Gegenwirkung gegen diese Gefahren auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens. Sie kann wiederum nicht darin bestehen, daß man der Wandlung der Verhältnisse in Arbeit und Genuß widerstrebt, oder alles, was über den notwendigen Erwerb und Unterhalt hinausgeht, verurteilt, sondern nur darin, daß bei dem allem die kirchlichen Einrichtungen in dem durch geheiligtes Herkommen als notwendig begründeten Maße aufrecht erhalten und desto nutzbarer gemacht werden.

Es ist wahr, das kirchliche Leben und seine wichtigen Anliegen sind gegenwärtig durch die moderne Entwickelung der Verhältnisse ganz außerordentlich beeinträchtigt. Die Arbeit sowohl

Digitized by Google

wie der Genuß an den irdischen Dingen bereiten z. B. der kirchlichen Begehung des Sonntages vielfach ganz erhebliche und bedauerliche Hindernisse. Das geht zum Teil so weit, daß man unter dem vermeintlichen Drange irdischer Arbeit sogar die Stunden des Genusses oft geflissentlich so legt, daß sie eben nur den Sonntag stören, an dem die Arbeit ohnehin staatsgesetzlich ruhen muß. So werden die Anliegen der kirchlichen Erziehung und der religiösen Erbauung vernachlässigt nicht bloß unmittelbar der Arbeit und des Genusses wegen, sondern auch um von ihnen beiden sich recht bequem ausruhen zu können.

Da könnte man auf den Gedanken kommen und ist vielfach auf ihn gekommen, einer weiteren Entwickelung der irdischen Dinge zu wehren, etwa das Fabrikwesen, das in dieser Beziehung am störendsten erscheint, einzuschränken. Es gibt tatsächlich in kirchlich gesinnten Kreisen manche, die jeden neuen Fabrikschornstein mit Verwünschungen begrüßen und in ihm einen widerwärtigen Konkurrenten des Kirchturms verabscheuen, und auch in uns selbst regen sich wohl zuweilen solche Stimmungen; aber ich meine, solches Widerstreben, Zurückschrauben und Verwünschen widerspricht doch der christlichen Weltanschauung, denn, wenn z. B. ein Fabrikschornstein an und für sich doch nur der Hebung irdischer Güter und ihrer Nutzbarmachung für das Leben dient, dann steht er doch auch im Dienste der Aufgabe, die Gott den Menschen gestellt hat, und kann deswegen an und für sich der anderen Seite dieser Aufgabe nicht hinderlich sein.

Ebenso unzulässig würde es sein, den steigenden Genuß am Irdischen zu verdammen, denn die Schätze und Kräfte der Erde können doch vernünftigerweise oder vielmehr nach göttlicher Ordnung nur dazu gehoben und gesteigert werden, um nutzbar gemacht und genossen zu werden, und es ist ganz verkehrt, die Lebensfreude etwa in der irdischen Geselligkeit als unchristlich brandmarken zu wollen, im Gegenteil findet die Lebensfreude und ganz besonders die in der Geselligkeit auf dem Boden der christlichen Weltanschauung erst ihre volle Begründung. Man darf also die Freude und den Genuß am Irdischen nicht etwa verkümmern wollen, um der kirchlichen Erziehung des Menschen Recht und Raum zu geben, sondern jene sollen mit dieser bestehen und sollen gerade durch diese gehoben, geweiht und geadelt werden.

Also die richtige Gegenwirkung gegen die Gefahren der modernen Entwickelung auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens kann nur darin bestehen, daß unter all dieser Inanspruchnahme

Digitized by Google

des Menschen durch das Irdische den Einrichtungen, Zielen und Gelegenheiten der kirchlichen Erziehung des einzelnen und der Gemeinschaft für ihre ewige Bestimmung das notwendige Maß unverkümmert behalten wird, ja um so unverkürzter, je stärker jene Inanspruchnahme ist, denn gerade unter all den Einflüssen und Eindrücken gesteigerter Arbeit und gesteigerten Genusses am Irdischen bedarf der Mensch um so dringender der kirchlichen Erziehung und religiösen Erbauung, damit eben jene Eindrücke und Einflüsse ihn nicht dem Irdischen unterjochen, sondern stets in der untergeordneten Stellung erhalten bleiben, in welcher sie nicht bloß unschädlich sind, sondern selber auch für die höchsten Zwecke der kirchlichen Erziehung förderlich werden.

Freilich erhebt sich hier die Frage, welches das notwendige Maß kirchlicher Erziehung ist, unter das ohne Verletzung der kirchlichen Anliegen nicht hinunter gegangen werden dürfte, eine Frage, deren Beantwortung gerade dem steten Anwachsen der irdischen Bestrebungen und Darbietungen gegenüber ganz besonders wichtig ist; freilich dürfte ihre Beantwortung auch besonders schwierig sein.

Das ist nicht zu leugnen, daß es ebenso wie eine Übertreibung der irdischen Angelegenheiten, so auch eine Übertreibung der kirchlichen gibt. Z. B. kann ich in der Unterbrechung der Sonntagsruhe durch Arbeit außerhalb der für den öffentlichen Gottesdienst erforderlichen Zeit wohl eine Verletzung der staatlichen, auf die irdische Wohlfahrt des Volkes gerichteten, aber beim besten Willen nicht eine der kirchlichen Anliegen erblicken. Das Vergnügen oder der Genuß ist doch ganz gewiß nichts Würdigeres und Edleres als die Arbeit, wenn aber jene den Sonntag an sich nicht entwürdigen, so könnte es doch diese erst recht nicht. Vergnügen und Genuß haben nur deswegen am Sonntage einen gewieseneren Platz als die Arbeit, weil jene eben der dem staatlichen Bedürfnis der allgemeinen Volkswohlfahrt dienenden Erholung und Erfrischung förderlicher sind. Dies ist der Gesichtspunkt, unter den allein die allgemeine Sonntagsruhe eigentlich gehört. Ich meine, die Sonntagsruhe nur als solche, also ohne Beziehung auf den Gemeindegottesdienst, also auf die für diesen erforderliche Zeit, kann nicht als eine Forderung der christlichen Weltanschauung gelten, sondern nur als eine der irdischen Volkswohlfahrt; sie kann deshalb auch nur mittelbar, wie alles andere, was irgend dem Wohle eines einzelnen oder der Gemeinschaft dient, unter den Schutz des christlichen Geistes ge-

Digitized by Google

nommen werden, keineswegs aber, wie es in kirchlichen Kreisen so oft geschieht, unter den Schutz des 3. Gebotes, denn dieses hat als solches in der christlichen Weltanschauung überhaupt keinen Platz, wie wir im Anfang schon sahen, und kann keinen notwendigen Platz in ihr angewiesen bekommen.

Aber wenn wir solche Übertreibungen kirchlicher Ansprüche entschieden abweisen müssen, wo ist dann die Grenze nach unten, und welches ist das Mindestmaß dieser Forderungen?

Dieses Maß kann für die kirchliche Erziehung allgemein und für immer gültig ebensowenig festgestellt werden, wie das Mindest- oder das Höchstmaß für die Arbeit und den Genuß am Irdischen, und wir müssen da, wenn wir irgend einen festeren Anhalt gewinnen wollen, auf das bestimmende Recht der geschichtlichen Entwickelung zurückgreifen. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Mindestmaß sich auch in dieser Entwickelung oft und weitgreifend geändert hat. Ich erinnere daran, daß auch in der evangelischen Kirche früher nicht bloß Sonntags sondern jeden Tag, ja zeitweise sogar an jedem Tage morgens und abends öffentlicher Gottesdienst gehalten ist, wovon heutzutage nur noch hier und da ganz kümmerliche Reste übrig geblieben sind. Ich erinnere ferner an das geradezu klassische Beispiel, wie schon die älteste Kirche den im Alten Testament so streng gebotenen Sabbat abgeschafft hat und erst sehr allmählich den Sonntag als eine Art Ersatz wenigstens betreffs der Gemeindeerbauung eingeführt hat. Später bildete sich dann der Sonntag ungeachtet aller paulinischen Warnungen wieder mehr nach dem strengeren Muster des Sabbats, um dann durch die Reformatoren von neuem im evangelischen Sinne berichtigt zu werden, wobei ausdrücklich geleugnet wurde, daß der Sonntag an die Stelle des Sabbats getreten wäre.

Jedenfalls ist es klar, daß auch die Geschichte uns auf jene Frage freilich keine klipp und klare Antwort gibt, aber immerhin zeigt sie uns einen gegenwärtigen Zustand, der von dem Ansehen der Gemeinschaft als solcher getragen und geweiht ist und deswegen wohl von dem einzelnen als für ihn und die Gemeinschaft bedingt notwendig anzuerkennen und zu achten ist. Jedoch möchte ich soviel wenigstens als allgemein gültig behaupten, daß der Christ, wie er keinen Tag hingehen läßt ohne Beschäftigung mit dem Irdischen sei es in Arbeit, sei es in Genuß, sei es, was fast immer der Fall ist, in beiden, so auch keinen Tag seines Lebens hingehen lassen sollte ohne Erziehung und Förderung zu seiner ewigen Bestimmung, d. h. ohne eine der Erbauung seiner Seele

Digitized by Google

unmittelbar dienende Beschäftigung. Daß zu dieser Beschäftigung bei ernstlichem Willen auch die angestrengteste Arbeit und der reichste Genuß am Irdischen Raum läßt, das hat ja z. B. Bismarck mit seinen täglichen Losungen der Brüdergemeinde ganz unwiderleglich bewiesen. Sein Streben war es, gerade in die gewaltige Arbeit und ebenso auch in den reichen Genuß am Irdischen die seelische Erbauung adelnd und heiligend eindringen zu lassen, und in welcher Tiefe das bei ihm geschehen ist, beweisen uns neuerlich seine Briefe. Dies ist der private Anteil an der Arbeit, zu welcher sich Sonntags in der Kirche die Gemeinschaft vereinigt. Der Sonntag ist eben nach uralter kirchlicher Ordnung für den Gottesdienst, die Erbauung, die kirchlich-religiöse Erziehung der Gemeinschaft bestimmt, und auch dieser über den einzelnen und die Familie hinausragenden und darum höheren Bedeutung, welche in unseren sozialgerichteten Zeiten von ganz besonderem Gewicht ist, muß stattgegeben werden, und auch das kann sehr wohl geschehen, ohne die Arbeit oder den Genuß am Irdischen irgendwie zu schmälern, vielmehr würde ein solcher Sonntag aller Arbeit und allem Genuß am Irdischen in noch höherem Maße als die bloß private Andacht Adel und Weihe verleihen und ihnen dadurch auch einen reicheren Erfolg sichern.

Wir müssen deswegen allerdings alle diejenigen, welche diesen Forderungen der kirchlichen Einzel- und Gesamterziehung nicht gerecht werden, sondern sich um irdischer Arbeit oder irdischen Genusses willen über sie hinwegsetzen, abgesehen natürlich von begründeten Ausnahmen und Beschränkungen, als solche verurteilen, die die kirchlichen Anliegen zum Schaden für sich selbst und für die Gemeinschaft verletzen.

15. So ergibt sich denn allerdings für jeden Christen die ernste Pflicht, gerade bei gesteigerter Arbeit und gesteigertem Genusse an den irdischen Dingen um so eifriger auch die für die kirchliche Erziehung bestimmten Einrichtungen und Gelegenheiten in ihrem Bestande möglichst zu erhalten, sie bei etwa eintretenden bezw. durch die Entwickelung der Verhältnisse nötig werdenden Änderungen vor wesentlicher Beeinträchtigung zu wahren und um ihre gehörige Ausnutzung für sich und die Gemeinschaft bemüht zu sein. Ich habe die Erhaltung der Einrichtungen und Gelegenheiten zur kirchlichen Erziehung durch ein „möglichst“ eingeschränkt, und, wie ich meine, mit Recht, denn daß diese Erhaltung nicht eine unbedingte zu sein braucht und noch nicht einmal sein kann, das lehrt uns ja die Geschichte, auf die ich schon hingewiesen

Digitized by Google

habe, und das liegt außerdem auch in der Natur der Sache selbst, denn alle diese Einrichtungen und Gelegenheiten sind doch mehr oder minder menschlicher Art und so, wie sie gerade geordnet sind, nicht etwa notwendig in der christlichen Weltanschauung selbst begründet, sondern wie alles Menschliche mit den Verhältnissen wandelbar ist, so auch diese kirchlichen Einrichtungen und Gelegenheiten, und wir sehen ja diesen Wandel auch betreffs der kirchlichen Verhältnisse gerade in unserer Zeit ganz besonders lebhaft vor sich gehen. Ich erinnere z. B. an die gesteigerte Einführung von Abendgottesdiensten und selbst Abendkommunionen, die doch nur einem durch die moderne Entwickelung der Verhältnisse gewandelten Zustande entgegenkommen will und es, so weit ich sehe, mit gutem Erfolge tut. Weniger günstig kann ich urteilen über die von einflußreichen Seiten vielfach und dringend empfohlene beständige Offenhaltung der Kirchen. Ich halte sie für einen Mißgriff, der überdies sich auch als vergeblich zu erweisen scheint. Die Kirche ist in evangelischem Sinne Gemeindehaus und nur dies, d. h. das Haus für die Gemeindeerbauung. Aber die beständige Offenhaltung der Kirchen und die in ihr liegende Anregung oder gar Aufforderung, seine Einzelandacht in der Kirche zu verrichten, läßt den Gedanken erwachsen, als wäre Gott uns in der Kirche näher als anderswo. Dieser Gedanke aber hätte etwas Romanisierendes, denn er streifte an die römische Anschauung, nach welcher Gott, nämlich die geweihte und verwandelte Hostie, wirklich im Sanktuarium auf dem Altar der Kirche vorhanden ist. Glücklicher und wirklich evangelisch wäre es, wenn man einem etwaigen Bedürfnisse dadurch entgegen käme, daß man häufiger ganz kurze öffentlichen Abendandachten in der Kirche einrichtete, wie das hie und da auch versucht ist. Aber alle Änderungen kirchlicher Einrichtungen sollten schon deshalb mit großer Vorsicht behandelt werden, weil man niemals weiß, ob sie ihren Zweck wirklich erfüllen, und dann, wenn sie das nicht tun, wenn sie fehlschlagen, leicht auch das verloren geht oder wenigstens geschädigt wird, was man an kirchlichem Leben unter den früheren Einrichtungen noch hatte. Es bleibt deswegen auch der modernen Entwickelung der Verhältnisse gegenüber immer richtig, das Bestehende an kirchlichen Einrichtungen möglichst zu erhalten und nur in wirklich dringenden Lagen und offenbar sich aufdrängenden Bedürfnissen gegenüber Änderungen eintreten zu lassen. Die wirklich geschichtlichen und förderlichen Wandlungen sind nur selten sprungweise eingetreten. Wenn aber Änderungen sich wirk-

Digitized by Google

lich nötig machen, dann sollte jeder darauf achten, daß mit ihnen nicht wesentliche Beeinträchtigungen verbunden werden. Dies ist freilich oft eine sehr schwierige Sache, aber die Verhütung ist doch nicht unmöglich; z. B. wenn es das moderne Verkehrswesen leider einer großen Menge von Menschen völlig unmöglich macht, regelmäßig am Gemeindegottesdienst, der doch natürlich für alle bestimmt ist, teilzunehmen, so ist das ja freilich nicht zu ändern, denn es wird wohl niemand von uns daran denken, etwa die Eisenbahnen am Sonntage ruhen zu lassen, wiewohl eine Beschränkung des Güterverkehres allerdings erwünscht und zum Teil auch wohl durchgeführt ist. Bei dieser Sachlage muß es aber als eine besonders ernste Pflicht der Verwaltungen bezeichnet werden, wenigstens eine Anzahl von Sonntagen für jeden Angestellten zum Zwecke des Gemeindegottesdienstes frei zu machen und auch sonst den Bedürfnissen der kirchlichen Erziehung und Erbauung ihre Beamten etwa durch Verteilung entsprechender Schriften oder durch gelegene Zusammenkünfte reichlich Genüge zu tun, was ja auch in dankenswerter Weise mit Hilfe der Inneren Mission angestrebt wird.

So kann auch der modernen Entwickelung der Lebensverhältnisse ohne wesentliche Beeinträchtigung der kirchlichen Anliegen Rechnung getragen werden. Ja, diese Berücksichtigung geht ja bekanntlich so weit, und mit Recht, daß z. B. für die Droschkenkutscher und Kellner Berlins tiefnächtliche Gottesdienste gehalten werden und, wie man hört, mit nicht üblem Erfolge. Durch solche Berücksichtigung der modernen Verhältnisse kann die Gefahr, die in ihnen liegt, gebannt, ja geradezu in einen desto größeren Segen gewandelt werden, und das würde bestimmt geschehen, wenn es jeder Christ als seine Pflicht betrachtete, gerade bei gesteigerter irdischer Arbeit und gesteigertem irdischen Genusse die bestehenden Einrichtungen der kirchlichen Pflege desto eifriger zu benutzen und auf eine desto eifrigere Benutzung seitens der Gemeinschaft hinzuwirken und so diesen Einrichtungen die ihrer hohen Bedeutung für die ewige Bestimmung der Menschen entsprechende Stellung zu wahren. Wo aber der Arbeit oder dem Genusse am Irdischen wirklich, wie z. B. nicht selten bei den viel beliebten Nachtfestlichkeiten des Sonnabends mit folgendem sonntäglichen „Ausschlafen“, ein widerkirchlicher Gedanke zugrunde liegt, da freilich müßte der Christ beide unbedingt zurückweisen, wenn er nicht den Standpunkt der christlichen Weltanschauung offen ver-

Digitized by Google

leugnen will. Ein feines christliches Gewissen wird auch da stets die Grenzen finden, über die es nicht hinausgeht.

So hat sich uns gezeigt, daß der Einfluß, den die moderne Entwickelung der Verhältnisse auf die sittlichen und kirchlichen Zustände ausübt, vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus keineswegs an und für sich zu beklagen ist, daß er aber dieser Weltanschauung gemäß geregelt werden muß, und daß er dann für unsere sittlichen und kirchlichen Zustände nicht schädlich, sondern förderlich sein wird.

Bayerns Stellung zur sogen. deutschen Frage.

Von Dr. Berus.

Nach Dr. O. Lorenz „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871".

I.

Bekannt ist, daß der Dualismus von Österreich und Preußen der seit 1815 angeregten Frage einer einheitlicheren Gestaltung des Verfassungslebens Deutschlands hinderlich geblieben war bis zur Gründung des Deutschen Reiches, ja nach den preußischen Erfolgen von 1866 ganz besonders in den zahlreichen Versuchen, auf die süddeutschen Staaten sich den früheren Einfluß zu sichern.

Abgesehen von der Gründung des Zollvereins, in dem eine wirtschaftliche Annäherung zu einer Konsolidierung der beteiligten Staaten Deutschlands zu finden war, waren die nach den Freiheitskriegen erwachten Funken einer Begeisterung für Schaffung neuer Verfassungszustände zur Neubegründung eines Deutschen Reiches wieder durch einen emporwuchernden Absolutismus erloschen. Nur heimlich lebte der Drang nach deutscher Einheit und Freiheit in den aus Gliedern der Burschenschaften hervorgegangenen Männern höherer Bildung fort. Einer von den sieben Göttinger Professoren, welche dem absolutistischen Druck des Königs von Hannover Ernst August in den dreißiger Jahren

Digitized by Google

des vorigen Jahrhunderts weichen mußten, der durch seine „Politik" ausgezeichnete Professor Dahlmann, später Professor in Jena und Bonn und Mitglied des Frankfurter Parlaments 1848/49, hatte im Siebzehner-Ausschuß des erweiterten Bundestages den Gedanken einer neuen Staatsordnung, die auf die deutsche Einheit abzielen sollte, einen Verfassungsentwurf in eine besprechbare Form gebracht, welchen die siebzehn Vertrauensmänner, wenn auch mit kleiner Stimmenmehrheit, dem Bundestage zur Annahme empfahlen. Unter der Voraussetzung des Ausschlusses von Österreich und der notwendigen Übertragung der höchsten Würde und Machtstellung auf das preußische Königtum war das Kaisertum, ein einheitliches Heer, eine Reichsgewalt, welche ausschließlich über Kriegswesen, Diplomatie, Handels-, Zoll- und Verkehrswesen unter Mitwirkung eines aus dem allmeinen gleichen Stimmrecht hervorgegangenen Parlaments verfügen sollte, geplant. Wenn auch der Bundestag diesem Entwurf nicht nähertrat, so hatte dieser doch zur Verbreitung der Einsicht beigetragen, daß Österreich unmöglich die weitere Führung in Deutschland haben könne, diese vielmehr an das in der Kultur und in der Streitmacht fortgeschrittene Preußen übergehen müsse, daß namentlich in den Kleinstaaten, ungeachtet der Souveränitätsgelüste der Dynastien, besonders in den Preußen nahegelegenen Staaten ein Anschluß an Preußen von den Einsichtigeren, selbst von einigen jüngeren Prinzen, als politische Notwendigkeit erkannt wurde.

Auf die neue Gestaltung der deutschen Frage einzuwirken, erregte einige Hoffnung König Ludwig I. von Bayern, wenn nach kultureller, künstlerischer, wissenschaftlich-literarischer Seite Nationalität und Deutschland verstanden sein sollte; seine Haltung im napoleonischen Kriege hebt ihn hoch über den Verdacht empor, als ob er nicht vom wärmsten Vaterlandsgefühl beseelt gewesen wäre. Im Befreiungskriege pries er das preußische Volk in Versen und in Poesie, weil es wieder „teutsch" geworden sei; aber eine politische Konsequenz daraus zu ziehen, lag ihm fern, da er ein Verfechter der losesten Staatenverbindung war ungeachtet der in seiner Märzproklamation der Zeitstimmung für deutsche Einheit Rechnung tragenden Worte. Ein aufrichtiges Interesse für Schleswig-Holstein war ihm nachzurühmen, nicht aber auch nur die geringste Neigung, zu gunsten einer anderen Macht ein Titelchen seiner Souveränitätsrechte zu opfern. Nach seiner Abdankung, als sich eine groß- und kleindeutsche Partei bildete, stand Ludwig I. entschieden auf österreichischer Seite.

Digitized by Google

Der Regierungsnachfolger, König Max II., mußte als eine seiner ersten Aufgaben zu dem Dahlmannschen Entwurfe Stellung nehmen, und die Erklärung Bayerns darüber lautete dahin, daß der Entwurf geeignet sei, Fürsten und Völker zu vernichten, die Einzelregierungen zu zerstören, den Volksstämmen Frieden und Freiheit der Entwickelung zu rauben und in der Zentralgewalt eine alles innere Leben ertötende Despotie zu begründen. Ein unter des jungen Königs Teilnahme ausgearbeiteter Gegenentwurf stellte Preußen auf ein und dieselbe Stufe mit den Kleinstaaten, und die Zuneigung in Bayern, wie auch in den Mittelstaaten, zu Österreich fand in einem lockeren Staatenbunde unter der Vorherrschaft des österreichischen Kaiserhauses die Gewähr der Sicherung der eigenen wie der anderen Herrscherhäuser gegen Beschränkung der Souveränitätsrechte. Nicht viel anders stellten sich die anderen Bundesländer zu dem Siebzehner-Entwurf, der eine förmliche Panik bei den deutschen Regierungen hervorgerufen hatte. Die Abneigung gegen Preußen blieb dem König Friedrich Wilhelm IV. und seinem Bruder Wilhelm nicht verborgen, und ersterer suchte den Dualismus von Österreich und Preußen durch Heranziehung des österreichischen Kaiserreiches zu einer weiteren Verbindung mit dem engeren Bunde von etwa siebzig Millionen unter Belassung des Erbkaisertums bei dem lothringischen Hause zu überwinden, doch auf eine Wahl zum Erbkaiser im Gegensatz zu Österreich von seiten der meisten Fürsten glaubte Friedrich Wilhelm nicht rechnen zu dürfen, und sein Bruder äußerte sich bei Vorlegung des Dahlmannschen Entwurfs dahin, er halte eher eine Wahlmonarchie für ein Kaisertum für möglich als ein Erbkaisertum. Er ging 1848 in der Beurteilung dieses Entwurfes schon weiter als sein Bruder; festvertrauend auf die kriegerische und moralische Stärke Preußens war er in ruhiger Überlegung bereit, der deutschen Frage Opfer zu bringen, und das Militärische in dem Entwurf fand seine Anerkennung, obschon der Gedanke an eine Lösung der deutschen Frage durch einen Krieg ihm ebenso fern lag wie seinem königlichen Bruder. In einer Denkschrift suchte er das preußische Wehrsystem von jedem fremden Einfluß zu befreien und wich von der seinem Bruder noch vorschwebenden Festhaltung an Österreich ab; doch einig blieb er mit diesem in dem Widerwillen gegen jede demokratische Unternehmung für eine Reichsreform mit dem Ziele der Reichseinheit, deren Erreichung ihm endlich doch nur auf dem Wege der Waffentaten als möglich erschien. Obschon er der

Digitized by Google

Frankfurter Kaiserdeputation, dem Parlament näher zu stehen schien als König Friedrich Wilhelm, so war er, wie dieser, gegen die Annahme der Kaiserwürde aus einer auf der Volkssouveränität beruhenden Versammlung, die einen Krieg mit Österreich und anderen Bundesstaaten herbeiführen mußte. Von der Vertretung seines Bruders in der Regierung an war die Stärkung der deutschen Stellung Preußens sein Hauptaugenmerk, während sein Bruder in Verhandlungen das Mittel zur Einigung erkannte und das Scheitern einer Unionspolitik in dem starren Beharren der deutschen Fürsten auf ihrer vollen Souveränität, das eine bessere Einigung verhindere, beklagte.

II.

Wir übergehen die vielseitigen Intrigen der unter Österreichs Führung gegen Preußen gerichteten diplomatischen Künsteleien und scheinbaren Reformvorschläge des Deutschen Bundes, welche bald von den Mittelstaaten, bald von Österreich ausgingen und so formuliert waren, als gebe es kein Preußen im Bunde mehr, oder könnte man es, wie der König sich gegenüber dem Herzog Ernst von Koburg äußerte, mediatisieren. Das von der österreichischen Regierung auf dem Frankfurter Fürstentage vorgelegte Reformprojekt brachte den König zu der Überzeugung, daß die deutsche Frage nur nach den Absichten seines Ministers, des Grafen O. v. Bismarck gelöst werden könne, lediglich durch das Schwert. Die „Denkwürdigkeiten" des Herzogs von Koburg haben ein Bild der ganzen Intrige gegen Preußen, welche österreichischer Größenwahn gesponnen, enthüllt. In dem Programm des vom Kaiser Franz Josef nach Frankfurt berufenen Fürstentages, wie in der von v. Biegeleben verfaßten Denkschrift, verbarg sich nur die beabsichtigte Demütigung des Königs von Preußen und die Untergrabung der Stellung Preußens. Kaiser Franz Josef hatte von dem ganzen Intrigenspiel des Ultramontanismus und der Jesuiten keine Ahnung und wurde persönlich ganz unbefangen in den Konflikt mit Preußen hineingezogen, obschon er selbst an der Ausführbarkeit des Reformvorschlags, gegen den die Mittelstaaten nichts als ihre Souveränität hervorkehrten, dem sich ablehnend verhaltenden Großherzog von Baden seine Zweifel aussprach. Eine Überraschung hatte das Nichterscheinen Preußens auf diesem Fürstentage verursacht.

Die Wendung, welche die preußische Regierung seit dem Frühjahr 1866 mit der erklärten Untrennbarkeit der schleswig-

Digitized by Google

holsteinischen Frage von der deutschen Bundesreform nahm, indem sie in dem am 24. Februar 1866 zu Berlin abgehaltenen Ministerrat zur Lösung dieser Fragen die Einberufung eines Parlaments vorschlug, war von größter Bedeutung — als erster Akt der späteren Reichs- und Kaisergründung. Ein Rätsel ist es geblieben, daß Bismarck wegen der Lösung dieser Fragen mit Bayern, das nach seinem „hinterlistigen und verschmitzten Austritt aus dem Bündnis mit Preußen im Jahre 1849" jeden Gedanken einer Einordnung unter ein von Preußen geführtes Reich fanatisch bekämpft und sich diesem gegenüber nur feindselig verhalten hatte, seit dem 24. März über die wichtige Angelegenheit in die offenste und freundlichste Unterredung getreten war mit dem Erfolg einer Niederlage durch Ablehnung eines gemeinschaftlichen Vorgehens in der Bundesreform auf Grund der Berufung eines Parlaments. Verwunderung erregte in Kreisen der Diplomaten die zum wütenden Haß gegen Bismarck gesteigerte Erbitterung des bayerischen Ministers von der Pfordten und des königlich sächsischen Ministers v. Beust. Von weittragender Bedeutung war aber, als Bismarck Bayerns Unterstützung für die Parlamentsberufung nachsuchte, er auch den Vorschlag gemacht hatte, die Stellung Bayerns in Süddeutschland und die Preußens in Norddeutschland zu erweitern, so daß ersterem die militärische Leitung Süddeutschlands zufallen sollte. Damit war die bayerische Vorherrschaft auf Jahre hinaus für Süddeutschland entschieden, was die Gründung des Reiches und Kaisertums „unendlich erschwerte, wenn nicht bis in die Gegenwart herein dauernd geschädigt hat." Ob Bismarck eine Kompensation für die geplante Erwerbung der Herzogtümer Schleswig-Holstein und für eine engere Vereinigung der norddeutschen Staaten unter preußischer Führung beabsichtigt hatte, blieb unbekannt. „Tatsache aber blieb, daß nun einmal Bayern auf das Pferd gesetzt war, und daß es sich nicht entschließen konnte, selbst nach den kläglichsten Erfahrungen militärischen Unvermögens von 1866 wieder von demselben herabzusteigen." Die politische Gegenüberstellung von Süd- und Norddeutschland wurde nunmehr dadurch zur vollendeten Tatsache, daß von der Pfordten die von Bismarck dargebotene Hand zurückwies und mit Österreich den Kampf gegen Preußen mutig aufnahm. Noch vor Beginn des Krieges versuchte die preußische Regierung, die Reform in einem Dualismus von Nord- und Süddeutschland unter einer Verständigung mit Österreich in einer Richtung herbeizuführen, in einem Entwurf vom 10. Juni, worin

Digitized by Google

eine Teilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen und Bayern und damit wieder die führende Stellung Bayerns in Süddeutschland, nach der Württemberg und Baden kein besonderes Verlangen zeigten, vorgesehen war. Die Hoffnungen Bismarcks, der mit Mäßigung einer entscheidenden Zukunft vertraute, waren vorerst durch die mißfällige Aufnahme seines Entwurfes bei Herrn von der Pfordten, dessen Feindseligkeit gegen Preußen sich nicht vermindert hatte, abermals getäuscht.

Mit Übergehung der Kriegsereignisse von 1866, an denen Bayern mit Österreich gegen Preußen teilnahm, gehen wir zu den Friedensschlüssen über, denen das Kap. I des Lorenzschen Werkes gewidmet ist. Am 14. Juli wurde in den zu Paris gepflogenen Verhandlungen der unglückselige Satz niedergeschrieben: „Die deutschen Staaten südlich vom Main haben die Freiheit, unter sich eine süddeutsche Union zu schließen, die eine internationale unabhängige Stellung genießt." Im Anfang August wurden die Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten von Bismarck in Berlin aufgenommen. Da Württemberg und Baden sich in einer ganz anderen Lage befanden als Bayern, wurde ein gemeinschaftliches Zusammenwirken ausgeschlossen. Die Unterhandlungen wurden von von der Pfordten und dem Grafen Bray als bayerischen Bevollmächtigten gepflogen; letzterer berichtet in seinen jetzt veröffentlichten Mitteilungen derart, daß der Friedensschluß für Bayern ungeachtet seiner kriegerischen Mißerfolge als ein vorzüglicher diplomatischer Erfolg Bayerns zu betrachten gewesen sei. Bismarck, der anfänglich harte Bedingungen, wie Gebietsabtretungen, z. B. Kissingens und der ehemals hohenzollernschen Besitzungen, stellte, stand davon ab, um ein Schutzbündnis gegen einen etwa drohenden französischen Krieg mit Bayern zu erlangen. Daß der Friedensschluß mit Bayern viel Unklarheiten enthielt, wird beklagt, und den bescheidenen Wunsch des Königs Wilhelm von Preußen, die alte Burg Nürnberg wieder zu besitzen als Erinnerung der Hohenzollern an ihre vergangene Herrschaft, erfüllte König Ludwig nur mit einem vorbehaltenen gemeinsamen Besitz mit der Phrase, daß auf der gemeinsamen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach als Symbol der deutschen Einheit flattern würden, da bayerische Staatsgelehrte ausfindig gemacht hatten, daß die Burg weder im königlichen Privatbesitz stehe, noch zu den Schlössern der Zivilliste gerechnet würde, vielmehr Staatsgut sei, über dessen Substanz ohne Zustimmung des Landtages nicht verfügt werden

Digitized by Google

könne, die von dem Patriotismus dieses nicht zu erwarten stand — selbst nicht dem großmütigen Schlachtensieger von Preußen gegenüber.

Ganz anders hatte der Großherzog von Baden den Bismarckschen Reformentwurf ins Auge gefaßt; seine Bemühungen, den Anschluß an Preußen nach dem geschlossenen Waffenstillstand für sein Land vorzubereiten, mußten an der Festsetzung der Mainlinie zwischen Nord- und Süddeutschland durch die Nikolsburger Friedenspräliminarien scheitern. Der badische Minister von Freydorf traf darauf mit der von den Ministern der anderen süddeutschen Staaten ihm dahin erteilten Instruktion in Berlin ein, nicht den in dem Präliminarfrieden beschlossenen Süddeutschen Bund zur Vollziehung zu bringen, sondern einen möglichst engen Anschluß an den Norden vorzuschlagen, und so setzte die für die Einheit kämpfende Partei alle Hoffnung, die deutsche Politik aus ihrer Verfahrenheit durch den Nikolsburger Frieden schließlich von Baden herausgezogen zu sehen, auf den Großherzog und seine Regierung. Die völkerrechtlichen Beziehungen sollten sich zunächst nun auf ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Norden und Süden mit Ausschluß einer Militärkonvention, aber doch auch unter Erhaltung des Zollvereins, beschränken; indessen wollte Bismarck erst die Feststellung des Norddeutschen Bundes vollenden in der Erwartung, daß mit der Zeit die süddeutschen Staaten selbst den Anschluß suchen würden, aber nicht einzeln, sondern nur als Süddeutscher Staatenbund, welche juristische, von Bismarck aufgenommene Auslegung der Friedenspräliminarien seiten des Staatsrechtslehrers Aegidi anerkannt wurde.

In dem zwischen Preußen und Österreich abgeschlossenen Prager Definitivfrieden, welcher den Ausschluß des letzteren aus dem Deutschen Bunde besiegelte, wurde das engere Bundesverhältnis zwischen den Staaten des Nordens anerkannt sowie der Zusammentritt der südlich vom Main gelegenen Staaten zu einem Verein, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben solle. Die in Wien hiergegen erhobenen Bedenken erledigten sich durch den Zusatz zu jenem in Art. II enthaltenen Satz in Art. IV, worin die internationale unabhängige Existenz jenes Vereins betont ward, was ja die Lösung der deutschen Frage wieder auf unabsehbare Zeit hinausschob. Österreich hatte sich durch den in seine Dienste aufgenommenen sächsischen Minister von Beust, an Napoleon III., welcher als damals Allmächtiger

Digitized by Google

krank und wenig geneigt zu entschiedenem Hervortreten sich zeigte, sich zu wenden, verleiten lassen, in nähere Beziehungen zu Frankreich zu treten, welches von Beust gegen Deutschland aufzuhetzen suchte, was ja später zu dem von Frankreich gewünschten Kriege von 1870 führte, in dem Österreich Kriegsfolge dem Kaiser Napoleon III. leisten sollte und — wollte. Diesen Krieg zu vermeiden war der kunstvollen Mäßigung Bismarcks bei den Friedensverhandlungen noch auf einige Jahre gelungen, jedoch erntete seine Milde gegen Österreich gar bald nur den schnödesten Undank.

Die Gründung des Norddeutschen Bundes fand ihre besonderen Schwierigkeiten in der Stellung des Königreichs Sachsen, welches zwar einer vielfach erstrebten, aber doch aus höherer Politik zurückgewiesenen Einverleibung in Preußen entgangen war, aber trotz auswärtiger Schürungen, besonders seitens des vormaligen Ministers von Beust, doch in dem Vertrauen zu der rückhaltlosen Einfügung des Königs Johann die mildeste Behandlung seiten des siegreichen Preußens erfuhr. Indessen dank der besonderen Tätigkeit des ruhig und fest urteilenden Königs Johann gelang es, in dem Friedensvertrag mit Sachsen vom 21. Oktober 1866 ein persönliches und staatliches Bundesverhältnis zu Preußen herzustellen, welches einen Beweis dafür den süddeutschen Staaten lieferte, daß eine Unterordnung der Souveräne unter das preußische Bundespräsidium gegen geringe Opfer zu einem wohlgeordneten Staatenverhältnis führen könne.

III.

Die Gründung des Norddeutschen Bundes und die Versuche, ein Oberhaus neben dem Reichstag zu schaffen, sowie die Kaiserwürde wieder herzustellen, berühren unser Thema nicht, wohl aber der Zustand Deutschlands in seiner größten Zersplitterung im Jahre 1867: auf der einen Seite die süddeutschen Bundespläne, auf der anderen die Erweckung und Neubegründung des Einheitsgedankens und die Bemühungen um Aufrichtung eines neuen Deutschen Reiches, worunter im Süden der Großherzog von Baden mit seinen Ministern von Freydorf, Matthy und Jolly den hervorragendsten Anteil nahm, gegen den der Ultramontanismus den schimpflichsten Kampf andauernd und heftig fortführte. So blieb Baden, das den Anschluß des Südens an den Norddeutschen Bund am meisten zu betreiben versuchte, vereinzelt stehen, denn Hessen unter dem Minister von Dalwigk vermochte sich nicht zur Dankbarkeit gegen die Großmut und Nachgiebigkeit des preußi-

Digitized by Google

schen Siegers zu ermannen, und Württemberg mit seinem Minister von Varnbüler erkannte zwar die Notwendigkeit einer Verständigung mit Preußen in militärischen Dingen an, aber die Agitation hiergegen, von des Königs Schwester, der Königin Sophie der Niederlande gefördert, wurde von dem durch den Kriegsminister Zorn beeinflußten Offizierkorps, welches die erlittenen Niederlagen des Jahres 1866 nicht überwinden konnte, sowie von einer Hofpartei gefördert, bis mit dem Wechsel im Kriegsministerium eine Änderung durch den General von Suckow herbeigeführt wurde. In Bayern aber traten „die widerlichsten Gegensätze und Kämpfe zutage, wo das Gefühl der Unbezwinglichkeit wahre Triumphe feierte". Die Bemühungen Badens, hier eine geneigtere Stimmung für den erstrebenswerten Anschluß an den Norddeutschen Bund zu gewinnen, scheiterten an dem steten Schwanken zwischen der Gründung eines Süddeutschen Bundes unter Bayerns Führung und einem Anschluß an Österreich und Preußen in einer Trias, oder an Österreich allein, das mit Frankreich Hoffnungen trügerischer Art erregte — und daneben wurde der Schein nationaler Bestrebungen erhalten! Der jugendlich, krankhaft phantastische König Ludwig II. lebte mehr in seiner einsamen Zurückgezogenheit seiner entlegenen Prachtschlösser seinem Kunstenthusiasmus huldigend und vermochte nicht der partikularistisch schwankenden Diplomatie seines Ministeriums einen sicheren Halt zu bieten. An die Stelle von der Pfordtens wurde Fürst Hohenlohe zum Ministerpräsidenten berufen, gegen den aber auch sich alles wendete, so daß der von ihm in der Reichsratskammer befürwortete Anschluß an Preußen mit dreißig gegen vier Stimmen abgelehnt wurde. Alle seine Bemühungen, an die Bismarck einige Erwartungen für die Annäherung Bayerns geknüpft hatte, scheiterten an dem Widerstand seiner Feinde, des Ministers Lutz, des bayerischen Gesandten in Berlin und des königlichen Kabinettschefs Oberstallmeisters von Holnstein sowie an dem Verlust des königlichen Vertrauens.

In den süddeutschen Bundesverhandlungen trat die scharfe Betonung der Erhaltung der vollen Souveränität unaufhörlich hervor bei der Regierung wie im Königshause, obschon zugestanden werden mußte, daß Bayern als eine Macht zweiten Ranges sich mit einer Großmacht verbünden müsse, um im europäischen Konzert eine Stellung zu erhalten; aber die Zuneigung zu Österreich war bei weitem stärker als die zu Norddeutschland, und die Rettung der gefährdeten Selbständigkeit Bayerns wurde nach

Digitized by Google

Hohenlohes Bekenntnis von vielen von einer Erstarkung Österreichs, einer Besiegung Preußens durch Frankreich und Auflösung des Norddeutschen Bundes erhofft. Das Hin- und Herschwanken, auch mit dem Vorschlag Hohenlohes, einen völkerrechtlichen Staatenbund zu gründen, dem außer Zoll- und Handelswesen, auch Konsulate, Münz- und Bankwesen überwiesen werden sollten, wobei aber den süddeutschen Kammern ebenmäßige Befugnisse wie dem Norddeutschen Reichstage einzuräumen wären, erregte die Vermutung, daß nur der Schein einer Reformbestrebung zur Verdeckung des Gelüstes nach der Herstellung derselben oder ähnlicher Bundesverhältnisse wie vor 1866 erweckt werde. Von Bayern und Württemberg wurden unter dem 6. Mai der badischen Regierung formulierte Vorschläge eines gemeinsamen Vorgehens der südwestdeutschen Staaten bei den mit dem Norddeutschen Bunde gemäß Art. 71 des Verfassungsentwurfs zu pflegenden Verhandlungen gemacht, und zwar auf Grund des Art. IV des Prager Friedens zum Zweck der Wahrung der nationalen Zusammengehörigkeit, der Erhaltung der Integrität des deutschen Bundesgebietes und der Wohlfahrt seiner Bewohner bei voller Rechtsgleichheit aller Bundesglieder. Die Exekutive sollte im Norden dem Präsidium des Norddeutschen Bundes, im Süden den einzelnen Souveränen zustehen, die Gesetzgebung des Bundes aber im Süden von der Zustimmung der Ständekammern, im Norden vom Parlament abhängen; für die Militärverhältnisse der süddeutschen Staaten zum Norden und unter sich sollte es bei den abgeschlossenen Allianzverträgen und den Stuttgarter Beschlüssen vom 5. Februar 1867, worin ja der casus foederis seine Zweifel hatte, als ob er im Einzelfall einer Entschließung bedürfte, bewenden. Baden verlangte dem gegenüber als einzige Gewähr für die Einheit und Sicherheit Deutschlands den förmlichen Eintritt der süddeutschen Staaten, unter Verwerfung jeder weiteren Führung auf Art. IV des Prager Friedens, in den Norddeutschen Bund und mit dem Bemerken, daß obige Vorschläge nicht einmal die abzuschließenden Militärkonventionen zu garantieren imstande seien. Preußen lehnte eine Weiterverfolgung der ihm von Baden mitgeteilten Vorschläge ab, es Baden überlassend, etwaige Verhandlungen mit den anderen süddeutschen Staaten fortzusetzen. Fürst Hohenlohe aber, vom bayerischen Partikularismus bedrängt, nahm die früheren Vorschläge mehr oder weniger zurück, und aus der grenzenlosen Verwirrung sollte ein Vorschlag heraushelfen, der nichts mehr oder

Digitized by Google

weniger als einen selbständigen Südbund unter einem völkerrechtlich anzuerkennenden Protektorat Preußens empfahl — unter offener Hinweisung auf den begrabenen Rheinbund unter Frankreichs Protektorat. Bekannt wurde, daß jener bayerisch-württembergische Ministerialvorschlag vom 6. Mai 1867 zur Begutachtung in Wien vorgelegt und dabei ein Bündnis mit Österreich vorgesehen war, lediglich nach der alten Triasidee. Damit war jedes Nähertreten Badens und natürlich Preußens ausgeschlossen, und die Ziel- und Richtungslosigkeit der süddeutschen Verhandlungen blieb nach wie vor bestehen zum Gespötte von Beusts, der vor seinen cis- und transleithanischen Regierungen und den liberalen Parlamentariern mit dem Wiedererwachen des altösterreichischen Selbstbewußtseins den starken Mann spielen konnte.

IV.

Als es sich im Jahre 1867 weiter um Anerkennung der Schutz- und Trutzbündnisse und die Erneuerung der Zollvereinsverträge durch die süddeutschen Staaten handelte, veranlaßte Bismarck, der nun entschiedener auftreten zu sollen als notwendig erkannt hatte, auf den 3. und 4. Juni zum Zwecke der Verhandlung über die Zollvereinsfragen Ministerkonferenzen nach Berlin zu berufen, diese aber mit der Annahme der Schutz- und Trutzbündnisse in eine untrennbare Verbindung zu bringen als Eckstein zur Gründung des Deutschen Reichs. Die Zollangelegenheiten dürften aber nur in einem deutschen, auch von den Südstaaten zu beschickenden Parlament verhandelt werden und als Bedingung des Fortbestehens des Zollvereins sollten aus der Gesetzgebung hierfür alle Vorrechte der Kleinstaaterei ausgeschlossen sein. Trotz der Entrüstung in München und Stuttgart kam dank der plötzlichen Änderung der politischen Stimmung in praktischen Lebenskreisen die Überzeugung zum Durchbruch, daß Preußen entschlossen sei, die Gernegroßstaaten vor die Tür seiner Handelsverbindungen zu setzen. Vergl. die Anmerkung auf S. 583 bis 596 bei Lorenz a. a. O. über Zollverein- und Militärverträge. Am 8. Juli gelangten die Zollvereinsverträge zum Abschluß, über den sich in den partikularistischen Kammerverhandlungen eine Flut ohnmächtiger Phrasen ergoß, besonders im bayerischen Landtag, worüber in v. Sybels Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. reichliche Mitteilungen erfolgt sind. Die Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef mit Napoleon in Salzburg erregte allgemeines Bedenken gegen eine friedliche Lösung der

Digitized by Google

deutschen Frage und nicht minder die darauf erfolgte Sondierung Bayerns durch Napoleon bei seiner Rückfahrt in München. Eine kurz darauf am 5. September bei Eröffnung des badischen Landtags vom Großherzog gehaltene Thronrede zu gunsten der deutschen Einigung war in Wien und Paris, wie in Berlin, von überraschender Wirkung und fand bei dem König Wilhelm, der in dem Wunsche, Deutschland geeinigt zu sehen, vielen Politikern, auch Norddeutschlands, voraus war und durch den badischen Staatsrat Gelzer die politischen Beziehungen zu seinem Schwiegersohn pflegte, besonderen Anklang. Nunmehr bemühte sich König Wilhelm, mit den Fürsten der süddeutschen Staaten in persönliche Berührung zu treten, und so fand nach Überwindung einiger Schwierigkeiten auch mit dem König Ludwig II. am 6. Oktober ein „gut gelungenes" (Königin Augusta geb. Prinzessin von Weimar) Zusammentreffen beider Könige in Augsburg statt.

Die Verwirrung der Hof- und Staatsverhältnisse Bayerns waren in jener Zeit, im Vergleich zu der raschen und kräftigen Entwickelung des Norddeutschen Bundes und der Erweiterung der Militärverträge mit Baden und Hessen, auf dem Gipfel angelangt, zumal als die Vermählung König Ludwigs mit der Tochter des Herzogs Max, die auf den 29. November 1867 angesetzt war, in die Brüche ging. Eine Rede Hohenlohes, gehalten am 8. Oktober in der zweiten Kammer, erregte ungemeines Aufsehen durch die Behauptung, nach einer Erklärung der preußischen Regierung solle eine Verbindung, keineswegs auf derselben Grundlage wie die des Norddeutschen Bundes, mit dem Süden Deutschlands hergestellt werden, und außerdem sei für diesen eine internationale Verbindung, wie mit dem Norddeutschen Bund, so auch mit Österreich, der einzige Weg einer geeigneten Politik. Das rief weitläufige Erörterungen und Gegenvorstellungen hervor. Hieran anknüpfend erklärte Bismarck die Aufrechterhaltung der Zollvereinsverträge für untrennbar von Bündnisverträgen des Südens nur mit Preußen.

Wieder tritt von Beust auf den Schauplatz mit dem Versuche, in München für den Abschluß eines Südbundes zu agitieren, wofür er es sogar wagte, in freundschaftlich gehaltener Erklärung den Grafen von Bismarck zu gewinnen. Der preußische Gesandte von Werthern wies in einer Depesche vom 3. Januar 1868 auf die Machenschaften Beusts nachdrücklich hin, welche sie als Mittel der Beschwichtigung Frankreichs und der Friedenserhaltung darstelle; es gehe deutlich hervor, daß Frankreich und Österreich den

Digitized by Google

Südbund gemeinsam protegierten und letzteres auf diesen den Einfluß gewinnen wolle, um die von Preußen gewonnene Stellung in Deutschland mit den Waffen streitig zu machen; daß der Klerus von oben bis unten jeden Wechsel in dieser Richtung nähre, solange mit dem patrimonium Petri nicht das Hauptquartier dieser Dunkelmänner gesprengt sei, bedürfe keiner Erwähnung.

Bayern versuchte, der badischen Regierung die vollständige Durchführung einer Militärkonvention Badens mit Preußen im Sinne des Anschlusses an die preußische Armee durch Bildung einer aus Vertretern der süddeutschen Regierungen bestehenden ständigen Militärkommission, welche der Großherzog von Baden als den Anfang zur Bildung eines Südbundes oder zur Befestigung der Mainlinie beklagte, zu verhindern. Die Erfolge der in München abgehaltenen Mililitärkonferenz beschränkten sich auf einen Vertrag vom 10. Oktober 1868 über Einsetzung einer süddeutschen Festungskommission unter voller Erhaltung der Militärhoheit für jeden der Souveräne; doch wurden am 6. November zwischen Bayern, Württemberg und Baden Verträge über die Liquidation des Festungseigentums abgeschlossen, wobei Österreich versuchte, Eigentumsansprüche geltend zu machen, die aber von Bayern energisch zurückgewiesen wurden.

In militärischen Kreisen erwachte mehr als bei den hohen Politikern die Erkenntnis von Preußens Bedeutung, und der bayerische Kriegsminister von Prankh mit dem württembergischen von Suckow zeigten sich einer Annäherung an die preußischen Verhältnisse geneigter. Dagegen Fürst Hohenlohe stand immer noch unter dem Banne Österreichs und seines vorgeschobenen Schützers Napoleon bezüglich der Ausführung des Südbundes, der nach dem Scheitern der ständigen Militärkommission mit einer ständigen Gesandtenkonferenz in München in Parallele mit dem Bundesrat des Norddeutschen Bundes treten und worin Preußen mit vier deutschen Regierungen gleichberechtigt vertreten sein sollte, woran natürlich der Plan scheiterte. Kurzum die Rat- und Hoffnungslosigkeit war allgemein, und nur durch die Unterredung des Kronprinzen von Preußen mit dem König Ludwig schien die Erwartung eines weiteren Eintretens dieses für die deutsche Sache wach werden zu wollen, zumal letzterer bei dem Besuch des Prinzen Napoleon in München wie auch bei dem des kronprinzlichen Paares von Italien sich ablehnend verhielt. Die Stellung Hohenlohes war durch eine Kamarilla und die bekannte

Digitized by Google

Unzugänglichkeit des Königs außerordentlich erschwert, und König Karl von Württemberg machte dazu seinen Einfluß auf König Ludwig gegen seinen Ministerpräsidenten und gegen jede „Verpreußung" geltend.

Die Sonderstellung Badens unter seinem den Anschluß an den Norden sehnlichst wünschenden Großherzog mit seinen gleichgesinnten Ministern und seinem trefflichen Gesandten in München von Mohl sowie des Staatsrats Gelzer muß hier außer Betracht bleiben; Prof. Lorenz hat ihm in Nr. 3 auf S. 180 bis 201 seines Werkes einen besonderen Abschnitt gewidmet, dem dann die „Allianzversuche" im Abschnitt IV folgen.

Die Verhandlungen des Zollparlaments hatten für die Förderung des deutschen Einheitsgedankens nicht die erhofften Wirkungen gehabt, wie sich aus einem Bericht der Südfraktion an ihre Wähler ersehen ließ, in welchem das einzige Mittel der Erhaltung einer Selbständigkeit der Südstaaten nur in einem Südbund gefunden wurde.

Eine interessante Episode in der damaligen Geschichte bildet der Rücktritt des Fürsten Hohenlohe, weil „sein Name, seine Ehre und das konstitutionelle Prinzip" ein Verbleiben im Amte — nach den heftigsten Angriffen von allen Seiten, auch der Kammern und Prinzen des königlichen Hauses, außer Karl Theodor — unmöglich mache. Der König gab erst nach langem Widerstreben seine Einwilligung, nachdem er in seiner Thronrede die wohlberechtigte Selbständigkeit Bayerns betont hatte. Hohenlohes Gegnerschaft hatte ihn gleichsam wie ein Geschöpf Bismarcks darzustellen versucht, und in der zweiten Kammer wurde vom Referenten in der sich lang hinschleppenden Adreßdebatte dem Ministerpräsidenten insoweit Gerechtigkeit erteilt, als der Kampf gegen ihn nicht ihm, sondern dem Norddeutschen Bund und seinem Leiter gelte; damit war man in ein feindliches Verhältnis zu Preußen auch von seiten der Volksvertretung geraten.

V.

Im März 1870 trat auf besonderen Wunsch des Königs der bayerische Gesandte am Wiener Hofe, Graf Bray, welcher bereits 1866 den Friedensschluß mit Preußen verhandelt hatte, an die Stelle des Fürsten Hohenlohe, zur Zufriedenheit Bismarcks und für Beust in Wien die Hoffnung auf eine Annäherung an die österreichische Politik erweckend. Der übermütig gewordenen Kammermehrheit gegenüber hatte Bray bald einen schweren Stand,

Digitized by Google

auch im Ministerium, das haltlos herüber und hinüber schwankte. Als er für die Neubewaffnung einen außerordentlichen Militärkredit unter Hinweisung auf die unverbrüchlich zu haltenden Allianzverträge mit Preußen beanspruchte, minderte die Kammer den außerordentlichen Kredit für die Neubewaffnung herab, und im Finanzausschuß wurde dieser unter gleichzeitigen Anträgen auf wesentliche Abänderungen der Wehrordnung auf das äußerste eingeschränkt, woher es kam, daß mit Beginn des französischen Krieges die Bayern nicht in dem von dem tüchtigen Kriegsminister von Prankh erforderten Maße ausgerüstet eintreten konnten. Glücklicher war Graf Bray in seinen Beziehungen zu Württemberg, wo im Anfang des Jahres 1870 wie in Bayern die Opposition sich gegen die militärischen Einrichtungen, besonders auch infolge einer Massenpetition gegen das Wehrgesetz und das Budget in der Kammer erhob.

Die bayerisch-württembergischen Parteitreibereien mit ihrer Hetze gegen preußische Einflüsse führte zu der Überzeugung von der Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Bray und Varnbüler, welche ebenso von den beiderseitigen Kriegsministern in militärischen Angelegenheiten mit dem festen Entschlusse vor sich ging, den Landtagen in den Militärbudgets nicht nachzugeben. Aber in beiden Königreichen stand die Absicht unwandelbar fest, von dem beiderseitigen Berufe, die Souveränität der kleinen Könige für alle Zeiten zu erhalten, nicht abzuschweifen. Dem Grafen Bray war der König Ludwig vollständig unzugänglich, und die eigentümliche Lebens- und Verkehrsweise desselben war Gegenstand der allgemeinen Betrachtung und Unterhaltung. Am 26. Juni trat dank der Vorsicht des preußischen Kriegsministeriums eine Konvention des Norddeutschen Bundes mit den Südstaaten über die Militärtransporte auf den deutschen Eisenbahnen in Kraft.

Graf Bray hatte als Gesandter in Wien die Beziehungen des Grafen Beust zu dem später (1870) zum französischen Minister des Äußeren ernannten Herzog von Gramont aufmerksam beobachtet, wobei ihm das Stattfinden militärischer Verabredungen zwischen dem Erzherzog Albrecht und der französischen Gesandtschaft nicht entgangen war, worin ein französischer Kriegsplan als Studie zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der österreichischen und französischen Armee zu erkennen war. Dieser französische Diplomat befand sich ungeachtet mehrfacher Warnungen, selbst seitens Beusts, in voller Unkenntnis der deutschen Verhält-

Digitized by Google

nisse und in der Zuversicht, daß Preußen beim Ausbruch eines Krieges ganz vereinsamt dastehen und bei dem ersten französischen Siege die Südstaaten sich Frankreich in die Arme werfen würden; die Entgegnung Brays, „ein Angriff Frankreichs werde Deutschland einig finden," blieb ohne Eindruck. Nach dem inzwischen veröffentlichten französischen Generalstabswerk sollte gemäß jenem Plane der Krieg gemeinsam von Frankreich, Österreich und Italien zur Niederwerfung Preußens innerhalb sechs Monaten erst im März 1871 eröffnet, und die süddeutschen Truppen, die sich vermutlich bei den Festungen Rastatt und Ulm sammeln würden, sollten zum Kapitulieren genötigt werden und die Italiener darauf Süddeutschland besetzen; würden die Preußen ihre Hauptmacht am oberen Main oder hinter dem Thüringer Wald versammeln und ein Nebenheer bei Dresden belassen, dann würde eine Vereinigung der Verbündeten auf der Linie Würzburg—Pilsen—Prag stattfinden und bei Leipzig oder Weißenfels die erste Hauptschlacht geschlagen werden; würden die Preußen dagegen nach Oberfranken vordringen, so sollte die französische Hauptarmee eine Schlacht vermeiden, die Donau überschreiten und bei Regensburg den Anschluß an die Österreicher bewirken. Auch Spanien sollte in Verbindung mit einer französischen Flotte an dem Koalitionskrieg teilnehmen. Daß Rußland mit in diesen gezogen werden würde, war anzunehmen, und nach einer Depesche Beusts an Metternich vom 26. Juli 1870 sollte Österreich seinen im vorigen Jahre eingegangenen Verpflichtungen getreu die Sache Frankreichs wie die eigene betrachten, doch werde der Eintritt in die Aktion sofort einen Angriff Rußlands auf Österreich herbeiführen; dessen Neutralität hänge von der Österreichs ab und dieses werde solange neutral bleiben, bis die Jahreszeit den Russen eine Truppenkonzentrierung verbiete; die Neutralität sei, was zu bedauern, das einzige Mittel zur Vollendung der Rüstungen, ohne sich einem vorzeitigen Angriff Preußens oder Rußlands auszusetzen. Zum Glück hatte Bismarck rechtzeitig die drohenden Absichten Napoleons erkannt und das Bundesheer mit Roon und Moltke in Marschbereitschaft gesetzt, so daß er durch das kategorische Abweisen der französischen Forderungen in der spanischen Thronfolgefrage den Beginn des Krieges schon im Sommer 1870 herbeiführte, als die Verbündeten Frankreichs, das notdürftig vorbereitet nach Berlin strebend an der deutschen Grenze Halt machen mußte, sich zur Neutralität gezwungen sahen.

Zu der Armee des Norddeutschen Bundes hatte Moltke das

Digitized by Google

Vertrauen, mit der französischen ohne Verbündete allein fertig zu werden; der bayerischen Armee traute er aber nicht zu, daß sie mit ihren Rüstungen rasch und rechtzeitig fertig werden möchte. Bismarcks Staatskunst gelang es, als der Krieg unvermeidlich war, die süddeutschen Staaten zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Verbindlichkeiten anzuhalten, was am meisten gefördert wurde durch die allgemeine Erbitterung über die Insultierung des preußischen Königs durch Benedetti und die Begeisterung der Norddeutschen bei der Mobilmachung gegen den übermütigen alten Erbfeind. In Bayern waren selbst die Preußenfeinde überrascht und gedemütigt, aber in Berlin war man wegen des etwaigen Versuchs seiten Bayerns und Württembergs, den casus foederis bestreiten oder umgehen zu können, unsicher auch darüber, wie sich die bayerische Armeeleitung eventuell zu der vertragsmäßigen Führung Preußens stellen werde. Die von Bismarck seit vier Jahren eingehaltene Regel, sich den vom Süden kommenden Wünschen entgegenkommend zu verhalten, war durchweg erkennbar.

In Bayern hatten die Ereignisse vom 13. bis 15. Juli, gerade während die bayerische Kammer die preußenfeindlichen Debatten über den Militäretat führte, Eindruck gemacht, und es schien der Minister von Bray und von Pranth bei dem König den Antrag auf Mobilmachung der Armee gestellt zu haben; dieser erachtete sofort den casus foederis für gegeben, aber Bray umging bei der Einbringung der notwendigen Kreditforderung vor der Kammer sorgfältig eine Äußerung über die Verwendung der Truppen und die von Bayern einzuschlagende Politik, nur mußte die Mobilmachung als vertragsmäßige Folge zur Erfüllung des casus foederis als nötig erklärt werden. In der Kammer wurde sowohl die einfache, wie die bewaffnete Neutralität beantragt, und die beiden Minister sahen sich nun veranlaßt, die Kriegsfrage zu erörtern und die Schande eines Bruchs der Allianzverträge für den Kriegsfall, der danach gegeben war, mit Hinweisung auf die Volksstimmung im ganzen Lande, hervorzuheben, was den Erfolg hatte, daß die Neutralitätsanträge beseitigt wurden und Bayern vor dem Unglück bewahrt, bei der Reichsgestaltung überhaupt außer Betracht gelassen zu werden. An der deutschen Gesinnung des Königs bestand kein Zweifel mehr, aber immer nur unter Vorbehalt der vollen Souveränität. So waren es Armee und Militärbehörden unter Führung des energischen Generals von Pranth, welche Bayerns Ehre retteten. König Wilhelm

Digitized by Google

übernahm auf das bayerische Regierungstelegramm von der Bereitwilligkeit, die Armee unter seinen Oberbefehl zu stellen, das Kommando der bayerischen Armee und überwies sie der unter dem Oberbefehl des Kronprinzen gestellten dritten Armee. Dieser äußerte bei seiner Ankunft in München am 27. Juli zu dem Grafen Bray: „Da wir nun beisammen sind, müssen wir auch beisammen bleiben.“ In Norddeutschland und in den besten Teilen des Südens erblickte man in der Vereinigung der Armeen den ersten Akt der lang ersehnten Überbrückung der Mainlinie. Ungeachtet der Kundgebung der deutschen Gesinnung des Königs Ludwig wurde die Selbständigkeitswahrung für den kommenden Frieden betont, und dabei scheint an eine Vergrößerung Bayerns und eine Erhöhung der dynastischen Stellung gedacht worden zu sein, welcher Gedanke bei den späteren Verhandlungen Veranlassung zu manchen Mißklängen geben mußte, zumal für die übrigen süddeutschen Staaten, besonders das allezeit national gesinnte Baden, gleich nach den ersten siegreichen Schlachten der deutschen Heere territoriale Belohnungsverlangen auftauchen mußten, da ja die Rückerwerbung alter deutscher Länder allgemein erwartet wurde. Mitte August trat der Großherzog von Baden derartigem Länderzuwachs an die Kleinstaaten mit aller Entschiedenheit in einer Zuschrift an seinen Minister Jolly entgegen und empfahl, für die eroberten Provinzen unter preußischer Oberhoheit einen gewissen Grad von Selbständigkeit zu erhalten und von einem Statthalter regiert zu werden. Über die bayerischen Vergrößerungsgelüste ist noch viel hin und her verhandelt worden.

Noch im September betrachtete das bayerische Ministerium den Norddeutschen Bund ebenso feindselig wie vor vier Jahren, und Graf Bray verlangte, daß Preußen den bestehenden Bund fallen lassen sollte, wenn sich Bayern auf eine Verhandlung wegen Gründung eines ganz Deutschland umfassenden Bundes einlassen solle, von dessen Konstituierung es abhänge, ob und inwieweit für den nächst Preußen größten Staat eine Sonder- und Ausnahmestellung zu gewinnen wäre. Bayern könne gegenüber einer Neugestaltung Deutschlands angesichts der großen Bewegung im Volke sich nicht ablehnend verhalten, werde sich aber nicht in eine Zwangslage drängen lassen und hoffe, daß die weitverbreitete Meinung, Bayern habe mit seinem Heere der nationalen Sache die größten Dienste geleistet, um in einem neuen Bunde die günstigsten Bedingungen des Beitrittes zu erlangen, Beachtung finden werde. [Fortsetzung.]

Digitized by Google

Der Nachwuchs der Handelsmarine.

Von Capelle.

Vor Jahren, als sich die deutsche Handelsmarine noch nicht zu der heutigeu Höhe entwickelt hatte und zudem die Segelschiffahrt noch in voller Blüte stand, kannte man in ihrem Bereiche keine Personalschwierigkeiten. Bei Besetzung der einzelnen Schiffe war für die entsprechenden Stellen stets eine ausreichende Anzahl gut vorgebildeter Kapitäne, Steuerleute und Matrosen vorhanden, und mancher deutsche Seemann war gezwungen, sich auf fremden Schiffen eine Heuer zu suchen, weil für ihn in der heimatlichen Flotte kein Platz mehr vorhanden war. Seit jener Zeit haben sich indessen die Verhältnisse wesentlich geändert. Deutschland hat sich am Welthandel in einer seiner Machtstellung entsprechenden Weise beteiligt, Industrie und Handel sind aufgeblüht und haben dadurch eine erhebliche Zunahme der Ein- und Ausfuhr veranlaßt und somit auch die Vorbedingungen für eine gesunde Entwickelung der Kauffahrteimarine geschaffen. Diese hat denn auch nicht auf sich warten lassen und ist in einer Art erfolgt, welche alle beteiligten Kreise mit hoher Befriedigung erfüllen muß. Heute steht die deutsche Handelsflotte sowohl der Anzahl ihrer Schiffe nach, wie auch nach der Größe des Raumgehaltes an zweiter Stelle unter den in Betracht kommenden Ländern. Nur von England übertroffen, läßt sie die übrigen Staaten weit hinter sich zurück. Die Zahl der deutschen Handelsschiffe ist in dem verflossenen Jahrzehnt bedeutend gewachsen, die Größe der einzelnen Schiffe hat erheblich zugenommen und ihre Zusammensetzung hat ein ganz anderes Bild erhalten. Während die Segelschiffahrt überall, aber ganz besonders in der Ostsee zurückgegangen ist, hat sich die Anzahl der Dampfer stetig vermehrt und ist auch zurzeit erfreulicherweise noch im Wachsen begriffen. Wie groß der Umschwung, welcher durch den Rückgang der Segelschiffahrt verursacht wird, ist, geht aus der einen Tatsache hervor, daß Rostock, welches noch im Jahre 1896 die bedeutendste Reederei in der Ostsee besaß, heutigentags einen der letzten Plätze unter den Ostseehäfen einnimmt, lediglich weil die Reeder in diesem Hafen nicht rechtzeitig dafür Sorge getragen haben, daß der Ausfall an Segelschiffen durch eine entsprechende Vermehrung der Dampfschiffe ausgeglichen wurde. Aber auch die Dampfschiffe selbst haben in

Digitized by Google

der letzten Zeit vielerlei Veränderungen durchgemacht. Bei allen Dampfschiffsgesellschaften tritt das deutliche Bestreben zutage, die Größe ihrer Schiffe mit jedem Neubau zu steigern. Dampfer von einem solchen Umfange zu bauen, wie ihn beispielsweise „Kaiser Wilhelm II.“, der neueste Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd, aufweist, daran dachte man vor zehn Jahren noch nicht. Einen schwachen Begriff davon, um welche Größenverhältnisse es sich hier handelt, wird man sich machen können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Bemannung dieses Schiffes mit seinen rund 600 Köpfen der Besatzungsstärke unserer großen Linienschiffe nicht nachsteht. Welchen enormen Fortschritt das zu bedeuten hat, wird derjenige zu würdigen wissen, der weiß, mit einem wie geringen Personal im Vergleich zu unseren Kriegsschiffen die Handelsmarine auszukommen versteht. Einschließlich der Schiffsmannschaft vermag der „Kaiser Wilhelm II.“ auf jeder Reise 2500 Personen zu befördern, unter denen sich allein 1118 Passagiere I. und II. Klasse befinden, also Personen, welche zu ihrer Unterbringung viel Raum beanspruchen. Die Länge dieses Schiffes beträgt 216 m, seine Breite 22 m und seine Tiefe 16 m. Dabei bildet dieses Schiff nicht etwa eine alle anderen Dampfer besonders überragende Ausnahme. Sowohl die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrer „Deutschland“, wie auch der Norddeutsche Lloyd mit seinen übrigen Schnelldampfern vermag dem „Kaiser Wilhelm II.“ ebenbürtige Schiffe an die Seite zu stellen.

Wenn sich früher die Schiffe streng in Passagierdampfer und Frachtdampfer schieden, so ist das jetzt nicht mehr in dem Maße der Fall. Meistenteils trifft man heute ein kombiniertes System an, Schiffe, welche gleichzeitig die Beförderung von Personen und Frachtgütern übernehmen. Auch waren es früher häufig nur Gelegenheitsreisen, welche die Schiffe ausführten. Die Menge der zur Beförderung angebotenen Frachten war für die Anzahl der ausgeführten Reisen maßgebend, während sich die Häfen, welche angelaufen wurden, nach dem Bestimmungsort der Ladung richteten. Dieser Modus ist heute fast nur noch für die Segelschiffahrt in Geltung. Die Dampferfahrten hingegen haben sich immer mehr zu regelmäßigen Schiffahrtslinien herausgebildet, welche nach einem bestimmten Fahrplan expediert werden, und deren Abfahrts- und Ankunftszeiten beinahe mit der gleichen Pünktlichkeit erfolgen, wie dies bei den Eisenbahnen der Fall ist.

Aus den bisher in Kürze geschilderten Veränderungen, welche unsere Handelsmarine durchzumachen gehabt hat, ist ersichtlich,

Digitized by Google

daß sich nicht allein die Nachfrage nach erfahrenem, tüchtigem Personal gesteigert hat, sondern auch, daß die Anforderungen, welche augenblicklich an Kapitäne, Offiziere und Mannschaften der Dampfer gestellt werden müssen, erheblich zugenommen haben. Mit der Übernahme der Beförderung von Passagieren erhöhen die Dampferlinien das Maß von Verantwortung, welches sie auf sich nehmen und welches naturgemäß von dem an Bord vorhandenen Personal als dem ausführenden Organ der Reedereien getragen werden muß. Dazu kommt, daß die stetige enge Berührung, in welche das Personal bei den beschränkten räumlichen Verhältnissen an Bord der Schiffe mit dem reisenden Publikum kommt, auch hinsichtlich der Umgangsformen eine sorgfältige Auswahl der Angestellten zur unabweisbaren Bedingung macht, zumal die Erfolge, welche gegenwärtig eine Dampfergesellschaft zu erzielen in der Lage ist, neben der Güte der Schiffe und der Diensttüchtigkeit des Personals in erster Linie von der größeren oder geringeren Zuvorkommenheit abhängen, deren sich das reisende Publikum an Bord der Schiffe zu erfreuen hat. Es muß daher das gesamte Personal, welches für diesen Beruf in Betracht kommt und ganz besonders die Offiziere einen höheren allgemeinen Bildungsgrad aufweisen, wie dies in früheren Jahren der Fall gewesen ist, wo man nicht selten der Auffassung begegnete, daß diejenigen Söhne gerade gut genug für die seemännische Laufbahn wären, für welche man in anderen Berufskreisen keine Aussicht zum Weiterkommen zu haben glaubte. Die Erfüllung der gleichen Vorbedingung erheischt aber auch die Zunahme in der Kompliziertheit des Dienstes. Die Erlernung der richtigen sachgemäßen Handhabung unserer heutigen modernen schnellen Passagierdampfer erfordert die Aneignung eines vielseitigen Wissens, welche sich ohne genügende Vorkenntnisse und ganz besonders auf den Zweck gerichtete Erziehung nicht erreichen läßt.

Die Feststellung dieser Tatsachen hat die beteiligten Reedereien zu der Erkenntnis geführt, daß die bis dahin üblich gewesene Ausbildungsart, wonach es einem jeden einzelnen überlassen war, sich die für die Einstellung als Offizier in eine Dampferkompagnie nötigen Kenntnisse nach eigenem Ermessen zu verschaffen, sich nicht mehr aufrecht erhalten ließe und daß es an der Zeit wäre, durch eine gemeinsame systematische Ausbildung einer größeren Anzahl von Anwärtern für einen allen Anforderungen des Dienstes entsprechenden Offiziersersatz zu sorgen.

Gleichzeitig wurden die Aussichten für die Ersatzbeschaffung

Digitized by Google

des Unterpersonals einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Auch hierbei ergab sich, daß man nicht damit zögern durfte, für die Heranbildung tüchtiger Matrosen erheblichere Anstrengungen zu machen, wie es bis dahin der Fall gewesen war. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Zahl unserer guten Seeleute keineswegs mit dem Wachstum der Handelsflotte gleichen Schritt hielt, daß vielmehr mit dem Zurückgehen der Segelschiffahrt sich auch eine Abnahme der befahrenen Matrosen bemerkbar machte.

Die Küstenausdehnung Deutschlands ist, mit anderen seefahrenden Nationen und deren Kauffahrteiflotten verglichen, nur gering. Es gibt daher auch nur verhältnismäßig wenig Leute, welche, von Jugend auf mit den Lebensbedingungen auf dem Wasser vertraut, sich dem seemännischen Berufe zuwenden und ihre Lebensaufgabe darin suchen, sich ihren Lebensunterhalt durch Fahren auf überseeischen Schiffen zu verdienen. Dazu kommt noch, daß ein Teil der Küstenbewohner sich der Hochseefischerei und der Küstenschiffahrt widmet. Meistens befindet sich in dem Besitz der Familien dieser Leute ein Fahrzeug, welches für die Ausübung dieser Berufsarten geeignet ist und welches dann von dem Vater auf den Sohn und so fort in der Familie übergeht. Diesen Leuten ist auf diese Weise die Möglichkeit geboten, sich eine selbständige Existenz zu schaffen, so daß ihnen nicht darum zu tun ist, Dienste an Bord der großen für den Auslandsdienst bestimmten Schiffe anzunehmen. Der Umstand ferner, daß sich das Badeleben an unseren Küsten von Jahr zu Jahr lebhafter entwickelt und so einem großen Teil unserer Küstenbevölkerung ein genügendes Auskommen verschafft, deren Erwerb bedeutend leichter und bequemer ist, als wenn sie gezwungen wären, sich dasselbe als Seemann zu verdienen, trägt auch nicht dazu bei, die Zahl der jungen Leute, welche sich das Seemannsgewerbe zum Beruf erwählen, zu erhöhen.

Weiter wurden früher die Verhältnisse noch dadurch ungünstig beeinflußt, daß es außerordentlich schwierig hielt, für einen jungen Menschen, welcher entschlossen war, den Seemannsberuf zu ergreifen, eine Stelle als Schiffsjunge zu erhalten, bei welcher auch nur einige Garantie geboten wurde, daß der Junge eine ihn in seinem Berufe fördernde Ausbildung erhielte. Auch zurzeit ist es noch sehr schwer, einen einzelnen Jungen gut unterzubringen, da nach den augenblicklich gültigen Auffassungen der Gesetzgebung in Verhandlungen vor dem Seeamt den Kapitän die Verantwortung trifft für Unfälle, welche dem Jungen zustoßen. Dieser

Digitized by Google

Umstand führt dazu, daß sich eine große Anzahl von Schiffsführern weigert, Jungen an Bord ihrer Schiffe mitzunehmen.

So wurde denn auch hinsichtlich des Unterpersonals allseitig anerkannt, daß es durchaus notwendig sei, die Heranbildung des Nachwuchses in geregelte Bahnen zu leiten, wenn nicht anders die Güte der Besatzung der deutschen Schiffe mit der Zeit erheblich leiden sollte. Nachdem einmal die Gefahren erkannt waren, welche dem Nachwuchse unserer Handelsmarine drohten, haben sich unsere Reedereien mit bekannter Energie daran gemacht, Abhilfe zu schaffen. In diesem Bestreben sind eine Reihe von Unternehmungen ins Leben gerufen, deren Zwecke und Ziele nicht allein für diejenigen von Interesse sind, deren Absicht es ist, sich dem Seemannsberufe zu widmen, sondern welche vielmehr die Aufmerksamkeit aller der weiten Kreise beanspruchen dürfen, denen das weitere Aufblühen ihres Vaterlandes in wirtschaftlicher Beziehung am Herzen liegt.

Als erste derartige Einrichtung verdienen die Kadettenschulschiffe „Herzogin Sophie Charlotte“ und „Herzogin Cecilie“, welche dem Norddeutschen Lloyd gehören, Erwähnung. Das erste ist eine viermastige Bark, welche früher unter dem Namen „Albert Rickmers“ fuhr und erst umgetauft wurde, als der Lloyd sie zu Schulschiffszwecken erwarb. Die „Herzogin Cecilie“, welche ebenfalls als Viermastbark getakelt ist, ist dagegen von vornherein für ihren jetzigen Zweck bestimmt gewesen.

Die Aufgabe dieser beiden Schulschiffe ist es, junge Leute in einem dreijährigen Kursus auf dem Schulschiff, an welchen sich ein weiteres Ausbildungsjahr auf einem der Dampfer des Norddeutschen Lloyd anschließt, so zu fördern, daß die gesetzliche Vorschrift für die Zulassung zur Prüfung zum Steuermann erfüllt ist, so daß die Anwärter gleich nach Beendigung der vier Jahre die Seefahrtschule besuchen können, wo jedoch der Aufenthalt infolge der an Bord erworbenen Vorbildung statt wie sonst acht bis neun Monate nur etwa drei bis vier Monate beanspruchen wird. Nach bestandener Prüfung zum Seesteuermann werden die Zöglinge, soweit angängig, eine Anstellung als vierte Offiziere an Bord der Dampfer des Norddeutschen Lloyd finden, ohne daß sie indessen ihrerseits zum Eintritt beim Lloyd verpflichtet wären. Auch die übrigen Dampferreedereien fast aller Hafenplätze haben sich bereit erklärt, die Kadetten des Lloyd bei der Besetzung ihrer Offiziersstellen zu berücksichtigen. Nach einer weiteren zweijährigen Dienstzeit ist sodann ein abermaliger Besuch der See-

Digitized by Google

fahrtsschule von vier bis fünf Monaten erforderlich als Vorbereitung für die Ablegung der Prüfung „zum Schiffer auf großer Fahrt". Hiermit ist die Schulausbildung abgeschlossen, da das Befähigungszeugnis zum Schiffer auf großer Fahrt, das sogenannte Kapitänspatent, zur selbständigen Führung von Kauffahrteischiffen auf allen Meeren und Gewässern berechtigt.

Die Meldung zum Eintritt als Kadett, von denen jährlich dreißig bis vierzig zur Einstellung gelangen, ist, falls dieselbe zu Ostern beabsichtigt wird, in der Zeit vom 1. Dezember bis spätestens 1. Februar einzureichen. Auf Annahme haben nur diejenigen Anwärter zu rechnen, welche im Besitze des Berechtigungsscheines zum einjährigen Dienst sind und das vollendete 18. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Ausnahmen von dieser Bedingung werden nur bei Abiturienten zugestanden. Außerdem muß der Bewerber vollständig gesund, von kräftigem Körperbau sein und normales Seh- und Unterscheidungsvermögen besitzen.

Die Kosten für Verpflegung und Ausbildung betragen in den ersten drei Jahren 800 Mark jährlich, während im vierten Jahre für die Dauer der Ausbildung auf den Dampfern bei freier Station monatlich 50 bis 60 Mark Gehalt gewährt wird. Irgend welche Freistellen sind indessen auf den Schiffen nicht vorhanden.

Die Beschaffung der vorgeschriebenen Uniform und der seemännischen Ausrüstung erfolgt bei der Ausrüstungsabteilung des Heuerbureaus des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven zum Selbstkostenpreise von 300 Mark.

Die beiden Schulschiffe, welche gleichzeitig Ladung nehmen, verlassen in der Regel Ende April ihren Ausrüstungshafen, um eine längere Reise zu unternehmen, von welcher sie nach etwa Jahresfrist in die Heimat zurückkehren. Durch entsprechende Änderung der Reiseziele in den einzelnen Jahren wird dann den Kadetten Gelegenheit geboten, möglichst viel von der Welt kennen zu lernen.

Die gesamte Verwaltung dieser Schulschiffe untersteht einem Verwaltungsausschuß, dessen Ehrenvorsitz der Großherzog von Oldenburg führt.

Während die Schulschiffe des Norddeutschen Lloyd lediglich den einen Zweck verfolgen, Offiziere für ihre Schiffe heranzubilden, hat sich der deutsche Schulschiffverein, welcher seine Entstehung dem regen Interesse, welches Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Oldenburg an allen die maritime Fortentwickelung Deutschlands betreffenden Fragen nimmt, verdankt, es sich zur

Digitized by Google

Aufgabe gemacht, für die Heranbildung tüchtiger Matrosen Sorge zu tragen.

Daß sich diese Aufgabe in befriedigender Weise nur auf einem Segelschiff würde lösen lassen können, darüber herrschte in fachmännischen Kreisen von Anfang an die gleiche Ansicht. Die Eigenschaften, welche ein tüchtiger Seemann in seinem Berufe nicht zu entbehren vermag, lassen sich auf einem Dampfer nur schwer erlernen, und dennoch können die Matrosen ohne dieselben auch hier nicht auf die Dauer auskommen. Einem Matrosen muß Ruhe, Überlegung, Mut und Entschlossenheit im Handeln anerzogen werden. Im täglichen Leben des Seemannes treten häufig Fälle ein, bei denen es sich darum handelt, nicht allein die Gefahr richtig zu erkennen, sondern auch gleich ohne Anregung von dritter Seite her die richtigen Abwehrmaßregeln zu treffen und zielbewußt durchzuführen. Wie oft kommt es bei schlechtem Wetter vor, daß es den Offizieren gar nicht möglich ist, die Art, wie ein Befehl ausgeführt werden muß, den Leuten anzugeben, wo man vielmehr dazu gezwungen ist, sich darauf zu beschränken, den Leuten nur zu sagen, was nötig ist, während man die Ausführung der Sache ihnen voll und ganz überlassen muß. Eine Ausbildung, welche diesen hohen Anforderungen gerecht wird, läßt sich nur auf einem Segelschiff erreichen, wo die Leute bei jedem Wind und Wetter gezwungen sind, ihren Dienst zu tun, sich dadurch abhärten, ihren Mut und ihre Entschlossenheit stählen und das Arbeiten in der Takelage sie zu selbständigem Denken und Handeln zwingt.

Wenn hiernach darüber kein Zweifel bestehen konnte, daß die Ausbildung auf einem Segelschiffe zu geschehen hätte, so bestanden anfangs dennoch Meinungsverschiedenheiten nach der Richtung hin, ob das Schulschiff ein seegehendes sein sollte, oder ob es genügen würde, sich darauf zu beschränken, in einem passenden Hafen ein altes, ausrangiertes Schiff zu verankern, dasselbe als Wohnraum zu benutzen und es für Ausbildungszwecke mit einer leichten, den körperlichen Verhältnissen der Jungen entsprechenden Exerziertakelage zu versehen. Eine Erweiterung der Ausbildung wäre dann dadurch möglich gewesen, daß man der Hulk einige kleine Segelfahrzeuge beigegeben hätte, welche Fahrten von beschränkter Dauer unternommen hätten. Dieses System findet man vielfach in England vor. Es besitzt auch zweifellos große Vorzüge, da es gestattet, eine nicht unerhebliche Anzahl ohne bedeutende Kosten in einer wertvollen Weise für ihren Seemanns-

Digitized by Google

beruf vorzubilden. Eine abgeschlossene Ausbildung vermag diese Art der Schulung indessen nicht zu geben. Hierzu ist es unter allen Umständen nötig, daß die Zöglinge vom Verkehr mit dem Lande losgelöst, alle diejenigen Freuden und Entbehrungen kennen lernen, welche der andauernde Kampf mit dem Meere zu bieten vermag. So ist es denn mit Genugtuung zu begrüßen, daß der Schulschiffverein sich zu dem System der seegehenden Schulschiffe entschlossen hat, welches schon früher sowohl in England, wie auch in Schweden erfolgreich zur Anwendung gelangt ist.

Das Schulschiff, über welches der Verein zurzeit verfügt, ist die „Großherzogin Elisabeth", ein Vollschiff, das am 7. März 1901 auf der durch ihren Segelschiffbau weltberühmt gewordenen Werft von Joh. E. Tecklenborg, A.-G. zu Geestemünde von Stapel gelaufen ist.

Die Einstellung der Schiffsjungen auf diesem Schulschiffe erfolgt jährlich bald nach Ostern. Aufnahme finden Knaben im Alter zwischen 14 und 16 Jahren. Ausnahmsweise kann von diesen Altersgrenzen abgesehen werden. Die Anmeldung hat durch den Vater oder Vormund des Knaben spätestens am 1. März für das laufende Jahr zu erfolgen. Als Schulbildung wird das Abgangszeugnis aus der obersten Klasse einer Volksschule oder das Zeugnis über eine mindestens gleichwertige Bildung einer anderen staatlichen oder Privatschule verlangt. Außerdem müssen die Knaben gesund sein, auf jedem Auge mindestens halbe Sehschärfe haben und ein volles Farbenunterscheidungsvermögen besitzen.

Die Dauer der Einstellung und Anmusterung als Schiffsjunge beträgt ein Jahr. Nach dieser Ausbildung werden die Jungen als Leichtmatrosen auf den verschiedenen Schiffen der Handelsflotte untergebracht. Besonders tüchtigen Knaben von ausreichender Schulbildung soll ferner Gelegenheit geboten werden, sich in weiteren drei Jahren an Bord des Schulschiffes in der Stellung als Leichtmatrose und Vollmatrose die für die Seesteuermannsprüfung erforderliche Fahrzeit zu erwerben.

Die Kosten für volle Verpflegung, Unterricht und freie Behandlung durch den Schiffsarzt betragen 250 Mark, welche vor der Einstellung zu entrichten sind. Außerdem wird für etwa 120 Mark die nötige Bekleidung geliefert, welche durch die Bekleidungsämter der Kaiserlichen Marine hergestellt wird.

Knaben, die auf Grund besonderer Tüchtigkeit zur Fortsetzung ihrer nautischen Ausbildung an Bord des Schulschiffes

Digitized by Google

zugelassen sind, haben für volle Verpflegung, Unterricht sowie freie Krankheitsbehandlung jährlich vor der Einstellung als Leichtmatrose bezw. Vollmatrose 600 Mark zu entrichten.

Auf dem Schulschiff sind 30 Freistellen vorhanden, welche teils von einzelnen Mitgliedern, teils von Korporationen und Vereinen gestiftet sind. Die alleinige Entscheidung bei Vergebung der Freistellen ist dem Großherzog von Oldenburg vorbehalten.

Die „Großherzogin Elisabeth" nimmt im Gegensatze zu den Kadettenschulschiffen des Lloyd keine Ladung an Bord; sie widmet sich vielmehr lediglich Ausbildungszwecken.

Anfang Mai eines jeden Jahres treten die Zöglinge auf dem Schulschiff ein. Nachdem das Schiff die ersten 2 bis 3 Wochen im Heimatshafen zugebracht hat, unternimmt es eine Übungsfahrt in die Ost- und Nordsee, von welcher es im September zurückkehrt. Die Wintermonate bis Anfang März werden alsdann durch eine Auslandsreise ausgefüllt, welche das Schiff im ersten Jahre beispielsweise nach Westindien führte. Die Leitung des Schiffsbetriebes liegt in den Händen der Hamburg-Amerika-Linie.

Das jüngste Unternehmen dieser Art ist der im Jahre 1902 in Hamburg ins Leben gerufene Verein „Seefahrt". Derselbe verfügt nicht über ein eigenes Schiff zu Ausbildungszwecken, sondern er ist bestrebt, die Heranbildung eines tüchtigen Matrosenersatzes dadurch zu fördern, daß er die Kapitäne der Segelschiffe veranlaßt, sich der Ausbildung von Schiffsjungen in einem umfangreicheren Maße wie bisher zu widmen. Es ist seine Absicht, die Jungen in Gruppen von 4 bis 6 an Bord geeigneter Segelschiffe gegen Entgelt unterzubringen und dafür Sorge zu tragen, daß sie dort eine in sich abgeschlossene, zweckentsprechende Ausbildung erhalten. Ferner gedenkt der Verein durch Gewährung von Vorschüssen und Unterstützungen an ärmere Familien diesen die Möglichkeit zu geben, ihre Kinder den Seemannsberuf ergreifen zu lassen. Durch eine geeignete Unterbringung der Jungen nach erfolgter Ausbildung an Bord passender Schiffe wird sich der Verein auch das weitere Fortkommen seiner Schutzbefohlenen angelegen sein lassen.

Ein weiterer Ausbildungszweig des Seemannsberufes, welcher noch sehr danieder liegt und welcher demjenigen, der sich ihm widmet, einen auskömmlichen Lebensberuf bietet, ist derjenige der Jachtmatrosen. Seitdem das Interesse für den Segelsport geweckt

Digitized by Google

ist und von Jahr zu Jahr zunimmt, macht sich ein fühlbarer Mangel an guten Jachtmatrosen geltend. Auch diesen zu beseitigen, hat sich der oben erwähnte Verein zur Aufgabe gemacht.

Es ist höchst erfreulich, daß alle diese Bestrebungen zur Hebung des Ersatzes unserer Handelsmarine, welche so viele Jahre ein frommer Wunsch blieben, endlich greifbare Gestalt angenommen haben. Hoffentlich ermutigen die schon jetzt erzielten Erfolge zu einem tapferen Vorwärtsschreiten auf der als richtig erkannten Bahn, denn so anerkennenswert die erreichten Resultate auch sind, so darf dennoch nicht außer acht gelassen werden, daß bei der großen Ausdehnung unserer Handelsmarine und ihrer glücklicherweise stetigen Zunahme noch viel zu schaffen übrig bleibt.

Alle Kreise sollten sich dessen bewußt sein, von welcher enormen Bedeutung für Deutschland eine starke, auf gesunder Grundlage aufgebaute Handelsflotte ist, und sollten freudig all die Bestrebungen unterstützen, deren Zweck es ist, die Kraft und das Ansehen unserer Kauffahrteimarine zu heben.

Die großen sowie die kleinen Schiffahrtsgesellschaften bieten in ihren vielseitigen Betrieben einer großen Anzahl von Personen jeglichen Standes und Bildungsgrades Stellungen, in denen sie hinsichtlich ihrer Tätigkeit, Einkommensverhältnisse und ihrer sozialen Stellung volle Befriedigung zu finden vermögen. So wäre es denn auch nur verständlich, wenn bei der großen Überfüllung, die allen Berufen zurzeit eigen ist, Bestrebungen von allen Seiten volle Anerkennung finden, die darauf abzielen, den Eintritt in einen allseitig geachteten, durchaus auskömmlichen Stand zu erleichtern und die Eltern zu veranlassen, ihre Kinder gern diesen verschiedenen Einrichtungen zuzuführen.

Digitized by Google

Adolf Bastian.

Von Thomas Achelis (Bremen).

Die Geburtsstunde der modernen Völkerkunde fällt in die Zeit des mächtigsten Wachstums der Naturwissenschaften, wie es etwa die Mitte des vorigen Jahrhunderts bezeichnet. Man vergegenwärtige sich einen Augenblick die verschiedenen kulturhistorischen Faktoren, um die Entstehung des neuen Weltbildes zu verstehen. Die Allweisheit der Hegelschen Spekulation hatte, sowohl vermöge des ingrimmigen Hasses seitens Schopenhauers als auch insbesondere durch die ertötende Gleichgültigkeit, welche ihr allmählich das Publikum entgegenbrachte, endgültig abgewirtschaftet, der völlige Bankerott stand bevor, die Weltweisheit selbst in eine Unzahl von Richtungen und Parteien zersplittert, ihres beherrschenden Einflusses ganz und gar beraubt, sie, die frühere Königin der Wissenschaften, zur armseligen Bettlerin herabgesunken. Auf der anderen Seite stand, stolz im Vollgefühl der errungenen Siege und frohen Mutes ob der verlockenden Zukunft, die triumphierende Gegnerin, die so lange unter der harten Knechtschaft hatte schmachten müssen, um nunmehr dem ganzen Zeitalter den unverlöschlichen Stempel aufzudrücken. Sehen wir hier von der ausschlaggebenden Entwickelungslehre ab, die sich im Laufe der Zeit auch in den Geisteswissenschaften ein immer weiteres Terrain erobern sollte, so war es die exakte, induktive, auf ein möglichst umfassendes Material begründete Methode, die für die Ethnologie in Betracht kam. Derjenige Forscher nun, der die Zeichen der Zeit zu deuten verstand und aus dem bunten Kuriositätenkram, wofür die Völkerkunde bis dahin meist galt, eine fest in sich gefügte, methodisch aufgebaute Wissenschaft zu machen, der geistige Gründer des großartigen Völkermuseums in der Reichshauptstadt, der unermüdliche Wanderer auf unserem Erdball, den er kreuz und quer bis in seine letzten Tage zu durchkreuzen liebte, und der ebenso rastlos tätige Schriftsteller, der allgemein als Nestor in seiner Fachwissenschaft verehrte Greis, ist Adolf Bastian, der vor einigen Monaten fern von der Heimat, in seinen geliebten Tropen, wo ihm allein das Leben menschenwürdig deuchte, wie er oft dem Schreiber dieser Zeilen versichert hat, nach kurzer Krankheit gestorben ist. Orientieren wir uns zunächst über die Daten dieses freilich äußerlich betrachtet ärmlichen, aber um so gehaltreicheren Lebens.

Digitized by Google

Bastian war der Sproß einer alten Kaufmannsfamilie in Bremen, wo er am 26. Juni 1826 das Licht der Welt erblickte; nach Absolvierung seiner naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien begann er als Dr. med. 1851 mit seinen weltumspannenden Reisen, die er mit geringeren Unterbrechungen drei Dezennien lang fortsetzte, um sie dann als Greis am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder aufzunehmen. Es würde ermüden, diese Expeditionen in geographischer Ausführlichkeit hier zu schildern, — bezeichnend ist es, daß trotz eines von vornherein ins Auge gefaßten Zieles bei jeder Reise ein Zickzackkurs eintrat, Bastian pflegte für eine Zeitlang völlig von der Bildfläche zu verschwinden, um dann irgendwo an einem völlig entlegenen Punkte zu allgemeinem Erstaunen wieder aufzutauchen. Nur zur Charakteristik möchten wir die zweite im Jahre 1861 unternommene Reise skizzieren, als es sich um die Erschließung des dem Abendland nur recht bruchstückweise bekannten gewaltigen buddhistischen Religionssystems handelte. Die einzelnen Stationen waren folgende: Von London nach Madras, über den Meerbusen von Bengalen nach Rangoon, der Hauptstadt von Britisch Birma, dann den Irawaddy hinauf bis Mandalay. Dort wurde der junge Forscher auf ein halbes Jahr beim Könige interniert, weil er den verbotenen Durchbruch nach China versucht hatte; aber gerade diese unfreiwillige Muße benutzte Bastian, um sich durch einheimische Gelehrte gründlich in die verschlungenen Irrwege der buddhistischen Spekulation einweihen zu lassen. Endlich aus der Haft entlassen fuhr er den Menam abwärts nach Bangkok, der Hauptstadt von Siam, wo er die Landessprache erlernte und die prachtvollen Tempelbauten von Kambodja studierte. Von hier über Ceylon nach Batavia, wo ihm von der holländischen Regierung die Erlaubnis gewährt wurde, auf einem Kriegsschiff Nagasaki und Yokohama zu besuchen. Dann taucht der Reisende im Reich der Mitte auf, um über die Mongolei und Sibirien nach Tiflis zu gelangen. Aus Südrußland wurde endlich (nach kleineren Abstechern) der Kurs nach der Heimat genommen, wo er in Bremen 1856 nach fünfjähriger Abwesenheit wieder eintraf. In dieser Weise wurden sämtliche Kontinente von ihm durchforscht, und jedesmal mit reicher literarischer Ausbeute der Heimweg wieder angetreten. Aber schon bei seiner ersten Fahrt, die viele Jahre in Anspruch nahm, schwebte ihm ein klares Programm seines ganzen wissenschaftlichen Strebens vor Augen, das er, in der Hauptsache, in einer gründlichen Umwandlung der bisherigen

Digitized by Google

Psychologie erblickte. Da dies Moment für seine ganze Weltanschauung entscheidend ist, können wir es uns nicht versagen, uns auf einige dieser Ausführungen hier zu beziehen: Die Psychologie darf nicht jene beschränkte Disziplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch, als politisches Tier, findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb dessen das einzelne Individuum nur als integrierender Bruchteil figuriert. Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blütezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Überlieferungen zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstadien übersetzend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher den Entwickelungsgang einzelner Kasten, statt den der Menschheit, das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft. Nur in den Wurzeln, die aus dem Mutterboden ihre Nahrung saugen, nur in den zuführenden Gefäßen lebt ewig jung die schaffende Natur, und nur im Durchschnittsmenschen mögen wir noch im Augenblick des Werdens die Gestaltungsfähigkeit des Geistes antreffen, die in Dogmen und Systemen schon zum Absterben verknöchert ist. Der innere Organismus des Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, sondern die der Menschheit aus verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt (Mensch in der Geschichte, Vorwort S. XI). Bastian war sich, wie aus folgenden Worten hervorgeht, der großen Schwierigkeiten, die seinem Unternehmen im Wege standen, vollauf bewußt, aber nichts vermochte die innere Zuversicht und Freudigkeit, ohne die kein großes Werk gelingen kann, zu erschüttern: Fern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr keimten die hier niedergelegten Ideen (es handelt sich um das eben genannte Werk) unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse,

Digitized by Google

unter welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohlbekannt mit den verschiedenen Zweigen der Literatur habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objektiven und, soviel tunlich, vorurteilsfreien Beobachtung erwachsene Produkt jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie aufs neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. Bei Bastian ging überhaupt stets Praxis und Theorie, Material und Erklärung Hand in Hand, ja so unheimlich schnell, daß dadurch unfraglich die klare stilistische Komposition litt. Bei irgend einer Tatsache des Völkerlebens stellten sich ihm sofort bei seinem reichen Wissen so verschiedenartige, zum Teil aus entlegenen Gebieten entnommene Analogien zur Verfügung, daß der einfache Ausdruck des Gedankens durch diese überquellende Fülle der Ideen beeinträchtigt wurde. Diese wissenschaftliche Verarbeitung des gewonnenen Materials war eine ungemein vielseitige und rege; kaum irgend ein Gebiet der umfangreichen Völkerkunde wurde vernachlässigt, Religion, Mythologie, Recht, Sitte und Kunst suchte er psychologisch zu erfassen und zu deuten. Sodann fanden alle geographischen und ethnographischen Unternehmungen und Institute an ihm den bereitwilligsten und opferfreudigsten Unterstützer, wie es ihm überhaupt stets nur um die Sache und nie um die Person zu tun war. 1869 gründete er mit Virchow und Hartmann die Zeitschrift für Ethnologie usw., im selben Jahre konstituierte sich in Berlin unter seiner Mitwirkung die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1868 wurden seiner Leitung die ethnographischen Sammlungen unterstellt, 1869 hatte sich der allmählich zur internationalen Berühmtheit gelangte Gelehrte an der Universität in der Reichshauptstadt niedergelassen; aber an dieser Stelle konnte er schon um deswillen nicht seine volle ungetrübte Wirksamkeit entfalten, weil die vielen Reisen die kaum begonnenen Vorlesungen wieder unterbrachen. Erwähnen wir endlich noch, daß bei Gelegenheit des 1886 eingeweihten monumentalen Baues des Museums für Völkerkunde in Berlin Bastian zum Geheimen Regierungsrat ernannt wurde (die mannigfachen wissenschaftlichen Ehrungen, namentlich auch bei der Feier seines 70. Geburtstages gehören nicht hierher), so haben wir

Digitized by Google

damit den Rahmen dieses an äußerem Gepränge armen, dafür an innerem Gehalt um so reicheren Lebens vollendet.

Ehe wir in kurzen Zügen die Weltanschauung Bastians schildern, sei es uns verstattet, seine eigenartige Persönlichkeit zu zeichnen. Wem je das Glück einer persönlichen Bekanntschaft beschieden war, der wird nicht den merkwürdigen Zauber vergessen können, der von seinem Wesen auf die Umgebung ausströmte. Frei von jedem Dünkel und dem gerade bei Vertretern der akademischen Gelehrsamkeit so häufigen Stolz, wußte er alle für die großen Ideale seines Strebens in Mitleidenschaft zu ziehen und deshalb auch mit scharfem Blick die geeigneten Personen an die richtige Stelle zu berufen. Dazu gesellte sich eine für unsere verwöhnten Ansprüche erschreckende Bedürfnislosigkeit und Einfachheit in der Lebensführung, eine körperliche Frische und Leistungsfähigkeit, die ihm begreiflicherweise besonders auf den Reisen zu statten kommen sollte, und endlich eine geistige Rüstigkeit, um die ihn mancher andere wissenschaftliche Forscher beneidet haben dürfte.

Für die wissenschaftliche Begründung einer Lehre vom Menschen, wie es der Verstorbene auch gern nannte, bedurfte es in erster Linie der Beschaffung eines einwandfreien Materials, damit wir uns nicht wieder durch die Rousseauschen Trugbilder vom guten, edlen Wilden zu völlig haltlosen Schlüssen verführen lassen. Das ist nun eingestandenermaßen der wunde Punkt der ganzen Untersuchung; denn abgesehen von früheren geschichtlichen Umwälzungen, die ganze Kulturen bis auf wenige versprengte Trümmer rettungslos vernichtet haben, abgesehen auch von den absichtlichen Zerstörungen wertvoller Schätze seitens törichter Fanatiker, ist es die für unsere Tage besonders charakteristische internationale europäische Zivilisation, die hier verheerend gewütet hat. Deshalb ließ Bastian immerfort seine mahnende Stimme erschallen, noch beizeiten zu retten und zu bergen, was von dieser Sturmflut noch rechtzeitig unverstümmelt in unsere Museen übergeführt werden könne. Als er im Jahre 1880 von seiner erfolgreichen Reise nach Polynesien zurückgekehrt war, wo es ihm durch die Gunst des Königs Kalakaua verstattet war, ein kostbares Tempelgedicht: He pule heiau, auf der Bibliothek in Hawaii der Vergessenheit zu entreißen, berichtete er in einer fast wehmütigen Stimmung dem in Berlin tagenden Anthropologischen Kongresse über seine dortigen Eindrücke: Überall auf meiner jetzigen Reise, mehr noch als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und

Digitized by Google

Ruinen gewandert. Nicht bloß den monumentalen, die als schweigende Zeugen dastehen versunkener Kulturen, deren Rätselwort noch nicht gesprochen ist, sondern auch leicht ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahingegangen und uns unwiederbringlich verloren gegangen sind. Daß in diesen Sachen nichts a priori als unscheinbar verworfen werden darf, daß es hier kein Kleines und kein Großes gibt, brauche ich Ihnen als Männern der Naturforschung nicht zu sagen. Wie der rohe, ungeschliffene Stein unter Umständen von weit höherer Bedeutung sein kann, als die aus solchem Stein gefertigte Figur, wie die mit den Füßen getretene Flechte vielleicht für die Pflanzenphysiologie der Zukunft reichere Erläuterungen einschließt, als die duftige Blume, so mag auch mancher Brauch, mancher Gedanke des einfachen Naturvolkes, gerade weil in dieser Einfachheit um so durchsichtiger, für die vergleichende Psychologie der Zukunft von höherer Bedeutung werden, als die komplizierten Ornamente der fortgeschrittenen Kulturen (Heilige Sage der Polynesier, Vorwort S. 8). Deshalb kommt alles darauf an, diese Sammlungen möglichst sofort bei der Berührung mit dem betreffenden Volk anzustellen, damit nicht bedauerliche Verfälschungen des ursprünglichen Typus eintreten. Bei den Naturvölkern (heißt es an einer anderen Stelle) mag in jetziger Krisis, wie wenige Beispiele leider genugsam beweisen, ein einzig kurzes Jahr den Unterschied machen zwischen urälteſt echt und halb wertlos modern. Welche Geschicke, Mischungen und Veränderungen die Völker vor ihrem Bekanntwerden in der Entdeckung bereits durchgemacht haben mögen, bleibt für die Hauptaufgabe der Ethnologie zunächst gleichgültiger, so lange sie sich im Ausdruck der geographischen Wandlungswelt berühren. Sie besitzen dann für ihre psychische Organisation dieselbe Bedeutung, als ob wir in der botanischen Provinz dort jene neue Pflanzenspezies angetroffen hätten. Die Ethnologie hat nun aber, um ihre naturwissenschaftliche Behandlung durch Induktion zu ermöglichen, solche ethnischen Geistesorganismen zu sammeln, möglichst typisch originell in sämtlichen Variationen; das Entscheidende über die Originalität des Typus liegt dabei für uns klar verständlich darin, das Bild des Naturstammes ungetrübt zu gewinnen vor dem Kontakt mit unserer Zivilisation, oder, da dies eben untunlich, in diesem Moment des Kontaktes selbst (Zur Kenntnis Hawaiis S. 126). Das sind letzten Endes Fragen persönlicher Geschicklichkeit und Erfahrung, aber die Forderung des möglichst kritisch gesichteten, von allen Widersprüchen

Digitized by Google

gereinigten Materials wird schwerlich irgend einem Widerspruch begegnen. Hierbei ist, wie wir gleich sehen werden, als methodisches Hilfsmittel die tunlichst umfassende Vergleichung aller verschiedenen Berichte mit außerordentlichem Erfolge angewendet, das war die Grundlage der oben berührten naturwissenschaftlichen Psychologie.

Diese äußerst fruchtbare Disziplin hat nun, was hier nicht genauer auseinander gesetzt werden kann, auf Grund eben eines sich noch heutigestags fortwährend vermehrenden Materials gewisse typische Grundformen in dem geistigen Leben der Menschheit festgestellt, die sich bei allen Rassen gegenüber den sonstigen Abweichungen, wie sie durch Abstammung, Klima usw. bedingt sind, wiederfinden. Besonders die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, aber auch später die auf gleichen Pfaden wandelnde Mythologie und Religionswissenschaft, haben in dieser Beziehung die auffälligsten Parallelen und Übereinstimmungen zutage gefördert, so daß Bastian darauf seine Lehre von dem Völkergedanken gründete, von den elementaren psychischen Anschauungen, die sich schlechthin überall vorfinden. Ganz anschaulich nimmt sich das in seiner Schilderung aus: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Übereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich miteinander deckten, unter ihren lokalen Variationen. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Koinzidenzen, und bald war, wie immer, der geheime Bautrieb bereit, seine Hypothesen aufzustellen. Jetzt, infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben sich von selbst leitende Gesetze ergeben. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Überall gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes, festzustellen für die religiöse sowohl wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung

Digitized by Google

einer Wissenschaft von Menschen (Der Völkergedanke S. 8). In diesem Sinne betrachtete Bastian seine riesenhaften Materialsammlungen als Beiträge zu einer Gedankenstatistik im Überblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht sei; denn, wie er sich ausdrückte, nicht wir denken, sondern es denkt in uns.

Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle die reichhaltigen Ergebnisse der umfassenden Forschungen unseres Bastian auch nur in den weitesten Umrissen zu würdigen, in der Hauptsache erstrecken sie sich auf das religiös-mythische Gebiet, aber wir möchten noch gern zum Schluß auf die Dringlichkeit gleichsam einer ethnologischen, den gewöhnlichen kulturhistorischen Rahmen durchbrechenden Weltanschauung hinweisen, wie sie eben durch die Völkerkunde sich von selbst ergibt. In der ersten, weit angelegten Materialsammlung: „Der Mensch in der Geschichte" heißt es: Ein schlagender Beweis der Einseitigkeit unserer Weltanschauung ist die Hartnäckigkeit, mit der stets wieder behauptet wird, daß die bei uns geltenden Prinzipien, die für uns heiligen Wahrheiten deshalb auch bei allen Völkern gefunden werden müßten und der Natur des Menschen als solchen zugrunde lägen. Ein übermütiger, aber überall als Konsequenz des Egoismus wiederkehrender Stolz hat lange den Europäer verleitet, sich als das Ideal des Menschen anzusehen, auf alle anderen Zeiten verachtend herabzusehen und jedes Volk, das verschiedene Ansichten aus seinem Gesellschaftsleben zu gewinnen wagte, schon deshalb zu verdammen. Er denkt nicht an die weiten Kontinente, die noch den Globus bedecken, und wo unzählige Völker ihre selbständigen Kulturen entwickelten, er erinnert sich nicht der vielen glänzenden Geschichtsepochen, die entstanden und vergingen, als noch kein Lichtstrahl der Zivilisation in die Barbarei jener Wälder gedrungen war. Die Mehrzahl der Gebildeten blickt nicht über ihre Atmosphäre hinaus; aber wer irgend gesunde Ansichten von Statistik oder einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat, wird sich wohl hüten, nach ihr den Durchschnittsmenschen der großen Volksmassen zu konstruieren. Gerade die Völkerkunde lehrt uns somit das, was wir so selten im Leben antreffen, selbst nicht bei Gelehrten, d. h. die Duldung fremder, abweichender Ansichten und Urteile, das Verständnis und die dadurch reifende Anerkennung sittlicher und religiöser Vorstellungen, die den unseren nicht entsprechen. Auch in dieser Beziehung war der Entschlafene ein unerreichtes Muster, auch in seinem Kreise, und zwar um so mehr, je höher eben die

Digitized by Google

Warte war, von der aus er die Vergleichung anstellen konnte. Das ist und bleibt das größte Verdienst Bastians, daß er einen ungeheuren, zwar bislang noch völlig ungesichteten und überhaupt sehr schwer zu verarbeitenden Stoff zusammengebracht hat, aus allen Ecken und Winkeln der Welt, und zweitens, daß er von vornherein mit scharfem Blick die ausschlaggebenden Probleme der jungen Wissenschaft ergriff und begründete. Dadurch hat er in der Tat als Pfadfinder in der Terra incognita Unvergängliches geleistet, mag man sonst über ihn, besonders als krausen Stilisten, der eben an der Überfülle der funkenartig in ihm aufblitzenden Ideen gleichsam erstickte, denken, wie man will. Seine persönlichen Eigenschaften stehen, wie wir bereits andeuteten, über allen Zweifel erhaben da, seine vornehme Gesinnung, seine sittliche Makellosigkeit und Feinfühligkeit und nicht zum wenigsten seine Liebenswürdigkeit. Selbst diejenigen, die nur selten, vielleicht nur einmal mit ihm zusammengetroffen sind, werden diese Charaktergröße in ihm erkannt haben, diejenigen, aber die seinem Herzen näher standen, den unersetzlichen Verlust schwerlich je verwinden.

Thallos und Hedone.

Eine griechische Mythe.

Erzählt von Georg Hellmuth Neuendorff.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen lachte auf die Fluren Attikas hernieder. Die fleißigen Bienen des Hymettos umsummten die würzigen Kräuter und die duftenden Blumen der taubeglänzten Wiese. Helios' Feuergespann donnerte hervor unter den ehernen Torbogen des hohen Olympos und tauchte hinter einem Hügel empor, auf dessen Höhe sich die schlanke Gestalt eines Jünglings dunkel gegen den rosig schimmernden Himmel abhob. Ein einfaches Gewand umhüllte das Ebenmaß der jugendlichen Glieder, Sonnenstrahlen vergoldeten die hellen Locken, die ein schönes, ernstheiteres Gesicht umgaben. Ein tiefblaues Auge schaute wie ver-

Digitized by Google

wundert hinein in die Pracht des jungen Tages. Der mutwillige Morgenwind spielte um die offene Brust, und wie der Jüngling das flatternde Kleid enger um sich schlug, gewahrte man den gebräunten, festen Arm, dessen schwellende Muskeln ungewöhnliche Kraft verrieten.

Thallos hieß der Jüngling, und heute zum ersten Male war er hinausgetreten aus dem Walde, der seine Heimat war, in die große, ach so große Welt. Da im Walde hatte er als Knabe gespielt, und hatte am murmelnden Bache gelegen, und wenn er sich verirrte, fernab von der Hütte der Eltern, da sangen ihm seine Freunde, die Vöglein, und die alten Bäume bewegten weisend ihre Wipfel, und ohne Fährde fand er sein Heim wieder. Bescheidene Blümlein und bunte Gräser standen auf den sonnenbestrahlten Lichtungen, und er freute sich ihrer Schönheit; die süßen Beeren des Waldes boten ihm erquickenden Genuß. Des Waldstroms jauchzende Wogen sangen ihm ein trutzig Kampflied; stark wurde er und groß und träumte von kühnen Taten.

Doch gestern, als der Sonnengott die müden Rosse ausspannte und in des Okeanos Wellen trieb, den Staub des Tages abzuwaschen, da hatte ihn der Vater, Kratos war sein Name, bei der Hand genommen und ihm gesagt: „Zum Manne reifest du, o Thallos; Zeit ist es jetzt für dich, hinauszugehen in die Welt. Viel und hart wirst du kämpfen müssen; doch du bist mein Sohn und der Erbe meiner Kraft. Sei tapfer und mutig!“ Und Sophrosyne, seine Mutter, hatte seine Stirn mit den Lippen berührt und gesagt: „Fürchte nicht den Kampf, o Sohn, der dich stählt und kräftigt; fürchte aber die Lockung der Lust, denn schwer ist, ihr zu widerstehen. Enteile, wo du sie findest!“ Segnend legten die Eltern die Hände auf des Jünglings lockigen Scheitel und gingen heim.

Da war er mit schnellen Schritten hinweggeeilt, froh der neuen Freiheit, und als die Nacht die feuchten, dunkeln Schwingen hob und zum Himmel entschwebte, da war er aus des Waldes Schatten hinausgetreten und hatte den Hügel erstiegen.

Da stand er nun und sah in die Weite. Unabsehbar dehnte sich die Flur nach allen Richtungen des Windes. Gegen Mitternacht ragten am Horizonte die blauen Berge, die Attika von Böotien scheiden; dorthin wollte er ziehen. Und er machte sich auf und schaute nicht mehr zurück; die Zeit der Kindheit schien ihm fern, unendlich fern und wie durch den Flor einer rosenfarbigen Wolke. Den ganzen Tag wanderte er dahin, und wie

Digitized by Google

es Abend wurde, lagerte er sich, und der Gott mit den Mohnkörnern schloß ihm die Augen. So schlummerte der Jüngling, von Schlaf und Müdigkeit bezwungen.

Und Zeus, der Herr des Himmels und der Erde, dessen Auge auf alles merkt, sah ihn liegen und gedachte in seinem Herzen ihn zu rüsten für die Kämpfe, die er bestehen sollte. Er rief seinen Dienerinnen, die kamen ungesäumt herbei: Aristeia, Gnome, Dikaia und Eusebeia. Da gebot er ihnen, dem Jüngling himmlische Waffen zu bringen, kunstvoll geschmiedet von Hephaistos, seinem erfindungsreichen Sohne, und sie taten, wie er befahl, und eilten auf schnellen Flügeln zur Erde hinab. Sie legten neben dem Jüngling nieder ein starkes Schwert, zweischneidig und von dunklem Blaustahl, das gab ihm Aristeia. Gnome brachte die wuchtige Lanze, Dikaia einen festen Schild, mit der Haut eines Stieres siebenfach überzogen, Eusebeia den glänzenden Panzer und den glatten Helm mit nickendem Haarbusch. Und dann erhoben sie sich wieder aufwärts und entschwanden zu den Höhen, da die ewigen Götter wohnen.

Der Morgen dämmerte, und ein kühler Luftzug strich über den Schläfer, der erwachte und mit Staunen neben sich die leuchtenden Waffen sah. Er ahnte ihren göttlichen Ursprung und sandte ein frommes Dankgebet hinauf zum Herrscher Zeus. Flugs wappnete er sich und schritt neugestärkt in den taufrischen Morgen hinein.

Nicht lange, und er fand sich in einem düsteren Bergkessel. Senkrecht ragende Wände raubten den freien Umblick, und der schmale Pfad bot dem tastenden Fuß nur unsicheren Tritt. Eng rückten die Felsen aneinander, und ein schwarzes Bergwasser schäumte unmutig dahin über Geröll und gestürzte Baumriesen. Immer wilder wurde die Schlucht und immer gefährlicher das Steigen. Die Sonne verfinsterte sich, und ein eisiger Nord jagte dunkle Wolken zusammen. Krachende Blitze nur erhellten die Nacht, und prasselnder Regen goß hernieder. Da wäre auch einem beherzten Mann Furcht und Grausen angekommen, Thallos aber wußte nichts davon; langsam klomm er empor, ohne zu ermüden, und hatte nicht acht des Tobens der entfesselten Natur.

Und es wurde wieder licht um ihn, und seiner Mühe ward herrlicher Lohn, denn bald stand er auf dem Gipfel, weit über der Flur des hart arbeitenden Menschengeschlechtes, näher dem Himmel. Des ward er froh, und sein Herz wurde stolz, und er wähnte, nichts könne ihm widerstehen. Erhobenen Hauptes schritt

Digitized by Google

er einher, er dachte Taten zu tun, wie sie die Welt noch nicht gehört von Anbeginn und wollte der Erste und Vornehmste werden aller Lebenden.

Da hemmte ein Donnerwort seinen Schritt, und vor ihm stand ein Weib, riesengroß und von gewaltigen Gliedern. Männlichen Gesichts war sie, unbewehrt und bekleidet mit einem vielfarbigen, schillernden Gewande. Hybris ward sie genannt, die unholde Tochter der glänzenden Eutychia und des ernsten Ponos. Die rief den Jüngling an und sprach zu ihm: „Kämpfen mußt du mit mir, o Sterblicher, doch wisse, unverwundbar bin ich gegen Hieb und Stich. Im Ringkampfe will ich dich bezwingen, und du sollst mir dienen dein Leben lang." Da hob ein heftiges Ringen an, das währte lange Zeit, und die Erde bebte von dem Getöse des Kampfes. Oft wollte Thallos ermüden und sich der Gewaltigen ergeben, doch der Herrscher des Himmels gab ihm neue, göttliche Kraft. Und als der Tag sich neigte, da lag die Riesin gebändigt unter ihm, matt und ohne Kraft, und sie mußte dem Jüngling einen heiligen Eid schwören bei dem trüben Gewässer des Styx — denn das ist der größte Schwur für Götter und Menschen — sich fürder nicht an ihm zu rächen. Da ließ er sie liegen und wandte sich und ging davon. Frei atmete sein Herz und wurde groß und gut, und bei dem wilden Streit war der Stolz von ihm gewichen.

Da kam ihm ein Untier entgegen, groß und vielköpfig und scheußlich anzusehen. Das spie giftigen Hauch von sich, und Feuerströme entquollen den schrecklichen Mäulern. Es suchte den Jüngling mit den gierigen Krallen zu packen und zu zerreißen. Doch der schirmte sich klug hinter dem Schilde, den ihm Dikaia gegeben und Gnomes Lanze drang dem Ungeheuer tief in den eklen Leib. Da sank es hin und verreckte. Sein Name aber war Phthonos, und in nächtiger Stunde hatte es die garstige Pleonexia geboren dem ruhmlosen Vater, des Name hieß Oknerotes.

Frohgemut schritt Thallos dahin, und nach langem Wandern kam er in eine wundersame Aue. Die farbenprächtigen Blumen atmeten so berauschenden Duft, die hüpfenden Wellen des Bächleins, das die Flur durchfloß, sangen so schmeichlerische Weisen, nickten ihm zu und riefen: „Komm mit uns!" Und er folgte dem Lauf des Baches. Plötzlich blieb er stehen, wie festgebannt, und seine Augen weiteten sich und richteten sich starr auf einen Punkt. Da lag, von dem lichten Laube eines Ölbaums fast verborgen, ein Weib, nackt, und die schwellenden Formen zeichneten sich leuchtend

Digitized by Google

auf dem grünen Rasenteppich ab. Der weiße Busen hob und senkte sich in regelmäßigen Zügen, nachtschwarzes Haar umfloß den schönen Leib, und die schlanken Hände waren im Schoße verschränkt. Sie schien zu schlafen. Näher schlich Thallos, behutsam und leise. War es die pfeilfrohe Artemis, die hier von den Mühen der Jagd ausruhte, oder der Nymphen eine? Entzückt hingen seine Blicke an der herrlichen Gestalt. Da knackte ein dürrer Zweig, auf den er nicht achtend getreten. Langsam und ohne aufzuschrecken, hob das Weib die seidenen Wimpern, und Thallos schaute in ein großes, dunkles Auge, in dem ein fremdes Feuer glühte, ein Auge, das ihn, gleich einem Magnete, immer stärker anzog, je mehr er ihm nahte. Er konnte dem Banne dieser Blicke nicht entfliehen; dich neben dem Weibe ließ er sich auf die Knie nieder: „Wer bist du, o Weib, ob Göttin ob Sterbliche, künde mir's!"

„Hedone bin ich genannt," sprach sie, und es klang, wie wenn Apollo selbst die Leier rührte, „bleibe bei mir, o Jüngling, und vielfältiges Glück und ungeahnte Freuden will ich dir bereiten."

Sie berührte mit ihrer Hand seinen Arm, da durchzuckte es ihn wie der Blitzstrahl des großen Donnerers, und er vergaß die Lehre seiner Mutter. Sie neigte sich über ihn, und ihre Lippen suchten die seinen. Ganz still lag der Jüngling, und dann preßte er das Weib an sich in neuer, ihm bisher unbewußter Glut. Stark fühlte er sich, dem Peliden gleich, und schwer atmete Hedone in seinen Armen. Trunken erwiderte er ihre brennenden Küsse, und wie triumphierend schaute sie auf ihn hin, doch er sah es nicht. Und dann löste wohliges Behagen seine Glieder, mit zurückgebogenem Haupt lag er da, und das Weib verschlang mit fast gierigen Blicken die Reize seines männlich schönen Leibes. So hatten sich Thallos und Hedone vermählt.

Sie ergriff ihn bei der Hand und führte ihn, der willenlos folgte, zu ihrem Palaste, der strahlte von Gold und Elfenbein. Marmorne Säulenhallen, in denen pausbäckige Tritonen kristallnes Wasser gen Himmel stäubten, gewährten Kühlung vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne, weiche Pfühle waren rings an den Wänden gebreitet, und eine süße Musik durchtönte die weiten, prächtigen Räume. In goldener Schale reichte Hedone dem Jüngling einen würzigen Trank, in den sie einen Tropfen Lethe hatte fallen lassen. Davon gab ihr einst Hades, der Fürst der Unterwelt; denn großen Dank schuldete er ihr, wie eine graue Sage berichtet.

Digitized by Google

Einen Granatapfel bot sie einst der Gemahlin des Gottes, der hehren Persephone, der es der hohe Kronide gewährt, aus des Tartaros Nacht emporzusteigen zum himmlischen Lichte der Erde. Und die Göttin nahm und aß, wiewohl es ihr verboten war, auf dem Wege Speise zu sich zu nehmen, und alsbald mußte sie umkehren und ewig weilen bei dem finstern Gatten und den leichten Seelen der Abgeschiedenen.

Und als Thallos den Trank geleert, da umhüllte tiefe Vergessenheit seinen Sinn. Nicht dachte er mehr an Kampf und Ringen und an ruhmvollen Sieg. Er vergaß seine Heimat und die Eltern und was sie ihm geraten.

Ein herrliches Leben brach für ihn an. Er ließ sich in prächtige, persische Gewänder hüllen, entstieg des Morgens dem lauen, wohlgeruchduftenden Bade. Schöne Knaben warteten ihm auf und mischten ihm starken Wein von Kypros und vom Mareotischen See, schlanke, schmiegsame Mädchenleiber schwangen sich vor ihm in den üppigen ionischen Tänzen, und allabendlich harrte seiner in dem heimeligen Gemach, das matt erleuchtet war von dem sanften Schimmer einer einzigen Ampel, die schöne Hedone. Ewig meinte er, müßte dies Leben währen, er wähnte sich im Elysium. So verging eine geraume Zeit, und immer neue Freuden, immer reizendere Vergnügungen ersann die Herrin des Palastes.

Und doch, die heißen Küsse des verführerischen Weibes sogen ihm das Mark aus den stämmigen Gliedern, langsam, aber sicher, und oft überkam ihn, den Starken, eine große, ungekannte Müdigkeit. Sein schlanker Leib gewann an weichlicher Fülle, und die eisernen Fäuste zitterten, wenn er den weingefüllten Pokal zum Munde führte. Da floß der Trank auf den steinernen Estrich und färbte ihn rot, blutrot. Dann spielte ein böses Lächeln, wie höhnisch, um die vollen Lippen Hedones, und fester schlang sie den Arm um den Nacken des Jünglings, der fühlte wohl ihre Glut, aber der Herd des Feuers war ihm verborgen. Blaß und fahl wurde sein Antlitz, tiefe Furchen gruben sich in die glatte Stirn, und in unstetem Feuer flackerten seine Augen. So kam der Tag, da seine Kraft ganz von ihm gewichen war, und mit einem Schlage wurde es ihm zur Gewißheit. Und er verlangte nach dem Verlorenen, sein Herz war voll Sehnens nach etwas Großem, Herrlichem, das er einst besessen, und doch wußte er nicht, was es war: das wirkte Hedones Trank. Er fühlte, wie sich das Weib von ihm abwandte; kalt waren ihre

Digitized by Google

Küsse geworden, und er begann sich zu ekeln vor den glänzenden Festen der Zauberin.

Und nicht mehr lange, da wies sie ihm hohnlachend die Tür, sie kannte ihn nicht mehr, und verzweifelnd stand er vor dem hohen Tore des Palastes. Wohin sollte er sich wenden? — Da wanderte er von dannen, und oft mußte er innehalten; denn seine Kräfte versagten. Die Steine rieben seine Füße wund, des Weges Staub besudelte seinen Leib, und immer matter wurde er, immer verzweifelter. Seine Augen wollten sich zum Himmel richten und hefteten doch fest am niederen Erdboden, seine Arme wollten sich zum Herrn des Olympos ausstrecken und vermochten's nicht: so dumpf war sein Sinn geworden und so dürr und vertrocknet sein Herz.

So kam er ans Gestade des purpurnen Meeres, da war er am Ende. Müde streckte er sich auf einem unwirtlichen Felsen aus, und in einem letzten, schweren Atemzuge wich die Seele von ihm, und Hermes, der Seelengeleiter, trieb sie mit goldener Rute vor sich her nach dem Ufer des Stygischen Flusses.

Tot lag Thallos, die Jugendkraft, und die Wogen des erdumgürtenden Okeanos sangen ihm ein einförmig, brausend Totenlied.

Niemand fragte sonst nach ihm, dem Opfer Hedones, der Lust.

Martin Greif.

Von Kurt Warmuth.

„Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele."

Dieser Vers der Maria von Ebner-Eschenbach kommt mir nicht aus dem Sinn, wenn ich Martin Greif lese, den Sänger so vieler seelenvoller Lieder. Erst vor kurzem hat er alle Freunde wahrer Poesie mit einem Bande „Neuer Lieder und

Digitized by Google

Mären" beschenkt, der uns anmutet, wie ein Feldblumenstrauß, taufrisch gepflückt auf morgenheller Flur. Greif ist der Dichter der Jugend und des Volkes. Seine Lieder sind echt deutsch, deutsch in ihrem feinen Naturfinn, deutsch in ihrer Liebe zum Vaterlande, deutsch in ihrer tiefen, schlichten Frömmigkeit. Da ist nichts Dekadentes und Gespreiztes, nichts Gesuchtes und Gekünsteltes. Alles rein und wahr empfunden, voll sittlichen Taktes, voll christlichen Geistes. Man kann jedes seiner Gedichte unbedenklich der Jugend in die Hand geben: Hier rauscht ihr eine lautere Quelle der Freude und Erhebung.

Der volksliedartige Charakter dieser naiven, schlichten, treuherzigen Lieder, die uns anschauen wie mit großen, blauen Kinderaugen, bedingt, daß sie häufig komponiert worden sind.

Aber nicht nur als Lyriker, auch als Dramatiker hat Greif Tüchtiges geleistet.

Eine ganze Reihe von Schriften beschäftigt sich mit ihm.

Das Beste, was über ihn geschrieben worden ist, rührt aus der Feder unseres heimischen Gelehrten, des ausgezeichneten Germanisten und Literarhistorikers, Prof. Dr. Otto Lyon,*) der 1889 Greifs lyrische und dramatische Kunst liebevoll eingehend und mit feinsinnigem, kongenialem Verständnis gewürdigt hat. Otto Lyon ist einer der ersten gewesen, welche Greifs Bedeutung erkannt und das Verständnis für ihn geweckt haben.

Sodann sei Dr. Prem**) genannt, der besonders unseres Dichters Leben und seine dramatischen Werke behandelt hat.

Adolf Bartels gibt Greif das ehrenvolle Zeugnis: „Seinesgleichen werden wir nie entbehren können, wenn wir nach wie

---

*) Dr. Otto Lyon, Martin Greif als Lyriker und Dramatiker, Leipzig, B. G. Teubner, 1889.

**) Dr. S. M. Prem, Martin Greif. Leipzig 1895, Rengersche Buchhandlung. Weitere Greif-Literatur: Dr. Karl Fuchs, M. Greif, Wien 1900. (Separatabdruck aus der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", 1900. 8. und 9. Heft.) Monatsblätter für die deutsche Literatur. 1898, Heft 11. Die Gesellschaft, Heft 19. 1898. — Blätter für das Gymnasialschulwesen vom Bayerischen Gymnasiallehrerverein, 1896, Bd. 32, S. 463. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Jahrg. 5. Heft. (Ernst Henschke). 13. Jahrg. 7. Heft (Otto Lyon). 17. Jahrg. 1. Heft (Julius Sahr). — Blätter für lit. Unterhaltung, Nr. 1. 1896. Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen, 1. Okt. 1899. Das Volkstümliche in Greifs Vaterländischen Bühnendichtungen von Ernst Henschke in München. (In der Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrands, herausgegeben von Otto Lyon, Leipzig, Teubner 1894).

Digitized by Google

vor eine Dichtung wünschen, die auch dem Volke und der Jugend etwas sein kann."

In der Einleitung zu seiner „Neuen deutschen Lyrik" stellt ihn Carl Busse in die erste Reihe der lebenden Lyriker und sagt: „Dem großen Vorbild Goethes nachstrebend, erzielt Greif mit den einfachsten Mitteln, durch eine herzliche Schlichtheit, die schönsten Wirkungen. Er versteht die schwere Kunst, in vier Zeilen mehr zu geben als ein anderer in zwölf. Das innere Wesen der Lyrik ist in neuerer Zeit selten so tief erfaßt worden wie von Greif. In seiner Poesie stößt man am ehesten auf jenes Geheimnisvolle, das jeder Definition spottet und wie ein Schauer durch die mitfühlende Seele geht."

Ferdinand Avenarius hat eine stattliche Anzahl der Lieder Greifs in sein „Hausbuch der deutschen Lyrik" aufgenommen, das er jüngst herausgegeben.

Ja, Martin Greif verdient es, in immer weiteren Kreisen bekannt zu werden. Er bietet gesunde Kost für Geist und Herz. Seine Lieder und Dramen müssen Gemeingut des deutschen Volkes werden.

Wir betrachten:

1. Greif als Lyriker, und
2. Greif als Dramatiker.

1. Greif als Lyriker.

Hier kommt in Betracht der erste Band seiner gesammelten Werke*) und die „Neuen Lieder und Mären".**)

Letztere schmückt des Dichters Bild von Wilhelm Trübner. Es zeigt Martin Greif, wie er in einem Buche liest und ein Sträußlein Maiglöckchen zwischen den Fingern hält.

Wie? Liegt nicht darin eine tiefe Symbolik für unseres Dichters Art und Kunst? Ja, Maiglöckchen, schlicht und voll köstlichen Duftes — das sind seine Lieder!

Bilde, Künstler, rede nicht!
Nur ein Hauch sei dein Gedicht!"

Dieses Wort Goethes ist ihm Leitstern bei seinem Schaffen. Urklänge der Natur und des Menschenherzen sind es, welche

*) Martin Greifs Gesammelte Werke. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1896.

**) Neue Lieder und Mären von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1902.

Digitized by Google

Martin Greif mit reiner Hand tief und fein seinem Saitenspiel entlockt.

Er steht auf dem Boden der christlichen Weltanschauung, doppelt hoch zu schätzen in einer Zeit, wo Leben und Kunst so vielfach angekränkelt und vergiftet sind von Nietzsches gottlosem Übermenschentum. Nur ein Beispiel von seiner schlichten, innigen Weise, religiös zu empfinden:

Sternentrost.

„Es gäb noch mehr der Zähren
In dieser trüben Welt,
Wenn nicht die Sterne wären
Dort an dem Himmelszelt;
Wenn sie nicht niederschauten
In jeder klaren Nacht
Und uns dabei vertrauten,
Daß Einer droben wacht."

Greif gehört zu jenen echten Dichtern, deren Poesie eine Verbindung des Göttlichen und Irdischen ist, von welcher Wilhelm Grimm sagt:

„Tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüten aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendrot stehen, am Tau sich erfrischen, die Sterne schauen und die heilige Nacht."

Vornehme Zurückhaltung, keusche Reinheit ist die Signatur seiner Dichtungen. Jener ungesunden pathologischen Richtung der modernen Kunst, die eine Freude daran findet, im Kote zu wühlen und den Kot möglichst wirklichkeitsgetreu zu schildern, steht Greif unendlich fern.

Aber die Dichtkunst, wie er sie auffaßt und übt, sie allein ist Weihe. Seines Priesteramtes ist er sich klar bewußt:

„Wie können Trotz der Zeit wir bieten,
Die fliehend alles mit sich reißt?
Wenn wir der Menschheit Schätze hüten
Und mehren durch den eignen Geist."

Das Ziel seiner Kunst ist Erhöhung des Menschentums oder die „erhöhte Menschheit", wie Goethe sagt.

Nicht um die schöne Form ist es ihm in erster Linie zu tun, sondern auf den Gehalt kommt es ihm an.

Man hat ihm unreine Reime vorgeworfen. Aber der Inhalt seiner Verse ist rein, und das ist die Hauptsache!

Digitized by Google

Man hat ihn getadelt, weil seine Gedichte öfter matt schlössen. Aber Greif ist ein Feind alles Theatralischen, aller Pose. Wahrheit und Natürlichkeit geht ihm über alles.

Betrachten wir nun die erste Sammlung der Gedichte etwas genauer! Sie ist eingeteilt in: Lieder, Naturbilder, Stimmen und Gestalten, Romanzen und Balladen, Vaterländische Gedenkblätter, Widmungen und Sinnsprüche.

Zunächst die Lieder!

Es gibt Poeten, die ganze Bände Gedichte geschrieben haben, ohne daß ihnen je ein wirkliches Lied gelungen wäre. Dazu bedarfs des Weihekusses der Muse. Greif hat ihn empfangen. Er ist ein Meister des rein lyrischen Liedes. Selbst in das Kleine und Kleinste der Außenwelt weiß er Empfindung zu legen. Ohne Reflexion entwickeln sich seine Gebilde. Wie im Morgenrote der Geschichte die Völker die Natur beseelten und Steine und Bäume sprechen ließen, so tut Greif, z. B. in dem frischen Lied: der „Wandrer und der Bach".

Vorurteilsfrei und unvergiftet tritt er den Dingen der Welt gegenüber. Jede Zeile von ihm zeigt uns einen wahrhaften Charakter. Wir spüren es, die Gefühle, die er ausspricht, sind lauteres Gold.

Dem Volkslied hat er die knappe, schlagende Art des Ausdrucks abgelauscht. Als Beispiel diene das ergreifende Gedicht: „Ihr Grab":

„Es blüht ein Grab in treuer Hut,
Das beste Herz darinnen ruht.
Zu oberst blühen Rosen rot —
Dein Mund so manchen Kuß mir bot.
Und weiter ab die Lilie blüht —
Dein Herz hat rein für mich geglüht.
Zu Füßen liegt ein grüner Kranz —
Ich schwang dich oft im Maientanz.
Die Leute gehen dran vorbei,
Mir aber bricht das Herz entzwei."

Die „Naturbilder" gehören mit zu dem Schönsten, was er geschaffen. Er liebt die Natur über alles, in ihr sieht er das allein Beständige in allem Wechsel. In ihr findet er das Mittel, die zerstörte Harmonie der Empfindungen wieder herzustellen.

Über seinen Naturszenen webt „Die Dämmerung der Mitsommernacht, in welcher der Abglanz des Tages noch über Berg und Tal sich breitet."

Digitized by Google

Die Grundstimmung seiner Dichtung ist eine harmonische, wohltuende.

In den „Stimmen und Gestalten" zeigt sich Greif als scharfer Beobachter des Volkslebens. Sein schmiegsames Temperament läßt ihn sich hineinträumen in das Leben von Hirten und Jägern, von Bauernburschen und Landmädchen, in die Welt von Rittern und Ritterfräulein.

Auch Stimmungsbilder aus dem Alltagsleben entwirft er, z. B. „Auf dem Jahrmarkt" und „Der Urlauber", oder er wählt alte Sagen und Märchen, z. B. „Frau Holle", „Barbarazweige" und „Sunnwendmann". Manches Gedicht ist durchsonnt von goldenem Humor, wie „Die vertauschten Liebhaber".

Warm schlägt unseres Dichters Herz in den „Romanzen und Balladen" für die Helden der deutschen Vorzeit. Seine eigene edle Gesinnung klingt oft durch, z. B. im „Stummen Kläger". — Ein Meisterstück ist „Das klagende Lied", wo er die alte Sage von dem singenden Totengebein der Erschlagenen ergreifend darstellt.

Die „Vaterländischen Gedenkblätter" feiern die Wiedererweckung des Deutschen Reiches.

Wie seine Lieblinge, Walter von der Vogelweide und Uhland, nimmt auch Greif begeisterten Anteil an den großen politischen Ereignissen seiner Zeit.

Es gereicht ihm, dem Bayern, zu großer Ehre, daß er 1870, als noch engherziger Partikularismus die breiten Schichten des Volks allenthalben beherrschte, die Blutsbruderschaft der verbündeten deutschen Stämme pries:

„Wer soll des Südens Söhne führen
Im heil'gen Krieg?
Des Nordens Sohn wird uns erküren,
Daß Bruderhände sich berühren
In Tod und Sieg!"

Inbrünstig betet er vor 1870:

„Herr, der Abend macht uns bange,
Der allmählich uns beschleicht,
Deine Stimme schweigt schon lange
Und die Schmach hat uns erreicht —
Laß die Schmach nicht ewig dauern,
Wir verzagen mehr und mehr;
Daß wir nicht in Nacht vertrauern,
Schick uns einen Helden her!"

Digitized by Google

Den erflehten Helden erkennt er in Bismarck, zu deſſen 70. Geburtstag er jubelt:

„Ihn ficht kein Dräuen an
Und kein Läſtern.
Durch der Widerſacher Mitten
Wandelt er mit erhobenem Haupte,
Und er ſchreitet beharrlich weiter
Auf der furchtlos betretenen Bahn,
Gradaus nach dem erkorenen Ziele —
Heil dem ruhmgewaltigen Helden!“

In dieſen Liedern, die er der Größe unſeres Vaterlandes weiht, erhebt er ſich zum Feierton der Hymne.

Schön beſingt er den Wert der „Mutterſprache“:

„Vieles kann ein Volk entbehren,
Wenn dazu die Not es zwingt,
Doch dem Feinde muß es wehren,
Der es um die Sprache bringt.
In ihr wurzelt unſer Leben
Und erhält durch ſie Beſtand:
Wer ſich ihrer hat begeben,
Der verlor ſein Vaterland.“

In den „Widmungen“ gedenkt und dankt Greif allem, was ihm lieb und teuer geworden.

Hier preiſt er die großen Geiſter der Menſchheit, die ein Lebensquell für ſein Innenleben ſind.

Hier beſingt er berühmte Zeitgenoſſen und wackre Freunde.

Die „Sinngedichte“ bieten eine Fülle edler Lebensweisheit. Die ganze Liebenswürdigkeit des Dichters leuchtet aus folgendem Spruch:

„Wenn dich ein ſchnöder Menſch betrübt,
So denke, daß es beſſre gibt,
Und ſuche dieſen Guten allen
Durch gleiches Rechttun zu gefallen.“

Dieſer treuherzige Optimismus iſt ſeine eigenſte Art.

Wir ſehen, Greifs Gedichte offenbaren uns eine abgeklärte Perſönlichkeit, die ein warmes Herz hat für die ererbten Ideale der Menſchheit und ein offenes Auge für die Ideen der eigenen Zeit. Seine Worte kommen vom Herzen und gehen zum Herzen.

Er iſt ein Vertreter jener wahren, ewig jungen Poeſie, die uns innerlich führt und fördert, erhebt und erhöht. Ja, Otto Lyon hat recht, wenn er ſagt: „Der innige Ton und die ſinnige Erfaſſung der Dinge, die in Greifs Liedern herrſchen, verbunden

Digitized by Google

mit der reizvollen Natürlichkeit und Anmut der Sprache, geben diesen Dichtungen einen Zauber, wie er sonst nur bei den namenlosen Liedern unserer Volkspoesie zu finden ist."

Denselben Geist, wie dieser erste Band seiner Gesammelten Werke, atmen die „Neuen Lieder und Mären", die er kürzlich herausgegeben. Sie zeigen, daß unserm Dichter der Silberborn der Poesie reich und ungetrübt noch rinnt. Obwohl ein 63jähriger, ist er doch ein Kind geblieben in seinem Herzen. Besonders hervorheben will ich aus dieser Sammlung die in „hellster Kunstvollendung erstrahlende" Kristall-Königin mit dem volkstümlichen Kehrreim des Schlußlieds:

„Verbotne Liebe bringt Leiden",

sowie die gewaltige Dichtung: „Die Brautkrone", welche die herrlichen Verse enthält:

„Hoch überm starren Rechte
Herrscht Liebe, schonend mild,
Hoch über Menschensatzung
Schwebt des Erlösers göttlich Bild."

[Fortsetzung.]

Wachtfeuer.

Novelle von Richard Huldschiner.

I.

Simon Pitscheid war mit dem Knecht in seinem Wald oberhalb Dosses und schlug Holz. Sie schleiften Baumstämme, die allenthalben kreuz und quer auf dem Abhang lagen, auf einen Bock, sägten sie in mehrere Stücke und verwandelten diese dann mit gewaltigen Axthieben in kleine Scheite.

Der Pitscheid schwitzte und war krebsrot geworden. Der Knecht nahm es mit der Arbeit nicht so genau, spuckte sich nur des öfteren in die Hände und vermied es, den Alten anzusehen, der bei jedem Schlag in das weiche Fichtenholz gotteslästerlich fluchte, auf die Franzosenhunde, die verdammten Schindluder, die

Digitized by Google

Hurenkerle, und auf den Moreau und auf den Krieg und alles, was ihn jemals in seinem Leben geärgert hatte. Aber dann mußte er ganz erschöpft einen Augenblick innehalten. Der Knecht räusperte sich; es klang fast wie ein mit Mühe unterdrücktes Lachen.

„Lachst du, Dummkopf?" fragte der Alte und drehte sich drohend zu dem anderen herum.

„Beileibe nicht, Schaffer."

„Wär' jetzt auch keine Zeit zum Lachen, wo sie schon in Livinalongo drüben sind, die dreimal sackrischen Hundsfötter .... ein Gift hab ich auf sie, daß ich's gar nicht sagen kann wie sehr . . . wartet nur, wenn's erst zum Schießen kommt!"

„Ja, Schaffer", meinte der Knecht und kratzte sich nachdenklich hinter dem linken Ohr — „wenn sie schon so nahe sind, dann wird's wohl nicht lang mehr dauern."

Und er versank in allerhand Gedanken; wie das wohl sein wird, wenn man irgendwo oben hinter den Steinen in einem Hinterhalt liegt und auf Menschen schießen soll, die große Bärte haben und klein und dürr sind wie die Zaunstecken. Ja, und der Napoleon, von dem haben sie gesagt, daß er einen Gaul hat, so groß wie das Roß Ciampatsch, das über den Saß Songher springt. Und fest soll er sein, kugel- und giftfest. Nun, man würde ja sehen. Er freute sich fast. Bei der Ursula Griadatsch sitzen, die beim Sgaguler diente, war ja nicht schlecht, und Speckknödel sind auch was Gutes; aber einmal ordentlich raufen, so recht richtig raufen und wo es nicht drauf ankam, wenn einer tot blieb, das mußte doch wohl noch besser sein.

„Schaffer", sagte er schließlich als mühsam gewonnenes Resultat seiner Überlegungen. „Ich denk mir, es ist ein gutes Werk, und gebetet haben wir alle genug und der Pater Placidus hat ja auch gesagt, der Napoleon ist der Antichrist .... da werden sie nicht viel ausrichten, mein' ich."

„Gott geb's, daß sie sich den Hals brechen! Bewahr uns vor allem Bösen, Jesus Christus, in Ewigkeit, Amen!"

Im tiefsten Grund seiner Seele lauerte aber eine heimliche, uneingestandene Angst vor Feind und Krieg. Mit aller Macht wehrte er sich gegen den Gedanken, daß wirklich dahinten, irgendwo jenseits Saß Lung, eine ganze Armee bereit stand, über die Jöcher herüberzukommen. Er sah seinen Hof schon in Flammen aufgehen, hörte Hilferufe und das Weinen der Kinder. Mein Gott und Herr! Wir haben ja nichts Böses getan, warum willst du

Digitized by Google

uns so hart strafen? Aber es nützte ja nichts, den Kopf in den Sand zu stecken. Es war wirklich wahr, daß der Feind jeden Tag da sein konnte. Der Moroder hatte Botschaft bekommen, und des Abends brannten auf allen Höhen die roten Feuer der Posten, die Ausschau zu halten bestimmt waren und alles Verdächtige sofort durch bestimmte Signale zu melden hatten. Ja, sie konnten jeden Tag kommen, und es war ein Unsinn, daß er hier oben im Walde arbeitete, statt im Hofe nach dem Rechten zu sehen, wo Wichtigeres noch zu tun war. Eine heiße Welle stieg ihm über den Rücken und trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Er spürte eine plötzliche Angst und das Bedürfnis, sein Haus wiederzusehen, von dem er den ganzen Tag getrennt gewesen war.

„Feierabend, Seppl!" sagte er und stieß die Axt mit dem Fuß beiseite. Dann räumten sie ihre Werkzeuge zusammen und stiegen bedächtig den Hang hinab. Es ging gegen Abend; die Sonne neigte sich hinter der Raschötz zum Untergang; die Felsengipfel im Osten waren bis in den innersten Grund ihrer Schluchten hinein rot beleuchtet. Aus der Tiefe herauf rauschte der Bach. Und in den Häusern wurden die Abendsuppen gekocht, überall wehte blauer Rauch über den Schornsteinen. So friedlich war alles, so sorgenlos lag der Weiler im Schutz seiner Berge, daß den Pitscheid eine maßlose Wut, ein wilder, tückischer Haß ergriff, wenn er bedachte, daß hier vielleicht in wenigen Tagen schon der Feind hausen würde.

„So wahr ich leb", sagte er zu dem Knecht, der gedankenlos pfeifend neben ihm herging, „hier dürfen sie nicht herein und wenn ich sie mit den Zähnen fest halten müßt."

Der Seppl brummte etwas, was sich der Alte auslegen mochte, wie er wollte. Es war ja nicht mehr auszukommen mit ihm. Kein Zuspruch und kein freundliches Wort mehr! Und nichts im Kopf als das höllische Gefluche und noch einmal der Napoleon und noch einmal! Himmelsakra, er hatte es satt! Nun, sie waren ja gleich zu Haus, da bekam er wenigstens für die Nacht seine Ruhe.

Sie querten den Bach auf schwankender Brücke und kamen an den ersten Häusern vorüber; dann ging's an einem Zaun entlang, bis bei einem uralten Bildstöckl der Weg zum Pitscheiderhof links abschwenkte. Die Sonne war schon hinter Raschötz verschwunden, als sie das Haus endlich erreichten. Vor dem Tor stand Verena, in eifrigem Gespräch mit einem großen, schlanken

Digitized by Google

Mann, der einen zerzausten Schnurrbart und lustig zusammengekniffene Augen hatte.

„Hoho", dachte der Knecht „das fehlt dem Schaffer gerade noch, das kann einen Tanz geben. Daß sich die Verena mit dem Alton auch da her stellen muß!"

Und ohne etwas zu sagen, machte er schnell, daß er ins Haus hinein kam. Der Pitscheid aber ging rasch auf das verlegen gewordene Paar los. Verena wurde abwechselnd rot und blaß, und Alton nagte mit den Zähnen an seinem Schnurrbart.

„Marsch, Madel! Mach dich weiter!" befahl Pitscheid seiner Tochter, und sie gehorchte ohne Widerrede mit einem letzten, verstörten Blick auf den Geliebten, der ihr gutmütig zunickte. „Und du, Alton, was willst du auf meinem Hof?"

„Nichts, Pitscheid. Ich geh gerad da vorüber, weil ich auf Puez muß, und da steht die Verena, und ich red mit ihr."

Das konnte der Pitscheid nicht gut verbieten. Aber es kochte in ihm, und er suchte nach irgend einem Anlaß, mit dem Burschen anzubinden, der kerzengerade und sich zur Ruhe zwingend vor ihm stand. Aber da er in der Eile nichts finden konnte, spuckte er nur wütend aus, warf sich auf die Bank neben der Haustür und sah den Alton mit einem Blick mißtrauischer Verachtung an.

„No", sagte er schließlich „jetzt ist gerade Zeit zum Diskurieren und Wortmachen."

„Gerad weil keine Zeit ist und weil man nicht weiß, wie's werden wird, hab ich mit ihr geredet. Ich kann nichts dafür, daß ich sie gern hab." Mit einem Seufzer lud er das Gewehr, das ihm vom Arm zu gleiten drohte, wieder auf die Schulter. „Ich kann wahrhaftig nichts dafür und Unrecht ist's keins. Vielleicht schießen sie mich tot da oben; denn ich bin allein, und wenn sie über Puez kommen, dann gute Nacht! . . . und dann hast du Ruh. Wenn sie mich aber nicht tot schießen, bleibt's doch so, wie es ist."

„Dafür laß nur mich sorgen" erwiderte der Alte finster.

Alton zuckte die Achseln. Sein offenes, gutmütiges Gesicht hatte einen überlegenen Zug bekommen, der dem Pitscheid Angst machte.

„Was sollen wir uns streiten, Schaffer! du bist halt halsstarrig, und ich muß auf Puez hinauf. Ich denk mir, jetzt ist Krieg und du wirst schon noch anders werden. Es ist bald dunkel,

Digitized by Google

und vor zehn Uhr muß ich oben sein und ein Feuer brennen haben. Gute Nacht, Pitscheid, und nichts für ungut!"

Und bevor der Bauer noch etwas erwidern konnte, war er schon auf und davon. Als der Alte wütend und fluchend in die Küche trat und auf Verena losfuhr, die mit verweinten Augen am Herde hantierte, hatte er den Wald erreicht und schickte einen jubelnden Juchzer herüber, der dreimal vom Echo zurückgeworfen wurde und dann erst im Nachhall zerrann.

II.

Beim Pitscheid saßen sie um die Öllampe herum, die von der altersgeschwärzten Balkendecke trüb und dunstig herabhing, und langten trotz Kriegsgefahr und Hungerszeiten tüchtig in die Mehlmuspfanne, die auf rußigem Dreifuß stand und ihren langen Stiel wie einen Wegweiser weit hinausstreckte.

Der Moi Jackele, der alte Knecht, der das Gnadenbrot aß und von Türkenkriegen zu erzählen pflegte, wenn er nicht gerad ein Gläslein Kranewitt zu viel im Leibe hatte, nahm es heute besonders wichtig.

„Redet, was ihr wollt" sagte er und führte den Löffel zum Mund, so daß es aussah, wie wenn ein hochbeladener Heuwagen in einem dunklen Torweg verschwindet — „redet, was ihr wollt. Die Zeit ist erfüllt, von der geschrieben steht. Ich pfeif auf den Moroder in St. Ulrich und sein ganzes Geschwätz von Franzosen und Bonaparte und so Zeug. Wenn ich so gewiß wüßte, daß ich gleich in die ewige Seligkeit komme und nicht zuerst ins Fegefeuer, wie ich weiß, daß es die Türken sind, die hinterm Berg stehen, und nicht die Franzosen, dann möcht ich heut noch sterben und wegen meiner auf der Stelle."

„Was? Jetzt auf der Stelle, bevor du dein Teil Mus gegessen und den Löffel abgeleckt hast?" fragte spöttisch die Kathl, die Magd, und versteckte sich hinter dem Rücken des Jungknechts, der breit und schwer wie ein Felssturz über dem Tische lag und noch nicht vom Essen aufgeschaut hatte.

Der Hüterbub platzte heraus; aber es lachte niemand mit. Denn die anderen waren mit ihren Gedanken bei trüben und unsicheren Dingen und verdammten jedes heitere Wort als eine unzeitgemäße Fröhlichkeit von ganzem Herzen. Nur die Verena verzog einen Augenblick ihr Gesicht zu einem leisen Lächeln. Sie hatte blaue Augen mit langen, dunkeln Wimpern, die ihrem Blick etwas Träumerisch-Schweres und Gütiges gaben, und eine hohe,

Digitized by Google

klare Stirn, hinter der allzeit ein heiteres Gedenken zu schlummern schien. Die kleinen Ohren verschwanden fast ganz unter dunkeln Haarflechten. Sie war nicht gerade schön; aber manchmal erschienen auf den Wangen zwei Grübchen, die jeden Zorn entwaffnen mußten. Und immer drängte sich der Blick der blauen Augen vor, immer sah man das tiefe, scheue Licht, das unter den Wimpern hervorbrach wie strahlender Glanz großer Sterne aus dunklem Wolkenhimmel.

Sie sah den Alten an und lächelte ihm zu, so daß seine Wut über die Fopperei der Kathl schnell verrauschte.

„Wenn ich tot bin, Verena," sagte er, „dann weißt du, daß meine Hinterlassenschaft dir gehört."

Aber sein Erbe, das in Pfeife, Tabaksbeutel und Taschenmesser, einem verwitterten Lodenanzug, einem Messinggürtel, einem Vogelbauer und dem Flügel eines Habichts bestand, hatte er schon an so viele Menschen vergeben, daß die pomphafte Ankündigung, ohne Eindruck zu machen, vorüberging.

Er nahm auch gleich wieder das Wort und verfiel in einen seltsam singenden Tonfall. „Ich weiß eine alte Prophezeiung. Wenn der Roggen zwei Fuß hoch im Halme steht, dann kommen die Türken von der Seiser Alm. Auf selbiger wird ein Kirschbaum gewachsen sein, geblüht und Früchte getragen haben. Habt ihr sie nicht gesehen, die Judaskirschen, die ober Pufels in der Lammer stehn? Aber es heißt weiter. In Gstatsch wird ein Stall sein, hoch und rund wie eine Kapelle. In Kastelruth wird die neue Kirche im Bau und sieben Ellen über dem Boden sein. Die Türken kommen wie das Unwetter von der Alm. Um fünf Uhr hört man zuerst von ihnen und um neun Uhr sind sie schon ober der Sing, gerade wie's Hochwasser vier Stunden nach dem ersten Donnerschlag im Dorf ist. Sie kommen und machen Kastelruth eben und kahl wie einen leeren Teller. Wer sich retten will, muß in den Wald, soweit wie die Haselstauden wachsen; denn weiter gehen die Türken nicht. Drei frischgebackene Strutzen kann jeder auf die Flucht nehmen; wer einen verliert, soll ihn liegen lassen; ihn aufzuheben hat er die Zeit nicht. Unterm Berg Isel wird die große Schlacht geschlagen, drei Tage und drei Nächte, und alles ist so voller Blut, daß ein halbjähriges Kalb in der Blutlache ersaufen kann. Der Kaiser kann alle seine Soldaten unter einem Nußbaum schattenen; so wenig sind geblieben. Und zehn Jungfrauen raufen um einen Mann. Aber es kommt Hilfe aus dem Land Marikarien. Der Kaiser schlägt

Digitized by Google

die Türken, verfolgt sie ins Morgenland und erobert Jerusalem. So steht es geschrieben und die Zeit ist da."

Die alte Urschl bekreuzigte sich, und der Jungknecht sah zum erstenmal vom Essen auf. Aber der Pitscheid warf dem redseligen Propheten einen wütenden Blick zu. Nur Verena hatte nicht aufgepaßt. Ihre Gedanken waren draußen in dunkler Nacht, und ihre Augen waren auf das kleine Fenster gerichtet, das nach Osten ging, hinaus gegen Puez. Es war etwas in ihr, was dem Drohen des Krieges den Glauben versagte. Wer sollte hier etwas zu suchen haben? Und selbst wenn es Menschen gab, die mit Feuer und Blei aus ihrer Heimat hatten weggehen können, so konnten sie nicht herein ins Tal. Überall auf den Höhen stand ein Mann, der wachte. Auch auf Puez stand einer in dunkler Nacht. Auf Dosses sah er herab. Stand und hatte große Augen. Wie lieb er lachen konnte, der Balthasar!

Der Löffel entsank ihrer Hand, ihr Blick bohrte sich in träumerische Fernen. Alles war still um sie, selbst das Rauschen des Baches schien mit sinkender Nacht leiser geworden zu sein.

Aber der Vater stieß seinen Stuhl zurück und erhob sich zum Beten. Geschwind kratzte Jackele nach den Rest der Muskruste aus der Pfanne, und der Bub steckte den Mund noch so voll Brot, als er in der Eile zusammenraffen konnte.

Das Haupt gebückt und die Hände gefaltet standen sie da und dort herum und beteten, mit eintöniger, schwerer Stimme, sorgenvoll und gedankenlos, mit gerunzelten Stirnen und trüben Augen; Verena hatte sich auf ihrem Platz, auf der Bank unter dem Fenster, hingekniet, stützte die Ellenbogen auf das Fensterbrett und murmelte, die Hände in Gesichtshöhe verschlungen haltend, die Blicke in die Nacht hinausgerichtet, heiße, bittende Worte, die sich im allmählich lauter werdenden Plärren der andern verloren. Draußen lag schwere Nacht über den Bergen; der Himmel hatte sich umzogen; nicht einmal die weißen Steine des Bachbettes leuchteten herauf. Aus den weit in den Wiesen verstreuten Häusern kam trüber Lampenschein, von einem rötlichen Hof umgeben. Aber droben auf Puez, da, wo die letzten Zirben standen, brannte hell und ruhig, wie ein Baum so hoch, das Kreidenfeuer empor. Es zog sie und lockte, rief und bat, daß sie gleichsam alle Gewalt über sich verlor und, während die andern sich träg und verdrossen bekreuzigten, die Stube verließ und den Anger betrat, der hinter dem Hause bergaufwärts zog. Sie

Digitized by Google

lehnte sich über den Zaun und starrte nach dem fernen Feuer. Dort saß er nun, das Gewehr über die Knie gelegt, und hielt Ausschau, er und alle die anderen bei den Feuern in der Höhe. Über Pufels brannte eins, über Plan, über Pontifes und ganz zu höchst auf der Aschgler Alm. Aber keins war so groß wie das auf Puez und keins brannte so kerzengerad empor. Dort saß er nun und schlief nicht und horchte in die Nacht hinaus. Mein lieber Bub, sie wollen nichts wissen von dir . . . aber ich, ich möchte bei dir bleiben, lang, lang, bis ich uralt und eisgrau bin wie die Ahne in Christina . . . ich möchte an deinem Feuer sitzen und mit dir zusammen horchen, ob's nicht umgeht in den Wänden . . . . war das nicht ein Schuß? — nein, nein, ein Steinfall droben in den Setschedafelsen . . . . wenn aber doch der Krieg kommt? wenn sie dich niederschießen? es gehen seltsame Dinge um. . . . Und die Prophezeiung? Und die Kirche in Kastelruth? Sieben Ellen über dem Boden? Ist sie das? Mein Gott und Herr, ist sie das? . . . Ja, und wenn sie's ist und wenn sie wirklich kommen, dann weiß ich einen Weg . . . und du, du kommst mir entgegen und rettest mich. . . .

Ihre Wangen brannten, heiße Freude durchströmte sie, aus allem sog sie Hoffnung, auch aus der Not dieses Sommers.

Sie horchte in die Stille hinaus; der Bach rauschte fern und leise. Die Felsenberge standen schwarz. Der Langkofel reckte sein ungefüges Haupt herüber, in den Rot- und Tschierspitzen hoben sich weiße Lahnen undeutlich aus der Nacht.

Da scholl es langgedehnt vom Hause herüber: „Verena, Verena-a-a . ." Der Jackele stand auf dem hinteren Söller und schimpfte: „Verena, um Gottes und aller Heiligen willen! Nach dem Betläuten allein außer dem Hause! Das tut nicht gut. Du kommst auf der Stelle."

„Ja ja . . . ich komme ja schon." Und widerwillig riß sie sich los und folgte dem Alten in die Stube. Der Vater und der Knecht gossen Bleikugeln, der Bub schaute mit blitzenden Augen und schwer atmend zu. Und von Krieg und Hinterhalten wurde geredet, und davon, wie man schießen soll, wenn der Wald die Aussicht benimmt.

Aber der Jackele redete auf Verena ein. „Bald nach dem Aveläuten sind sie am schlimmsten, die wilden Männer. In Kriegszeiten besonders. Oben im Puflatsch haben sie ihr Loch, das geht durch den Berg durch und durch. Wirst's wohl wissen, wie es dem Knecht von Gstatsch gegangen ist? Der steht nach

Digitized by Google

dem Betläuten einmal im Anger, der nach Ratzes hinuntergeht, und kliebt Holz. Da kommt einer daher und will ihn fortführen, ein grauslich Großer mit einem Aug mitten auf der Stirn. Aber der Knecht war einer aus Tisens, ein ganz Schlauer. Der sagt frei: Hilf' mir den Prügel klieben, dann geh ich mit dir. Hoho, lacht der andere, wenn's weiter nichts ist — faßt mit den Händen zu und will den Prügel auseinanderreißen. Justament in dem Augenblick zieht der Knecht das Hackl aus dem Holz und der Wilde ist eingeklemmt. Schreien tut er wie ein Stier und immer flennen. Der Tisenser aber holt Weihwasser und bespritzt ihn, also daß er durch die Luft davonfliegt mitsamt seinem Prügel. Ja, wenn das Weihwasser nicht gewesen wär — — —"

„Ich hab keine Furcht," sagte Verena. Da kam sie aber schön an.

„So, also keine Furcht! Da schaut's her! Keine Furcht! Du wärst mir gerad die Rechte. Da hat's schon andere gepackt! Mein lieb's Mädel, das kannst du mir schon glauben. Ich bin ein alter Mensch und hab in Agram die Türken gesehen. Der Unglauben und der Fürwitz haben so manchen ins Unglück geritten. Wie ist's der Bäuerin in Gstatsch gegangen, weil sie ganz und gar voll Unglauben gewesen ist? wirst's wohl wissen? Nicht? . . . Schon gar nichts wissen sie mehr heuzutage. . . . Also sie ist allein in den Stuben und wolgert Teig zum Brot. Auf einmal lacht's so recht anterisch: Hahaha . . . . Sie denkt, das ist ein Wilder und lacht und schreit zurück: Laß mein Teil da! — Am andern Tag hängt dir eine Leiche an der Haustür und die Glieder sind der Bäuerin wie abgestorben und keiner kann die Leiche abschneiden. Jetzt natürlich in ihrer Angst bittet und bettelt sie zu allen Heiligen. Und der Geistliche kommt und nimmt ihr die Sünden ab. Das war aber ein großer Ausstudierter und verstand sich aufs Bannen. Legst wilden Maserun und Oberraut unter die Türschwell, sagt er ihr; dann müssen sie kommen, dir die Not und dem Haus die Leiche abnehmen. Und auf demselbigen Abend schreit's richtig wieder: Hahaha. Aber indem geht auch ein Poltern und Krachen an, und der Wilde winselt und greint ganz außer der Weis'. Es nutzt ihm nichts; denn er ist gebannt. Und die Bäuerin ist wieder hahl und frei in allen Knochen und die Leiche ist verschwunden. — Das ist nur eins, siehst du. Aber vom Lorg und den Norgen, von der Berchtl und den Örkelen zu reden, wär jetzt nicht gut. Man weiß nie, ob nicht so eins hinter der Schwelle zuhört."

Digitized by Google

Er schwieg ganz erschöpft und ernsthaft wie einer, der sich im Besitze der gesamten Weltweisheit weiß. Dann stand er plötzlich auf und ging, ohne ein Wort hinzuzufügen, in seine Kammer.

Die anderen aber blieben noch lange wach. Verena saß mit dem Strickstrumpf nachdenklich auf ihrem gewohnten Platz in der Ecke unter dem Kruzifix und hörte zu, was die Männer zu reden wußten.

Also in Caprile waren sie schon, die Franzosen, und im Ampezzo. Der Moroder meinte, sie würden wohl über die Seiser Alm herüberkommen, wenn man ihnen den Weg nicht sperrte. Hoho, noch war nicht aller Tage Abend. Oben auf Palaccia, Sella und Dantersaß konnte man schon etwas ausrichten.

Aber das Enneberg?

Vom Enneberg her ist keine Gefahr. Sie haben ja das untere Pustertal noch nicht. Die Ennebergpässe sollen nicht genügend besetzt sein? Oha, ob man denn meint, der Mann beim Wachtfeuer würde es verschlafen? Der auf Puez . . . . nun der ist ein Lump, das ist richtig, ein Windhund, aber was das anlangt — nein, vom Enneberg her ist keine Gefahr . . . überhaupt, Furcht brauchen wir nicht zu haben, Kinder sind wir ja nicht, die Heiligen stehen auf unserer Seite . . . wenn das Zeichen kommt, in Gottes Namen, dann faßt ein jeder nach seinem Stutzen und holla! hinauf auf die Alm, ein jeder, der über die fünfzehn Jahre ist und kein maroder Krüppel . . . aufs Haus schauen die Weiber und auf uns alle der Herr Jesus Christus, gelobt sei er in Ewigkeit, Amen!

III.

Am Sonntag Kiliani wurde um 11 Uhr vormittags, gerade als die Bauern beim Essen saßen, die Sturmglocke geläutet. Zuerst schlug sie dreimal in kleinen Pausen an. Die Essenden schauten verwundert auf und einige legten den Löffel weg. Aber als dann eine größere Pause eintrat, gerad als ob die Glocke Atem holen wollte, um sich zu schwerer Arbeit vorzubereiten, beruhigten sich die erschreckten Gemüter schon wieder. Man mußte nicht wegen jeden Pfifferlings an Feind und Auszug denken. Aber in diesem Augenblick holte die Glocke von neuem aus, wieder drei kurze, atemlose Schläge und dann ein hastiges, grelles Läuten, das wie sich überstürzendes Wassertosen in die Felder hinaus-

Digitized by Google

schallte; die Töne schwangen sich rasch, rein, kurz, ein nimmer endenwollender Vogelschwarm, über Land und Berge, sie flogen nach Osten über Wolkenstein und Plan, nach Westen über St. Christina und St. Ulrich. Aus weiter Ferne kam von andern Kirchen die Antwort, und im Augenblick war aus ruhigen Dörfern und stillen Straßen ein Ameisenhaufen geworden, in dem es wimmelte und gärte.

Der Wirt von Dosses sprengte auf ungefügem Schimmel von Haus zu Haus und schrie in die Stuben hinein: „Die Franzosen sind auf Fedaja."

Einen Augenblick — so lange als der Mensch braucht, um aus dem tiefen Frieden der dampfenden Suppenschüssel sich auf Kampf und Not und Mühen zu besinnen, herrschte eine kopflose Verwirrung, die jeden das Verkehrteste tun hieß; aber die Sturmglocke war noch nicht verstummt, als aus Schreck und Verstörung Ruhe und Freude sich schon geboren hatte. Wohl weinte so manches Weib und manches Kind, verkroch sich in ungeheuerlicher Furcht in sichern Schlupfwinkeln; aber zugleich scholl schon von einem Dutzend Burschen, die sich vor dem Wirtshaus aufgestellt hatten, heller Gesang in die Erregung hinein und brachte beruhigenden Hauch von fester Zuversicht und unbesiegbarem Kraftgefühl in die Herzen auch der Furchterfüllten.

In den Stuben schnallten die Männer den Gurt um den Leib, warfen die Flinte über die Schulter und steckten Brot und Speck in umgehängte Leinenbeutel. Dann drückte ein jeder kurz den Seinigen die Hand, ging — ohne ein Wort des Abschieds — schnell noch einmal durchs Haus und dann zu den andern auf die Straße hinunter. Der Pater Placidus stand unter den Vordersten und redete laut und fröhlich auf seine Leute ein. Der Dosses, immer noch hoch zu Roß, sprach mit einem Menschen, den niemand kannte.

„Der Kantioler von Waidbruck wird's sein," hieß es, als er gegen Wolkenstein zu verschwunden war. „Er bringt die Losung. — Alle Mann zum Saltner in Saltaria . . . Dort kommen die Ulricher zu uns . . . Kein Schuß wird abgefeuert, bevor die Weisung kommt. Der Kaplan von St. Christina wird uns einsegnen . . ."

Aber die Weiber und Kinder drängten herzu. Ein paar uralte Laute aus den Austragstuben kamen ans Licht; das Sprechen und Summen der Menge verstummte; alles horchte ge-

Digitized by Google

spannt auf eine tiefe Stimme, die befehlende Worte sprach; dann begann die Glocke von neuem ihre hastige Arbeit.

Verena drückte dem Vater noch einmal die Hand: „Zeit lassen! Zeit lassen!“

„In Gottes Namen!“ sagte der Alte. „Und schau aufs Haus! Wenn was geschieht, dann kommt schon zurzeit noch die Weisung, wohin ihr gehen sollt. Am besten ist's, wenn ihr über St. Jacob nach Villnöß geht. Und nicht unnötig außer dem Dorf herum spekulieren! Zu Haus seid ihr am sichersten — ja, jetzt ist's ernst. Pfüt Gott, Madel!“

Die Weiber schluchzten; eine drängende Bewegung fuhr in die Schar . . . von den Hintersten stimmte einer das Herz-Jesulied an; zögernd fielen andere ein und dann sangen es alle mit . . . ein dumpfer Schall aus weiter Ferne, ein Schuß in St. Ulrich vielleicht oder drüben auf den steilen Hängen des Puflatsch, ein schweres, ungleiches Stampfen auf dem holprigen Pflaster der Dorfstraße. . . . Das schütternde Aufstoßen eisenbeschlagener Gewehrkolben und vorwärts ging's . . .

Die Weiber blieben mit starren Augen zurück, die das Schreckliche noch immer nicht begriffen haben, ein paar Kinder liefen noch ein Stück weit hinter dem Zuge her und lachten und schrien, ein paar rote Taschentücher, auf Stöcke gebunden, wehten in der Luft wie blutige Fahnen — dann verschlang der Wald die Landstürmer.

Die Verena ging schweren Herzens, aber ohne eine Miene zu verziehen, ins Haus, räumte in der Stube die Pfannen und Löffel vom Tisch, stieg zuletzt in ihre Kammer hinauf und setzte sich an das kleine Fenster, das die Seiser Alm und den Talschluß beherrschte. Aber so weit sie auch den Berghang und jede Schlucht und jede Lichtung des Hochwalds mit scharfen Augen durchmusterte, konnte sie doch nichts mehr von den Kämpfern entdecken, die still und mutig dem Ungewissen entgegen gingen. Nichts als grüner, friedlicher Wald und weiter oben die Almwiesen in ihrem hellen Gewand und noch höher droben graue Felsen, so still und abweisend wie nur je in den Tagen des tiefsten Friedens. Und sie wußte doch: von allen Seiten zogen die bewaffneten Haufen gegen Saltaria heran, und jenseits Saß Lung stand der Feind.

Sie schloß die Augen, um das Bild zu verscheuchen, das plötzlich die stille Landschaft verdrängt hatte. Aber es kam immer wieder. Eine Fahne sah sie flattern und weißlicher Rauch, fein

Digitized by Google

und dünn wie Nebelschwaden, sank langsam auf grüne Wiesen herab. Und dann mußten sie sterben. Sterben, das war etwas, was sie nie begriffen hatte. Als die Mutter sich auf den Schragen legte, war sie noch ein Kind gewesen. Man hatte der Toten damals einen Blumenstrauß auf die Brust gelegt aus weißen Rosen von Wachs. Und die sah Verena vor sich, wenn sie sonst an den Tod gedacht hatte, nur diese Wachsrosen mit ihrer schönen Ebenmäßigkeit und den goldenen Sternen, die auf die Blätter gemalt waren. Aber dann sah sie den Tod ein zweites Mal, als der Nachbarsbub in den Bach gefallen und ertrunken war. Ja damals hatte sie freilich erschrocken geweint . . . aber was war das gewesen gegen das, was sie nun auf einmal drückend und kalte Schauer erregend in der Herzgrube empfand. Jetzt mußte da oben hinter Saß Lung der Tod ganz anders einherziehen; wie das Knochengerüst mit der Sense, das in stetem, gleichmäßigem Schritt über eine grüne Halde herniedersteigt und immerfort in sausendem Schwunge mäht, mäht . . .

Sie wurde bleich und barg ihr Gesicht in den Händen. Aber als sie wieder aufsah, war ihr Blick nach Osten gewendet, nach Puez, und ohne zu denken, eine Beute nagender Angst und ohnmächtiger Verzweiflung, starrte sie nach dem fernen Steinmeer, das wie ein weißes Hufeisen über der steilen Schlucht des Langentals aufragte, eine Bastion gegen den Feind und der einsame, wilde Platz zugleich, wo ein Treuer wachte. Und wenn der Feind kommt, wird er nicht zuerst sterben müssen, er, der einsam da oben an seinem Wachtfeuer sitzt, gerade aufgerichtet, das schußbereite Gewehr quer über den Schoß gelegt, mit blitzenden, gutmütigen Augen? Und so allein, so unmenschlich allein? Da überwältigte sie die Verzweiflung. — —

Aber drunten in der Speisekammer bettelte der Moi-Jackele, den das Sturmläuten ganz und gar kopflos gemacht hatte, mit aufgehobenen Händen die Kathl um den dritten Brotstrutzen.

„Zwei hab ich schon," jammerte er wie ein Kind. „Aber drei gehören zum Flüchten, wenn die Türken kommen."

Die Kathl hieß ihn einen Lapp und Trottel, aber er ließ nicht ab:

„Alles gehört dir, mein ganzes Zeug, wenn ich sterb; aber du mußt mir den Strutzen geben. Ich bitt dich bei deiner Seligkeit, Madel. Alles will ich dir tun, was ich kann, wenn du mich jetzt nicht umkommen läßt."

Digitized by Google

Er wollte mit Gewalt den Brotkorb von den Brettern herunterziehen, aber die Dirn schlug ihm in voller Wut die Knödelkelle, die sie gerade in Händen hatte, um den Kopf. Da ließ er los und rannte aus der Kammer; einen Augenblick danach war er auf dem Anger und verschwand in den Haselstauden des Berghangs. — —

Am Abend nach dem Betleuten wurde es trotz Norg und Wildenmann auf dem Bühel hinter Dosses lebendig. Eine nach der andern kamen die Frauen heraufgestiegen, weil man von hier aus die Alm bis weit gegen Saltaria übersehen konnte. Sie standen mit untergeschlagenen Armen wortlos beieinander und lauschten in die Dämmerung hinaus. Aber alles blieb still bis auf das ferne Rauschen des Baches.

„Wo sie jetzt wohl sein mögen?“ fragte mit einem beklommenen Seufzer die Dosses-Wirtin.

„Ich seh ein Feuer — auf dem Grünserbühel,“ schrie der zehnjährige Bub des Lafalser.

„Hat's nicht geschossen?“

„Nein, nein — heut noch nicht. Das kommt erst morgen oder übermorgen.“

„Jesus, Maria und Joseph!“ seufzte eine junge Bäuerin. „Ich habe zwei kleine Kinder . . . ich hab Angst, ich hab Angst.“

Ein Kind fing zu weinen an, und alle die Weiber, die ratlos und ängstlich herumstanden, fühlten auf einmal eine schwere, mütterliche Teilnahme für diesen kindlichen Kummer; es war ihnen, als ob plötzlich die ganze Last des Krieges auf dem Haupt dieses einen Unschuldigen ruhte, als ob ihre ganze Liebe diesem Kinde gehören müßte, das viele nicht einmal kannten; voller Angst lauschten sie auf dieses halbunterdrückte, quälende Schluchzen; eine zitternde Stimme versuchte zu trösten, aber das Weinen hörte nicht auf, verschwamm mit dem Rauschen des Bachs zu einem schweren, kummervollen Mahnen, und die gebeugten Häupter sanken noch tiefer herab.

Die Nacht wurde dunkler. Auf allen Jöchern brannten hell und ruhig die Feuer.

„Wer ist auf Puez?“ fragte eine trübe Stimme.

„Der Alton.“

„O der — — ist er allein?“

„Freilich.“

Digitized by Google

„Und wenn sie von Enneberg her kommen?“

„Das ist nicht möglich“ erwiderte Verena schüchtern. „Von dort können sie gar nicht kommen.“

„Wer sagt das?“

„Mein Vater.“

„Als ob er's verbrieft und gesiegelt hätt!“

Verena fühlte einen heftig nagenden Schmerz in der Brust. Wie? Wenn sie wirklich von Enneberg herüber kamen? Dann war ja — — mein Gott! aber sie müssen doch wissen, was sie tun, wenn sie diese Seite ganz ohne Verteidigung lassen. Es sind doch kluge Leute dabei . . .

Sie sagte es den Frauen, aber man schüttelte den Kopf, und je dunkler es wurde, um so größer wurde die Furcht. Einige Weiber beteten die Litanei. Eine Alte, die sich kaum mehr aufrecht halten konnte, mahnte zum Heimgehn. Man sah doch nichts mehr, und müde waren sie alle. So löste sich eine nach der andern aus dem Haufen und verschwand dorfwärts. Das weinende Kind war schon fortgetragen. Und bald war der Bühel wieder tot und leer, in dunkler Nacht eine einsame Höhe, auf die viel Sterne und schwarze, ragende Berge herabsehen.

Als Verena das Haus betrat, drückte sich der Jackele beschämt und mit niedergeschlagenen Augen an ihr vorbei in seine Kammer.

Der Hüterbub war nirgends zu finden. Man suchte in Haus und Stall vergebens nach ihm. Auch sein Hut und seine Tasche fehlten, und die Kathl erzählte, er sei wohl dem Landsturm nachgegangen; er hätte am Abend erst eine lange Zeit nach Saltaria ausgeschaut, dann sei er plötzlich weggewesen, und um 7 Uhr hätte sie seinen Juchzer vom Almweg herüber gehört, erst nah, dann fern und immer ferner, bis alles wieder totenstill gewesen sei. Schad um das junge Bürschel!

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Eine neue Blütezeit der deutschen komischen Oper.

Von Gustav Dippe.

Was vorgestern noch das Geheimnis einiger weniger urteilsfähiger Menschen war, daß nämlich der Opernstil Richard Wagners noch immer wie ein Verhängnis auf der deutschen Opernproduktion lastet, jetzt wissen's alle Leute. Unsere wachsende Vorliebe für das Aufrichtige und Echte hat sich auch hier durchgesetzt: lieber ein echter Neßler, als ein imitierter Wagner!

Wer einen Mangel erkannt hat, pflegt dessen Heilung im Extrem zu suchen. Und so soll es jetzt die komische Oper leichter Gattung sein, die dem Publikum das geschwundene Interesse für Opernneuheiten wiederbringt. Leicht aber muß die Behandlung des Werkes sein, ganz leicht; wenns nur leicht genug ist, mag gar ein kleiner Zusatz von Blödsinn passieren. Wehe dem Komponisten, der beim gegenwärtigen Opernminimum mit einem ernsten Werke die Theaterdirektionen aufsucht. Hat er nun gar noch die an Wagner gemahnende Bezeichnung „Musikdrama" für seine Schöpfung gewählt, so muß er darauf vorbereitet sein, daß ihn schon auf der Treppe die reinigende Portiersfrau auf das Aussichtslose seiner Bemühungen hinweist. Die Königliche Hofoper geht mit den neuen Anschauungen mit: auf den lustig gedachten „Rübezahl" hat sie die Uraufführung der dreiaktigen komischen Oper „Die Heirat wider Willen" von Humperdinck folgen lassen.

Die Humperdinckschen Texte haben bis jetzt noch jedesmal einen anderen Verfasser gehabt. Dieses Mal ist Humperdinck selbst der Textdichter. Leider ist der Stoff, der Dumas entnommen ist, so unbedingt französisch und die Humperdincksche Musik so durchaus deutsch, daß es nicht immer so ganz zusammenpassen will. Die Geschichte von den beiden jungen Pariser Lebemännern, die ein kleines Abenteuer mit einer Zwangsehe büßen müssen und sich alsdann mit der Strafe aussöhnen, ist doch nur eine Pointe, ein Trick; und dazu darf man keine Musik machen, die fleißig nach Stimmungen ausschaut und all die kleinen Bekümmernisse der künstlich herbeigeführten Verwirrung mit aufrichtigen Tränen betropft. Aber die Musik ist hübsch. In den beiden ersten Akten sogar sehr hübsch und neben wundervoller Arbeit auch von

Digitized by Google

herzlicher Wärme. Immerhin ein Werk, das der gediegenen Wiedergabe, die ihm die Königliche Oper hat zukommen lassen, würdig ist.

Wird die Hofoper sich wohl gelegentlich auch wieder seriöser Opernneuheiten annehmen, so hat Ernst von Wolzogen mit Gründung der „Wolzogen-Oper" seine wiedererwachten Pfadfinderbedürfnisse ausschließlich in den Dienst der leichten komischen Oper gestellt. Von den beiden Werken, mit denen das Unternehmen eröffnet wurde, lohnt es nicht, über das einaktige „Urteil des Midas" nach Wieland von Hans Hermann zu reden. Der Rabe der Langenweile krächzte über dem sorgsam gearbeiteten Stückchen, und so ist es denn alsbald auch wieder verschwunden. Kluge Kinder werden nicht alt, langweilige Opern aber noch weniger. Den zweiten und größeren Teil der Eröffnungsvorstellung bildeten „Die Bäder von Lucca", komische Oper in zwei Aufzügen mit Benutzung einer Episode aus Heinrich Heines Reisebildern von Ernst von Wolzogen, Musik von Bogumil Zepler. Der Heine-Wolzogensche Text ist eine bunte Reihe von Szenen geworden, die nur durch die wiederkehrenden Personen verknüpft werden. Der Dialog funkelt von witzigen Einfällen des toten und des lebenden Spötters, jede auch noch so leise Prüderie ist ängstlich vermieden, die notwendigsten Motivierungen werden mit zwei raschen Worten abgemacht, keine Szene ist länger geworden, als es eine müßige Neugier wünscht — kurz, es wurde recht unterhaltsam gefunden.

Zepler ist der Journalist unter den lebenden deutschen Komponisten. Wie ein gewandter Tagesschriftsteller über alles schreiben kann, so kann Zepler zu allem Musik machen. Brauchten die Russen ein Requiem für ihre vor dem Feinde gefallenen Krieger, brauchten die Sizilianer ein Orangen-Erntelied, die Monbuttuneger eine Nationalhymne, die brasilianischen Nachtcafés einen Cancan, das Hamburger Stadttheater eine Erlösungsoper in den Maßen des Parsifal usw. — Zepler machte es, ohne mit der Wimper zu zucken; und kämen die Siouxindianer nach Berlin, um einen neuen Kriegstanz zu erwerben, sprächen bei Zepler vor und hätten das Glück, gerade die billige Kriegstanzwoche anzutreffen, sie würden nicht nur gut, sondern obenein noch zu „Extrapreisen" bedient werden. Nun, das leistete Zepler, der arbeitsame Tonsetzer, aber die Zärtlichkeiten seines Herzens wohnen bei der Musik, die jenseits der Vogesen gemacht wird; dort, wo die harmoniefrei gebrauchte sechste Stufe der Tonart wie das

Digitized by Google

übermüdete Auge einer schönen Sünderin aus den Kompositionen herausschaut. Pikant und melancholisch; für das Laster zu schwermütig und für die Tugend zu anschmiegsam. Und gerade dieser Zeplerschen Spezialfähigkeit kam der Wolzogensche Text reichlich entgegen; infolgedessen gehen Wort und Ton durchweg gut zusammen. Das Auftrittslied Hyacinths z. B. ist, obgleich — oder auch weil — es an das „Gebrüder Herrnfeld-Theater" gemahnt, ein Meisterstückchen. Die Aufführung bedurfte der Nachsicht und „was der Mensch braucht, muß er haben", lautet eine der vielen tiefsinnigen Berliner Redensarten.

Demnächst eröffnet noch Hans Gregor, der langjährige Leiter der vereinigten Stadttheater von Elberfeld und Barmen, eine „Komische Oper" in eigens dazu erbautem Hause. Natürlich wird es die musikalische Produktion nicht wagen, andauernd hinter den Bedürfnissen der zu verehrenden Herren Direktoren zurückzubleiben. Wir dürfen mithin einer neuen Blütezeit der deutschen komischen Oper mit freudiger Sicherheit entgegensehen.

Kunst und Kirche.

Von Joseph Aug. Lux (Wien-Döbling).

In einer Gemeinde, wo wirklich einmal lauter einsichtsvolle Köpfe zu Rate waren, hatte man beschlossen, eine neue Kirche zu bauen. Der nötige Kirchenbaufonds war aufgebracht worden, und als man beisammensaß, über die Ausführung zu beraten, sagte der Pfarrer, der nicht nur ein guter Seelenhirt war, sondern auch in allerhand menschlichen Betätigungen Bescheid wußte: „Geld haben wir zwar nicht viel, aber es reicht für ein würdiges Gotteshaus, bei dem die Kunst nicht fehlt."

Kunst? Ist das etwas, das man sich extra verschreibt als Aufputz, Luxus, Dekoration, Putzmacherei?

„Nein, Kunst ist das, was euch hilft, das Leben und seine Forderungen zu gestalten, eure Wohnungen einzurichten, euer

Digitized by Google

Haus zu bauen, euerer Verehrung Gottes sichtbaren Ausdruck zu geben, wofern nur alles mit ebensoviel Liebe als Verstand geschieht. Wo die Schablone anfängt, hört die Kunst auf. Sie ist etwas Lebendiges, das überall am Weltbau mittut, und darum darf sie bei unserer Kirche nicht fehlen."

Man war damit zufrieden. Wenn es etwas ist, das das Unsichtbare sichtbar macht, dann kann man es ja gar nicht entbehren. Im Nachbarorte hatte man schon vor längerer Zeit eine neue Kirche gebaut, gotisch, nach der Schablone, die richtige Normalkirche; eine solche wollte man nicht. Dort erfror man sich im Winter die Füße, im Sommer troff das Wasser von den schwitzenden Wänden, Altar und Kanzel waren nur einem Teil der Besucher sichtbar und mit den akustischen Forderungen war es noch schlechter bestellt als mit den optischen. Überdies wirkte der kahle Rohziegelbau ernüchternd und unharmonisch im Vergleich mit den übrigen Kulturwerten des Landes.

„Was meint ihr also zu einer heizbaren Kirche?"

Die Frage war ganz unerhört, aber die Leute begriffen, daß sich hiermit eine ganze Reihe bisher unbeachteter, aber nichtsdestoweniger zwingender, hygienischer Forderungen erschloß, an denen man bei der neuen Lösung nicht vorübergehen konnte. Eine Anregung gab die andere, man ersah nicht nur die Notwendigkeit der Heizbarkeit, sondern auch der Beleuchtung, der guten Akustik und namentlich der allseitigen Sichtbarkeit von Kanzel und Altar, weil das Wort und die heilige Handlung bei vollem Kirchenbesuch zu jedem Gläubigen sprechen müssen. Diese praktischen Forderungen im Zusammenhang mit den Bedingungen des vorhandenen Materials sowie der liturgische und traditionelle Geist, der in dem unscheinbaren Kirchlein Vorbildliches geschaffen hat, führten zu neuen, glücklichen Ergebnissen in bezug auf Grundriß und Konstruktion und ästhetischer Ausführung. Der Zentralbau wäre den obigen Momenten günstig gewesen, aber man entschloß sich zum Langhausbau, weil er in diesem speziellen Falle, wo keine besondere Raumentfaltung nötig war, dieselben Forderungen erfüllte und überdies dem Sinn der Einwohner näher lag. Was hier entstand war nur hier möglich, anderswo hätte naturgemäß anderes entstehen müssen. Die Eisenkultur des Landes ermöglichte die Anwendung der modernen Eisenbetonkonstruktion, die Wände des einschiffigen Raumes waren mit weißem, rauhem Verputz versehen. Kein falscher Marmor; in das Haus der göttlichen Wahrheit darf die Lüge nicht einziehen. Doch unten bis zur

Digitized by Google

Manneshöhe sind die Wände mit dünnen, echten Marmorplatten belegt, um vor dem Abfärben zu schützen. Die Fenster enthalten Kathedralglas, auch Glasbilder, aber im Presbyterium ist weiße Verglasung zur Belichtung des Altarbildes und der eventuellen Fresken in der Apsis.

So entstand ein poesievolles, dem bestehenden Dorfkirchentypus angenähertes neues Gotteshaus, malerisch im weißen Verputz, darüber ein hohes, farbiges Dach, organisch aus der Umgebung herausgewachsen, ohne übermäßige Höhenentwickelung, aber dennoch imponierend und würdevoll über dem Alltag stehend, erhaben und erhebend, ein Bild, das jeder im Herzen trägt, das ihn freundlich zum Betreten des Raumes einladet, wo ein versöhnender Gott wohnt und wo aus dem weißen Verputz Mosaikbilder niederschauen, Gnadenquellen voll Hoheit und Milde. Alles ganz schlicht, anscheinend ganz kunstlos, aber dennoch geweiht von jener echten Kunst, deren Segnungen schon in dem ärmlichen Bauernhäuschen zu spüren sind, wo, mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, Blumen am reinlichen Fenster stehen.

An der bäuerlichen Kirchenkunst wird ein feines Beispiel sichtbar. Der Baugedanke, der in dem Kirchlein zum Ausdruck kommt, ist derselbe, der in den Wohnhausbauten und sonstigen Gebäuden des Ortes verkörpert ist; der Unterschied liegt nur in der monumentalen Verwendung der Alltagsmittel, die solcherart das höchste Kunstvermögen der Dorfleute darstellen und darum der Weihestimmung nicht entbehren. Man lächle nicht über die bunten Lappen, über den Kram, mit dem sie Altäre, Kapellen und Andachtsstellen ausfüllen; ihre Gottesverehrung und die daraus entspringende Kirchenkunst liegen darin, die die Herzen ergreift, zur Andacht und Ehrfurcht hinleitet, wie immer, wenn das Beste, das der Mensch vermag, geschehen ist. So entsteht kirchliche Kunst. Aber es gibt keine Kunst, die an sich kirchlich ist. Kirchliche Kunst, das ist vielmehr die gesteigerte Anwendung der Mittel, um die Gottesidee auszudrücken.

Der herkömmliche Irrtum, daß es einen bestimmten kirchlichen „Stil" gebe, der allein selig macht, steht eigentlich in direktem Widerspruch mit dem Geiste der christlichen Lehren und Sittengesetze, die allerdings Dogmen für die Liturgie, nicht aber für die künstlerischen Formen enthalten. Trotzdem ist die Meinung heute viel verbreitet, daß die Kirchlichkeit sich nur in einem vergangenen Baustil, der doch eine abgestorbene Lebensform ist, hülle, und daß das Gotteskleid nicht am brausenden Webstuhl der

Digitized by Google

gegenwärtigen Zeit, die mit ihren eigenen Mitteln ihre eigenen Formen schafft, gewoben werden könne.

Die einfachen Bauern tun im Grunde genommen auf ihre Art nichts anderes, als was die Märtyrerkünstler getan haben, die ihre Kirchen auf der Basis römischer oder ägyptischer Stilelemente bauten, oder Konstantin der Große oder die Renaissancepäpste; ihre kirchliche Kunst war immer die zu ihrer Zeit moderne Kunst in ihrer monumentalen Anwendung. Darin lag aber nicht zum geringsten Teil die Macht, die die Kirche über die Gemüter ausübt. Die Kunst war das stärkste Mittel, das die Gegenreformation besaß. Denn mehr als alle gewaltsame Forderung trieb der sinnberückende Glanz des damals zeitgemäßen, höchst entwickelten Barockstils das Volk scharenweise in die goldüberladenen, von süßem Weihrauch erfüllten und von Musikklängen durchzitterten Gotteshäuser, die damals schon Wagners Forderung der Vereinigung aller Künste zu einem Gesamtkunstwerk vorgebildet und vielleicht noch vollkommener ausgebildet enthielten, wenn man sich vor Augen hält, daß hier nicht wie im Theater die Kunst auf bloßem Schein, auf täuschender Kulissenwirkung, sondern auf Materialechtheit beruht, und daß der Andächtige nicht allein als Zuschauer fungiert, sondern bei der hl. Handlung mitwirkt. Bis vor 150 Jahren hielt die Kirche mit der Kunst gleichen Schritt und war ihre mächtigste Förderin und Gönnerin. Die Frage nach dem Stil galt nicht; sie kannte nur den Stil, der in der Subjektivität großer lebender Künstler liegt. Von den altchristlichen Kirchenbauten bis Benvenuto Cellini und Michel Angelo war das Beispiel gegeben, daß immer nur das stärkste Genie seiner Zeit berufen war, das edle Gefäß zu formen, das den Offenbarungsinhalt umschließen sollte. Die innere Größe des Problems gab der Kunst die Möglichkeit, ihre eigene Größe zu finden. Da aber das Genie immer zugleich auch ein Reflektor der Bestrebungen und Errungenschaften der eigenen Zeit ist, so verband sich mit dieser selbstverständlichen Berufung des zeitgemäßen Künstlers zugleich ein kluger Akt der Selbsterhaltung und Selbstverjüngung. Was die Kirche selbst aus den lebenden Triebkräften des Volkes empfing, das konnte sie wiederum dem Volke zurückgeben. Bis in das Zeitalter des Barock war die Menschheit gewöhnt, ihre künstlerische Formensprache von oben her, von der sacerdotalen Herrlichkeit zu empfangen. Was heute noch revolutionäre Neuerung schien, umstritten von Tagesmeinungen, ward morgen in den Dienst der Gottesidee gestellt,

Digitized by Google

Glaubenssache und jedem Zweifel entrückt. Die Ewigkeit hatte einen Schritt nach vorwärts getan.

Seit 150 Jahren herrscht Stillstand. Der Blick in das Dorfkirchlein, wo die bäuerliche Kunst, die ganz Glaube ist, ihr Bestes aus eigener Kraft zur Verherrlichung Gottes tut, offenbart, daß im Herzen des Volkes ein Schatz naiver Gemütsinnigkeit und Frömmigkeit ruht, der die Grundlage einer rechten Volkskunst und Kirchenkunst ist. Aber in den führenden Klassen ist häufig an Stelle des religiösen Gefühls leere Frömmelei getreten, die zu ihrer Stimulation besonderer, als kirchlich anerkannter Stimmungen, d. h. eines besonderen kirchlichen Stils bedarf. Als der kirchliche Stil par excellence gilt heute die gotische Bauweise. Die Aufforderung des Apostels zur Freude im Herrn, die ebensogut in der altchristlichen Basilika, als in den goldstrotzenden Barockkirchen oder im schlichten Dorfkirchlein befolgt wurde, glaubt man heute vielfach nur in den starren überlieferten Konstruktionsformen verstehen zu können, die im Wesen des gotischen Stils liegen. Aber im Zeitalter der Gotik baute man die Kirchen in demselben Baugedanken wie die übrigen Häuser. Die Äußerungen eines bekannten Kirchenarchäologen, des Dr. Heinrich Swoboda, sind in diesem Zusammenhang von besonderem Gewicht.

„Waren denn zur gotischen Zeit nicht auch die Rathäuser, Burgen und Privatwohnungen gotisch? Wie oft halten wir auf Reisen einen, selbst der weltlichen Barock entstammenden Rathausturm für einen Kirchturm! Das aber, was im romanischen oder gotischen Straßenbild die damaligen Kirchen dennoch und mit Recht vom profanen Gebäude unterschied, war die monumentale Anwendung derselben Stilelemente! Natürlich erscheint uns jetzt nach so vielen Jahrhunderten eine alte gotische Kirche zwischen barocken oder stillosen Häusern als wesentlich anders geformt, aber nicht deshalb ist sie ‚kirchlich' und noch weniger gibt es deshalb einen offiziellen kirchlichen Stil. Ja, es wäre sogar der Schluß, daß die Kirchen ein ganz eigenartiges, exotisches Äußere haben sollten, logisch falsch und würde geradezu den Beruf der Religion, die ja doch auch wie ein Sauerteig die übrige Masse durchdringen soll, alterieren.

„Der Theologe gibt ohne weiteres zu, daß zwischen Liturgie und Kunst notwendig kein Gegensatz besteht, daß vielmehr die Würde und Bedeutung eines Gotteshauses den höchsten Einsatz der technischen und künstlerischen Mittel erfordert, um zu Wirkungen zu gelangen, die mit der rückständigen, schablonenhaften

Digitized by Google

Bauweise nie und nimmermehr erreichbar sind. Was mit der schablonenhaften Bauweise erreichbar ist, erkennt man aus den gotischen ‚Normalkirchen', die allenthalben errichtet werden."

Es wäre hoch an der Zeit, mit den veralteten Anschauungen auf dem Gebiete der Kirchenkunst, die mit den neueren bautechnischen und künstlerischen Errungenschaften nicht mehr im Einklang stehen, aufzuräumen und zu zeigen, auf welche Art den praktischen und liturgischen Bedürfnissen in einer des Gotteshauses würdigen Weise baukünstlerisch Rechnung getragen werden kann.

Ich habe mich bei dieser Schilderung eingangs vom realen Boden entfernt, denn diese ausgezeichnete Kirche ist in Wahrheit noch nicht zur Ausführung gekommen. Es ist ein Zukunftsbild, an dessen Verwirklichung alle arbeiten, die den Kampf gegen lächerliche Vorurteile und Kulturrückstände aufgenommen haben.

Die moderne russische Poesie.

Von A. Wolynski.

Einzig autorisierte Übersetzung von Josef Melnik.

I.

Alle jungrussischen Dichter sprechen immerwährend von Puschkin, schreiben über ihn in Reimen und in Prosa, und trotzdem sind sie doch von Puschkin weit entfernt! Und weit getrennt sind sie von ihm, nicht nur durch den Umfang ihres Talents, sondern, was noch wichtiger ist, durch den ganzen Charakter ihrer Poesie. Puschkin — das ist eine lichtvolle Sage von der harmonischen Ganzheit der Seele, die das vollendete volkstümliche Element durch sich zum Ausdruck brachte; in der gegenwärtigen Literatur ist aber nichts Ganzes, Einheitliches vorhanden — bloß psychologisches Schmachten, widerspruchsvoll, unklar, das in vollendeten Bildern sich nicht verkörpern läßt. Je weiter aber die russische Literatur sich von Puschkin entfernt, desto teurer wird ihr diese wundervolle poetische Erscheinung.

Digitized by Google

Es ist noch nicht so lange her, daß Puschkin ein Gegenstand für gemeine Spötteleien der fortschrittlichen russischen Kritik war. Man machte sich lustig über ihn, warf ihm fast Unwissenheit vor, stellte ihn als Musterbild eines inhaltslosen, wenn auch glänzenden Versifikators dar. Ein solches Verhältnis zu Puschkin entstand noch zu Bjelinskis Zeiten, der in der letzten Periode seiner kritischen Tätigkeit bereit war — ihn einer Prüfung vom Standpunkte des Liberalismus zu unterwerfen und über ihn seine publizistische Geißel zu schwingen. Noch greller, schonungsloser und einseitiger verhielten sich zu Puschkin die darauf folgenden russischen Kritiker — besonders Pissarew, der Puschkin einfach, unter allgemeinem Beifallsklatschen Jungrußlands, auspfiff. Was für eine seltsame Erscheinung in der russischen Geschichte! Puschkin — das ist der frische Morgen des russischen geistigen Lebens, ein klarer, duftiger, vielverheißender Morgen. Nach Puschkin beginnt in der russischen Literatur der Tag mit seinen Sorgen, Dissonanzen und Kämpfen.

Und inmitten dieses Zerfalles und Kampfes schien es notwendig, sich gegen das Morgenlicht zu entrüsten, dem goldhaarigen Phöbus zu entsagen. Was auch die russische Kritik, die immer die böse Duenna der russischen Kunst war, nicht getan haben mag, in der Gesellschaft sammelten sich allmählich Elemente einer anderen, neuen Empfindung und Anerkennung für Puschkin. Es fanden sich Leute, die vermochten, sich höher als bis zum durchschnittlichen Niveau der russischen Intelligenz emporzuschwingen, die sich von der liberalen Kritik leiten läßt. In der Kritik selbst wurde von Zeit zu Zeit ein Protest zur Verteidigung Puschkins laut, der von solchen talentvollen Schriftstellern ausging wie Apollon Grigoriew und Nik. Strachow. Alles zusammen verkündete eine Umwandlung in dieser Frage, die am Tage der Enthüllung des Puschkin-Denkmals in Moskau, am 8. Juni 1880, sich tatsächlich vollzogen hat.

An diesem Tage bestieg Dostojewski das Podium und erklärte dem versammelten Publikum, wer und was Puschkin gewesen. In der Weltliteratur gibt es kein bedeutenderes und rührenderes Ereignis. Ein Mensch der großen Zerspaltungen, ein Prophet und Geisterseher, verherrlicht Dostojewski eine Kunst, die vollendet ist gleich der äußeren Welt. Er erscheint in seiner Rede als Entdecker vieler Rätsel, die hinter dem geheimnisvollen Vorhang der harmonischen Kunst stecken, er lüftet diesen Vorhang, und wie ein Bezauberter schaut er in den Abgrund. Was für

Digitized by Google

ein erhabenes Schauspiel! Die russische Gesellschaft, die schon längst Worte in diesem Sinne von Gogol vernommen, indem sie einen Weg ganz anderer Begriffe zurücklegte, erzitterte, und Augenzeugen erzählen, daß der große Saal anfangs ganz totenstill wurde von der Rede Dostojewskis, darauf aber stöhnte vor Aufregung. Das war eine Entdeckung in der russischen Literatur, eine neue Besitznahme vom Dichter. Dostojewski zeigte, wie man sich zu Puschkin zu verhalten und ihn zu kritisieren habe. Was schilderte Puschkin nicht alles in seiner Poesie, die ein Ausdruck der Volksseele war. Er stellte den Wanderer dar, den im eigenen Lande Obdachlosen, den Stolzen, Grausamen, der vom allgemeinen Glücke träumte, aber fatal vom Volke losgerissen, und darum ohnmächtig, sein Träumen in eine trostreiche Tat zu verwirklichen. Seine Schwermut und seine Sehnsucht nach einem Weltideal hatten eine Bedeutung weder für ihn selbst noch für seine Umgebung. Und in einer Reihe mit diesem heimatlosen Wanderer in den Personen Alekos und Jewgeni Onegins stellte Puschkin ein einfaches russisches Mädchen hin, Tatjana, ein heiliges, reines, gesundes und unmittelbares wie eine Wahrheit. Das ist die russische Frau in der Apotheose des großen Talents. Tatjana opfert ihrer inneren Wahrheit ihr ganzes persönliches Leben. Um wieviel höher steht sie doch als Onegin mit seinem gegenstandlosen Weltschmerz, in ihrer Erhabenheit, die sich durch keine Lüge und keine Grausamkeit beflecken will. In diesem Sichbesiegenkönnen, im Namen von etwas wirklich Großem, erscheint Tatjana als ein echtes Geschöpf ihres Volkes. So schuf sie der Nationaldichter, der sehr empfänglich war für alles, was in der Volksseele geschah, in ihrer dunklen Tiefe, und der ihre Horizonte zeigte, — nicht eng nationale, sondern weltliche, allgemein menschliche Horizonte. — „Wir können auf Puschkin hinweisen," sagt Dostojewski, „auf sein welt- und menschenumfassendes Genie."

Das las Dostojewski aus den Puschkinschen Werken heraus, den Kampf der persönlichen und elementar-volkstümlichen Prinzipien, und ein prophetisches Hinweisen auf den Sieg der letzteren in der russischen Geschichte, die durch ihre allgemein menschlichen Ideen einst eine Stellung im Zentrum der Weltgeschichte einnehmen wird. Man müßte nämlich ein Dostojewski sein, um solcherweise die Puschkinsche Kunst zu deuten, in der die Form und der Inhalt so eng verschmolzen sind, daß es dem undurchdringlichen Auge scheinen kann, als ob diese ganze Poesie — die schöne leichte und freie — bloß der Triumph einer glänzenden

Digitized by Google

Form sei. Alles ist bei Puschkin lichtvoll und klar, ungezwungen und auf der Oberfläche nicht anspruchsvoll. Vor den Augen bewegt sich eine ganze Welt lebendiger Organismen — und wenn man auf sie von außen sehen sollte, so würde es scheinen, der Dichter denkt nicht einmal über die Gesetze nach, die diese Welt regieren. Alles glänzt bei ihm, wie in frühmorgiger Beleuchtung, und sogar die menschliche Trauer ist bei ihm von einer weisen Stille durchdrungen und durch ein gütiges Durchschimmern der Möglichkeit einer rettenden Harmonie gemildert. Man kann sagen, daß das Puschkinsche Schaffen wahrhaft gottähnlich ist, weil in ihm die chaotischen Elemente des Lebens schon bereits von fertigen, stark kristallisierten, vollendeten Formen verdrängt sind, die wahrnehmbarer und sichtbarer als die Wahrheit des Weltchaos sind, als diese Mystik, die alles Fleisch aus sich gebiert. Bei Puschkin steht überall im Vordergrund dieses Fleischliche, das Heiße, Bewegliche, das nur der Mechanik empirischer Kräfte untertänig zu sein scheint, aber trotzdem von anderen nicht empirischen Kräften geleitet wird, von anderen, ideellen Gesetzen. Durch dieses Fleischliche muß der Kritiker den ganzen Inhaltsreichtum bei Puschkin gewahr werden, der bei anderen Dichtern, vielleicht im ideellen Sinne nicht weniger großen, in einer mehr transparenten, weniger lebendigen Hülle vorhanden ist.

Die Puschkinsche Poesie starb mit Puschkin, so wie die Jugend eines Menschen oder eines ganzen Volkes stirbt und sich nicht wiederholen kann. Er blieb in der russischen Literatur einzig in seiner Art. Aber gleichzeitig mit ihm entstanden solche Riesen der russischen Poesie, wie Baratynski, Lermontow, Tjutschew, bei denen diese „prachtvollen Ebenmaße", wie Baratynski sich ausdrückt, nicht mehr zu finden sind.

Baratynski ist ein echter Dichter des Nordens, mit seinen halbdurchsichtigen Tönen und seiner nachdenklichen, geräuschlosen Trauer. Er schaut auf die Erde von einer kolossalen Höhe herab, nähert sich ihr, hebt sich wieder empor und sieht alles mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit, wie wenn es zwischen ihm und der Erde keinen Nebel gäbe. Im Gegensatz zu Puschkin schaut er nicht auf die Oberfläche der Gegenstände, nicht auf ihr Fleischliches, sondern direkt in ihre Tiefe, in ihr Wesen, in ihre geheimen Widersprüche, die vom Materiellen maskiert sind. Er sieht die sich kreuzenden Wege der Freude und des Leidens, der Heiligkeit und des Verbrechens, und verhält sich zum Leben nicht als Moralist, sondern als ein echter Psycholog.

Digitized by Google

Ein kühles Wehen entsteigt den Gedichten Baratynskis, weil auf seiner Höhe alles kühl wird, und sogar die Vorstellung vom Tode verliert ihren düsteren, tragischen Charakter und erscheint als eine erlösende Harmonie: „Du bist aller Rätsel Lösung, die Lösung aller Ketten," ruft der Dichter aus, sich an den Tod wendend. In seinem berühmten Gedichte „Auf Goethes Tod" spricht Baratynski die Sprache der reinsten Philosophie, und es kann erscheinen, als ob dieses Gedicht eine kunstvolle Übersetzung der idealistischen Kantschen Terminologie in die Sprache einer traurigen, zugleich aber auch tröstenden Poesie sei. Er sagt nichts von dem, was den Menschen jenseits der Erscheinungen erwartet, er empfindet bloß mit einer unaussprechlichen Feinheit die Tat der genialen Seele, und diese Empfindungsfeinheit allein flößt einen Glauben ein, schenkt etwas, das von keinem Tode zerstörbar und antastbar ist. Das Bild Goethes, dieses antiken Heroen, der in die Geschichte der Neuzeit verschlagen worden, ist wie gemildert, umgeben von wallenden Nebeln, die irgendwohin in die Weite und in die Höhe wegschwimmen, still, ruhig, endlos. So mußte Goethe vor der Seele des russischeu Dichters entstehen, die unter dem nordischen Schnee, mit seinem beruhigenden Weiß, geboren war.

Noch entfernter von Puschkin, dem Charakter der Poesie nach, steht Tjutschew, ein Dichter der nächtlichen Offenbarungen, ein Dichter der himmlischen und seelischen Abgründe. Es ist, wie wenn er mit den Nachtschatten flüstert, ihr nebelhaftes Leben auffängt und sie ohne irgend welche Symbole, ohne jede Romantik in stillen, bebenden Worten wiedergibt. Manchmal machen diese Worte einen unerwarteten Eindruck in der russischen Sprache. Woher sind sie? Sie waren ja nicht in der Puschkinschen Sprache. Der Morgen, der Tag müssen von sich in der Sprache Puschkins verkünden, in der klaren, maßvollen, sozusagen die Gegenstände individualisierenden, weil in dem Taglichte alles in seiner Begrenztheit, in seinen Konturen gekennzeichnet ist. Nun ist aber die Dämmerung herangebrochen, der Abend, die Nacht. Die Gegenstände verloren ihre Deutlichkeit, hüllten sich in die allgemeine Decke von Schatten, die bald düstern, bald zarten, und je dichter die Schatten, desto tiefer die Finsternis, desto einheitlicher die Welt, desto mehr empfindet man ihre Einheit, ihre wirkliche Natur, ihr Chaos, ihre Metaphysik. Die Eindrücke der Nacht können nicht in der Sprache Puschkins wie in der Tjutschews wiedergegeben werden. Puschkin verwandelt das Chaos in das

Digitized by Google

Konkrete, den Mystizismus der Welt in die Empirik derselben; Tjutschew dagegen verwandelt dieses Konkrete, alles Empirische in ein Chaos, in Mystik. Puschkin schafft, Tjutschew löst auf. Eben deshalb ist die Tjutschewsche Sprache, im Unterschiede von der Puschkinschen, so reich an zusammengesetzten Worten, an neuen, unerwarteten Epitheta, die schon keine grelle Farben, sondern schwankende Linien und trübe Schattierungen hervorbringen. Das ist keine Dekadenz der Empfindungen, sondern die Betrachtung der Welt in ihrer Elementarkraft, in ihrer chaotisch-göttlichen Wahrheit.

Das ist die Poesie und Philosophie Tjutschews. Feth, Maikow, Polonski bilden ein Kleeblatt in der neuen poetischen Literatur. Ihr Talent entwickelte sich zu einer Zeit, da die russische Gesellschaft sich besonders für die liberale Publizistik begeisterte, und die Nekrassowsche Poesie alle anderen Arten Poesie verdrängte. Die russische Kritik jener Zeit verhielt sich zu diesen Dichtern bald mit Gehässigkeit, bald mit kalter Geringschätzung. Die drei Dichter aber, die noch als Knaben sich befreundeten und bis zum Alter treu zusammenhielten, zogen sich von der allgemeinen Bewegung zurück, wie auf eine Insel. Unter ihnen erscheint Feth als das größte, fast geniale Talent — sogar in einer Reihe mit Tjutschew, dem Genie ersten Ranges. Bei Feth ist etwas von Tjutschew vorhanden: dieselbe Mystik, dasselbe Flüstern der nächtlichen Schatten, dieselben Myriaden „Sterne ohne Decke", nach dem Polonskischen Ausdruck. Wenn aber Tjutschew die Metaphysik der Nacht in ihrer Vollständigkeit bietet, die tiefsten philosophischen Stimmungen und elementaren Gefühle, die sich nachts in der menschlichen Seele erheben, da bietet Feth die lebende Musik der nächtlichen Empfindungen, die schleichenden, kaum faßbaren, die immer unvollendeten und darum die Vorstellung aufregenden. Das ist eine ganze Welt von Empfindungen unter nächtlichem Himmel, stille, leidenschaftliche Klänge und Düfte, die schwimmen und zittern in der nächtlichen Stille. Im Gegensatz zu Tjutschew berauscht sich Feth, wie ein moderner Petronius, an dem Duft der Rosen, die über dem Abgrund blühen, und an dem Liede der Nachtigall, die ihr schmachtendes Lied ergießt. „Vielen waren seine Neigungen unverständlich" — sagt Polonski von Feth — „das Rätsel der Götter aber verlangt feinfühlende Naturen." Das ist die rechte Beurteilung der Fethschen Poesie. Er ist ein prachtvoller, eigenartiger Künstler, weil er in der nächtlichen Formlosigkeit, in dem Chaos, doch irgend welche Formen,

Digitized by Google

eine halbphantastische Materie herausfindet und mit seinem musikalischen Worte wiedergibt. Die Fethsche Poesie ist ein Halsschmuck von kostbaren Steinen in feinster Fassung, mit denen der Poet bei Sternen- oder Mondlicht spielt, jene Menschen in Verwirrung versetzend, die, während sie spät nachts bei ihren Redaktionstischen wachten, manchmal das Fenster aufmachten, um den Kopf von der rauchigen Atmosphäre zu erfrischen. Merkwürdig mußte diese Figur des Dichters den journalistisch gestimmten Journalkritikern erscheinen!

Polonski ist auch ein sehr grelles, lebendiges und kerniges Talent, aber uneben und nicht so zart wie das Talent von Feth. Er fand Klänge für alles, was im russischen Leben vorging, indem er seine persönliche, immer begeisterte Lyrik, in der seine echte Kraft steckte, nicht vertiefte. Unter seinen echten Kunstgenossen erschien Polonski nicht als ein völlig origineller Dichter, weil er seine Motive von überall hernahm, sie aber nicht bis zur gehörigen Vollendung brachte. Manchmal empfindet man bei ihm etwas Raisonnierendes, Melodramatisches und Deklamatorisches; sogar in seinen besten Gedichten, besonders in seinen größeren Schöpfungen. Als Mensch zeichnete er sich durch eine ungewöhnliche Geselligkeit und Herzlichkeit aus, die ihn zum Paten der jungen heranwachsenden Talente machten. Er begrüßte warm Nadson, Fofanow und eine ganze Reihe anderer junger Dichter, die noch jetzt sein Andenken ehren, indem sie einen sich oft versammelnden Kreis seines Namens bildeten. In ihm lebte etwas von Puschkin, von seiner Schlichtheit und Güte, von seinem kindlichen Lachen, aber etwas härterer Form — ohne die göttliche Puschkinsche Helligkeit und ohne den Puschkinschen Verstand.

Was Maikow anbetrifft, so ist das ein vorzügliches, kaltes und plastisches Talent, das Tjutschew und Feth ganz entgegengesetzt ist. Er begann mit anthologischen Gedichten, die ihm bald Berühmtheit einbrachten, und fuhr darauf fort, während seiner ganzen langen poetischen Laufbahn, seinen Reim auf dem klassischen Amboß des Hephaistos zu schmieden. Er war ein echter „Parnassien", ein „Tschinownik" im Leben, ein sprachloser, aber böser Reaktionär von byzantinischer Schattierung. Seine Gedichte — die tendenzlosen, mit der ebenen, klang- und maßvollen Melodie — sind voll Verstand und Nüchternheit dichterischer Sinneswahrnehmungen. Er blickte in viele Welten hinein, schrieb ein vorzügliches Poem aus der Verfallsepoche der griechisch-römischen Welt, schrieb über verschiedene andere historische

Digitized by Google

Themata, — immer bildlich, bezaubernd grell, schilderte in kurzen Gedichten italienische Eindrücke und Eindrücke von der russischen Natur — das alles aber wurde, bei aller Reife seines Talents, durch eine innere Kälte kraftlos gemacht und erschien ein wenig seelenlos. In seinen Gedichten ist alles Tag, alles Leib, alles — lebendige Materie; unter dieser kostbaren poetischen Hülle empfindet man aber keine Seelenkämpfe, keine innere Wahrheit.

Wenn man zu den genannten Dichtern noch die Namen solcher talentvoller Autoren hinzufügen will, wie Apuchtin, Golenichtschew-Kutuso, Slutschewski, wie Andreewski und K. R. (Großfürst Konstantin Konstantinowitsch), so werden wir fast die ganze ästhetische Hauptströmung der russischen Poesie erschöpft haben. Was für eine Verschiedenartigkeit von Schönheit, von Motiven und von Themen in dieser breiten, poetischen Bewegung, die in der Puschkinschen Epoche ihren Anfang genommen hatte und indem sie durch die große Begabung Baratynskis, Tjutschews und Feths gegangen ist, sich in weniger große Erscheinungen zersplitterte und in der gegenwärtigen Zeit sich ganz erschöpft hat! Eigentlich schwindet das Puschkinsche Motiv, das der Poesie des Weltchaos im Geiste Tjutschews entgegengesetzt werden kann, aus der russischen Literatur und wird für sie eine Art klassische Überlieferung, fast eine Legende, weil der Russe seine frühere, unmittelbare Ganzheit, seine frühere jugendliche Schönheit verliert. Wie auf dem Gebiete des russischen Romans die Tolstoische Normalität allmählich durch den chaotischen Wahnsinn Dostojewskis abgelöst wird, so folgen auch auf dem Gebiete der reinen Poesie den Puschkinschen Harmonien verschiedene Disharmonien, die vielleicht in etwas der Tjutschewschen Lyrik verwandt, aber von neuen, dämonischen Schattierungen sind. Es wird, wie es scheint, ein neuer Zug in der russischen Poesie bemerkbar, der irgend wann durch eine neue harmonische Erscheinung sich auszeichnen wird, die, vollendet wie das Puschkinsche Schaffen, mit ihm durch innere Bande historischer Evolution verbunden sein wird, die aber schon neue Offenbarungen enthalten wird, andere, ideelle Wahrheiten, eine neue Schönheit. Das wird ein neuer Morgen in der geistigen Geschichte des russischen Volkes sein, aber der Morgen eines reiferen Menschen, der bereits durch die Leiden psychologischer Selbstempfindungen und Selbstgeißelungen gegangen war, und plötzlich eine neue Energie empfand.

Digitized by Google

II.

Außer dieser Hauptströmung in der russischen Poesie gibt es in ihr noch eine ganze Strömung, eine eminent machtvolle, im Verhältnis zum kulturellen Rußland eine noch einflußreichere als die Welle der Puschkinschen Poesie. An ihrer Spitze steht Lermontow. Dem Talente nach ist das ein Koloß, ein Genie ersten Ranges, der es in der mächtigen Schnellkraft seines Schwunges mit Byron aufnehmen kann. „Nein, ich bin nicht Byron, ich bin ein anderer, ein noch unbekannter Auserwählter, wie er, ein von der Welt verfolgter Wanderer, aber mit einer russischen Seele," sagte er von sich. Und wirklich, bei Byronschem Sanatismus, bei aufrührerischer Seele, empfindet man bei ihm manchmal die russische Weichheit, die russische Wärme, jene Güte, die im Russen beim Beschauen der breiten und traurigen russischen Natur erwacht. Lermontow erblaßt nicht in einer Reihe mit Puschkin, obwohl bei Puschkin alles Lichtigkeit, alles edle Schönheit, bei Lermontow aber alles angespannt, erhitzt, voll Verzweiflung und Bitterkeit ist. Manchmal blitzen in der Schönheit seines Verses Züge einer Art Gotteslästerung auf, bald aber schimmern weiche, helle Bilder, man hört das Wehen weißer Engelsfittiche, die nach dem Himmel das Opfer der dämonischen Verlockungen tragen. Sein Vers ist grell, metallen, der Rhythmus klingt wie die Musik eines Trauermarsches, die Farben geben zwei entgegengesetzte Welten wieder — die irdische und die überirdische: „Sein Haupt ist zwischen Wolken, er ist zweier Elemente düsterer Bewohner," sagt Lermontow vom granitnen Felsen, mit dem er sich mehr als einmal verglichen hat.

Eine solche ist die Lermontowsche Poesie, die nur eine echte philosophische Kritik beleuchten könnte. Seine Unversöhnlichkeit mit der Wirklichkeit, sein rein individualistischer Trieb zur Freiheit wurden jedoch von der russischen Gesellschaft ohne die Lermontowsche komplizierte Psychologie wahrgenommen und, sozusagen, als eine Art bürgerlichen Protestis — der erste der Kraft, aber nicht der Zeit nach — kanonisiert. Die in der russischen Journalistik entstehende liberale, tendenziöse Poesie erblickte in ihm ihren Vorläufer. Diese Poesie schmälerte sofort den Kreis ihres Schaffens, und indem sie in sich Volksmotive von Kolzow aufnahm, wurde sie ein starkes, schmollendes Element in der fortschrittlichen Bewegung. So entstand die Nekrassowsche Poesie. Voll Feuer und Temperament, obwohl arm in psychologischer Beziehung, sehr unvollendet in rein-ästhetischem Sinne stellte sie auf einige Zeit

Digitized by Google

die Puschkinschen Einflüsse in Schatten. Tjutschew kannte die russische Gesellschaft nicht bis zur letzten Zeit. Feth wurde bespöttelt als ein oberflächlicher, süßstimmiger Sänger in den schweren Jahren des russischen öffentlichen Lebens. Polonski und Maikow wurden ganz totgeschwiegen. Die Gesellschaft beherrschte die Nekrassowsche Muse „der Rache und Trauer". Nekrassow war, als Redakteur einer einflußreichen Zeitschrift, in der Journalistik gesetzgebend und der erste Mann auf dem Gebiete der Gedichtliteratur. Er ist eine sehr bedeutende Figur in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, die im russischen Leben eine tiefe Furche zurückgelassen hat. Was ist das für eine reiche, widerspruchsvolle Natur! Nekrassow sang von dem Volke, während er seinem Charakter nach ein Grandseigneur war, mit unbezähmbaren Leidenschaften nach vielen Richtungen hin. Das alles ist in seine Gedichten zu empfinden, in den stolzen, starken, manchmal ungestümvorzüglichen, die oft wie ein lauter, büßender Aufschrei tönen. Das ist ein früherer Leibeigener, mit den Instinkten eines Leibeigenen im Blute, der aufrichtig über das Volk weint — nicht über das Volk im vollen Sinne dieses Wortes, sondern über die Bauern, weil es in Rußland kein ganzes Volk gibt, sondern nur eine ungeheure Masse von Bauern, die von einem Haufen intelligenter und halbintelligenter Menschen beherrscht wird. Diese Bauernmasse jedoch mit ihrem inneren Leben hat sich in der russischen poetischen Literatur noch nicht wiedergespiegelt, mit einer Ausnahme übrigens — der genialen, primitiv starken Poesie Kolzows. Das ist der einzige, wahrhaft volkstümliche Dichter unter den großen russischen Poeten, neben denen die Namen Nikitin, Surikow und andere erbleichen. Nekrassow aber, wiederhole ich, ist ein Grandseigneur, der von dem Bauern singt, dessen Schicksal er von der Höhe des Petersburger Journalismus beweint, aber nicht den Glauben an dessen künftige Wiedergeburt verliert. Von der Wiedergeburt des Bauern ist für ihn die Wiedergeburt von ganz Rußland abhängig.

III.

Die junge russische Poesie beginnt mit Nadson. Dieser talentvolle Mensch erklomm die Höhe einer unerreichbaren Popularität. Seine Gedichtsammlung wurde in einer großen Anzahl von Exemplaren verkauft. Er starb jung an der Schwindsucht; sein Name aber blieb noch vor den Augen der jungen Generation schweben, von einem Glorienschein umgeben. Seine Anhänger

Digitized by Google

verbreiteten das Gerücht, als ob er dem vergifteten kritischen Schwerte Burenins zum Opfer gefallen sei, der ihn während seiner Krankheit nicht verschonte. Diese seine Anhänger publizierten auch seinen Briefwechsel mit der erdichteten Gräfin Lida, ein im Grunde leerer, aber romantisch-anziehender Briefwechsel. Der Ruhm Nadsons beherrschte in kurzer Zeit alle Gesellschaftsschichten. In Wirklichkeit war das eine aufrichtige Begabung, eine edle, krankhaft-nervöse, aber zerklüftet und uneinheitlich. Sein Vers ist wohlklingend, aber immer uneben und nicht immer mächtig, wie die zitternde Saite einer Mandoline. Vor allem ist der Inhalt nicht originell: das ist eine Mischung des Nekrassowschen Bürgertums, Nekrassowscher Herrenbeichten und des Lermontowschen beleidigten Stolzes. Gewiß, diese Motive sind prachtvoll, aber ohne das Temperament Nekrassows und Lermontows verlieren sie jeden Zauber.

Tiefer und viel selbständiger als Nadson ist Minski. Er hat auch mit Nekrassowschen Motiven begonnen, von dem enttäuschten Bürgertum, in dem aber keine Unmittelbarkeit und Kraft vorhanden war, sondern Enthusiasmus des Kopfes. In seinen Gedichten spürte man immer einen Anflug europäischer Kultur. Und er ist in der Tat ein sehr kultureller Mensch, sogar zu kulturell, der für diese seine Kultur das preisgegeben hat, was tiefer und kostbarer ist als jede Kultur: die Frische der Sinneswahrnehmungen und die Schlichtheit des Herzens. Es ist, als ob er aus Paris käme, wo er die Rufe der Masse bei den Barrikaden gehört, die die Sache der Freiheit verteidigen, und hier in Rußland, in Petersburg begann in ihm die Sehnsucht zu erwachen. Das ist Minski in der ersten Periode seiner Tätigkeit, die ihm eine große Berühmtheit schuf. Niemand bemerkte die groben Unvollkommenheiten seines Verses, und dazu betrachtete man damals die Fragen echter Kunst als unnütze, fast kompromittierende für die ernste Kritik. Aber schon zu Ende der 80 er Jahre wendete sich Minski von dem Revoltieren in Versen jäh ab; er wendete sich dem Philosophieren in Versen zu, und legte hier Zeugnis von seinen ungewöhnlichen Verstandesfähigkeiten ab. Er unterstrich als erster in der russischen Poesie neue Stimmungen und schuf die Anfänge der künftigen Dekadenz. Das ist der Moment, in dem sein Enthusiasmus den Zenit erreicht hat. Seine Verse wurden gelesen, und obzwar sie die Unzufriedenheit des liberalen Publikums hervorriefen, schufen sie ihm jedoch in den literarischen Kreisen Anhänger und Mitkämpfer. Trotzdem war

Digitized by Google

für ihn dieser Moment, die zweitnächste Periode seines Schaffens, die die 90er Jahre umfaßt, von schicksalsschwerer Bedeutung. Seine Ideen lösten sich von dem los, was jede Seele erstarken macht, von dem Streben nach Ganzheit, nach einer möglichen Syntheſe. Er kam bewußt — der menschlichen Natur zum Trotz — in eine Zweiheit hinein, die von ihm immerwährend unterstrichen und auf den Schild erhoben wird. Jetzt ist er ganz in diesem Dualismus, in diesem Hexentanz blutloser Begriffe, in diesem Fluch einer künstlichen, wenn auch komplizierten Logik, die seine Seele ganz auszerrte, befangen. Jetzt ist bei ihm keine Poesie da, er beginnt auch schon der Versform untreu zu werden, indem er prosaische Belletristik und kritisch-philosophische Aufsätze schreibt, in denen es ihm viel leichter ist, für seine dekadenten Ideen Agitation zu machen. Sein Ruhm aber erbleicht von Tag zu Tag.

Ebenso ging es mit Mereshkowski. In der letzten Zeit versiegte seine poetische Tätigkeit in Reimen, indem sie in jenem Stadium der geistigen Evolution stehen blieb, mit dem er, wie es scheint, jetzt ganz aufgeräumt hat. Wenn man von seinen Gedichten spricht, müssen die Sammlungen derselben in Betracht gezogen werden, die vor einigen Jahren erschienen sind. Seine letzte Sammlung ist vom Geiste des Nietzscheanismus durchtränkt, von Motiven voll, die scheinbar Büchern entlehnt sind, aber in seiner Bearbeitung einen furchtbar pathetischen Ton erhielten. Er besingt das freche Lachen, „den Zauber des Bösen", das Überschreiten der natürlichen Normen und Gesetze. Bei alledem kann Mereshkowski ein guter Versifikator genannt werden; er ist auch ein vorzüglicher Stilist in Prosa. Sein Vers ist kalt, manchmal geziert, aber seine Formen sind immer vollendet und verschiedenartig. Der Dichter hat vieles gesehen, viel gelesen, indem er überall Material zur Reproduktion suchte; das ist sogar in seinen künstlerischen Manieren zu spüren; über ihnen schwebt immer die Hypnoſe vollkommener Kunstmuster. Mereshkowski hat selbst sein Geheimnis verraten: in seinem Buche „Die ewigen Begleiter", in welchem er über einige seiner Lieblingsautoren schreibt, nennt er u. a., wie aus Zerstreutheit, auch das Parthenon, — das echte, unbewegliche, athenische Parthenon!

Nach Minski und Mereshkowski muß Frau Hippius genannt werden. Außer Novellen, in der letzten Zeit auch kritischen Aufsätzen, und einem kleinen phantastischen Drama „Das heilige Blut", schreibt Frau Hippius manchmal kleine lyrische Gedichte, in denen

Digitized by Google

sie sich gestattet, kokett mit dem Rhythmus und mit dem freien Versmaß zu spielen. Das, was in den Novellen der Hippius lebt, aber durch kraftloses Raisonnement gefesselt wird — nämlich ihre überfeinerten dekadenten Empfindungen, das tritt in ihren Dichtungen frisch und unverfälscht hervor. Sie sind talentvoll und, mit Ausnahme einiger Sachen von philosophischer Färbung, maßvoll und graziös. Das ist eine echte Dichterin der Empfindungen, keine kraftvolle, ein wenig monotone, aber eine zarte und selbständige. Wenn in den Novellen der Hippius die seidenen Röcke ihrer Heldinnen knistern, so erklingt in ihren Gedichten das angenehme, stille Flüstern kosender Reime.

Als der hervorragendste Dichter der Dekadenz der Gegenwart muß Balmont anerkannt werden. Während seine älteren Kollegen — Minski und Mereshkowski — als Dichter von der Szene verschwinden, beginnt der poetische Stern Balmonts immer greller zu leuchten. Trotz der Unpopularität der Dekadenz in Rußland genießt Balmont, mit diesen oder jenen Bedenken, allgemeine Anerkennung. Die Zeitschriften drucken ihn gern, und das aufmerksame Publikum wiederholt die zarten Klänge seiner poetischen Harfe. Trotz der Rhetorik eines etwas künstlichen Dämonismus, trotz prätentiöser Gesuchtheit in Titeln und Themen, ist die Balmontsche Poesie eines gewissen Zaubers voll. Er empfindet lebhaft die Natur, obwohl er sie in dekadenten Verkürzungen sieht, er vermag den Klang der eigenen Seele zu erhaschen und ihn in hellen, zarten Tönen wiederzugeben. Manchmal empfindet man in seinen leisen, weichen Träumereien das Aufblitzen eines elementaren, inneren Aufruhres. Er ist der talentvollste Dichter in dem dekadenten Quartier der russischen Literatur und dazu noch eine ungewöhnliche und intelligente Arbeitskraft. Er lernt immerwährend, reist in Europa herum, übersetzt in Prosa und in Reimen Shelly, Poe, Calderon und kommt überhaupt nicht aus der Strömung der modernen ideellen Interessen heraus. Man kann mit Sicherheit sagen, daß sein Name auf dem Himmel der russischen Poesie zwischen den Sternen und Trabanten nicht verloren gehen wird.

Minski, Mereshkowski, Hippius, Balmont — das sind nun sämtliche russische Dekadenten. Sie erschienen als Vertreter neuer Gärungen in der Literatur und stellten im Verhältnis zur vorhergehenden Nekrassowschen Epoche eine oppositionelle Kraft dar. Sie erkannten nur die Traditionen von Puschkin, Baratynski und Tjutschew an. Jedoch ist bei keinem von ihnen der helle

Digitized by Google

Tag von Puschkin mit seiner Verschiedenartigkeit und Getreuheit dem Volkskolorit vorhanden, nicht die dämmernden Träumereien und Gedanken Baratynskis, nicht die nächtlichen Offenbarungen eines Tjutschew, die voll Metaphysik und Mystik sind, und in der Literatur ein bisher nicht existierendes Muster der poetischen Weltanschauung, nicht durch die persönlichen, individuellen Prinzipien darstellen, sondern durch das unpersönliche, chaotische und religiöse Element der Seele. Die modernen Dekadenten mit ihren individualistischen Begabungen bilden in ihren Gedichten die Morgendämmerung eines neuen Tages.

IV.

Wenn man von der modernen russischen Poesie spricht, ist es notwendig, einen besonderen, hervorragenden Platz dem großen, sogar merkwürdigen Talente Fofanows zuzuweisen, denn es ist unmöglich, diesen großen, glänzenden Stern nicht zu bemerken. Manchmal scheint es, als ob er mit der Zeit alle anderen russischen Poeten in den Schatten stellen würde, weil in ihm eine große Unmittelbarkeit lebt, die bei den Dekadenten, deren Schaffen nicht nur von etwas Ideellem, sondern sogar von Raisonnement durchdrungen, nicht zu finden ist. Fofanow hat eine grelle Phantasie mit dem Anstrich von Wahnsinn und ein sich immer quälendes Herz, das mit der Fülle menschlicher Empfindungen lebt. Ein Schmerzensschrei geht durch seine Dichtungen, die manchmal den Zauber der Tjutschewschen und Fethschen Poesie erreichen. Seine Versifikation ist unvergleichlich, trotz aller Unebenheiten seines Naturells und der Unvollkommenheit seiner Arbeit. Das ist ein Dichter von höchstem Schwunge; manchmal ist er von einem krankhaften Beben und Dröhnen. Seine Seele ist ein prachtvoller, aber gebrochener Spiegel, in dem die ganze Welt widerscheint.

Fofanow verwandt ist Ljdow. Aber er ist allererst ein feuriger und überzeugter Idealist, der zum Vorwurf dasjenige nimmt, was er von seinem eigenen Standpunkte des Idealismus gutzuheißen vermag. Ein Kantianer der russischen Poesie, von einer gewissen Naivität und einer großen Herzlichkeit. Gleich Fofanow ist er zuweilen außerordentlich unmittelbar, obwohl er nicht die Fofanowsche Phantasie besitzt. Ljdow vermag vor großen Mustern sich zu beugen, indem er sich unwillkürlich von ihren Motiven in seinen Gedichten hinreißen läßt und sogar für sie Agitation auf der Rednertribüne macht. In den Vor- und Nachworten zu den dünnen Bändchen jener Gedichte, die er selbst neu verlegt, in dem er das ausschaltet, was er nicht mehr seiner würdig

Digitized by Google

findet, polemisiert er gegen die tendentiöse Poesie mit solchem Pathos, daß er die Spötteleien der Rezensenten hervorruft.

Es muß nun auch das rein erotische Talent der Lochwizkaja erwähnt werden. Unter den modernen Dichtern nimmt sie eine ganz selbständige Stellung ein. Sie erinnert an niemand und wetteifert auch mit niemandem. Das ist eine moderne Sappho — eine Sängerin der leidenschaftlichen Liebe, aber der normalen Liebe, mit echtem Feuer in ihrem semitischen Blut. Die Journale und Zeitungen verspotteten sie oft wegen der Einseitigkeit ihres dichterischen Schaffens, und vielleicht verwirrte sich auch die talentvolle Dichterin durch diese Vorwürfe, weil sie neue, für sie durchaus nicht passende Motive zu suchen begann. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß in ihrem Genre die Lochwizkaja ein hervorragendes Talent, das seinen Weg ruhig weitergehen soll, ist. Ihr Reim ist vollendet, wohlklingend, ihre Farben heiß, grell, und sie besitzt eine Freiheit und Gewagtheit in den Stimmungen. Einige ihrer Gedichtsammlungen wurden trotz aller Spötteleien rasch verkauft, und das zeigt, daß in der Gesellschaft ein Bedürfnis nach gesunder, kräftiger Poesie vorhanden ist, ohne psychologische Risse, ohne raisonnierende Motive.

Es gibt noch einige Dichter, die nicht ohne Talent sind, obwohl nicht so bedeutend und abgeklärt, um von ihnen einzeln sprechen zu können. Solche sind Lebedew, Bunin, Fedorow, Schuff, Tan, Melschin-Jakubowitz, die alle eifrig arbeiten und Sammlungen ihrer Schöpfungen herausgeben. Von ihnen spielen Tan und Jakubowitz auf Nekrassowschen Saiten, obwohl letzterer, Jakubowitz, auch mit der Übersetzung der Baudelaireschen „Blumen des Bösen“ sich beschäftigte. Die übrigen von den genannten Dichtern erinnern an die ersten Versuche von Fofanow und Ljdow. Sie haben Talent, aber keine genügend ausgeprägte Individualität. Von diesen Dichtern zweiten Ranges sind als fertige Physiognomien Apollon Korrinski und Welitschko zu nennen. Apollon Korrinski ist ein prätentiöser, lärmender, innerlich inhaltsloser Reimschmied, der eine Reihe Bücher mit gezierten Benennungen herausgegeben hat, und der nach dem Geschmack der Masse gutmütiger, anspruchsloser Leser ist. Welitschko — eine Art scharfsinnigen Coupletisten, der aber zu orientalischen Farben und Motiven neigt, die er auch bei den orientalischen Dichtern entlehnt. Er war Journalist und ein durchaus unsauberer Publizist mit chauvinistischen Ausfällen gegen alles Nicht-Russische, ein Tschinownik, der die Interessen seiner Karriere nie aus den Augen verlor.

Digitized by Google

V.

Es bleibt noch übrig, eine kleine Gruppe von Dichtern zu nennen, die sogenannten Moskauer Symbolisten. Diese Gruppe hat gegenwärtig einen eigenen Verlag „Skorpion", der unter anderem sich auch mit der Herausgabe von Übersetzungen ausländischer Autoren von der passenden Richtung, wie Edgar Poe, Ibsen, D'Annunzio, Hamsun usw. beschäftigt. Große Liebe bei diesen Dichtern genießen Balmont und Sologub, aber als ihr echter Götze erscheint der noch ganz junge Dichter Alexander Dobroljubow. Das ist ein eigentümlicher Jüngling, mit den Manieren des äußeren Originell-Sein-Wollens und mit einem Hang zu „Geheimhandlungen" auf dem Gebiete einer nicht einwandsfreien Moral. Er verließ die Universität, um zu Fuß nach dem Solowezki-Kloster zu gehen. „Skorpion" gab ein kleines Bändchen seiner Gedichte heraus, mit ehrfurchtsvollen Bemerkungen und einleitenden Aufsätzen von Iwan Konewskoi und Walerius Brjussow. Iwan Konewskoi erforschte die Persönlichkeit Dobroljubows. Nun stellte sich heraus, daß Dobroljubow eine besondere Absicht hatte — seine eigene Welt „außerhalb der menschlichen Gefühle und außerhalb der menschlichen Gedanken, außerhalb des Körpers und außerhalb des Verstandes" zu schaffen. In dieser Aufgabe des Schaffens, das von den gewöhnlichen Sinneswahrnehmungen und von der gewöhnlichen Logik mit ihren Traditionen losgelöst ist, erblickte Konewskoi den Ausdruck eines „großen Geistes". — Das Wesen dieser Aufgabe besteht scheinbar darin, den Eingebungen des eigenen Willens in allen seinen freien Launen zu folgen. Die Gedichte Alexander Dobroljubows stellen eine charakteristische Illustration dar zu einer solchen Art des Schaffens, das frei von den Lebensfarben ist, weil sie nie auf Sinneswahrnehmungen begründet, frei von allen bestimmten Ideen, weil hier jede Logik als unnütz verworfen wird. Es ist leicht zu verstehen, daß bei solchen Bedingungen die Poesie Alexander Dobroljubows gar keine Poesie ist, sondern das krankhafte Geschwätz einer in sich verschlossenen und leeren Seele, die ohne Talent ist und ohne lebendige Wechselbeziehungen mit der Natur, mit dem Menschen, mit der Kunst — jener echten, nicht flunkerhaften „Geheimhandlungen" lebt, aus denen das künstlerische Schaffen entsteht. Die Dobroljubowschen Gedichte sind trocken, geziert und dazu primitiv sinnlos. In ihnen sind jene Halluzinationen gar nicht vorhanden, die durch einen starken Willen, der sogar in der Leerheit wirkt, entstehen konnten.

Digitized by Google

Was die übrigen Dichter dieser Gruppe anbetrifft, so muß als der hervorragendste von ihnen Walerius Brjussow anerkannt werden. Er schreibt Gedichte, kritische Bemerkungen und sogar Studien über Fragen der Literatur. Wie es scheint, ist er ein sehr intelligenter Mensch, mit einer guten wissenschaftlichen Vorbildung für eine ersprießliche literarische Tätigkeit. Wenn nicht die Fahne als „Skorpion" und die durch ganz Rußland einst donnernden Verschrobenheiten seiner früheren poetischen Tätigkeit, so könnte Brjussow in die allgemeine Strömung der neuesten dekadenten Kunst hinein. Einst verfaßte er ein einzeiliges Gedicht: „O, umhülle Deine bleichen Füße", — nichts mehr. Ganz Rußland lachte über dieses „Gedicht", und seit der Zeit klingt der Name Brjussow ebenso lächerlich wie die Namen der anderen Moskauer Dekadenten — Konewskoi, Baltruschaitis, Durnowo, Miropolski. Aber trotzdem ist Brjussow doch ein begabter Mensch; gegenwärtig ist es schwer zu bestimmen, was aus ihm in Zukunft werden wird.

Unter den von mir genannten Dichtern, die gegenwärtig noch am Leben sind, sind nicht wenige Talente. Diese Talente haben aber ausschließlich einen lyrischen Charakter und umfassen nicht das russische Leben in seiner Allgemeinheit, in seiner epischen Struktur. Sie arbeiten, indem sie sich in ihre persönliche Tiefe vergraben, und dort Material für ihre Verkörperung in einer neuen, bisher nur noch gesuchten, aber von allen erwarteten psychologischen Wahrheit suchen. Diese Wahrheit wird später oder früher zum Ausdruck gelangen und sich in einem poetischen Werke verkörpern, weil Rußland in seinem poetischen Schaffen, wie im Schaffen des Rein-Belletristischen noch nicht erschöpft ist.

Digitized by Google

Ein Sommerabend.

Mit schwerem Atmen starb der Sommertag.
Im Kahn wir, du und ich, den See entlang.
In unsrer Liebe scheuen Lebensschlag
Ein neues Wissen übermächtig rang.

Mir in den Sinnen gor's wie heißer Wein,
Aus deinen Augen sog ich Trank um Trank,
Und deine Hände klammerten sich ein,
Und deine Stimme ward vom Zittern krank.

Ein wildes Schicksal lacht' in unserm Blut —
Was hast du dich so jäh hinabgebückt
Und eine weiße Lilie aus der Flut
Mit unbewußtem Willen abgepflückt?

Was hieltest du wie bittend sie empor?
Dein Wesen war wie ein erschrockner Traum.
Da starb, was in mir siedete und gor,
Und wunschlos küßt' ich deines Kleides Saum.

Gustav Schüler.

Digitized by Google

Streiflichter.

Wie Sonnenschein fällt die Hochzeit unseres Kronprinzen in die trotz Frühlingshelle düstere Welt. Millionen treuer Herzen begleiten den bedeutsamen Tag mit herzlichen Segenswünschen: Glück dem hohen Paare! Glück durch sie auch dem Volke, das in ihnen seinen künftigen Kaiser, seine Kaiserin sieht und verehrt!

Und noch ein Sonnenstrahl hat uns geleuchtet: die Schillerfeier! Ein Volk, das sich in allen seinen Schichten einig zusammenfindet, den Mann zu ehren, der, wie kaum ein zweiter, die Verkörperung des Idealismus darstellt, ehrt nicht nur sich selbst, sondern zeigt, daß Kräfte in ihm lebendig sind, die äußere und innere Größe verbürgen. Das Fest des Idealismus, das wir im Mai gefeiert haben, war eine Gewähr hoffnungsreicher Zukunft.

Graf Bülow ist gewiß kein Staatsmann großen Stiles, aber, daß er in der äußern Politik glückliche diplomatische Stunden hat, muß zugestanden werden. Und solch eine glückliche Stunde war die Marokkofahrt unseres Kaisers. Böse hat der deutsche Fuß in Nordafrika die schön geformten Zirkel Frankreichs und Englands zertreten, und mit Wucht, trotz aller Sanftheit, wurde von Deutschland sein Gewicht als Weltmacht in die Wagschale geworfen. Wenn irgendwo das alte Wort: ich kam, sah und siegte Anwendung findet, dann beim zweistündigen Kaiserbesuch in Tanger. Der diplomatische Sieg ist ein bedeutender nach der ideellen und materiellen Seite. Nach der ideellen: die Anerkennung der entscheidenden Stellung Deutschlands Mächten wie Frankreich und England gegenüber; nach der materiellen: die offene Tür für deutschen Fleiß und deutsche Energie in gewinnreichen Gebieten.

Durch das Ungeschick des Charlottenburger Hochschulrektors ist in den Kampf um die akademische Freiheit eine bittere Verschärfung hineingetragen worden. Auf diese neueste Verwickelung gehe ich aber nicht ein. Die Studenten in ihrer erfreulichen, einmütigen Entschiedenheit werden die Sache schon selbst wieder ins Lot*) bringen. Aber ein offenes Wort zum Hochschulstreit muß ich noch sprechen. Es betrifft die sedes materiae, die Auflehnung der deutschen Studentenschaft gegen die ultramontanen Studentenverbindungen.

Auch auf nicht-katholischer Seite spricht man sich gegen ihre Beseitigung aus. Dabei übersieht man eines, das Entscheidende. Wären die katholischen Studentenverbindungen wirklich rein konfessionell, rein katholisch religiös, ihre Unterdrückung bedeutete in der Tat ein Unrecht; so unerfreulich solche religiöse Absonderungen innerhalb unserer studierenden Jugend in sich auch sind. Aber immer und immer wieder muß hervorgehoben werden: die katholischen Verbindungen sind nichts weniger als rein religiöse Vereine. In ihrem Kern und Wesen sind sie antikulturell und politisch, und dieser Tatsache gegenüber kann von ihrer Daseinsberechtigung auf unseren Hochschulen keine Rede sein, ihre Beseitigung ist ein Recht und eine Pflicht, wie es Recht und Pflicht ist, schädliche

*) Ist inzwischen geschehen.

Digitized by Google

Fremdkörper aus einem Organismus zu entfernen. Die katholischen Studentenverbindungen stehen und müssen stehen auf dem Standpunkte des Syllabus, d. h. auf dem Standpunkte schroffer, feindseliger Gegensätzlichkeit zum modernen Staate und allen seinen Lebensbedingungen. Lehr- und Lernfreiheit, Freiheit der Wissenschaft, vollkommene Staatssouveränität gibt es für sie nicht und darf es überhaupt nicht geben. Der Staat ist der Kirche unterworfen, ist für sie feststehender Grundsatz, der ungescheut von ihnen ausgesprochen wird. Ich erinnere nur an die große Studentenversammlung vom 8. Dezember 1904 in Leipzig, auf der — ich habe es mit eigenen Ohren gehört — ein Student der Rechte (!), der zweite Chargierte der dortigen katholischen Studentenverbindung „Burgundia", Herr J. Maaßen, sich offen zum „Kulturprogramm" des Syllabus bekannte und frank und frei die Syllabuslehre vortrug: Der Papst hat auch heute noch das Recht, Könige und Fürsten, und zwar auch evangelische, abzusetzen. Haben auf solchem Boden ruhende Verbindungen Daseinsberechtigung innerhalb der Bildungsstätten deutscher Jugend, der Zukunft unseres Volkes? Mögen die katholischen Studentenverbindungen gemeinsam eine öffentliche Erklärung erlassen, in der sie den antikulturellen Standpunkt des Syllabus ablehnen, dann ließe sich über ihre kulturelle Berechtigung auf den Hochschulen verhandeln. Solange eine solche Erklärung nicht ergeht, und sie wird nie ergehen, ist die Berechtigung dieser Verbindungen rundweg zu verneinen.

Man wird sagen, das Verlangen einer solchen Erklärung ist unberechtigt. Nein, es ist nur zu berechtigt. Denn der Syllabus steht nun einmal in der katholischen Welt da als „Richtschnur und Lichtsäule" (Pius IX. am 16. Juni 1871), „als sicherer Wegweiser für die Katholiken" (Leo XIII. am 1. Nov. 1885), „als Probierstein, durch den unterschieden wird, was mit der katholischen Wahrheit übereinstimmt oder ihr widerspricht" (Kardinal Fischer von Köln am 19. März 1903); „dem Syllabus wohnt nun einmal eine alle Katholiken verpflichtende Kraft inne" (Staatslexikon der Görresgesellschaft V, 668), er ist nun einmal, nach der Erklärung des katholischen Universitätsprofessors Dr. Schanz in Tübingen „eine die Katholiken auch zu innerlichem Gehorsam verpflichtende Doktrin des allgemeinen Lehramtes" (Staatslexikon der Görresgesellschaft, 2. Auflage vom Jahre 1904, V, 655). Steht es aber so um die Autorität des Syllabus für die katholische Welt, und sind anderseits seine Lehren (wie der katholische Fürst Hohenlohe, der spätere Reichskanzler, am 9. Nov. 1869 erklärte), „gerichtet gegen die Grundsätze, auf denen das öffentliche Leben, wie es sich bei den zivilisierten Völkern entwickelt hat, als auf seiner Grundlage beruht", dann ist es nicht nur Recht, nein, es ist Pflicht des modernen Kulturstaates, sich zu vergewissern, daß auf seinen Hochschulen keine organisierten Verbindungen künftiger Staatsbeamten bestehen, die zur Grundlage dies, seine eigene Existenz bekämpfende, Syllabus-Programm haben, daß in seinem letzten, dem achtzigsten Satze, die Kriegserklärung ausspricht: „Der römische Papst kann sich nicht versöhnen und vergleichen mit dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation." Studentenverbindungen, die diesem Grundsatze „innerlichen Gehorsam" leisten, ihn als „Richtschnur", „Lichtsäule", „Wegweiser", „Probierstein" anerkennen, zu

Digitized by Google

unterdrücken, ist kein Eingriff in die akademische Freiheit, sondern ihre Verteidigung. Sachlich aufs schärfste muß ich mich also gegen diejenigen liberalen Zeitungen und Abgeordneten wenden, die vom Standpunkte der akademischen Freiheit aus die Unterdrückung der katholischen Studentenverbindungen für unrecht erklären. Sie haben geschrieben und geredet über Dinge, die sie nicht kennen. Wie oft und wie scharf habe ich leider meine Stimme schon erheben müssen gegen die Unwissenheit über den Ultramontanismus! Endlich muß es doch nützen; endlich müssen doch die berufenen Schützer und Förderer unserer Kultur — Presse und Volksvertretung — die gebieterische Pflicht erkennen, den gewaltigsten Kulturgegner und die gefahrvollste Umsturzbewegung aller Zeiten gründlich zu studieren.

Das ist die antikulturelle und staatsfeindliche Seite der soit disant katholischen Studentenverbindungen. Dazu kommt ihr politischer Kern. Sie sind und sollen sein Pflanzstätten für das Zentrum, sein organisierter Nachwuchs. Wer das leugnet, leugnet das Tageslicht. Die katholischen Studentenverbindungen feiern kein größeres Fest, ohne daß Zentrumsführer die Hauptreden halten, Reden, in denen die enge, organische Verbindung zwischen Zentrum und Studentenvereinen stark betont wird; fast ausnahmslos sind die Zentrumsgrößen, die Lieber, Porsch, Bachem Hertling usw. aus den katholischen Studentenverbindungen hervorgegangen; Jahr für Jahr halten die katholischen Studentenverbindungen ihre Paraden zusammen, zu gleicher Zeit und am gleichen Ort, mit der großen Zentrumsparade, genannt „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands", und das Präsidium der „Generalversammlung" versäumt nie, den Festkommers der Studenten durch Gegenwart und Rede zu verherrlichen, und so die Zusammengehörigkeit zwischen Zentrumsheerschau und Studentenheerschau offiziell zu bekunden.

So sind die katholischen Studentenverbindungen parteipolitisch im eigentlichen Sinne des Wortes. Und die Beseitigung politischer Organisationen soll gegen die akademische Freiheit sein?? Nicht eine einzige der vielen anderen politischen Parteien hat solche akademische Pflanzschulen, aber das Zentrum hat ihrer an jeder Universität, an manchen sogar mehr als eine, und wenn man diese unakademischen Gebilde beseitigen will, schreit das Zentrum über Vergewaltigung, und — das ist das Erstaunliche — findet auch in der nichtultramontanen Welt dafür ein Echo!

Nachbeter findet auch folgendes Gerede der ultramontanen Presse: „Seit 50 Jahren bestehen die katholischen Studentenverbindungen ‚friedlich und harmlos'; jetzt auf einmal sollen sie gefährlich sein." Eine sehr ernste Antwort ist darauf zu geben. Gerade seit 50 Jahren macht sich auch der steigende Einfluß des Ultramontanismus geltend; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist er in die Breite und Tiefe gewachsen; heute erfüllt er buchstäblich das politische, soziale und wissenschaftliche Leben. Und diese 50jährige Tatsache steht mit der 50jährigen Tatsache des Bestehens der katholischen Studentenverbindung in der engen Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung. In den seit 50 Jahren bestehenden katholischen Studentenverbindungen sind alle führenden Männer des Ultramontanismus gebildet worden; jene Männer, die in Wort und Schrift, in der Politik, in der Presse, in der Schriftstellerei seit 50 Jahren die staats- und kulturfeindliche ultramontane Weltanschauung

Digitized by Google

vertreten und fördern. Das ist die Lehre aus dem 50jährigen „friedlichen" Bestehen der katholischen Studentenverbindungen. Sie waren 50 Jahre und sind noch heute der akademische Nährboden des in Deutschland übermächtig gewordenen Ultramontanismus.

Im Zusammenhange hiermit seien zwei Äußerungen festgenagelt, die zwei Zentrumsführer auf den Parteitagen der rheinischen Zentrumspartei zu Düsseldorf und Aachen am 3. Mai d. J. getan haben. Der Abgeordnete de Witt, preußischer Amtsrichter, erklärte: „Wenn die vier thüringischen Staaten dagegen (gegen die Beseitigung der katholischen Studentenverbindung zu Jena) mit Erfolg nicht auftreten konnten, dann haben sie ihre Existenzberechtigung verloren!" Wörtlich das gleiche wiederholte der Abg. Bachem; er fügte hinzu: „Das ist nicht wider den Föderalismus. Der gesunde Föderalismus kann nur erstarken, wenn man darauf verzichtet, mit seiner Flagge auch solche Kleinstaaten zu decken, welche den einfachsten Grundsätzen von Parität und Toleranz unzugänglich sind und ihnen sogar direkt ins Gesicht schlagen. Ein Reservatrecht der Katholikenquäler werden wir niemals anerkennen, noch respektieren." Also vier deutsche Bundesstaaten müssen vom Erdboden verschwinden, weil sie die Beseitigung einer katholischen Studentenverbindung genehmigt haben! Frecher, allerdings zugleich auch grotesk-lächerlicher kann das Selbstgefühl des Zentrums nicht zum Ausdruck kommen. Aber es kann auch nicht deutlicher zum Ausdruck kommen, wie viel dem Zentrum an der Erhaltung der katholischen Studentenverbindungen liegt: sie sind eben seine akademischen Pflanzschulen. Und welche rechtsverletzende Brutalität liegt nicht in den Worten des Zentrumsführes Bachem gegenüber der föderalistischen Grundlage des Deutschen Reiches: „Was liegt uns am Bestande des Deutschen Reiches, wenn unsere Interessen durch es verletzt scheinen." Zynischer hat der Ultramontanismus kaum je es ausgesprochen, daß er über „Zwirnsfäden" — hier die Existenz von vier deutschen Bundesstaaten! — nicht stolpert, um seine Ziele zu erreichen. Der Zweck heiligt die Mittel! Er würde gegebenen Falles auch über die Existenz von Kaiser und Reich nicht „stolpern". Und solch einer brutalen Macht gegenüber sollten wir über den falsch gedeuteten Begriff „akademischer Freiheit" stolpern? Wenn wir es tun: wir sind der wahren akademischen Freiheit nicht wert.

Geben wir uns doch keinen Täuschungen hin! Sehen wir doch die Dinge, wie sie sind, und nicht, wie wir sie wünschen! Auch ich gehöre zu den aufrichtigen Friedensfreunden; vor allem konfessionelles Gezänk ist mir verhaßt. Mit beiden Füßen stehe ich auf dem Standpunkte: „Jeder soll nach seiner Fasson selig werden." Solange aber unter konfessionell-religiöser Umhüllung der kultur- und staatsfeindliche Ultramontanismus mit steigender Macht uns gegenübersteht, solange heißt es, in Klarheit, Festigkeit und eiserner Konsequenz den Kampf zu führen: si vis pacem, para bellum.

Das Neueste auf dem Gebiete der Konfessionalisierung des bürgerlichen Lebens sind ultramontan-katholische Kneipen. Die „Germania", das Zentralorgan der Zentrumspartei, vom 30. April 1905 ent-

Digitized by Google

hält die Ankündigung „an alle werten Glaubensgenossen“, daß „Friedrich Köster, Mitglied des St. Matthiasvereins,“ das Restaurant „Vier Generationen“, Berlin, Oranienstraße 69, übernommen habe. Als im Jahre 1897 der Präsident der französischen Republik, Felix Faure, einigen Bischöfen das Kardinalsbarett aufsetzte, stand auf dem Menü des Frühstücks, das er den neuen Purpurmännern gab, ein Poulet Vatican. Dies erlauchte kulinarische Vorbild wird das „Mitglied des St. Matthiasvereins“ hoffentlich anfeuern, für seine „werten Glaubensgenossen“ ähnliche konfessionelle Leckerbissen auf die „reichhaltige Tageskarte“ zu setzen. Wie wäre es mit Pâté Pie X, sauce Bülow? Doch Scherz beiseite, solche Dinge sind ekelhaft; aber ernste Zeichen unserer Zeit. Zu diesen Zeichen gehört auch das Folgende: Um seinen nach Hunderttausenden zählenden Lesern die Notwendigkeit des Kirchenstaates zu beweisen, schreibt eines der am weitesten verbreiteten ultramontanen Sonntagsblätter, der in Paderborn erscheinende Leo (24. Juli 1904):

„Unterm Krummstabe fühlte sich Rom und das römische Territorium hundertmal wohler als heute. So lehrt die unverfälschte Geschichte! Wie sehr aber auch das Seelenheil der Untertanen des Kirchenstaates in Betracht gezogen wurde, das geht aus der Behandlung hervor, die im päpstlichen Rom den zum Tode verurteilten Verbrechern gewährt wurde. Vorab wurde nur höchst selten und zwar lediglich für die schlimmsten Verbrechen der Tod festgesetzt. War aber die Entfernung des Missetäters aus der Menschheit unumgänglich nötig, so wurde dem Verurteilten wenigstens noch nach der letzten und zwar der wichtigsten Seite des Lebens höchstes Wohlwollen, beste Fürsorge erwiesen. Man bat und beschwor ihn, man belehrte und flehte ihn an, wenigstens noch für seine überirdische Zukunft zu sorgen, seine Rechnung mit dem himmlischen Richter vor der Hinrichtung zu ordnen. Die berühmtesten (!) Seelsorger (es fallen einem dabei „die berühmtesten Primadonnen“ ein) wurden zu dem Sträflinge entsandt, um ihm zu Herzen zu reden; es bestanden ganze Gebetsvereinigungen zum Zwecke der Bekehrung von verstockten Verbrechern, die nicht bloß den Himmel mit stündlichen Bitten bestürmten, sondern auch heilige Messen für ihn lesen ließen und in jeder Hinsicht das Menschenmögliche taten. Die meisten Verbrecher gingen denn auch mit gereinigter Seele zum Richtplatze; ein großer Volkshaufe, voran die Sühnemitglieder obengenannter Vereine, begleiteten sie zum Tode, riefen ihnen auf dem letzten Gange Glückwünsche zur Bekehrung zu und versuchten alles, ihnen die Endaugenblicke des Lebens so leicht wie möglich zu machen. Blieb aber ein Verbrecher verstockt, wies einer fortdauernd die Tröstungen und Segnungen der Kirche zurück, so entfaltete sich eine wahrhaft rührende Bewegung in allen Schichten der Bevölkerung für seine Seelenrettung: wenn alle Mittel zur Umkehr im Kerker erschöpft waren, so wurden dieselben auf dem Gange zur Richtstätte nochmals völlig erschöpft. Das Volk und die Sühnemitglieder flehten den Verbrecher mit gerungenen Händen um Besserung an; man entrollte ihm die schönsten Bilder fürs gottversöhnte Jenseits, die abschreckendsten fürs gottverlassene; man bat und beschwor ihn bei seinen Eltern, seinen Freunden, bei allem, was ihm lieb und wert auf der Erde. Kam der Zug an einer Kirche vorbei, so hielt er an, und laute Ge-

Digitized by Google

bete vor dem Allerheiligsten, brausende Orgelgesänge appellierten an das harte Herz des Sünders. Am Hinrichtungsplatze selbst aber verschmähte man auch das Mittel der Tränen, des lauten Bestürmens des Himmels nicht, um noch im letzten Augenblicke eine Umkehr zum Rechten bei dem Delinquenten hervorzubringen. „Solcherlei Dinge sind der südländischen Überschwenglichkeit, dem Überschwange des heißen italienischen Blutes beizumessen," werden die Kirchenfeinde einwerfen. Wir aber sagen, solche herrlichen Kundgebungen von Menschen- und Christenliebe sind echt katholisch und echt kirchenstaatlich!" Auf welch geistig-„religiösem" Niveau steht doch die Masse des katholischen Volkes, daß es solches Zeug als Nahrung hinnimmt! Und dabei beachte man, daß der „Leo", der, nebenbei bemerkt, im Dienste des Bonifatiusvereins steht, nicht etwa nur in den unteren Volksschichten verbreitet ist, nein, sein Lesepublikum findet er in den gebildeten katholischen Kreisen. Nichts zeigt deutlicher die geist- und religiontötende Wirkung des Ultramontanismus, als die breite und massige Existenz von Blättern wie der „Leo", deren Inhalt, abgesehen von der ständigen Hetze gegen Andersgläubige, durchweg aus literarischen Minderwertigkeiten und blöden Wundergeschichten besteht. So ist es erklärlich, daß jüngst selbst ein katholischer Universitätsprofessor, der Breslauer Domkapitular Dr. Sdralek, allerdings zum großen Ärger der ultramontanen Presse, sich, durch die Macht der Tatsachen gezwungen, zu dem Geständnisse genötigt sah: „die Schundkolportage hat unter den Katholiken ihre Hauptabsatzgebiete" (vgl. Köln. Volkszeitung Nr. 358 und 376, 1905).

Just, als ich den Strich unter die „Streiflichter" machen wollte, erscheint in der „Kölnischen Zeitung" ein offenbar inspirierter Artikel: „Rom am Scheidewege", der, zusammen mit der Berufung der „edlen Herren der Kirche", den Kardinälen Fischer und Kopp und den Bischöfen Benzler und Fritzen ans kaiserliche Hoflager zu Metz, große symptomatische Bedeutung hat. Leider keine günstige! Der Artikel prophezeit eine Abkehr Roms von den romanischen Völkern und ein Sichhinwenden zu den saxo-germanischen, besonders zum deutschen Volke, unter wesentlichen Zugeständnissen an die den Deutschen innewohnende freiheitliche Gesinnung. Nicht eindringlich genug kann vor dem Artikel gewarnt werden. Ist er von einem ehrlichen Manne geschrieben, so hat größte Unwissenheit über Roms eigentliches Wesen ihm die Feder geführt; war sein Verfasser aber nicht ehrlich, so ist der Artikel entweder ein schlimmer Täuschungsversuch, berechnet für die Millionen Unwissender, die an die Möglichkeit glauben, daß das Papsttum freiheitlich werden könne; er ist dann die Predigt des Fuchses an die — Gänse; oder — und das wäre das allerschlimmste — er ist Stimmungsmache aus der Wilhelmstraße für eine neue Kirchenpolitik. In jedem Falle: seien wir auf der Hut! Das Cave Romam kann nicht tief genug in unsern Sinn eingehämmert werden Rom, das Papsttum ändert sich nicht, oder erst dann, wenn es seine Vergangenheit ausdrücklich und formell abschwört. Aus sich selbst tut das Papsttum das aber nicht. Es beharrt auf seinen Kundgebungen, angefangen von der Bulle Unam sanctam über die Inderregeln hinweg bis zum Syllabus Pius IX. und der Kon-

Digitized by Google

stitution Leo XIII. Officiorum ac munerum vom 27. Januar 1897; es gibt sein „Recht“ auf den Kirchenstaat niemals preis. Nur „die Revolution von unten“, d. h. das einmütige Verlangen der katholischen Christenheit, daß der Papst seine unchristliche, weltlich-politische, seine ultramontane Stellung aufgebe, und wieder das werde, was er nun einmal, geschichtlich geworden, ist und auch Jahrhunderte hindurch tatsächlich war: das ausschließlich religiöse Haupt, der Seelenhirte der Katholiken, nur dies einmütige Verlangen wird Rom zum Abschwören seiner Vergangenheit und damit zum Wandel seines verderblichen, schuldbeladenen Wesens bringen. Bis solch Verlangen aber zur zwingenden Macht wird, vergehen noch große Zeiträume. Den Leitern unserer Politik — und ich nehme dabei den Kaiser nicht aus — ist Rom gegenüber leider vieles zuzutrauen. Und deshalb noch einmal: Cave Romam und energischer Widerstand gegen Lockrufe und Täuschungsversuche, wie sie in dem genannten Artikel enthalten sind. Daß ich mit meiner Beurteilung Roms recht habe, wird die Zukunft lehren.

Zum Schluß allen Lesern, die mir ihre Teilnahme während meiner schweren Erkrankung ausgesprochen haben, herzlichen Dank.

z. Z. Kissingen, 20. V. 05. H.

Bücherbesprechungen.

Deutscher Glaube.

Friedrich Michael Schiele: Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. Leipzig 1905, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Das Vorbild dieses vortrefflichen Buches, das als zwölfter Band der „Deutschen Bibliothek“ von Dürr erscheint, bildet das deutsche Lesebuch Wilhelm Wackernagels. In den Jahrzehnten nach ihm verschwand aus den deutschen Lesebüchern mehr oder minder das Fromme. Das Glutvolle und Mächtige, das eigentümlich Bestimmte und einseitig Kraftvolle, das Harte und das Charakteristische fand keine Gnade; man verschmähte aus schwächlicher Toleranz, was Eigengröße hatte und herbe Kraft war. Man fürchtete den Anstoß, und eine religiöse Sprache, die nicht glatt und matt war wie die Zeit selber, fand man unschön. Aus dem Munde der besten und größten Deutschen bis in unsere Gegenwart hinein bietet der Verfasser in 61 Abschnitten wahre Prachtstücke deutscher Frömmigkeit für die Oberklassen des deutschen Unterrichts dar. Es soll keine „Germanenbibel“ sein, von der es jetzt in den Köpfen einiger Volksschullehrer, welche Kirche und Bibel zugleich über Bord werfen wollen, spukt; der verständige Heraus-

Digitized by Google

geber erklärt ausdrücklich: „Das eigentliche fromme Lesebuch deutschen Glaubens muß immer die deutsche Bibel bleiben. Wie unsere moderne deutsche Sprache durch sie geschaffen ist, so muß sie sich immer wieder aus ihr verjüngen; und jenes Gesetz: die Geburt der Sprache aus der Religion soll sich für unser Volk auch vollziehen in einer täglichen Wiedergeburt unserer Lutherbibel.“ Sein Lesebuch will vielmehr der Bibel dienen, indem es aus der deutschen Literatur die Worte des Glaubens sammelt. So soll deutlich werden, daß in allen Literaturperioden die deutsche Frömmigkeit sich auch ihre eigene deutsche Sprache geschaffen hat, und daß die größten deutschen Sprachschöpfer auch Sprachmeister wahrer Religiosität gewesen sind. Die Auswahl Schieles ist überraschend glücklich. Über dem Ganzen, das man in die Hände recht vieler verständiger Leser — nicht bloß der eindrucksfähigen Jugend — legen möchte, schwebt verheißungsvoll Goethes goldenes Wort an Eckermann: „Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammensetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Grundlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhere Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.“ Dieses Lesebuch des deutschen Glaubens ist ein religionsgeschichtliches Volksbuch von Weisheit und Schönheit: Luther und Goethe, Herder und Lessing, Schleiermacher und Matth. Claudius, Naumann und Harnack — sie bekennen einmütig den deutschen Glauben, der mit seinem Herzen an der unvergänglichen deutschen Bibel hängt.

Theodor Kappstein.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland“ veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schönebergerer Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX TILDEN FOUNDATIONS

Kausalzusammenhang und christlicher Gottesglaube.

Zur Verständigung über die „naturalistische Weltanschauung".

Von Carl Clemen.

Die fünfte preußische Generalsynode hat am 31. Oktober 1903 mit 127 gegen 57 Stimmen erklärt, daß die Kirche es nicht ertragen kann, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung der Richtungen sogar auf den Gegensatz der naturalistischen und der christlichen Weltanschauung ausgedehnt wird. Nach der Erklärung dieses Beschlusses, die namentlich der Synodale Dr. Stöcker gab, sollte unter ersterer verstanden werden „der Grundsatz, daß es nur allgemeingültige Gesetze gibt, nicht nur für die Naturwelt, sondern auch für die Geisteswelt".

Freilich hätte man dann statt Weltanschauung lieber Weltbild sagen sollen, wie das ja auch der kgl. Kommissar Dr. von der Goltz tat. Und ebensowenig traf der Ausdruck „christliche Weltanschauung" zu. Schon das war charakteristisch, daß der Synodale König-Witten dafür biblische Weltanschauung sagte, richtiger noch redete von der Goltz vielmehr von dem „Weltbild der antiken und mittelalterlichen Kultur". Aber schließlich kommt es ja auf diese Ausdrücke nicht so sehr an; was man darunter verstand, war das angegebne.

Die Berechtigung dieses Verdikts soll im folgenden geprüft werden. Und zwar fragen wir zunächst nach dem Recht der sog. naturalistischen Weltanschauung und dann ihrer Bedeutung für den Gottesglauben. Ich behandle diese Probleme aber an dieser Stelle und in möglichst populärer Form, weil sie nun einmal in einer Versammlung, zu der auch Laien gehörten, aufgeworfen

Digitized by Google

worden sind und seitdem fort und fort auch in solchen Kreisen verhandelt werden.*)

I.

Ehe wir das Recht der Annahme eines durchgängigen Kausalzusammenhangs prüfen, müssen wir erst untersuchen, was unter dem Kausalverhältnis überhaupt verstanden wird. Denn der ganze Anstoß an jener Annahme, so werden wir später sehen, gründet sich in letzter Linie auf eine falsche Auffassung dieses Begriffs.

Die ursprüngliche Anschauung vom Kausalverhältnis, die sich auch in den Ausdrücken: Ursache und Wirkung ausspricht, ist die, daß eine Erscheinung eine andere „bewirkt". Oder, wie ich eigentlich noch genauer sagen sollte: daß ein Gegenstand (die Ursache) eine Veränderung bewirkt. Aber dagegen hat schon die antike Spekulation eingewandt, die Ursache einer Veränderung sei vielmehr immer wieder eine Veränderung. Und die moderne Philosophie, die in dieser Beziehung mit Hume beginnt, legt durchweg diesen Begriff der Ursache zugrunde. Der alte Name ist also eigentlich nicht mehr zutreffend — und ebensowenig der entsprechende Ausdruck: Wirkung.

Wie nämlich wieder zuerst Hume zeigte, existiert nirgends zwischen Ursache und Wirkung ein derartiger innerer Zusammenhang, daß wir, abgesehen von der Erfahrung, aus jener diese vorhersagen müßten. „Wir denken uns, wir könnten, plötzlich auf die Welt gebracht, gleich anfangs schließen, eine Billardkugel würde der anderen auf einen Anstoß hin Bewegung mitteilen, und wir brauchten nicht auf den Erfolg zu warten, um mit Gewißheit darüber zu entscheiden. Aber kann ich mir nicht vorstellen, daß hundert verschiedene Erfolge ebenso aus jener Ursache zu entstehen vermochten? Können nicht diese beiden Kugeln in absoluter Ruhe verharren? Kann nicht die erste Kugel in gerader Linie zurückgehen oder von der zweiten in irgend einer Linie oder Richtung abspringen?" Und noch weniger können wir bei Kausalzusammenhängen auf geistigem Gebiet, abgesehen von der Erfahrung, aus einer Ursache die Wirkung voraussagen; wir haben also eigentlich auch kein Recht, diesen Ausdruck zu gebrauchen.

---

*) Der Artikel war schon geschrieben, als Ottos naturalistische und religiöse Weltansicht erschien, wo, obwohl unter ersterer etwas Anderes verstanden wird, doch auch diese Fragen teils viel kürzer, teils viel ausführlicher behandelt werden. Bei der Wichtigkeit der Sache dürfte es aber doch nicht überflüssig sein, den Gegensatz auch an dieser Stelle und für sich nochmals und eingehend zu behandeln.

Digitized by Google

Ein Fall scheint allerdings zu existieren, in dem mit der Ursache ohne weiteres die Erwartung einer bestimmten Wirkung verbunden ist und auf ihn hat man daher jener Behauptung gegenüber verschiedentlich hingewiesen. Sehen wir nicht, wenn wir selbst eine Bewegung vernehmen wollen, diese schon vor jeder entsprechenden Erfahrung voraus, haben wir also in unserem Willen nicht wirklich eine wirkende Ursache im eigentlichen Sinne des Worts?

Auch dagegen ist ein Doppeltes einzuwenden.

Zunächst gibt der Hauptvertreter jener Anschauung, Maine de Brian, selbst zu, daß wir auch in diesem Falle die Wirkung uns nicht vorstellen, sondern nur fühlen. Und auch dies ist noch zu viel behauptet. Denn, was wir unmittelbar fühlen, das ist die Anstrengung, die uns ein Entschluß verursacht, aber nicht die gewollte Bewegung. Kommt es doch vor, daß wir (nicht nur im Traum, sondern auch im wachen Zustand) aufstehen wollen, aber nicht können, weil uns das Bein eingeschlafen ist: das wäre unerklärlich, wenn im Willen ohne weiteres die Voraussicht einer Bewegung läge. Daß eine solche in der Regel auf den Entschluß und die damit verbundene Anstrengung folgt, lehrt uns vielmehr wieder erst die Erfahrung; aber warum es so ist, ließ sich keineswegs ohne weiteres voraussehen. „Hätten wir das Vermögen, durch einen leisen Wunsch Berge zu versetzen oder die Planeten in ihrer Bahn zu meistern," sagt wieder schon Hume mit Recht: „diese umfassende Macht würde nicht außerordentlicher noch für uns unfaßlicher sein."

Aber selbst wenn uns nun in unserem Willen das Bewußtsein einer wirkenden Ursache gegeben wäre, so würden wir doch deshalb noch nicht auch zwischen anderen Erscheinungen, die wir als Ursache und Wirkung bezeichnen, einen solchen inneren Zusammenhang annehmen dürfen. Gewiß ist die ganze Vorstellung von wirkenden Ursachen dadurch entstanden, daß wir in unserem Willen eine solche zu haben glaubten und danach nun unsere gesamte Umgebung deuteten; aber gerechtfertigt wäre diese Übertragung doch auch dann noch nicht, wenn die Voraussetzung zuträfe. Nun ist das indes, wie wir gesehen haben, gar nicht der Fall; also dürfen wir noch viel weniger, abgesehen von unserem Willen, von wirkenden Ursachen sprechen.

Ja, man ist nun noch einen Schritt weitergegangen und hat den Kausalbegriff überhaupt aufgeben wollen. Dann hätten wir freilich erst recht keinen Anlaß, einen durchgängigen Kausal-

Digitized by Google

zusammenhang zu behaupten, d. h. das ganze Problem, um das wir uns bemühen, existierte gar nicht. Wir können also nicht umhin, ehe wir weitergehen, erst diese Position auf ihre Berechtigung zu prüfen. Wird sie doch außerdem von der einflußreichsten philosophischen Schule vertreten, die wir jetzt in Deutschland haben.

Schon wenn einige Physiker, wie namentlich Kirchhoff, sich auf eine Beschreibung der Erscheinungen beschränken wollten, so schien darin eine Verwerfung der kausalen Erklärung zu liegen. Aber Beschreibung war hier nur als Gegensatz gegen eine Erklärung gemeint, die die Erscheinungen in ihren letzten Ursachen begreiflich machen wollte. Eine solche Erklärung wurde also abgelehnt, dagegen eine Zurückführung der Erscheinungen auf Ursachen überhaupt nach wie vor erstrebt. Und wenn z. B. Kirchhoff gleichwohl sagte, die Bewegung fallender oder geworfener Körper wurde „beschrieben durch den Ausspruch, daß auf die Körper in vertikal abwärts gekehrter Richtung eine konstante Kraft wirkt", so gebrauchte er eben nur den Ausdruck „Beschreibung" in einem weiteren Sinne, als es sonst üblich ist.

Aber der Empiriokritizismus — das ist jene jetzt einflußreichste philosophische Richtung — will nun in der Tat den Kausalbegriff „eliminieren". In dem Hauptwerk des Gründers dieser Schule, Avenarius, der „Kritik der reinen Erfahrung", kommen die Ausdrücke: „Ursache, Wirkung, Kausalität" nirgends vor. Statt dessen ist immer nur von Bedingung und Bedingtem, von Funktions- oder mathematischer Abhängigkeitsbeziehung die Rede. Es wird also natürlich nicht jeder Zusammenhang zwischen den Erscheinungen geleugnet, sondern nur diejenige Auffassung desselben, die wir als kausale bezeichnen. Und zwar hat man an ihr wieder ein Doppeltes auszusetzen.

Man sagt zunächst — um wieder einen dieser Schule zugetanen Physiker, Mach, zu zitieren —: „wenn wir von Ursache und Wirkung sprechen, so heben wir willkürlich jene Momente heraus, auf deren Zusammenhang wir bei Nachbildung zu achten haben." Aber diese Heraushebung bestimmter Momente ist doch nicht willkürlich, sondern folgt einfach aus den Begriffen Ursache und Wirkung, wie wir sie jetzt verstehen: Ursache und Wirkung sind eben diejenigen Vorgänge, zwischen denen ein solcher Zusammenhang existiert.

Und ähnlich steht es mit dem zweiten Bedenken Machs, das sich auf die „Verschwommenheit und Vieldeutigkeit" dieser Be-

Digitized by Google

griffe bezieht. Auch dieses Urteil ist nämlich nur begründet, so lange man nicht jenen Begriff von Ursache und Wirkung zugrunde legt: da kann man schwanken und schwankt man noch jetzt häufig, was als Ursache oder nur als Bedingung zu bezeichnen sei, und belegt wohl auch eine Erscheinung mit jenem Namen, der nur dieser zukommt. Geht man dagegen von der Auffassung von Ursache und Wirkung als Vorgängen aus, so kann von einer Verschwommenheit und Vieldeutigkeit des Begriffs nicht mehr die Rede sein. Denn wenn Mach — und ebenso steht es mit Nietzsches Einwendungen gegen den Kausalbegriff — dabei zugleich daran denkt, daß, wie er sich ausdrückt, der Ursache ein animistischer oder fetischistischer Zug anhafte, so bezieht sich auch das nur auf einen Begriff derselben, den man längst aufgegeben haben sollte, den Begriff der wirkenden Ursache im eigentlichen Sinne des Worts.

Sind also die Bedenken des Empiriokritizismus gegen den Kausalbegriff nicht zutreffend, so fragt es sich doch, nachdem, wie wir eben wieder sahen, die ursprünglich darin liegende Vorstellung von einer eine andere bewirkenden Veränderung nicht festgehalten werden konnte, in der Tat, was unter dem Kausalverhältnis verstanden werden muß, wenn es von der bloßen Sukzession unterschieden werden soll. Wir haben also, wollen wir uns den Kausalbegriff klar machen, zu untersuchen, was zur regelmäßigen Sukzession hinzukommen muß — daß sie überhaupt zum Kausalverhältnis gehört, das wird sich nicht bezweifeln lassen.

Allerdings nimmt nicht nur das unreflektierte Denken an, sondern ist auch von philosophischer Seite oft behauptet worden, daß die Wirkung, wenn nicht immer, so doch vielfach der Ursache gleichzeitig sei. Es läßt sich aber, wenn man nur jene Voraussetzung, daß beides Vorgänge sind, festhält, leicht zeigen, daß die Ursache der Wirkung vorangeht. Bevor sich — um nochmals dieses verständlichste Schulbeispiel zu gebrauchen — eine zweite Billardkugel bewegen kann, muß eine erste sich bewegt haben, wenn auch noch so wenig weit. Ja, selbst wo eine Wechselwirkung stattfindet, so daß wir von zwei Erscheinungen jede sowohl Ursache als Wirkung nennen können, muß doch immer jene dieser vorangegangen sein. Die Anziehung, die zwischen Sonne und Mond in einem bestimmten Moment stattfindet, ist in dieser Form verursacht durch die unmittelbar vorangegangene Bewegung beider, die sie in ihre gegenwärtige Lage gebracht hat. Also daran, daß die Ursache der Wirkung immer vorangeht, wird

Digitized by Google

festzuhalten sein; aber was muß nun zu dieser Sukzession außerdem noch hinzukommen, damit wir von Kausalität reden?

Hume hatte diese Frage noch nicht eingehender untersucht; es konnte daher der Schein entstehen, als ob er das Kausalverhältnis auf bloße Sukzession reduzieren wollte. Dagegen hat nun Mill als seine Eigentümlichkeit dies bezeichnet, daß eine Erscheinung unveränderlich und unbedingt durch sonstige Umstände auf eine andere folgt, und ist damit zugleich dem häufigsten und nächstliegenden Einwand gegen die Erklärung der Kausalität als regelmäßige Sukzession begegnet. Deshalb, so sagt man nämlich, genüge diese Definition nicht, weil doch niemand den Tag als Ursache der Nacht und umgekehrt bezeichne, obwohl sie regelmäßig aufeinander folgten. Mill antwortet darauf: „Wir glauben nicht, daß der Tag der Nacht unter allen denkbaren Umständen folgen wird, sondern daß dies nur der Fall ist unter der Bedingung, daß die Sonne am Himmel aufgehe. Wenn die Sonne nicht mehr aufginge, was, soviel wir wissen, mit den allgemeinen Gesetzen der Materie nicht in Widerspruch steht, so würde oder könnte die Nacht ewig währen. Wenn von der anderen Seite die Sonne über den Horizont steht, wenn ihr Licht nicht erloschen, und zwischen ihr und uns kein dunkler Körper vorhanden ist, so glauben wir fest, daß, wenn keine Veränderung in den Eigenschaften der Materie eintritt, diese Kombination von Antezedenzien von dem Konsequens, dem Tage begleitet sein wird; daß, wenn diese Kombination von Antezedenzien ohne Ende verlängert werden könnte, der Tag immer dauern würde, und daß, wenn sie immer vorhanden gewesen wäre, es unabhängig von der Nacht als vorhergehender Bedingung immer Tag gewesen sein würde." Also wenn zwei Erscheinungen nur deshalb regelmäßig aufeinander folgen, weil sie durch andere Umstände hervorgerufen werden, so sprechen wir nicht von Ursache und Wirkung, wir tun das nur, wenn sie in dem angegebenen Sinne unbedingt zusammengehören. Aber damit ist nun auch, was sich im allgemeinen über das Kausalverhältnis sagen läßt, erschöpft; will man noch mehr tun, so beschränkt man sich auf eine einzelne Kategorie von Kausalverhältnissen und kann bei anderen mit seiner Definition nichts mehr anfangen.

Allerdings nämlich ist das Kausalverhältnis in der Natur ein anderes, als in der Geisteswelt: dort besteht zwischen Ursache und Wirkung eine quantitative Äquivalenz; hier findet, wie es Wundt ausdrückt, ein Wachstum der Energie statt. „Unsere zusammengesetzten Vorstellungen", so sagt er mit Recht, „bauen

Digitized by Google

sich aus einfachen Empfindungen auf; aber die resultierende Vorstellung ist keineswegs in den sie bildenden Empfindungen so enthalten, daß sie der Summe derselben gleichgesetzt werden könnte; sie ist ein neuer Akt unseres Bewußtseins, welcher als solcher stets eine Art schöpferischer Synthesis enthält." Aber von einem Kausalzusammenhang können wir in dem früher angegebenen allgemeinen Sinn doch reden; nur ist er eben anderer Art, als auf dem Gebiete der Naturwelt.

Kehren wir also jetzt zu der oben aufgeworfenen Frage zurück, ob ein durchgängiger Kausalzusammenhang anzunehmen sei, so meinte allerdings Hume, ihn nur als Gegenstand des Glaubens bezeichnen zu dürfen. Kant rechnete die Kausalität zu den aprioriſchen Kategorien, die wir an unsere Wahrnehmungen heranbrächten, schränkte ihre Geltung aber deshalb zugleich auf die Erscheinungen im Unterschiede von den Dingen an sich ein. Indes wenn wir auch eine solche Unterscheidung machen müssen, so können wir doch das Kausalverhältnis (abgesehen von jener Annahme einer wirkenden Ursache, die wir ja aber aufgegeben haben) offenbar nicht nur als unsere Vorstellung ansehen. Soll also ein durchgängiger Kausalzusammenhang sowohl für die Natur- als Geisteswelt angenommen werden, so ist das nur auf Grund der Erfahrung möglich. Und den Weg dazu dürfte wieder Mill gezeigt haben.

Zwar gibt auch er zu, daß wir, um zwischen gewissen Erscheinungen einen Kausalzusammenhang zu konstatieren, voraussetzen müssen, daß ein solcher durchgängig existiert. Aber diese Voraussetzung betrifft doch zunächst nur die Möglichkeit desselben, die Wirklichkeit folgt vielmehr umgekehrt aus der Konstatierung von Kausalzusammenhängen im einzelnen. Denn wenn wir auch daraus, daß auf einen Vorgang einigemal unbedingt (in dem vorhin erörterten Sinn) ein anderer folgt, noch nicht auf einen Kausalzusammenhang schließen dürfen, so wird die Zuverlässigkeit des Schlusses doch um so größer, je zahlreichere gleiche Fälle wir beobachten. Vor allem aber gilt das von der Annahme, daß überhaupt überall ein Kausalzusammenhang existiert: sie folgt aus einer so umfassenden Induktion, daß wir sie für sicher ansehen können. Nur gilt das allerdings nicht über jede mögliche Grenze unserer Erfahrung hinaus; auch Mill ist so vorsichtig, einzugestehen, daß in entfernten Teilen der Sternenregion, wo die Naturerscheinungen möglicherweise ganz verschieden von denen seien, an die wir gewöhnt sind, das Kausalgesetz nicht zu gelten

Digitized by Google

brauche. Aber diese Möglichkeit interessiert uns nicht weiter; wo wir mit unserer Erfahrung hinreichen, da müssen wir einen durchgängigen Kausalzusammenhang annehmen.

Eher könnte man daher für möglich halten, daß er in früheren Zeiten, wo man ihn noch nicht konstatieren konnte, tatsächlich noch nicht vorhanden gewesen sei. Aber auch das ist aus einem doppelten Grunde sofort wieder erheblich einzuschränken. Einmal haben wir nämlich schon aus ältester Zeit Nachrichten, z. B. über astronomische Ereignisse, die beweisen, daß damals dieselben Gesetze galten wie jetzt. Dann sind, wie wir aus den verschiedensten Urkunden ersehen, auch sonst die allgemeinen Verhältnisse immer dieselben gewesen; wir müssen also annehmen, daß ein durchgängiger Kausalzusammenhang immer vorhanden gewesen ist.

Ja man könnte sogar noch weiter gehen und gerade unter Voraussetzung des Gottesglaubens behaupten, das lehre nicht nur tausendfältige Erfahrung, sondern das müsse so sein, weil wir uns sonst in der Welt nicht zurechtfinden könnten. Aber wieder aus einem doppelten Grunde wäre damit wieder zu viel, d. h. nichts bewiesen. Einmal nämlich hat die Menschheit doch jahrtausendelang keinen solchen durchgängigen Kausalzusammenhang angenommen und ist doch auch mit dieser mangelhaften Welterkenntnis ausgekommen. Dann aber würde es auch jetzt unsere Sicherheit nicht erheblich verringern, wenn wir an einigen Stellen, zumal in der Vergangenheit, eine Aufhebung und darauf folgende Wiederherstellung jenes Kausalzusammenhangs annehmen müßten. Wir kommen also auf diesem Wege nicht nur nicht darüber hinaus, sondern nicht einmal bis dahin, was uns die Erfahrung lehrte, daß nämlich, soweit wir wissen, überall, sowohl in der Natur- als Geisteswelt, ein Kausalzusammenhang existiert.

Immerhin könnte man um dieses „soweit wir wissen" willen eine Durchbrechung dieses Kausalzusammenhangs unter der Bedingung, daß sie besser bezeugt wäre, als jener, noch für möglich halten. Auch Hume sagte daher zunächst nur: „kein Zeugnis genügt, ein Wunder festzustellen, insofern das Zeugnis nicht solcher Art ist, daß seine Falschheit wunderbarer wäre, als das Faktum, das es festzustellen trachtet" und moderne Agnostiker sprechen sich vielfach in demselben Sinne aus. Aber tatsächlich ist es nun doch ganz undenkbar, daß jene Bedingung jemals erfüllt würde; der durchgängige Kausalzusammenhang wird, eben

Digitized by Google

weil er sich als durchgängig erwiesen hat, immer besser bezeugt sein, als irgend eine behauptete Durchbrechung desselben.

Beruft man sich demgegenüber auf die Autorität der heiligen Schrift, so wird doch diese (wo man sie nicht einfach voraussetzt, was natürlich nicht angeht) vielfach noch immer eben auf die in ihr erzählten Wunder und erfüllten Weissagungen gegründet — ebenso wie übrigens die Autorität des Koran und anderer Religionsbücher. Aber was selbst bestritten ist, kann natürlich nichts beweisen und am wenigsten eben das, was man bestreitet. Oder man beruft sich für die Wahrheit der heiligen Schrift auf ihren religiösen Gehalt: dann ist mit diesem doch noch nicht alles übrige gerechtfertigt, was nicht zu ihm gehört. Ja auch wenn wir später in der Schrift auf einem noch andern Wege eine Offenbarungsurkunde erkennen werden, bleiben die Bedenken gegen die in ihr berichteten oder sonst behaupteten Wunder, soweit es sich dabei um Durchbrechungen jenes Kausalzusammenhangs handelt, bestehen.

Doch vor allem sucht man das Wunder in diesem Sinn dadurch zu rechtfertigen, daß man es (natürlich unbewußt) mit wunderbaren Erscheinungen anderer Art verwechselt, deren Tatsächlichkeit nicht zu bestreiten ist. Und zwar sind es zwei Wunderbegriffe, die so immer wieder mit dem Begriff der Durchbrechung des Kausalzusammenhangs gleichgesetzt werden, aber, wie sich zeigen wird, gar nichts mit ihm zu tun haben.

Man versteht zunächst unter einem Wunder ein Ereignis, das uns in seinem Zustandekommen nicht deutlich ist, also etwa die Entstehung der Pflanze aus dem Samenkorn oder das Aufblitzen einer Intuition im Geist des Künstlers. Aber diese Undeutlichkeit gilt doch eigentlich von allen, auch den einfachsten Ereignissen: wir können weder sagen, wie die sogenannte Schwerkraft auf einen fallenden Stein wirkt, noch, wie eine Vorstellung eine andere hervorruft. In diesem Sinne sind also alle Vorgänge Wunder; eben deshalb aber ist damit für einzelne Ereignisse, die noch dazu eine Durchbrechung des Kausalzusammenhangs darstellen, schlechterdings nichts gesagt.

Nicht besser steht es mit einem zweiten Wunderbegriff, der auf Erscheinungen angewandt wird, die uns nur noch nicht verständlich geworden sind — verständlich in dem eben erörterten Sinne, d. h. soweit das überhaupt möglich ist. Dieser Sprachgebrauch stammt noch besonders daher, daß in der Bibel, wie überhaupt in früherer Zeit, viele Erscheinungen, namentlich

Digitized by Google

Heilungen, als Durchbrechungen des (freilich nur zum Teil erst bekannten) Kausalzusammenhangs erschienen, die wir jetzt innerhalb desselben zu begreifen gelernt haben. Bei anderen, wie z. B. zahlreichen Witterungserscheinungen, ist uns dies auch jetzt noch nicht gelungen, und bei einigen wird es vielleicht nie geschehen. Aber daß sie kausal mit andern zusammenhängen, setzen wir voraus; wir betrachten sie also nicht als Durchbrechungen dieses Zusammenhangs. Vielmehr haben schon die altprotestantischen Dogmatiker durchaus richtig zwischen miracula und mirabilia unterschieden und diese definiert als mira respectu nostri, qui ea admiramur, quia causas nescimus, non utique admiraturi, si causas cognosceremus. Dann aber läßt sich eben auch von diesen mirabilia in keiner Weise auf jene miracula folgern.

Wunder im Sinne von Durchbrechungen des Kausalzusammenhangs bleiben vielmehr undenkbar, wie das denn auch von strengkonfessionellen Theologen, wie von Öttingen in Dorpat und Walther in Rostock offen ausgesprochen worden ist. Dann aber geht es auch nicht an, wie Stöcker auf der letzten Generalsynode meinte, eine Verbindung zwischen dem von ihm sogenannten naturalistischen und christlichen, richtiger biblischen oder antiken Weltbild zu suchen; denn beides schließt sich aus. Man kann wohl einen durchgängigen Kausalzusammenhang in der Theorie anerkennen, auch in praxi überall sonst damit rechnen und nur in der Geschichte seiner Religion (sei es nun bloß ihren Anfängen oder auch ihrem Fortgang) davon absehen; ja dieser Standpunkt ist heute bei religiösen Menschen bei weitem der häufigste; aber konsequent ist er offenbar nicht. Und noch weniger ist es erlaubt, wie die meisten Theologen tun, zwar die meisten biblischen Wunder, auch solche, die nicht schlechter bezeugt sind als andere, aufzugeben, aber einige wenige oder gar, wie auch vielfach geschieht, nur eines, das der leiblichen Auferstehung Jesu im gewöhnlichen Sinne des Wortes, festzuhalten. Auch als Beweis von Frömmigkeit darf man diese Inkonsequenz nicht ansehen, wie vielfach geschieht; denn in Wahrheit handelt es sich bei alledem nur um einen Rückfall in das antike Weltbild, das man sonst überall aufgegeben hat. Wir können nun einmal keine Durchbrechung des Kausalzusammenhangs mehr annehmen und müssen daher jede Erzählung, die eine solche enthält, in dieser Form aufgeben; daß ihr gleichwohl ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt, ist zwar m. M. n. so gut wie in allen Fällen anzunehmen, aber hier nicht weiter nachzuweisen.

Digitized by Google

Für uns handelte es sich nur darum, das Recht der sogenannten naturalistischen Weltanschauung nachzuweisen; ist dies aber gelungen, so erhebt sich weiter die zweite, wichtigere Frage: Was bedeutet das für den christlichen Glauben?

II.

Daß man von der Konstatierung eines durchgängigen Kausalzusammenhangs eine Gefährdung des christlichen Gottesglaubens befürchtet, ist überhaupt nur begreiflich, wenn man sich nicht klar macht, was unter jenem allein zu verstehen ist. Anstatt dabei an die einfache Tatsache zu denken, daß, wie wir gesehen haben, überall auf irgend einen Vorgang ein bestimmter anderer unveränderlich und unbedingt folgt, meint man, damit sei auch schon erklärt, warum das geschieht. Die ganze Welt erscheint als das Produkt wirklich wirkender, aber unbewußter Kräfte bezw. einer letzten, einfachsten Kraft, die alles ins Dasein gerufen habe. Gewiß kann man auch sie noch auf ein göttliches Wesen zurückführen oder mit dessen Wirken gleichsetzen; aber den christlichen Gottesbegriff hätte man damit allerdings aufgegeben. Unter dieser Voraussetzung war es daher ganz richtig, wenn auch auf der letzten Generalsynode von mehreren Rednern gesagt wurde, es handle sich der von ihnen sogenannten naturalistischen Weltanschauung gegenüber darum, ob es einen lebendigen Gott gebe oder nicht. Ja, wir verstehen endlich auch, daß man, wenngleich offenbar inkonsequent, den Kausalzusammenhang wenigstens an einigen Stellen noch leugnet; gibt man ihn nämlich auch hier, wie überall sonst, zu, so scheint es eben um den christlichen Glauben an einen lebendigen Gott geschehen zu sein.

Aber diese ganze Befürchtung beruht doch auf einer Auffassung des Kausalzusammenhangs, zu der zunächst noch gar kein Grund vorliegt. Sie wird zum Teil, wie die früher zurückgewiesene des Kausalverhältnisses, wieder durch einen mißverständlichen Ausdruck nahegelegt, nämlich den Ausdruck: Naturgesetz. Ein menschliches Gesetz erzwingt sich allerdings wirklich Beobachtung (aber nur, weil eine Autorität dahinter steht); so meint man auch mit einem Naturgesetz wirklich etwas erklärt zu haben. Ja, im populären Denken erscheint es wie eine selbständige Größe, wie ein göttliches Wesen — und ist doch in Wahrheit nur eine rein formale Abstraktion aus der Erfahrung. Das haben namentlich Lotze und Göring, Sigwart und Eucken mit Recht aufs stärkste betont, und Kaftan, auf den ich mich auch schon für das

Digitized by Google

meiste Bisherige hätte berufen können, sagt ebenso deutlich und zutreffend: „Was wir ein Naturgesetz nennen, ist nie etwas anderes als ein Ausdruck für eine mehr oder minder große Summe von vergangener Erfahrung und daran vollzogener wissenschaftlicher Arbeit. Erklärt, im eigentlichen Sinne erklärt wird dadurch nichts, auch nicht der einfachste Vorgang der alltäglichen Erfahrung. Ich weiß, daß es ungezählte Male so und nicht anders zugegangen ist, und knüpfe daran die Erwartung, daß es sich auch in Zukunft so wiederholen wird."

Dann aber schließt die kausale Erklärung allein es keineswegs schon aus, daß der gesamte Weltverlauf zugleich auf die beständige Wirksamkeit Gottes zurückgeführt wird. Um noch einmal Wundt zu zitieren: „Sobald die Ursache als ein Vorgang aufgefaßt wird, der als die Wirkung anderer vorausgehender Vorgänge zu betrachten ist, so ist die Möglichkeit geboten, das Verhältnis jener Glieder umzukehren und auf diese Weise die progressive Richtung der Kausalität in eine regressive zu verwandeln. Wie dann im ersten Fall aus dem als Ursache vorausgesetzten Ereignis das als Wirkung anzunehmende abgeleitet wird, so ist im zweiten die Wirkung als der zu erreichende Zweck vorausgenommen, worauf die Bedingungen aufgesucht werden, welche als die Mittel zur Herbeiführung dieses Zweckes sich darstellen. Vom Standpunkte der aktuellen Kausalität aus ist also die Zweckbetrachtung lediglich die Umkehrung der Kausalbetrachtung. Ursache und Mittel, Wirkung und Zweck sind zu äquivalenten Begriffen geworden. Der Streit beider Prinzipien um die Herrschaft hat damit endgültig sein Ende erreicht. Denn es gibt keinen Zusammenhang von Ereignissen, der nicht gleichzeitig unter dem kausalen und unter dem teleologischen Gesichtspunkte betrachtet werden könnte; und an der so hergestellten allgemeinen Korrelation beider Begriffe kann es nichts ändern, wenn in einzelnen Fällen aus irgendwelchen Gründen die eine vor der anderen Betrachtungsweise den Vorzug verdienen sollte."

Natürlich dürfen wir diese teleologische Betrachtungsweise überhaupt nur anwenden, wenn es nicht angeht, eine Entwickelung auf eine unbewußte Kraft zurückzuführen. Das ist nun aber bei dem Weltlauf im ganzen jedenfalls nicht möglich. So wenig wir nämlich — trotz des Comteschen Positivismus — bei jener bloßen Konstatierung von Gesetzen stehen bleiben können, ebensowenig reicht hier eine Erklärung zu, die bloß mit unbewußten Kräften rechnet. Man verkennt das auch in religiösen

Digitized by Google

Kreisen für weite Gebiete — und meint deshalb eben immer wieder, um dem sonst vorausgesetzten Materialismus oder doch Deismus zu entgehen, an einigen Punkten wenigstens den Kausalzusammenhang überhaupt leugnen zu müssen; so wird es vielmehr zur Rechtfertigung der sog. naturalistischen Weltanschauung auch unter dem religiösen Gesichtspunkt dienen, wenn ich die Notwendigkeit einer teleologischen Welterklärung an den wichtigsten Punkten (die aber keineswegs die einzigen sind) im einzelnen nachweise.

Die Laplacesche Nebularhypothese sucht die Entstehung unseres Sonnensystems aus einem in Bewegung geratenen Nebelball zu erklären; ja Kant meinte auch verständlich machen zu können, wie die Bewegung selbst entstanden sei. Aber wenn sich auch die verschiedenen astronomischen Tatsachen, die zunächst nicht dazu passen — der Umstand, daß die Monde des Uranus und Neptun rückläufige Bewegung haben, daß die Bahn mancher kleinen Planeten bis zu 34 Grad gegen jene Ebene geneigt ist, in der sich die übrigen bewegen, daß vor allem die Masse sämtlicher Planeten nur den eintausendundachtundvierzigsten Teil der Masse der Sonne beträgt —, auch wenn sich diese Tatsachen mit der Hypothese in Einklang bringen ließen und man auf der anderen Seite davon absehen wollte, daß mit ihr eben nur erst die Entstehung unseres Sonnensystems erklärt wäre — denn auf die Fixsternwelt läßt sie sich nicht anwenden —, so müßte doch für sie immer schon eine bestimmte Verteilung des Stoffes im Raum vorausgesetzt werden. Sagt man nämlich, sie erkläre sich durch den Untergang früherer Welten, so schiebt man dadurch das Problem nur immer weiter zurück; schließlich aber muß man den Zufall oder einen zwecksetzenden Willen annehmen. Und das wird das richtige sein, da auch die weitere Entwickelung, obwohl sie an sich auf den Zufall zurückgeführt werden könnte, doch im großen und ganzen immer in ein und derselben Richtung stattfindet.

Damit eine lebendige Zelle entstehen konnte, mußten erst ihre Bestandteile, Eiweiß und Kohlehydrate, vorhanden sein. Die Elemente wieder des Eiweißes: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel kommen nun aber in der Natur nie frei, sondern immer nur in bestimmten Verbindungen vor. Es müssen also zunächst einmal ganz eigentümliche Verhältnisse vorhanden gewesen sein, in denen dies der Fall war und weiterhin eben solche, unter denen aus Eiweiß und Kohlehydraten die ersten Zellen entstanden. Denn auch mit jenen ihren Bestand-

Digitized by Google

teilen war noch keine Zelle gegeben. „Wenn man das rahmartig weiche Plasmodium eines Schleimpilzes in einer Schale zerreibt," sagt der Kieler Botaniker Reinke in seinem Buch: Die Welt als Tat, „so hat man noch quantitativ genau das gleiche Stoffgemisch wie früher; allein es ist kein Protoplasma mehr, seine Organisation ist zertrümmert, und, wenn man noch so lange wartet, entsteht aus dem Brei nie wieder Protoplasma." Gewiß können die Verhältnisse, unter denen das doch geschah, an sich wieder auf Zufall beruht haben; aber das weitere fordert doch eine andere Erklärung.

So wenig wie die Entstehung des Lebens aus lebloser Materie, ebensowenig können wir heutzutage irgendwo die Entstehung des Bewußtseins in bewußtlosen Organismen beobachten. Denn wenn man bereits den Atomen Leben und Bewußtsein zuschreibt, so ist damit eben das, was man sonst so nennt, noch nicht erklärt. Und noch weniger kann man natürlich mit Büchner Bewegungen im Gehirn einfach Gedanken nennen oder ihre Entstehung aus solchen mit D. F. Strauß dadurch veranschaulichen, daß doch auch Wärme in Bewegung übergehe. Denn Wärme ist nur vorhanden, wo Bewußtsein existiert; es wird also hier dasjenige, was erklärt werden soll, bereits vorausgesetzt. Und doch muß das Bewußtsein (in einfachster Form) einmal in bewußtlosen Organismen entstanden sein; aber dazu gehörten vollends so eigentümliche Verhältnisse, daß schon hier ein Zufall ausgeschlossen erscheint. Und noch mehr wird das durch die fernere Entwickelung bewirkt.

Wie in der Pflanzen-, so sind auch in der Tierwelt nicht immer dieselben Arten vorhanden gewesen, sondern die jetzt lebenden aus anderen untergegangenen entstanden. Das beweist, wenn auch noch nicht die geographische Verteilung der einzelnen Arten, die Möglichkeit, sie in Form eines Stammbaumes zu gruppieren und die experimentell (durch Impfung mit Menschenblutserum) nachgewiesene Verwandtschaft des Schimpansen mit dem Menschen, so doch das vereinte Zeugnis der Morphologie, Embryologie und Paläontologie. Der Umstand, daß der Bau von Pflanzen und Tieren auch dort, wo einzelne Organe verkrüppelt sind, doch derselbe ist, läßt sich nämlich viel natürlicher als aus einem eigensinnig festgehaltenen Schöpfungsplan aus einer allmählichen Entstehung der Arten erklären, um so mehr, als so auch besser verständlich wird, daß jene rudimentären Organe bei manchen späteren Arten mehr verkrüppelt sind, als bei

Digitized by Google

anderen, früheren. Ferner ist die Keimgeschichte zwar nicht ein Auszug aus der Stammesgeschichte, wie Häckel will; aber allerdings ähneln die Embryonen verschiedener Lebewesen einander und zeigen zum Teil Eigentümlichkeiten, die sie später verlieren; andere Arten aber behalten. Endlich die Paläontologie lehrt uns nicht nur eine ganze Reihe jetzt ausgestorbener Arten kennen, die zum Teil zwischen den noch lebenden vermitteln, sondern beweist auch, daß die weniger entwickelten Pflanzen und Tiere älter sind, als die mehr entwickelten. Ja schließlich ist in den letzten Jahren die Entstehung neuer Pflanzenarten wirklich nachgewiesen worden; wenn also auch ihr Zusammenhang vielfach noch zweifelhaft ist und vollends die Häckelschen Stammbäume selbst nach dem Urteil eines Mannes, wie Karl Voigt, nicht wahrheitsliebender sind, als die bekannten, an die Helden von Troja anknüpfenden Adelsgenealogien des Mittelalters, so kann doch die Entwickelungslehre überhaupt als sicher gelten. „Die Überzeugung ist eine allgemeine," urteilt z. B. auch Reinke, „daß sie durch keine Flut anderer Meinungen wieder hinweggespült werden wird."

Aber damit ist nun, wie ich schon oben sagte, noch keineswegs erwiesen, daß auch die Erklärung dieser Entwickelung, wie sie der Darwinismus im weiteren Sinne zu geben versucht, haltbar wäre. Das ist vielmehr nach der Überzeugung der meisten jetzigen Naturforscher nicht der Fall; ja einige haben ihn bereits als einen ebenso überwundenen Standpunkt wie die Hegelsche Philosophie bezeichnet. In der Tat kann zunächst der vermehrte oder verminderte Gebrauch eines Organs offenbar nur in einzelnen Fällen die Veränderung erklären, und daß der Einfluß der Umgebung ebensowenig dazu imstande ist, beweist der Umstand, daß selbst nahverwandte Arten doch unter genau denselben Verhältnissen weiter leben. Aber auch die geschlechtliche und die sog. natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein, der Hauptfaktor der Entwickelung nach Darwin, findet nur in bestimmten Fällen statt und wäre erst dann zu brauchen, wenn zwei andere Hilfsannahmen zuträfen. Indes eine Vererbung bloßer Varietäten scheint in der Regel nicht vorzukommen, sie verschwinden vielmehr in der zweiten Generation gewöhnlich wieder, und vor allem ist die Variabilität selbst keine so unbegrenzte, wie man einer rein mechanischen Erklärung der Entwickelung zuliebe annehmen mußte. Die Veränderungen finden vielmehr immer nur in bestimmten Richtungen statt, ohne daß es anginge, diese „innere Zielstrebigkeit", wie man gesagt hat, selbst wieder aus einem Kampf der

Digitized by Google

Teile im Organismus oder im Keimplasma zu erklären. Ja, die Schwierigkeiten jener Erklärung werden dadurch noch größer, daß an verschiedenen Stellen des Organismus zugleich dieselben oder doch zusammengehörige Veränderungen (etwa der Vorder- und Hinterbeine oder des Gebisses und des Magens) stattgefunden haben müssen und, diese sog. Korrelation des Wachstums selbst wieder mechanisch zu erklären, nicht angeht. Endlich aber entstehen so, wenngleich zunächst in der einfachsten Form, Organe, die einem bisher ganz unbekannten Zwecke dienen, wie Auge und Ohr; das ist aber nur denkbar, wenn die Entwickelung von vornherein von einem zwecksetzenden Willen geleitet wird.

Und deutlicher noch wird das durch die Geschichte der Menschheit. Gewiß können wir auch die neuen Ideen, die sog. großen Männer, wenn wir ihre Geschichte überhaupt genau genug kennen, und soweit das auf geistigem Gebiet, wo Ursache und Wirkung, wie wir sahen, einander nicht äquivalent sind, möglich ist — allerdings können wir auch die neuen Ideen, die sog. großen Männer, nachträglich erklären; aber das Zusammentreffen aller für sie bestimmenden Umstände ist damit noch längst nicht verständlich gemacht. Kommt doch außerdem hinzu, daß auch das Verständnis für sie vorhanden sein mußte; denn wenn gleich vorher schon Vorläufer auftraten, der Prophet erscheint doch immer erst, wenn die Zeit erfüllt ist. Allerdings aber stehen diesen Ideen nun so starke andere Einflüsse gegenüber, daß man aus ihrem Vorhandensein, ja auch aus ihrem intensiven und extensiven Wachstum allein noch nicht auf einen über der ganzen Entwickelung waltenden Willen, vollends einen Gott wie den des Christen schließen kann; dazu bedarf es vielmehr immer erst eines — noch durch andere Erwägungen nahegelegten — Willensentschlusses. Ergreifen wir aber diesen Glauben, dann können und müssen wir auch die ganze bisherige Entwickelung auf Gott zurückführen; dann wissen wir auch, daß er nicht nur an einigen wenigen Stellen einmal in sie eingreift, sondern sie von Anfang an nach einem bestimmten Ziele geleitet hat.

Sofern also die Entwickelung an zahlreichen (nicht nur den angeführten) Punkten nicht rein mechanisch zu erklären ist, können wir nun nach wie vor von Wundern und Offenbarungen reden. Denn so nennt ja unser von der heiligen Schrift übernommener Sprachgebrauch auch solche Ereignisse, die wir jetzt innerhalb des Kausalzusammenhanges verstehen; also dürfen wir den Ausdruck wohl ebensogut in jenem Sinn gebrauchen. Und als die wichtigste

Digitized by Google

Offenbarung wird uns deshalb, weil wir ihr die höchste und reinste religiöse und sittliche Erkenntnis verdanken, die Erscheinung Jesu Christi gelten, wie als das größte Wunder die Entstehung des Glaubens an seine Auferstehung, ohne die die christliche Kirche nicht geworden wäre, was sie geworden ist. Auch der Vertreter einer sog. naturalistischen Weltanschauung kann also diese und andere Glaubenssätze nach ihrem allein wertvollen religiösen Sinn festhalten; war es dann aber richtig, ihm das gleiche Recht wie anderen zu versagen?

Wir haben gesehen, daß es sich bei der fälschlich sog. naturalistischen Weltanschauung nur um ein anderes Weltbild als das antike handelt, durch das der christliche Gottesglaube nicht nur nicht seine Bedeutung verliert, sondern daran noch gewinnt. Aber gleichwohl ist es verständlich, daß sich noch so viele dagegen sträuben, so klar ihnen auch bewiesen wird, daß das nur die Konsequenz ihrer sonstigen Anschauungen ist, die alle anderen längst gezogen haben. Gerade dieser letzte Schritt ist eben hier der entscheidende: mag auch schon jede frühere Konzession als Naturalismus bekämpft worden sein, das ganze Weltbild wird doch erst ein anderes, wenn man überall Kausalzusammenhänge anerkennt.

Aber auch eine solche totale Veränderung des ganzen Weltbildes hat das Christentum doch schon einmal erlebt, als es das Kopernikanische System anerkennen mußte. Wir wissen, wie man sich dagegen sträubte, und wenn wir uns in den früheren Standpunkt, für den die Erde den Mittelpunkt des Weltalls bildete, recht hineindenken, verstehen wir das ja auch. Jetzt dagegen ist uns die umgekehrte Anschauung nicht nur so vertraut, sondern auch so wertvoll geworden, daß wir gar nicht mehr begreifen, wie man ohne sie existieren konnte — sollte es so nicht auch mit der Annahme eines durchgängigen Kausalzusammenhanges werden?

Und selbst diejenigen, die sie für ihre Person noch ablehnen zu müssen glauben, sollten doch anerkennen, daß den Tausenden, die sie sich angeeignet haben, nur ein Gottesglaube annehmbar sein kann, der sie ebenfalls voraussetzt. Auch sie sollten also diejenigen Theologen, die diesen Gottesglauben vertreten, als gleichberechtigt gelten lassen; denn sie erfüllen unter allen Umständen eine Aufgabe, der die Vertreter des alten Weltbildes, trotz aller Konzessionen, die sie machen, nicht gewachsen sind und die doch, wie auch sie anerkennen werden, in Angriff genommen werden muß.

Digitized by Google

Bayerns Stellung zur sogen. deutschen Frage.

Von Dr. Berus.

[Teil II.]

VI.

Es würde zu weit führen, der Denkschriften, Korrespondenzen unter den Fürsten und Ministern, der Versuche selbst von Reichstagsmitgliedern in München, auch des Grafen Beust, sich wieder in die Bestrebungen um den Eintritt der Südstaaten, besonders Bayerns, einzumischen, Erwähnung zu tun; doch darüber war die Diplomatie einig, daß den Südstaaten, namentlich Bayern, in dem neuen Bunde eine Ausnahmestellung zukomme. Die vorzugsweise Mitwirkung des Großherzogs von Baden für das Zustandekommen des Bundes, mit Erweiterung der Bundeszentralgewalt in diplomatischen und militärischen Angelegenheiten ist ein unverkennbares Verdienst um die Gründung des späteren Deutschen Reichs und seines Kaisertums gewesen, indem er besonders die Stärkung der Zentralgewalt betonte und mit dem guten Beispiel voranging, einen Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund, zunächst mit einer Militärkonvention zu veranlassen und die Vermittelung auch für den gleichen Anschluß Bayerns, Württembergs und Südhessens zu versuchen. Erheblich erschwert wurde dies durch die erneuerten Versuche des Grafen Beust, unter Bezugnahme auf Art. IV des Prager Friedens den Grafen Bray im Oktober und November von den Verhandlungen mit Preußen ab- und nach Österreich hinüberzuziehen.

Weitläufiger Art sind die Versailler Verhandlungen; sie waren von Bismarck veranlaßt, und es trafen, in der Besorgnis, es könne der eine oder andere der Südstaaten besser abschließen, unvermutet die Vertreter der vier beteiligten süddeutschen Regierungen in Versailles, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war, gegen Ende des Oktobers ein; neben den zuerst eingetroffenen badischen Ministern Jolly und von Freydorf bayerischerseits Graf Bray, von Pranckh und von Lutz, für Württemberg von Suckow und von Mittnacht, und für Hessen von Dalwigk; für Preußen verhandelte Staatsminister von Delbrück. Bayern verweigerte die vor allem von Baden befürwortete Einverleibung des Militär-

Digitized by Google

wesens wie auch die diplomatische Vertretung durch das Bundespräsidium. Obschon darin eine Veranlassung zum Abbruch der Verhandlung gegeben war, siegte doch der Bundeskanzler mit seinem Grundsatz, einen Druck auf die bayerische Regierung nicht auszuüben, sondern mit Vorsicht und Zurückhaltung die Bereitschaft, Opfer für eine Sonderstellung Bayerns im künftigen Reiche zu bringen, erkennbar zu machen. Obschon im Anfang des November die Verhandlungen mit Baden dem Abschlusse nahe waren und auch Württemberg und Südhessen sich dem unbedingten Eintritt in den Norddeutschen Bund geneigt zeigten, erschien die Lage durch den hartnäckigen Widerstand Bayerns vollkommen hoffnungslos. Da ließ der Großherzog Peter von Oldenburg durch seinen Sekretär, späteren Staatsminister, J. Jansen eine Broschüre veröffentlichen, worin die Ansichten von Fürsten und angesehenen Staatsmännern zusammengefaßt waren, welche auf eine Revision der norddeutschen Bundesverfassung und zur Gründung eines Deutschen Reiches nach Aufnahme der Südstaaten hindrängten. Herr von Dalwigk vertrat unerwartet den Gedanken einer Reichsgründung mit verantwortlichem Ministerium und Staaten- oder Oberhaus anstatt des norddeutschen Bundesrats, welch letzteren Vorschlag Bismarck nicht aufzunehmen geneigt erschien. Am 15. November war der Eintritt Badens und Hessens in den Norddeutschen Bund besiegelt, aber unverhofft hielt sich Württemberg, wahrscheinlich von Bayern dazu veranlaßt, von dem Abschluß zurück, und die Verquickung des württembergischen und bayerischen Anschlusses machte die Herbeiführung des Einigungswerkes in Berlin ganz unsicher, während Bismarck den frühzeitigeren Abschluß mit Baden und Hessen als ein Mittel der Förderung der weiteren Verhandlungen mit Bayern betrachtete, dem „Konzessionen" zu machen seien, und in der Tat hatte jener Anschluß, welcher die freudigste Erregung hervorgerufen hatte, zweifellos eine Rückwirkung auf die Regierungen von Bayern und Württemberg ausgeübt, wo die Besorgnis entstand, unter dem Druck der öffentlichen, nationalgesinnten Meinung möchten die beiderseitigen Regierungen die Führung verlieren, wenn Preußen nur wollte. Die Württemberger folgten nunmehr auch den beiden vorausgegangenen Südstaaten am 25. November.

Zum Erstaunen wurde bekannt, daß in der Zwischenzeit, vom 23. November, zwischen Preußen für den Norddeutschen Bund und Bayern in Versailles ein Sonderabkommen unterzeichnet

Digitized by Google

worden war, über dessen Inhalt nichts zu erfahren war, wie ebensowenig auch über die weiteren Verhandlungen etwas bekannt wurde. Am 21. November hatten die bayerischen Bevollmächtigten alles erreicht, was sie fordern zu können vermeinten: Erhaltung der Selbständigkeit des Militärs, der Post, den Bundesratsausschuß usw., worauf Graf Bray dies als „Anfang des neuen Deutschlands und das Ende Altbayerns" bezeichnete und die Umwandlung des Deutschen Bundes in ein „Deutsches Reich". Von dem fast allgemein üblen Eindruck, den dieses Abkommen außerhalb Bayerns verursacht hat, war damals viel zu erzählen. Aus einer eingehenden Unterhaltung des Grafen Bismarck mit dem Großherzog von Baden sind die wichtigsten Aufschlüsse zu vernehmen gewesen, namentlich, daß durch die Gewährung einer bayerischen diplomatischen Vertretung und einer selbständigen Militärverwaltung der Eintritt Bayerns habe erkauft werden müssen. Die Darstellung, als ob Bayern gegen Konzessionen, die es selbst gemacht, in den Bund einzutreten beabsichtigt habe, wird dadurch widerlegt, daß gerade in den November und Dezember die österreichischen Noten fallen, in welchen Graf Beust Bayern und Württemberg an den Art. IV des Prager Friedens erinnerte und auch den Eintritt der anderen süddeutschen Staaten in den Nordbund zu verhindern bemüht war. Bismarcks Nachgiebigkeit schien aus der Befürchtung von kriegerischen Verwickelungen und dem Verlangen nach möglichst schneller Erledigung der Kaiserfrage und der Konsolidierung Deutschlands zu einem Reiche nach außenhin mit einer monarchischen Spitze noch vor dem erwarteten Friedensschluß hervorgerufen zu sein. Seine Vorschläge rücksichtlich eines ständigen Ausschusses für diplomatische Angelegenheiten im Bundesrate für Bayern, Sachsen und Württemberg unter dem Vorsitz Bayerns schienen die bayerischen Bevollmächtigten befriedigt zu haben, nur ihre Armee wollten sie selbständig behalten, Unterordnung im Kriege, wie jetzt, im Frieden aber nur Inspektionen, zugeben — wie im ehemaligen Deutschen Bunde, also selbständige Heeresverwaltung mit Feststellung des Spezialbudgets, die Heereseinrichtung wie in Preußen; gegen diese Zugeständnisse wolle Bayern die Bildung eines Deutschen Bundes ermöglichen und dann die Anregung zur Herstellung von Kaiser und Reich geben, wie Bismarck bemerkte, „zum Beweise der Bundestreue" Bayerns. Der nochmalige Versuch des Grafen Bray, eine Gebietsvergrößerung für Bayern zu erlangen, scheiterte abermals.

In München wurden die Konzessionen an Bayern von den

Digitized by Google

Partikularisten als ungenügend, von den Nationalgesinnten für viel zu weitgehend erklärt. Der König ließ sich nur von seinem Kabinettschef Eisenhart Vortrag halten; Graf Bray sorgte dafür, daß der Sieg der bayerischen Diplomatie die Annahme des bayerisch-norddeutschen Vertrags vorbereiten sollte. Außerhalb Bayerns war die allgemeine Stimmung in nationalen Kreisen, bei den Fürsten, im Bundesrat und im Reichstag über diesen Vertrag eine sehr unbefriedigte, ja fast erregte, und Staatsminister Delbrück mußte alle Mühe der Beschwichtigung aufwenden, daß mit den einmal gegebenen Tatsachen zu rechnen sei. Besonders stark war die Verbitterung im Bundesrat; in einer Besprechung der Thüringischen Bevollmächtigten beklagte der weimarische Staatsminister Stichling die Art, durch welche Bayerns Eintritt erkauft worden sei, fügte aber hinzu, daß, da nur die Wahl zwischen Annahme und Verwerfen bestehe, kein Zweifel über den Vorzug der Annahme stehen könne. In den Vorbesprechungen erregte das Zugeständnis des Bundesratsausschusses der drei Könige für auswärtige Angelegenheiten einige Besorgnis, weil Preußen, selbst wenn das Zugeständnis rein formaler Natur gewesen wäre, seine autonome europäische Stellung und Politik der dünkelhaften Souveränität dreier vor den Weltmächten so gut wie nichts bedeutender Könige geopfert habe. Als das weitaus schlimmste erschien um des Prinzips und der praktischen Folgen willen die grundsätzliche und verfassungsmäßige Ausnahme Bayerns von der Kompetenz der Bundesgesetzgebung im Post- und Telegraphen-, in Eisenbahn-, Heimats- und Niederlassungswesen — und das allerbeklagenswerteste sei die Bestimmung, welche diese Verfassungszustände zu verewigen drohe (§ 26 des Vertrags). Doch machte die Erregtheit einer gemäßigten Stimmung Platz mit Rücksicht auf den tiefbeschämenden Eindruck, den die sprichwörtliche Zerfahrenheit Deutschlands im Auslande, vollends angesichts der gottbegnadeten Kriegserfolge machen würde; die Annahme der Vorlage sollte jedoch nur auf Grund einer motivierten Abstimmung erfolgen. In der vom weimarischen Minister Stichling mitgeteilten Abstimmung fand die weitverbreitetste Überzeugung der Nation ihren Ausdruck unter besonderer Zustimmung des Bundesratsvorsitzenden Delbrück, indem er betonte, daß nach Lage der Umstände zurzeit etwas Vollkommenes nicht zu erreichen gewesen, ein baldiger Abschluß auf den dargebotenen Unterlagen, den Bedingungen, welche unerwünschte Ausnahmestellungen Bayerns im Bunde begründeten, noch als ein wichtiger Fort-

Digitized by Google

schritt begrüßt werden müsse, anderseits das Vertrauen zu dem hohen Bundespräsidium, es werde, wie bisher, die Bundesinteressen mit ungeteilter Kraft zum Heile Deutschlands zu vertreten wissen, und die Hoffnung, daß das neue bundesstaatliche Zusammenleben mit der Zeit von selbst die aus jenen Ausnahmestellungen hervorgehen könnenden Mißstände beseitigen werde, bestehe. Dem schlossen sich, freilich mit dem Bedauern über die Bayern gewährten Ausnahmestellungen („Reservate"), die anderen Bevollmächtigten an, und damit war der Eintritt der süddeutschen Staaten durch das Verhalten Bayerns immerhin zum Gegenstand nationalen Unmuts geworden; aber abzulehnen ist die verfälschte Geschichtsschreibung, welche der bayerischen Regierung hohe Verdienste um die Gründung von Reich und Kaisertum beigemessen hat.

Im deutschen Reichstag fand die Bundesvorlage weniger Widerspruch als die angeregte Kaiserfrage, was in Versailles, besonders bei dem Kronprinzen, eine starke Verstimmung hervorrief; die damals die Mehrheit bildenden Nationalliberalen hatten sich für die Annahme vor der Abstimmung bereits schlüssig gemacht, und am 9. Dezember wurden die Verträge mit den süddeutschen Staaten unverändert angenommen. „Man konnte sagen, daß die Reichsgründung dem Wesen nach ein Werk der Diplomatie blieb, bei welcher der Anteil der Volksvertretung lediglich eine dekorative Bedeutung in Anspruch nahm."

VII.

Eine der interessantesten Partien ist die hieran sich schließende Geschichte der Kaiserfrage, zu der, was die Stellung Bayerns und seines Königs dazu anlangt, nur wenig Materialien außer den sparsamen Mitteilungen der Frau von Kobell und den nachgelassenen Aufzeichnungen des Grafen Bray vorhanden sind, während das übrige aber aus den reichhaltigen schriftlichen Belegen und gedruckten Notizen, darunter Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", als Quellen der Geschichtsschreibung sich ergibt.

Wie schon oben erwähnt, war die Kaiseridee nach den preußischen Erfolgen von 1866 in Anregung gebracht worden (vgl. die Anmerkung bei Lorenz a. a. O. S. 574 bis 581, darunter unter III. besonders die Denkschrift des Großherzogs Peter von Oldenburg) und ganz besonders war der Kronprinz von Preußen in Unterhaltungen (vorzugsweise mit G. Freytag) von der Notwendigkeit der Herstellung des Kaisertums schon

Digitized by Google

während des Reichstags 1867 überzeugt, und als Vertreter und Förderer des Kaisergedankens traten besonders hervor der Großherzog von Oldenburg, Baden, Weimar und der Herzog von Coburg mit genauer formulierten Vorschlägen, während Bismarck sich meist vorsichtig und zurückhaltend verhielt, und für den König von Preußen war bei seiner ruhigen und staatsmännischen Größe nur der reale Vergleich der Machtstellung Preußens einerseits und der des neuen Reiches anderseits maßgebend. „Wenn der König seinen rein preußischen, selbständigen Anspruch auf seine europäische Großmachtstellung aufgeben sollte, so mußte er sich doch wenigstens darüber klar werden, ob das bundesstaatliche Kaisertum sein pentarchistisch gesichertes Völkerrecht nicht etwa unter die Kontrolle von drei Königen bringen werde, die sich ja soeben noch den diplomatischen Ausschuß und Einfluß nicht entweichen lassen wollten." Diese Erwägung fiel in die Zeit, wo man in Bayern darauf pochte, daß man nicht ein Titelchen von der Souveränität geopfert, die Rechte des Staates sorgfältig gewahrt geblieben sehen wollte, da ja Bismarck selbst Bayern die ganze große Stellung zu erhalten gewünscht habe, indem er den diplomatischen Ausschuß und das Vizepräsidium und die Stellvertretung Bayerns selbst angeboten habe — in dem Augenblicke, wo den Verträgen eine solche Auslegung seitens der bayerischen Regierung gegeben ward und diese nicht entfernt hoffte, ihren Landtag zu einer nationalen Reichspolitik zu bekehren, die hier in der widerlichsten Art bekämpft wurde.

Während im Bundesrat und Reichstag die Verträge beraten wurden, trat, in Versailles aus dem Dunkel geheim betriebener Maßnahmen die Idee der Herstellung des Kaisertums in der Form eines Antrags des Königs von Bayern in die Öffentlichkeit, und zwar, nach einer Bemerkung des Kronprinzen in seinem später gedruckten Tagebuch, „so zur Unzeit wie möglich", zumal Nachrichten über die von der gegen Chanzy in der Mitte Frankreichs operierenden Armee erreichten Erfolge bei Orleans wenig ermutigend lauteten und gerade blutige Kämpfe mit Trochu und Ducrot vor Paris stattgefunden hatten; dazu die Erkenntnis von dem Mangel eines einheitlichen Militärsystems und der zuweit gehenden Einräumung von Sonderrechten an Bayern; — das alles hatte den König „moros" und wenig empfänglich für das überraschende Angebot der Kaiserkrone aus der Königshand gemacht. Durch den Großherzog von Baden war die Kaiserfrage in den engsten Zusammenhang mit der Reichsgründung gebracht und der Bundes-

Digitized by Google

kanzler diesem Plane zugänglich gemacht worden, daß die deutschen Fürsten, sobald der Friede in Aussicht stehe, bei einer Zusammenkunft in Versailles das Kaiserproblem lösen sollten. Herzog Ernst von Coburg verfaßte eine, später in seinen Memoiren abgedruckte, Denkschrift über die Erneuerung der Kaiserwürde, worüber sich ein Meinungsaustausch mit dem Grafen Bismarck bildete, der wenig Erfolg hatte.

Große Schwierigkeiten machte die Sondierung in Bayern, wie der König für die Lösung der Kaiserfrage zugänglich zu machen sei, da er sich anfänglich entschieden ablehnend verhalten hatte. Die Versuche aber, ihn willfähriger zu machen, rechneten auf sein raschen, wechselnden Entschlüssen zugängliches Temperament und wurden mit dem Hinweis verstärkt, daß im Falle einer ablehnenden Haltung die übrigen deutschen Fürsten von der Notwendigkeit einer Neuaufrichtung des Kaisertums für ein nunmehriges Deutsches Reich, besonders nach außenhin, überzeugt, dem König von Preußen die Kaiserwürde antragen möchten und der König von Bayern dann allein in seiner Abgeschlossenheit stehen würde. Auf eine briefliche Anfrage des Großherzogs von Baden bei dem König Ludwig, welche Staatsrat Gelzer zu überbringen hatte, jedoch ohne eine Audienz zu erlangen, fand zwischen diesem und dem Kabinettschef Eisenhart eine Unterredung statt, worin die Bedenken des Königs dahingehend mitgeteilt wurden, daß die Erneuerung der Kaiserwürde eine bedeutende Beschränkung der königlichen Souveränität enthalte und einem Herabsteigen von der jetzigen Stufe ähnlich sehe, was ihm von anderen Gliedern seines Hauses zum schweren Vorwurf gemacht werde, daß ferner im Lande es eine starke Partei gebe, die jede Erhöhung Preußens bekämpfen werde; es frage sich, ob nicht die Stellung Bayerns im deutschen Bunde als zweite Macht zur Geltung gelangen könne. Eisenhart erklärte, daß für eine Reise des Königs nach Versailles sehr wenig Aussicht sei und daher eine schriftliche Antragstellung oder Vertretung, wenn der König zur Ergreifung der Initiative sich entschließen möchte, wohl angängig erscheine. Gelzers Einflußnahme schloß mit der Kundgebung an Eisenhart ab, daß die Kaiseridee unter allen Umständen durch die anderen deutschen Fürsten zur Durchführung gebracht werden solle. Fr. von Kobell berichtete, daß es dem König widerstrebte, ihm als dem Sproſſen eines uralten, schon vor tausend Jahren ruhmvollen Geschlechts, der drei Kaiser unter seinen Ahnen zählte, den Antrag zu stellen, aber aus Notwendigkeit eine Tugend zu machen ihm

Digitized by Google

jetzt geboten erschienen sei. Wie Bismarck in einem Schreiben an ihn sich ausgedrückt hat, um ihm das Kaisertum annehmbarer zu machen, soll Ludwig II. zu seiner Umgebung geäußert haben: „Bis jetzt war der König von Preußen mein Nachbar, jetzt nun will ich ihn als meinen Landsmann anerkennen.“ Diese Wendung, welche von den Prinzen, namentlich Otto und Adalbert, wohl mit Unterstützung des österreichischen Gesandten von Bruck, bekämpft wurde, wäre dem Oberstallmeister des Königs, Grafen Holnstein, der die Dinge ohne Hintergedanken mit realistischem Blicke betrachtete und der nach Versailles als Vermittler vom Könige gesandt war, zu danken gewesen. Seine Sendung deutete auch auf eine persönliche Teilnahme an einer Fürstenzusammenkunft in Versailles behufs Durchführung der Kaiseridee hin. Die weiteren Verhandlungen ergaben, daß dem Grafen Holnstein ein formulierter Entwurf zu der beregten Antragstellung für den König mitgegeben wurde, womit Graf Holnstein am 28. November, so geheimnisvoll wie er gekommen, aus Versailles verschwand, nachdem er am 27. November noch einen persönlichen Brief des Kanzlers an den König von Bayern in Empfang genommen hatte, den Frau von Kobell im faksimilierten Abdruck der Nachwelt erhalten hat. Was sich darauf zwischen München und Hohenschwangau, wo Ludwig II. sich aufhielt, zutrug, ist nur beschränkt durch Frau von Kobell bekannt geworden; kurzum, der junge König von Bayern schrieb den an den König von Preußen zu richtenden Briefentwurf ab, wie der Kronprinz in seinem Tagebuch bemerkte, und am 2. Dezember traf Graf Holnstein in Versailles mit dem Brief an den König von Preußen und mit einem warm gehaltenen Dankschreiben an Bismarck ein; die Überreichung des ersteren sollte auftragsgemäß durch den Prinzen Luitpold an den König von Preußen geschehen. Diesen welthistorischen Brief las letzterer in Anwesenheit jenes durch und sagte darauf wörtlich, der Antrag des Königs von Bayern überrasche ihn sehr, denn gerade von ihm hätte er ihn am wenigsten erwartet, da ja die Verhandlungen mit den Ministern erwiesen hätten, daß König und Regierung sich nur schwer entschlossen hätten, in den neuen Bund einzutreten, den Antrag wolle er, sobald er auch von den anderen Fürsten gemeinschaftlich gestellt sei, annehmen und demnächst des Königs Brief beantworten.

König Wilhelm war darüber beunruhigt, daß, bevor die Zustimmungserklärungen der anderen Fürsten eingegangen sein würden, der Reichstag etwa die Initiative in der Kaiserfrage er-

Digitized by Google

greifen möchte, und es bestand für den Kanzler die Schwierigkeit, den Fürsten den Vorrang vor dem vor dem Schluß stehenden Reichstag zu sichern; denn der König Wilhelm war gegen den Kanzler sehr erregt über ein in Aussicht stehendes Zuvorkommen des Reichstages, da er nicht, wie die 1849 von der Nationalversammlung seinem Bruder angebotene Kaiserkrone, sich vom Reichstag eine solche anbieten lassen mochte. Der Großherzog von Baden beruhigte indessen den König mit dem Nachweis, daß die Schritte des Königs von Bayern in der Kaiserfrage im Reichstage zur Verhandlung hätten kommen müssen. Als am 16. Dezember die Reichstagsabordnung in Versailles eintraf, fehlte immer noch die Mitteilung von dem gemeinsamen Antrag der Fürsten, so daß König Wilhelm den Empfang der Deputierten noch hinhalten mußte. Die vorher im Reichstag und Bundesrat über die Antragstellung und Formulierung des Kaisertums und des neuen Bundes gepflogenen Verhandlungen mögen hier übergangen werden, weil nicht unmittelbar zu unserem Thema gehörig. (Vgl. dazu „Eduard von Simson. Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von B. von Simson." Leipzig 1900, S. 361 bis 380.) Am 17. Dezember traf erst die offizielle Antwort des Königs von Bayern ein und tags darauf fand an diesem Sonntag nach dem Gottesdienst der Empfang der Reichstagsabordnung unter Führung des Präsidenten Simson, wie im Jahre 1849, in Gegenwart der anwesenden Prinzen des Hauses und anderer Fürstlichkeiten und Generalen vor dem König Wilhelm mit Übergabe der schon vorher vom Großherzog von Baden vorgelegten und vom Könige genehmigten, das Kaisertum betreffenden Adresse statt. Die von Bismarck entworfene Antwort darauf betonte, daß durch die Herstellung des Kaisertums in Übereinstimmung mit dem Willen der Nation Hoffnungen der deutschen Nation und ihrer Vertreter von den Fürsten bewirkt worden, die Kaiserkrone aber von dem König nicht nach eigenem Gefühl und Urteil, sondern aus Pflichtgefühl angenommen worden sei. Bei diesem Empfang war Bayern nicht vertreten, was einen eigentümlichen Eindruck machte und wohl die Hinausschiebung der Kaiserproklamation auf einige Zeit veranlaßte. Diese sollte am bevorstehenden Weihnachtsfest erfolgen, allein die ablehnende Haltung des bayerischen Landtags gegenüber den von der Regierung abgeschlossenen Verträgen führte eine unerhoffte Verzögerung herbei. Zur Prüfung der Verträge war im Landtag ein Ausschuß mit 12 der extremsten „Patrioten" und 3 Liberalen gewählt worden,

Digitized by Google

dessen Vorsitzender mehrere Wochen für die Erledigung eines Berichts in Anspruch nehmen zu müssen gleich von vornherein erklärte. Darauf ging am 11. Januar, obschon Graf Bray den 1. Januar als Ratifikationstermin angekündigt hatte, dem König Wilhelm von bayerischer Seite die Mitteilung zu, daß die Verträge im Landtag durchzubringen nahezu unmöglich erscheine. Die vereinbarte Eidesfrage bezügl. der bayerischen Armee wurde wieder aufgenommen, verlief aber im Sande, als König Wilhelm sich gegenüber dem von ihm abverlangten Verzicht auf die Eidesleistung der Armee ablehnend verhielt. Durch eine briefliche Entschuldigung des Königs Ludwig, daß er eine Reise nach Versailles wegen Unwohlseins nicht unternehmen könne, wurde die Verwickelung noch größer, und um nach außenhin das Ansehen nicht zu verlieren, kam man zu dem Entschluß, die Kaiserproklamation auch noch vor der Abstimmung im bayerischen Landtage, die erst am 21. Januar in einer kläglichen Weise erfolgte, zur Ausführung zu bringen, was dann auch am 18. Januar 1871 geschah. Die Mitglieder der patriotischen Partei motivierten die Annahme damit, daß sie die Verantwortung für eine Ablehnung des beklagenswerten Eintrittes Bayerns in den Norddeutschen Bund zu übernehmen sich scheuten; der Beitritt der (gemachten) Majorität von 102 Stimmen erschien von 48 offenen Gegnern und 42 nur bedingt stimmenden und in der Sache feindlich gesinnten Patrioten als ein Protest gegen das neuzubildende Reich, und demgemäß war gerade zur Zeit der Kaiserproklamation Bayerns Stimmung eine reichsfeindliche.

Am Neujahrstage erklärte der Großherzog von Baden laut einer Aufzeichnung über jene daselbst abgehaltene Tafelfeier, an der die Gesamtheit der anwesenden Fürsten, Generale und höheren Stäbe teilnahmen, in einer an den König Wilhelm gerichteten Rede: „Der heutige Tag ist dazu bestimmt, das ehrwürdige Deutsche Reich in verjüngter Kraft erstehen zu sehen. Ew. kgl. Majestät wollen aber die angebotene Krone des Reichs erst dann ergreifen, wenn sie alle Glieder desselben schützend umfassen kann. Nichtsdestoweniger erblicken wir heute schon in Ew. kgl. Majestät das Oberhaupt des deutschen Kaiserreichs und in dessen Krone die Bürgschaft unwiderruflicher Einheit.“ Der König, sehr bewegt, reichte dem Großherzog die Hand mit den Worten: „Nun, du hast das Beste für die Einigung getan, dir gebührt der Dank dafür.“

Von diesem Tage an wurde die Kaiserfrage, namentlich ob die Titulatur „Kaiser von Deutschland“ oder „Deutscher Kaiser“

Digitized by Google

sein sollte, vielfach hin und her erörtert. In der ersteren Bezeichnung erkannte Bismarck einen Territorialanspruch, obschon die meisten Fürsten für diese Titulatur sich erklärten und der König Wilhelm bis zum letzten Augenblick vor der Proklamationsfeier in den Spiegelgalerien zu Versailles ungeachtet der Rücktrittsandrohung Bismarcks gegen die Titulatur „Deutscher Kaiser" beharrlich standhielt. Bismarck hatte sich in einer Besprechung mit Bayern für letztere entschieden und insoweit sich die Hände gebunden, was der König Wilhelm bedauerte, da die Rücksichten auf Bayern nicht gerechtfertigt seien und mehr Rücksicht auf die Freunde zu nehmen sei. Die Verhandlungen schwankten mehrere Tage, sehr zur Betrübnis des Königs wie des Kronprinzen, der Fürsten und Bismarcks, hin und her. Nachdem inzwischen der Antrag Bayerns mit der Zustimmung aller Fürsten offiziell in Berlin übergeben worden war, wurde die Antwort des Königs, die Kaiserwürde annehmen zu wollen, am 14. Januar allen Fürsten in gleichlautender Form übermittelt und am 15. Januar der 18., der Jahrestag der ersten preußischen Königskrönung, zur Kaiserproklamation vom König selbst festgesetzt. Noch am 17. Januar fand noch eine Konferenz, an der nur der König, der Kronprinz, Bismarck und von Schleinitz teilnahm, über die Kaisertitulatur statt, als deren Folge eine „nervöse Stimmung" und am 18. morgens eine gewisse Abspannung bei dem König zu bemerken war, so daß er diesen Tag als den unglücklichsten seines Lebens in der Hitze des Streites am 17. bezeichnet haben soll. Als am 18. Januar bis unmittelbar vor der Eröffnung der Proklamationsfeier der König seinen Unwillen über die Bayerisch-Bismarcksche Titulatur in heftigen Ausdrücken gegen Bismarck äußerte, versuchte der Großherzog von Baden den König dahin zu stimmen, daß bei dem von ihm auszubringenden Hoch nach erfolgter Proklamation weder die eine noch die andere Titulatur gebraucht werden solle. Darauf erwiderte der König, der Großherzog könne machen, wie er es wolle, er selbst werde sich später nennen, wie er, nicht wie Bismarck wolle; infolgedessen machte der Großherzog in der letzten Minute dem Kronprinzen den Vorschlag, nur „Kaiser Wilhelm" zu sagen, wozu der Kronprinz seine Zustimmung gab. Demgemäß brachte der Großherzog, nachdem der König die Proklamation, worin er dem Antrage „mit der Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für sich und seine Nachfolger Folge zu leisten" erklärte, vorgetragen hatte, das Hoch aus: „Seine Kaiser-

Digitized by Google

liche und Königliche Majestät — Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Die Bayerisch-Bismarcksche Titulatur „Deutscher Kaiser" hatte nochmals den Sieg davongetragen und behauptet.

VIII.

Nach dem Friedensschluß war die Umgestaltung der Bundesverfassung zur Reichsverfassung die wichtigste organisatorische Aufgabe der beteiligten Kreise; die Stellung des Bundesrates trat in den Vordergrund, und die Vertreter von Oldenburg und Baden versuchten in der Reihe der Verbesserungsanträge vor allem die Stellung von Reich und Kaiser klarer und bestimmter zum Ausdruck zu bringen. Abgesehen von der gerechten Bemühung der bayerischen Vertreter im Bundesrat, ihre Reservatrechte durch Aufnahme in die betreffenden Verfassungsartikel zu sichern, brachten sie Anträge auf allerlei Zusatzbestimmungen ein, in denen es auf eine Schwächung der Stellung des Kaisers abgesehen war, z. B. zu Art. 63 der Verfassung hinter „Kaiser" einzuschalten: „als Bundesfeldherr", mit dem Hintergedanken, den in den Konventionen festgestellten Wortlaut der Eidesformel für das Heer abzuändern. Der bayerische Partikularismus fand eine Unterstützung in dem hervortretenden Sachsen und in dem ungelegenen Hereinbrechen von Kirchenfragen, welche konfessionelle Kämpfe gegen die vom Klerikalismus gestützte, anfangs noch schüchtern im Reichstage auftretende katholische Partei hervorriefen. In München besonders trat die Unzufriedenheit mit den abgeschlossenen Verträgen und dem Minister hervor; der König erklärte, mißverstanden worden zu sein, indem er nie an ein erbliches Kaisertum gedacht habe, anscheinend in dem Wahn, der Kaiser solle zwischen Preußen und Bayern wechseln, und daher erklärt sich auch die erwähnte Bemühung der bayerischen Vertreter im Bundesrat, alles zu hintertreiben, was ihrem König in seiner aufgerechten Stimmung gegen den so unerwünscht gewordenen Kaisertitel noch empfindlicher berühren könnte. Unter den Bemühungen, den König versöhnlicher zu stimmen, trat die Anwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei dem Einzug des seinem Armeebefehl unterstellt gewesenen bayerischen Heeres in München in der Mitte des Juli 1871 hervor, wobei manche Taktlosigkeiten und die versuchte Störung unbeachtet gelassen wurden und durch das Auftreten des Kronprinzen eine gänzliche Umstimmung über den Anschluß Bayerns an das Deutsche Reich herbeigeführt ward; dann auch im August, als der Kaiser auf

Digitized by Google

seiner Reise nach Gastein durch Bayern den Schein einer Verstimmung zwischen Bayern und Preußen der Außenwelt gegenüber vermeiden mochte und Graf Bray eben entlassen war, verstand es Eisenhart, die durch des Königs Zurückhaltung entstandenen Schwierigkeiten zu überwinden, indem doch noch eine Begrüßung des Kaisers durch den König in Regensburg ermöglicht wurde, woran sich, wie an den Ministerwechsel, die Hoffnung auf eine bessere Annäherung Bayerns an das Reich zu knüpfen begann, wie das auch der Fall war bezüglich Österreichs durch die Annäherung der beiden Kaiser zueinander seit ihrer Zusammenkunft in Salzburg. Die Versöhnung Österreichs und die Vorbereitung einer späteren Bundesgenossenschaft dieses mit dem Deutschen Reich ist eine der größten Taten Bismarcks nach der Reichsgründung gewesen.

Bei der Verfassungserneuerung im Reichstag traten noch manche brennendere Fragen hervor als im Verfassungsausschuß des Bundesrats. Hier war schon bei Art. I Streit, ob die Bezeichnung „Reich" statt Bund, welche der oldenburgische Staatsminister Rösing beantragt hatte, einzustellen sei; dafür stimmte nur noch von Freydorf, während die Mehrheit für Beibehaltung von „Bund" als den bestehenden Verhältnissen besser oder ebensogut entsprechend sich erklärte. Der Reichstag aber entschied für „Reich". Bei dem oben erwähnten Antrag auf Hinzusetzung zu „Kaiser" der Worte „als Bundesfeldherr" bemerkten die bayerischen Vertreter, daß der Kaiser nur die fraglichen Rechte in seiner Eigenschaft als Bundesfeldherr ausübe. Dagegen wurde ein solcher Zusatz als überflüssig und abschwächend erklärt und, der eine Titel „Kaiser" enthalte die Befugnisse sowohl des Präsidiums, als auch des Oberfeldherrn und habe eben den Zweck, einen für alle Fälle passenden Titel zu setzen, der für Volk und Soldaten verständlicher und greifbarer sei als „Kaiser als Bundesfeldherr", was eine Tautologie enthalte.

Die Ergebnisse der Reichstagsverhandlungen über die Verfassungserneuerung, Änderung und Ergänzung sind in der Reichsverfassung endgültig mit Hervorhebung der bayerischen Reservatrechte festgestellt zu ersehen, deren Bestehen bis heute Bayern vorzugsweise der abwartenden, gemäßigten, fast wohlwollenden Politik des Grafen Bismarck und der allgemeinen Hoffnung auf eine allmählig sich einstellende Neigung und Überzeugung der mehr deutsch als partikularistisch gesinnten Bevölkerung von der Not-

Digitized by Google

wendigkeit einer engeren Einfügung in den Bundesstaat, das Reich, zu danken hat.

Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß die von Bayern mehrfach angeregte Erweiterung seines Gebietes sich auf das Elsaß bezogen. Zuerst hatte in einem Brief an seine Schwester, die Großherzogin von Baden vom 15. Oktober 1870 der Kronprinz jenes Land, einschließlich Metz, als künftiges Reichsland, das niemandem zu geben sei, bezeichnet; bei den späteren Friedensversuchen wurde die Einverleibung von Elsaß-Lothringen in das Reich mit einer Statthalterschaft beschlossen, zu deren Übernahme sich der Herzog von Coburg erbot, was Bismarck entschieden ablehnte, indem überhaupt ein Fürst dazu nicht geeignet sei. Am 13. April 1871 berichtete der badische Gesandte von Mohl, Graf Bray habe mitgeteilt, daß nach dem Entschluß des Königs der bayerische Anspruch auf einen Teil des Elsasses fallen gelassen sei, da man sich in der Erwartung, daß im Reichstage die Mehrheit sich gegen einen solchen Anspruch erklären würde, einer Niederlage dieser Art nicht habe aussetzen wollen.

Das durchgehend ablehende Verhalten Bayerns war um so auffallender, als die anderen Südstaaten bereitwilliger, teils aus nationalem Einigungsdrang, teils in Erkenntnis einer politischen Notwendigkeit nach Lage der Verhältnisse, sich in den Eintritt in den neu zu errichtenden Bund fügten, Baden voran. Hier hatte in patriotischer Begeisterung der Landtag schon am 16. Dezember die Verträge mit dem Norddeutschen Bund und die Militärkonvention mit Preußen angenommen; in der Adresse an den Großherzog hieß es: „Und als es galt, das Einigungswerk Deutschlands zu vollenden, da war Ew. Königliche Hoheit der erste, um das Wort der Treue gegen Deutschland mit Verleugnung jedes Sonderinteresses einzulösen, in der Überzeugung, daß das, was Deutschland stark und frei zu machen berufen ist, auch dem Teil des Ganzen, dem geliebten Heimatlande zum Segen und Heil gereicht." In Württemberg erfolgte die mit Beschleunigung vorbereitete Annahme der Verträge mit überwältigender Mehrheit des neugewählten Landtags am 23. Dezember, und zwar in einer Form, daß der Eintritt Württembergs in das Reich unter allen Umständen erfolgen sollte, auch wenn die in den Verträgen vorausgesetzte Gemeinschaft mit Bayern durch deren Verwerfung in den bayerischen Kammern gelöst würde. In Hessen war am 20. Dezember die Annahme der Verträge fast einstimmig erfolgt, und später, am 13. Juni 1871, wurden mit Preußen Be-

Digitized by Google

stimmungen getroffen, welche der Durchführung einer vollständigen Militärkonvention mit diesem dienten und ähnlich wie in Baden zur Heereseinheit auch in Friedenszeiten führten.

Die Lorenzsche Geschichtschreibung hat mannigfache Berichtigungen anderer Schriftsteller über die hier fragliche Zeit gebracht, welche auf der Mehrheit und Glaubwürdigkeit authentischer Nachrichten beruhen. Den Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst stand er, wie Gustav Freitag, wie bekannt, sehr nahe, und die Verwertung der Exzerpte und Diktate des Herzogs waren ihm für spätere Jahre, sowie die Benutzung der herzoglichen Tagebücher von der Herzogin-Witwe überlassen worden, da ihm „die chronistisch, zuverlässigsten Eintragungen bei der kritischen Feststellung vieler Ereignisse sehr schätzenswerte Dienste geleistet haben." Heinrich v. Sybels „Die Begründung des Reichs durch Wilhelm I.", wie der Titel des großen Werkes lautet, das „für Auffassung und Beurteilung des gesamten Herganges gleichsam den Kanon geschaffen, der mehr oder weniger allgemein angenommen und völlig eingebürgert zu sein scheint" (Lorenz a. a. O. S. 467), hat mehrfache Berichtigungen erfahren; namentlich wird bemängelt, daß die Darstellung eine Begründung des Reichs unter — nicht „durch" — Kaiser Wilhelm I. gebe und der Mangel dieser Unterscheidung zweier wesentlich verschiedener Auffassungen historischer Fragen als wissenschaftlich bedenklich, aber in politischer Hinsicht noch weit gefährlicher bezeichnet werden könne, weil er dem ohnehin verbreiteten Irrtum Vorschub leiste, daß das politische Ereignis nicht das Ergebnis einer höchsten Willenserscheinung, sondern einer Mechanik unselbständiger Willenskräfte sei. „Wenn die ganze nationale Wiedergeburt eines Volkes unter den Gesichtspunkt gestellt wird, daß der entscheidende Wille des Begründers derselben lediglich eine Formsache gewesen sei, die man auch wegdenken könnte, so entsteht daraus eine verkehrte Meinung von dem, was überhaupt im Staate geschieht. Die Begründung des Deutschen Reichs war dadurch herbeigeführt worden, daß es an dem ausgeprägten, festen, höchsten Willen nicht fehlte, der mit seltener Meisterschaft die bis zum äußersten sich bekämpfenden Einzelkräfte und abhängigen Willensverhältnisse untereinander aufzuheben und in der allein maßgebenden Richtung zu lenken wußte". Dieser höchste Wille war, wie Lorenz überall nachweist, bereits von 1866 an bei

Digitized by Google

König Wilhelm auf die Einigung Deutschlands gerichtet und wurde unterstützt und zur Durchführung verholfen durch seine getreuen Ratgeber, unter denen bei Überwindung der Schwierigkeiten, welche Bayerns Eintritt in das Reich verursachte, Bismarck mit seiner gemäßigten Politik das einzig den Verhältnissen nach Mögliche in den Zugeständnissen der Reservatrechte erreichte. Als der Bundesrat wie der Reichstag von der Nachricht überrascht und in starke Erregung gebracht war bei dem Bekanntwerden des mit Bayern gegen Zugeständnis seiner meisten Bedingungen des Eintrittes getroffenen Abkommens, mochte wohl die Äußerung eines Bundesratsmitgliedes das Richtige getroffen haben: „Der Vertrag ist lediglich vom Grafen Bismarck mit den bayerischen Bevollmächtigten verhandelt und abgeschlossen worden, ganz vorherrschend unter dem Einfluß, Bayern à tout prix in den Bund hineinzuzwingen.“ Es galt, bei der traurigen Unentschlossenheit, dem höchsten Willen die einzig mögliche Bahn zur Reichsbegründung frei von dem schwersten Hindernis zu machen — durch Nachgeben gegen einseitig erklärbare, aber der größeren Allgemeinheit unbegreifliche Forderungen.

Politische Gedanken eines unpolitischen Patrioten.*)

Von Oberst von Cochenhausen.

Vor einiger Zeit wurde in einem Fachblatt ein Lehrer scharf getadelt, der sich um die Reichstagswahl eines Kandidaten bemüht hatte, obgleich dieser den Wünschen der Lehrer sich nicht geneigt gezeigt hatte.

Wir können unsererseits den betreffenden Lehrer nur zu seiner anständigen Gesinnung und seinem Patriotismus Glück wünschen und im Interesse des Vaterlandes und unserer Volksvertretung die Zeit herbeisehnen, wo nicht nur jeder Lehrer, sondern jeder

*) Obwohl die hier ausgesprochenen Gedanken nicht mit der allgemeinen Stellung „Deutschlands“ übereinstimmen, schienen sie mir interessant genug zur Veröffentlichung. D. H.

Digitized by Google

Deutsche so handelt und denkt. Diejenigen aber, welche ihn seines Verhalten wegen rektifizieren, bedauern wir.

Unsere Ansicht von den Pflichten des Wählers geht dahin, daß er nicht demjenigen seine Stimme geben soll, der für seinen (des Wählers) Stand Versprechungen macht, sondern demjenigen, der die meiste Garantie dafür bietet, daß er im Reichstag zum Heile des Vaterlandes aus großen Gesichtspunkten tätig ist, denen der wahre Patriot seine eigenen Wünsche unterzuordnen hat. Daß der Abgeordnete auch die Interessen seiner Wähler zu vertreten hat, damit sind wir einverstanden, so lange seiner Überzeugung nach diese Interessen nicht mit dem Wohl des Ganzen im Widerspruch stehen. Der Abgeordnete eines Wahlkreises mit vorherrschend bäuerlicher Bevölkerung z. B. hat seine Tätigkeit dem Wohl des Bauernstandes zu widmen, das wird von ihm erwartet; und wenn er das mit seiner sonstigen politischen Überzeugung nicht in Einklang bringen kann, dann muß er sein Mandat niederlegen. Ein Lehrer, der die Überzeugung hat, daß ein Mann als Abgeordneter durchaus an seinem Platze ist, wenn er auch nicht für Erhöhung der Lehrergehälter stimmen wird, der muß nicht nur diesem Manne seine Stimme geben, sondern auch für ihn wirken, wenn er überhanpt politisch hervortreten will. Namentlich muß er als gut monarchisch gesinnter Mann — und das haben die Lehrer in einem monarchischen Staate zu sein — stets nach Kräften dahin wirken, daß die Feinde der Monarchie nicht die Oberhand gewinnen.

Wir sind — Gott sei Dank — nicht genügend politisch geschult, um einsehen zu können, was es für einen Sinn hat, wenn in einem Wahlkreis, wo viele Sozialdemokraten sind, Konservative und Nationalliberale sich gegenseitig bekämpfen, bis in diesem Frosch-Mäuse-Krieg der Storch — die Sozialdemokratie — kommt und sie beide auffrißt. Der gesunde Menschenverstand fragt: Warum geben sie nicht ihre Stimmen sämtlich einem verständigen, ehrlichen, wohlgesinnten Mann, der nicht auf Prinzipien reitet und im Reichstag nach bestem Wissen einfach rein sachlich stimmt? Ist das nicht auch eines freien Mannes würdiger, als sich von seiner Parteileitung befehlen zu lassen, wie abgestimmt wird? Leider ist der Parlamentarismus überall — und bei uns nicht am wenigsten — so beschaffen, daß $^5/_6$ aller Reden ungehalten bleiben könnten; denn hinter den Kulissen, in den Kommissionen, den Parteisitzungen, auf Gängen und Fluren geht der Handel vor sich. Auf die schönen Reden im Plenum wird gar

Digitized by Google

nicht gehört, die werden für die Presse gehalten; und wenn es nachher bei der Abstimmung in die Taktik der Parteileitung paßt, gibt man auch, ohne Ansehen der Sache, seine Stimme gegen die eigene Ansicht ab.

Am klarsten spricht sich dies bei uns in der Behandlung der Militärvorlagen aus, obgleich man doch meinen sollte, daß die gerade streng sachlich behandelt werden müßten. Da hört man aber nicht auf die Regierungsvertreter, Offiziere, sachverständige Leute, sondern man gehorcht der Parteileitung, welche gegen die Vorlage ist, entweder um der Regierung Unannehmlichkeiten zu bereiten, oder weil die gebotene Gegenleistung zu gering ist, oder weil man die Partei dem Pöbel und den Steuerzahlern angenehm machen will. Ob die betreffende Kaserne, für welche ein Neubau gewünscht wird, den heimischen Kriegern über dem Kopf zusammenstürzt, ob einige Divisionen, die früher schon mit Bewilligung des Reichstags aufgestellt sind, einen Torso bilden, da für sie keine Kavallerie vorhanden ist, das ist dabei ganz gleichgültig.

Da loben wir uns noch die Sozialdemokraten. Die haben wenigstens den Mut, direkt auszusprechen, warum sie Opposition machen. Sie sagen: die jetzige Staatsordnung gefällt uns nicht, wir wollen sie zerstören. Die sog. staatserhaltenden Parteien kommen uns in ihrem Benehmen gegen die Regierung vor wie Leute, die auf das Pferd, was den Wagen nicht aus dem Schmutz ziehen kann, schimpfen und schlagen und dabei — anstatt schieben zu helfen — dafür sorgen, daß er immer tiefer hineingerät.

Man merkt dabei gar nicht, wie man sich selbst widerspricht. Das Wehrgesetz lautet: Jeder Deutsche ist wehrpflichtig. Wenn aber die Regierung neue Cadres aufstellen will, weil die vorhandenen nicht mehr hinreichen, um die Masse der Wehrpflichtigen aufzunehmen, dann verweigert man ihr die dazu nötigen Gelder. Man klagt über zunehmende Lasten des Militär- und Marine-Etats und bedenkt nicht, daß man durch die Verweigerung der Mittel zur Erhaltung der Wehrfähigkeit des Landes die Regierung verhindert, ihre Pflicht zu tun. Seht euch doch nur in Europa um, ihr Zweifler und Neinsager! Das deutsche Heer ist das beste der Welt. Das bestreitet niemand in Europa außer den Leuten in unserem Reichstag, die — alles besser wissen. Dabei gibt es nur wenige Staaten, bei denen, auf den Kopf der Bevölkerung ausgerechnet, weniger für Armeezwecke verausgabt wird. Die Regierung, welche für die Wehrfähigkeit des Landes nicht die nötigen Mittel flüssig macht, die handelt ebenso töricht, wie

Digitized by Google

ein Mann, der seine gefüllte Scheuer nicht gegen Feuersgefahr versichert. Ein Staat, der seine Armee und Flotte nicht auf einer solchen Höhe erhält, daß er seinen wahrscheinlichen Gegnern gewachsen ist, der wird besiegt, seine Kassen werden leer, und er muß sogar des Gegners Kassen noch füllen. Die Franzosen haben sich das seit dem großen Kriege wohl gemerkt. In Frankreich gibt es auch in der Volksvertretung die verschiedensten Parteien, die sich gegenseitig befehden. Nur in Einem sind sie einig, in der Bewilligung von Mitteln für die Armee. Da wetteifern die Parteien, ob rechts, ob links, ob Republikaner, Monarchist oder Demokrat; bei ihnen geht der Patriotismus über die Partei; bei uns die Partei über das Vaterland.

Wenn ein Geschäftsmann sein Geschäft vergrößert und an verschiedenen Orten Filialen eröffnet, dann lobt man ihn und sagt: Das ist ein unternehmender Mann, der wird's zu etwas bringen. Und wenn ihm auch die Filialen zuerst nichts einbringen, dann ändert sich dies Urteil über ihn durchaus nicht. Was sind aber die Kolonien anders als Filialen des Staates? Das Ganze ist nur in beträchtlich größerem Maßstab zugeschnitten, und also muß man sich auch nicht wundern, wenn es länger dauert, bis sich das Geschäft rentiert. Und schließlich passiert es dem besten Kaufmann, daß seine Berechnungen nicht einschlagen. Über das letztere ein Urteil zu fällen, ist nun bei unserer Kolonialpolitik einstweilen noch sehr verfrüht. Darüber wollen wir einmal in 100 Jahren sprechen. Trotzdem ist die Menge, die jetzt bereits nach 20 Jahren den Stab darüber bricht, sehr groß.

Der Mann, der sich prügeln läßt, ohne zur Herstellung seiner Ehre entsprechende Maßregeln zu treffen, den sieht jeder über die Schultern an. Trotzdem gibt es Deutsche — wir sagen Deutsche —, welche es der deutschen Regierung zum Vorwurf gemacht haben, daß sie die Ehre des deutschen Namens wahrte, indem sie den Gesandtenmord in Peking rächte. Es gibt Deutsche, welche der Regierung die Gelder für die Flotte versagen, das einzige Mittel, um Leben und Eigentum Deutscher in fernen Landen zu schützen. Denkt doch nur 40 Jahre weiter zurück, die ihr von uferlosen Flottenplänen redet! Damals würde allerdings Herr Castro die Deutschen in Venezuela ungestraft erst beraubt und dann aus dem Lande gejagt haben. Erinnert euch doch der Konfliktsjahre! Wenn damals die Regierung nicht trotz des Widerspruchs der Volksvertretung die Versicherungssumme erhöht, die Reorganisation der Armee vorgenommen hätte, was wäre aus

Digitized by Google

Preußen, was aus Deutschland geworden? Von der Landkarte Europas wären wir verschwunden! Aber selbst solche Beweise gelten bei einem, der nicht hören will, nichts.

Wenn unsere reichstreuen Parteien auf der Bahn weiterschreiten, die sie eingeschlagen haben, dann ist die Zeit nicht fern, wo sie fortgeweht sind wie Spreu vom Wind. Aber dem Geiste der Hohenzollern wird es glücken, auch ohne sie Deutschlands Schiff zwischen Scylla und Charybdis, dem schwarzen und dem roten Ungeheuer hindurch sicher zum Hafen zu führen.

Daß in einem großen Staate die Interessen sehr verschiedenartige sind, ist natürlich, und daß jeder für seiner Wähler Interessen eintritt, versteht sich von selbst. Wenn dieser Kampf auf anständige Weise geführt würde und unter der Devise: Suum cuique, wie sich das unter billig denkenden Menschen geziemt, dann würde die Sache sehr erleichtert. Aber das geschieht nicht. Jeder sucht herauszuschlagen, was herauszuschlagen ist. Das Ganze macht den Eindruck eines unreellen Handels. Jeder stellt seine Forderungen so hoch, daß er auch noch ein gutes Geschäft macht, wenn er die Hälfte herausschlägt. So etwas nennt man bei unserer Volksvertretung hohe Politik.

Ein hoher Grad von Unzufriedenheit muß sich bei solcher Art von Vertretung im Volke einnisten. Das zeigte sich durch die geringe Beteiligung bei der letzten Reichstagswahl. Man schämt sich es zu sagen: 30% aller Wahlberechtigten sind bei der letzten Reichstagswahl ihrer Wahlpflicht nicht nachgekommen. In diesem Dritteil sind ganz bestimmt gar keine Sozialdemokraten; die haben sicher bis auf den letzten Mann gewählt. Das Dritteil, welches nicht gewählt hat, enthält die große Zahl der mit dem Gang ihres Geschäfts Unzufriedenen. Es enthält ferner die Gleichgültigen, denen der Weg zum Wahllokal zu weit, die sich nicht gern dem Gedränge aussetzen, die in ihrem gewohnten Skat nicht gestört sein wollen, denen das Wetter zu schlecht, die, in der Gewißheit, daß der Kandidat ihrer Partei doch nicht gewählt wird, lieber den Sozialdemokraten aus der Urne steigen sehen, als daß sie dem Kandidaten irgend einer anderen staatserhaltenden Partei ihre Stimme geben.

Wenn alle diese Pflichtvergessenen gewählt hätten, dann würde unser Parlament einen anderen Anblick darbieten; und nicht das unglaubliche Ereignis eingetreten sein, daß das Deutschland, welches einen Kaiser an seiner Spitze hat, um den es die Welt beneidet, diesem Kaiser zumutet, mit einem derartigen

Digitized by Google

Parlament zu regieren und — wie er es beschworen hat — sein Volk glücklich zu machen.

Je nach Auffassung steht aber die Sache nicht so schlimm oder noch schlimmer, wie sie aussieht. Wer da glaubt, daß die 81 sozialdemokratischen Abgeordneten wirklich von lauter Leuten gewählt sind, die ihrem Denken nach der Partei angehören, der irrt. Auf die sozialdemokratischen Abgeordneten konzentrieren sich die Stimmen aller derjenigen Wähler, die aus irgend einem persönlichen Grund unzufrieden sind, die entweder die Regierung ärgern möchten oder die von dem Wirken der Sozialdemokraten die Befriedigung ihrer Wünsche erhoffen. Es sind darunter Geschäftstreibende, die durch irgend eine Maßnahme der Regierung in diesem Geschäfte geschädigt sind; Ladeninhaber, denen die polizeilichen Vorschriften über Schluß der Geschäftsstunden nicht passen; kleine Beamte, die Mitglied vieler Vereine sind, also jeden Abend in der Woche etwa für 1 Mark bayerisch Bier trinken und deren Gehalt deshalb nicht ausreicht; Leute, die sich als Soldat schlecht geführt haben und infolgedessen die erhoffte Stelle als herrschaftlicher Kutscher nicht bekommen haben. Das Zustandekommen eines derartigen Reichstags, wie wir ihn jetzt haben, ist nur dadurch zu erklären, daß sehr viele Wähler ihr Wahlrecht nur als ein Mittel betrachten, ihre Privatinteressen zu vertreten. Und dieser Zustand ist eines großen Volkes unwürdig. Nur so ist es möglich, daß die nationalen Parteien immer mehr schwinden.

Dadurch wird aber der Regierung das Regieren immer schwerer gemacht. Sucht sie die Extremen auf irgend eine Weise zu einem modus vivendi zu vereinigen, so platzen die Geister auf einander, die Verhandlungen arten fast in Tätlichkeiten aus, und werden künstlich in die Länge gezogen — man nennt das Obstruktion. Stützt sich die Regierung auf die eine Partei, so hat sie die andere natürlich immer gegen sich. Schließlich tritt das Abnorme ein: Die Regierung des evangelischen Deutschen Kaisers ist vielfach genötigt, sich auf das katholische Zentrum zu stützen; denn dieses will wenigstens nur die Interessen der römischen Kirche über die des Vaterlandes gestellt haben, im übrigen aber läßt es meistens jeden nach seiner Überzeugung stimmen. Wie lange dieser Zustand dauern wird? Wer vermag es zu sagen? Umsonst ist das Zentrum nicht zu haben. Do ut des ist sein Wahlspruch. Möge die Zukunft Wandel schaffen! Möge sich der Reichstag klar machen, daß er sich selbst nicht ehrt, wenn seine Ver-

Digitized by Google

handlungen meist vor leeren Bänken stattfinden und durch nicht zur Sache gehörige Reden in die Länge gezogen werden! Möge er namentlich bei der Beratung des Militäretats und des Pensionsgesetzes sich vor Augen führen, daß es die Armee ist, der er überhaupt seine Existenz verdankt! Möge nur opferfreudiger Patriotismus sein Leitstern sein! Das ist jedes wirklichen Patrioten Wunsch.

Ein neues Kampfmittel der Ärzte gegen das Kurpfuschertum.

Von Arthur Sperling.

Das Kurpfuschertum macht dem Ärztestande in der Behandlung kranker Menschen eine sehr erfolgreiche Konkurrenz. Man schätzt denjenigen Teil der Bevölkerung des Deutschen Reiches, welcher sich in Krankheitsfällen an Kurpfuscher wendet, auf 40%. Berechnet man das Durchschnittseinkommen des Arztes mit 4000 Mark, das Gesamteinkommen der ca. 30000 deutschen Ärzte aus der Praxis auf ca. 120 Millionen, so ergibt sich, daß der Ärztestand um ca. 50 Millionen jährlichen Verdienstes reicher wäre, wenn die Kurpfuscher nicht auf der Welt wären.

Es bedarf für die Ärzte keiner Entschuldigung, wenn sie sich gegen diesen Eindringling in ihre Machtsphäre zu wehren suchen. 50 Millionen mehr würde für den einzelnen Arzt bereits eine Zunahme seines Einkommens um fast 2000 Mark jährlich bedeuten. Dazu kommt aber die moralische Schädigung durch das Kurpfuschertum, welches keine Standesehre und keine Standespflichten kennt, und in den Mitteln, sich selber Verdienst zu schaffen und den Ärzten Abbruch zu tun, wenig Umstände macht. Geheim und öffentlich wird die Kunst des Arztes herabgesetzt. In den Annoncen und den bezahlten und nicht bezahlten Danksagungen der durch glückliche Kur von ihrem Leiden befreiten Kranken kann man es lesen, daß das Mittel des Herrn so und so eine Krank-

Digitized by Google

heit beseitigt hat, gegen welche die Kunst der berühmtesten Ärzte, der größten Vertreter der medizinischen Wissenschaft sich machtlos erwiesen hätte. Kommt her zu mir, so heißt es, alle ihr Kranken, Schwachen und Elenden, mein Kräutertee, meine Salbe, mein Lebenselixir macht euch wieder gesund. Ihr seid alle freundlichst eingeladen, für so und soviel Mark eure Gesundheit wiederzukaufen. Weshalb die Untersuchung eures Körpers durch die Medizinärzte — sie heilen euch doch nicht. Aber ich — ich mache es, und mein Universalheilmittel.

So heißt es großprahlerisch in den spaltenlangen Annoncen der gelesensten Zeitungen. Die vielen Hunderte, ja Tausende von Mark, die dafür im Jahre ausgegeben werden, bringen sich ein. Jede dieser Annoncen ist ein Schlag ins Gesicht für die Ärzteschaft. Wozu die ganze lange und mühevolle ärztliche Ausbildung durch jahrelange Studien, wenn der Arzt sich in materieller Beziehung von irgend einem Tischler, Schäfer oder Schneider überflügelt sieht, welcher plötzlich seinen Beruf entdeckt, ein Wohltäter der Menschheit zu werden. Durch kein Standesgesetz wird er daran gehindert, sich und das ihm von seiner Großmutter vererbte Heilmittel anzupreisen, wenn er nur die Annoncen bezahlen kann. Und das Publikum, welches daran gewöhnt ist, sich durch möglichst fette und umfangreiche Annoncen imponieren zu lassen, strömt ihnen zu, den geschäftskundigen und menschenkennenden Prahlern, welche wohl wissen, daß die marktschreierische Einladung auf die großen Massen noch niemals ihre Wirkung verfehlt hat. Der Kurpfuscher darf sich diese Eigenart der Menge zum Zwecke leichten Erwerbs zunutze machen, ob er auch selber davon überzeugt sein mag, daß seine Quacksalberei nur jedem Hundertsten einen Dienst leistet. Der Arzt dagegen, durch Standesvorurteile gebunden, muß in vornehmer Reserviertheit abwarten, bis ein Kranker Lust empfindet, an seine Tür zu pochen. Die einzige Einladung, welche er an das Publikum ergehen läßt, ist das Schild, welches er an seinem Hause anbringt, und welches Namen, Sprechstunden und den besonderen Kreis, den er sich für seinen Beruf gezogen hat, enthält. Eine Zeitungsannonce, abgesehen von der Anzeige eines Wohnungswechsels oder des Antritts oder der Rückkehr von einer Reise, gilt als standesunwürdig. Im übrigen muß er sich auf die Empfehlung seines Namens und seiner Kunst von Mund zu Mund seitens seiner Patienten verlassen.

Der Kurpfuscher genießt außerdem noch den Vorteil, daß er

Digitized by Google

jede seiner gelungenen Kuren durch die Zeitungen ausposaunen lassen kann, und daß jede derselben ihm einen Zulauf schafft, während der Arzt in stiller Bescheidenheit es als selbstverständlich betrachtet, daß er seine Kranken gesund macht und nicht viel Worte darüber verliert. Die vom Kurpfuscher Geprellten schweigen still, falls die Sache nicht allzu arg ist, aus Scham über ihre Leichtgläubigkeit und aus Reue über das verlorene Geld. Der Arzt, dem eine Kur mißlingt, muß sich auf Angriffe gefaßt machen, die von Mund zu Mund lawinenartig fortgepflanzt werden und nicht unerheblich zur Schädigung seiner Praxis und seiner Existenz beitragen.

Wenn gegen das Kurpfuschertum ein Feldzug unternommen werden soll, so denkt man natürlich in erster Reihe an Staat, an Gesetz und Recht. Wenn das Kurpfuschertum tatsächlich dem Gemeinwohl Schaden zufügt, so wären die öffentlichen Gewalten gerade die geeigneten Bremsvorrichtungen, um den an der allgemeinen Wohlfahrt verübten Unfug zu hemmen.

In Nr. 8 der Deutschen Juristenzeitung vom 15. April d. J. ist ein Aufsatz von Dr. Flügge, Senatsvorsitzender im Reichs-Versicherungsamt, erschienen, welcher unter dem Titel „Kurpfuscherei und Recht“ die Frage behandelt, inwieweit das jetzige Recht wohl geeignet ist, dem Kurpfuschertum das Leben sauer zu machen, und in welcher Weise Strafgesetzbuch und Gewerbeordnung zu vervollständigen wären, um dem Überhandnehmen des Kurpfuschertums zu steuern.

Der Verf. geht von der Annahme aus, daß ein Verbot des Kurpfuschertums seitens der Regierung und der gesetzgebenden Körperschaften in absehbarer Zeit kaum erwartet werden dürfte. Deshalb schlägt er vor, dem § 34 der Gewerbeordnung einen § 34a anzuhängen mit der Bestimmung, daß „Personen, welche, ohne als Ärzte approbiert zu sein, Kranke behandeln wollen, dazu der Erlaubnis bedürfen, und daß diese Erlaubnis zu verweigern ist, wenn Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb dartun.“ In zweiter Reihe sollen die gewerbsmäßigen Krankenbehandler verpflichtet sein, Bücher zu führen, aus welchen man ihnen eventuell die Unzulänglichkeit ihrer Fähigkeiten zu dem von ihnen gewählten Beruf nachweisen kann. In dritter Reihe soll es den Leuten, welche Kranke behandeln, ohne als Arzt approbiert zu sein, untersagt sein, abwesende Kranke, also brieflich, zu behandeln.

Digitized by Google

Sollten die Vorschläge des Verf. in das Strafgesetzbuch und in die Gewerbeordnung Eingang finden, so dürfte man sich wohl einen gewissen Vorteil gegen das Unwesen der Kurpfuscherei davon versprechen, aber sehr weit würde der Arm der Gerechtigkeit damit nicht reichen. Es müßten im Kampf gegen das Kurpfuschertum noch kräftigere Truppen ins Feld geführt werden.

Vor allen Dingen erscheint es notwendig, das Kurpfuschertum an seiner stärksten Seite zu fassen, welche auch gleichzeitig die am meisten verwundbare ist: Das Sich-Breitmachen in den Zeitungen durch fortwährendes Annoncieren. Gerade die gelesensten Zeitungen, welche täglich in Hunderttausenden von Exemplaren erscheinen, werden dazu benutzt. Besonders an Sonntagen sind ganze Spalten mit Anpreisungen ihrer Wunderkuren und ihrer Zaubermittel gefüllt. Hunderttausende glauben an die Wahrheit des gedruckten Wortes. Hunderttausende strömen ihnen zu, hundert nehmen einen Vorteil mit nach Hause, und neunundneunzigtausend finden sich schmählich betrogen.

Weshalb das Dasein der Kurpfuscher?

Gibt es denn keine Mittel, sie, wenn auch nicht auszurotten, so doch wenigstens auf einen unschädlichen Wirkungskreis zu beschränken?

Das Mittel der Volksaufklärung, so daß das Volk nicht mehr den einladenden Kurpfuscher-Annoncen folgt, ist ein zu langsam wirkendes — der Endeffekt unsicher — die Wurzel, mit welcher die Kurpfuscherei im Volke sitzt, aus den verschiedensten physiologischen und sozialen Gründen zu mächtig, zu ausgebreitet, zu festsitzend. In dem Kurpfuscher wird der Mensch mit einer besonderen Begabung zum Heilen der Kranken geschätzt und geehrt. Auf der einen Seite hebt sich mit einem besonderen Wissen und Können der Kurpfuscher über seinesgleichen heraus, auf der anderen fühlt und denkt er mit denen, welche mit ihm gleichen Standes sind, und gewinnt Macht über die Geister, welche mit ihm in nähere Berührung kommen. Hat der Kurpfuscher vollends erst jemand geholfen, so spricht sich bald seine Kunst herum, und er bekommt Zulauf, vor allen Dingen deswegen, weil die Mittel, die er anwendet, seien es Wasseranwendungen, seien es geheimnisvolle Pflaster, Salben oder Tees, dem Sinnen und Denken seines Anhanges angepaßt sind, ihnen sympathisch sind und mit Liebe und Glauben verwandt werden. So wird man denen gegenüber, welche an die Kraft eines Kurpfuschers glauben, durch den Versuch der Aufklärung nicht viel erreichen. Einige wenige wird man

Digitized by Google

vielleicht hindern, den Kurpfuscher aufzusuchen. Die große Mehrzahl der dritten Gruppe braucht man nicht zu bekehren, weil sie noch von keinem falschen Glauben infiziert ist.

Aus diesen Gründen wird der Versuch, den Kurpfuscher durch Aufklärung tot zu machen, immer wieder von neuem zu wiederholen sein, jedoch nicht ohne das strikte Bewußtsein, daß es mit der größten Schwierigkeit verbunden sein wird, die verlorenen Schäflein zur großen Herde zurückzuführen. Daß man in ärztlichen Kreisen lange Zeit so einsichtslos und so nachlässig gewesen ist, um die gesamte populäre medizinische Literatur, nach welcher sich das große Publikum förmlich sehnte, der Bearbeitung durch Laien und Kurpfuscher zu überlassen und ruhig zuzusehen, daß solche Schundwerke wie die von Bilz und Platen einen Leserkreis von Hunderttausenden fanden, das ist freilich ein schwerer, nie mehr wieder gut zu machender Fehler der Ärzteschaft gewesen.

Mit dieser populären Literatur hat sich das Kurpfuschertum immerfort den Leuten in Erinnerung gebracht und damit wie durch eine immerwährende Annonce gewirkt. Die Naturheilanstalten schossen wie Pilze aus dem Boden; fast alle waren und sind gut besucht, und die Ärzte mit ihrer Kunst haben für einen großen Teil von Leidenden das Nachsehen: das Geld, welches sie zahlen für ihre Erlösung von Krankheit, fließt in anderer Leute Taschen.

Was also der Ärztestand in erster Reihe tun muß, das ist dieses, dafür zu sorgen, daß von wirklich gebildeten und federgewandten Ärzten eine tüchtige populär-medizinische Literatur geschaffen wird. Den Leuten muß mit Nachdruck klar gemacht werden, daß die Ärzte nicht mehr auf dem verbohrten Standpunkt von vor 20 Jahren stehen, wo sie die Hydrotherapie perhorreszierten, weil sie von dem Bauern Prießnitz wieder in Erinnerung gebracht war, und daß die Wut gegen den inzwischen zur Ewigkeit eingegangenen Pfarrer Kneipp sich abgekühlt hat, weil man eingesehen hat, daß man insbesondere im Gebiet der Medizin das Gute hernehmen muß, woher es auch kommen mag.

Gerade das Gegenteil des früheren Standpunktes sollten sich die Ärzte zu eigen machen, und das sollte aus der populär-medizinischen Literatur, welche sie schaffen, hervorleuchten; sie sollten aus der Geschichte der Medizin gelernt haben, daß der Anstoß zu großen Bewegungen auf dem Gebiete der Heilkunst vielfach von Laien gegeben worden ist (Hydrotherapie, Massage bei Frauenleiden, orthopädische Apparate usw.); sie sollten wissen, daß auch die Chinarinde ursprünglich von Eingeborenen, die nichts

Digitized by Google

weniger wie Ärzte waren, zu Heilzwecken verwendet worden ist, und daß viele andere Drogen, welche sie heutzutage anwenden, auf gleichem Wege zu uns herübergekommen sind (Cascara, Strophantus, Bethel usw.); sie sollten — mit einem Wort — von den Laien, und vielleicht gerade von den Kurpfuschern viel mehr lernen, um es zu eigenem Nutzen zu verwerten.

Ist es nicht eine vorsintflutliche Torheit, daß man die Homöopathie und die homöopathischen Ärzte derartig boykottiert, wie es heutzutage immer noch geschieht? Weshalb eigentlich? Weshalb lernt man nicht von ihnen das Gute, das in der homöopathischen Arzneimittellehre steckt, und begegnet damit in wirksamster Weise dem feindlichen Vorgehen des homöopathischen Gegners, in welchem sich Ärzte und Laien zu einer großen Liga konsolidieren! Mit den Wünschen des Publikums hat der Arzt doch zu rechnen. Und es gibt tatsächlich viele Leute, welche die massigen Aspirin-, Antipyrin-, Phenacetin- usw. Pulver nicht vertragen können, und deren Individualität auch bereits auf kleine Arzneireize reagiert. In neuester Zeit mehren sich die Berichte von Heilerfolgen mit minimalen Dosen von Tuberkulin, von Adrenalin usw. Wie lange soll es denn noch dauern, bis ein Arzt, ohne an seinem Ansehen bei seinen Kollegen einzubüßen, auch Arsen oder Schwefel in einer so minimalen Dosis verschreiben darf?

Ich meine also, daß die Ärzteschaft mit ihren auf rein wissenschaftlichem Boden stehenden Errungenschaften keinen Grund hat, protzig zu sein, sondern daß unser ärztliches Wissen und unsere Heilkunst noch viele Lücken aufweist, deren Füllung wir anzustreben haben. Und wenn wir uns durch allgemeines Übereinkommen bereits dazu verstanden haben, manchen Tee und manche Salbe als heilkräftig anzuerkennen, die nicht aus der Apotheke, sondern aus Großmutters Küche hervorgegangen ist, so gehen wir ruhig noch einen Schritt weiter, lernen von den Kurpfuschern und schlagen sie mit ihren eigenen Waffen. Wenn wir das mit der Wasserheilkunde früher angefangen, wäre es besser gewesen; wenn wir uns die in der Homöopathie liegenden Wahrheiten schleunigst zu eigen machen würden, würden wir manchem homöopathischen Kurpfuscher damit den Todesstoß versetzen.

Das ist der erste Weg, um dem Kurpfuschertum Abbruch zu tun.

Um auf den zweiten, den Hauptweg zu gelangen, müssen wir

Digitized by Google

notgedrungen noch einmal auf das psychologische Moment der Entstehung des Kurpfuschertums zurückkommen.

Wir hatten schon angedeutet, daß es neben Kurpfuschern zweiter, dritter und vierter Klasse auch solche erster Klasse gibt, wie Prießnitz, Kneipp, Hessing, Thure-Brandt*). Wie durch Magnete angezogen, ist ihnen die Menge zugeströmt, mochten sie durch besondere Reklame den Leuten die Wege zu ihnen ebnen oder nicht. Aber die größere Zahl der Kurpfuscher würde zu einer kläglichen Existenz verurteilt sein, wenn sie nicht durch fortwährendes Annoncieren in den gelesensten Zeitungen die Leute auf sich aufmerksam machen und in ihre Netze hineinziehen würden. Die gewaltige Menge von Annoncen, welche in dem Hauptorgan der Kurpfuscher, der „Berliner Morgenpost", welche in einer Auflage von ca. 250000 Exemplaren erscheint, zu finden ist, gibt Kunde davon, wie wichtig den Kurpfuschern für ihr Handwerk die Annonce ist. Und wenn ich sage, daß nach ungefährer Berechnung die Insertionskosten, welche die Kurpfuscher diesem einen Blatt zahlen, jährlich die stattliche Summe von ca. 100000 (hunderttausend) Mark erreicht, so ist damit der Beweis geliefert, daß diese Summe sich einbringen muß, daß die Kurpfuscher eine enorme Zahl von Leuten dadurch fangen und ein enormes Geld damit verdienen.

Es läge also sowohl im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt, welche offenbar unter den Händen der Kurpfuscher manchen Schaden erleidet, wie im besonderen im Interesse der Ärzte, diesem Kurpfuscher-Annoncenunwesen auf den Leib zu rücken.

Aber wie?

Von der Aussichtslosigkeit einer einigermaßen wirksamen Hilfe des Staates oder der Behörden ist schon gesprochen worden. Selbsthilfe ist also auch hier die einzige Möglichkeit.

Es ist mir neulich mitgeteilt worden, daß eine der am meisten verbreiteten Berliner Zeitungen, der „Berliner Lokal-Anzeiger", der Vereinigung der medizinischen Fachpresse die Befugnis erteilt hat, die bei der Redaktion einlaufenden Kurpfuscher-Annoncen durchzusieben und die Aufnahme zu gestatten oder abzulehnen! Soviel mir bekannt, hat der L.-A. sich dafür eine Gegenleistung

*) Dem Urteile, daß Hessing und Thure-Brandt „Kurpfuscher" seien, kann ich mich nicht anschließen. Kneipp war allerdings Kurpfuscher in des Wortes verwegenster Bedeutung. Wer sich über die Kneipp-Wörishofener Verhältnisse unterrichten will, lese den Roman: Geistlich, von Theo Pilgrim, Leipzig, Lotus-Verlag. D. H.

Digitized by Google

nicht ausbedungen, jedenfalls ist diese Maßnahme des L.-A. insbesondere auch von uns Ärzten als ein Schritt auf dem Wege sozial-hygienischen Verständnisses mit Freuden zu begrüßen, wenn auch die Realisierung aus technischen Gründen längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte. In der Absicht, ihr Blatt von den unlauteren Anpreisungen einer Reihe skrupelloser Leute zu reinigen, müssen wir die sittliche Empörung der Besitzer gegen das Treiben von Leuten erblicken, welche sich das köstlichste Gut der Menschen, die Gesundheit, zum Spielball ihrer Geldgier ausgesucht haben. Aber so vornehme Gesinnungen, so heldenmütige Schädigung des eigenen Geldbeutels dürfen wir unserer Presse im allgemeinen nicht zumuten, da sie vielfach selber mit eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Eine solche Vornehmheit mit dem stillen Hinblick auf eine Vergeltung in langer Sicht kann sich nur ein Blatt erlauben, welches finanziell nicht nur sorgenlos dasteht, sondern sogar jährlich Millionen an Gewinn abwirft. Wenn wir an ein Blatt, wie z. B. die „Berliner Morgenpost", mit der Zumutung herantreten wollten, daß sie ihre Kurpfuscher-Annoncen ausmerzt, so müßten dafür Kompensationen geboten werden. Und es entsteht die Frage, ob die Ärzteschaft imstande wäre, in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache, einem Blatt wie der „Morgenpost" solche Kompensationen zu bieten.

Dieser Frage wollen wir jetzt näher treten.

Durch Annoncen seitens der Ärzte verdient die Presse in jedem neuen Jahr eine große Summe Geld. Wieviel davon auf die einzelnen Blätter fällt und wieviel die jährlich dafür aufgewandte Summe im ganzen beträgt, vermag ich nicht zu sagen. Aber wenn man sowohl in den Berliner wie in den Provinz-Zeitungen die große Menge fettgedruckter und viel Raum beanspruchender Annoncen der Bäder, Kurorte und Sanatorien auf ihren Insertionspreis schätzt, so kommt man zu der Überzeugung, daß derselbe nicht unerheblich sein kann. Es scheint mir fast, als wenn, wenigstens für einige Zeitungen, die Annoncen der Bäder, Kurorte und Sanatorien gewinnbringender sind als die Annoncen der Kurpfuscher. Diese Verhältnisse müßten erst durch Prüfung der einzelnen Blätter und durch Besprechung mit den Redakteuren klargestellt werden. Jedenfalls liegt der Gedanke nahe, der Presse die Wahl zu stellen: entweder nehmt ihr Kurpfuscher-Annoncen auf oder unsere Annoncen. Wollt ihr mit uns einen Vertrag schließen, durch den ihr gebunden seid, alle Kurpfuscher-Annoncen zurückzuweisen? Als

Digitized by Google

Kompensation dafür sollt ihr der von der ärztlichen Welt an die Presse gegebenen Annoncen sicher sein.

Es ist vorauszusehen, daß es Blätter geben wird, welche sich auf einen solchen Vertrag nicht einlassen wollen. Die Mehrzahl der Zeitungen und vor allen Dingen die größeren und größten, und alle diejenigen, welche sich in der öffentlichen Meinung den Ruf eines „anständigen" Blattes für ihre Zeitung erhalten wollen, werden es tun. Im Prinzip ist mir dies von den Chefredakteuren einiger unserer gelesensten Zeitungen bereits zugesichert worden.

Um einen solchen Vertrag auf der einen Seite und einen Boykott auf der anderen Seite durchzuführen, gehört Einigkeit. Der Mangel an Einigkeit ist bei dem Ärztestand sprichwörtlich gewesen — bis vor kurzer Zeit. Heutzutage liegen die Dinge etwas anders. Das unerträgliche Verhältnis der Ärzte zu den Krankenkassen, die unbegreifliche Indolenz der Regierung dagegen und das Sträuben des Reichstages, die wirklich nicht unbescheidenen Wünsche der Ärzte zu erfüllen, haben die Auseinandergehenden zusammengeführt. Nachdem die Krankengesetznovelle im Reichstag angenommen, nach welcher das Riemenschneiden aus der Haut der Ärzte in unveränderter Weise fortgesetzt wird, ist ihre Geduld zu Ende, und die Idee der Selbsthilfe, welche nunmehr an die Stelle der früher erhofften Staats- und behördlichen Hilfe treten muß, schafft die gewünschte Einigkeit. So wird Gutes durch Böses erzeugt. In Gestalt des „Leipziger Verbandes der Ärzte Deutschlands" unter Führung des Kollegen Hartmann in Leipzig ist diese Selbsthilfe in die Praxis umgesetzt worden. Kein Mensch denkt mehr daran, von den gänzlich dem Bureaukratismus verfallenen Ärztekammern, die bekanntlich eine staatliche Einrichtung sind, Hilfe zu erwarten. Jeder Arzt blickt vertrauensvoll auf den Leipziger Verband, der „aus eigener Kraft" entstanden ist und „aus eigener Kraft" seine Pflicht tun wird. Das Selbstgeschaffene ist immer wertvoller als das Gegebene und Geschenkte.

Also die Einigkeit ist da — sie wächst von Tag zu Tag, d. h. es wächst die Zahl der Ärzte, welche Mitglieder und Mitarbeiter des Leipziger Verbandes werden. Jeder die Ärzte einende und ihre soziale Stellung bessernde Schritt paßt so recht in den Rahmen des Leipziger Verbandes. Er wäre die geeignete Stelle, aus deren Mitte heraus ein ständiges Komitee für das ärztliche Annoncenwesen gebildet werden könnte, und welchem die

Digitized by Google

Aufgabe gestellt werden müßte, mit den annoncierenden ärztlichen Kreisen sowohl, wie mit den einzelnen Zeitungen in Verbindung zu treten, Verträge abzuschließen, die Annoncen zu verteilen und schließlich die Kurpfuscher aus dem Tempel herauszutreiben. Das wäre eine schöne Aufgabe für den Leipziger Verband.

Eine Frage bezüglich der den Zeitungen zu bietenden Kompensationen ist noch der Erörterung wert. Wenn in dem eben skizzierten Rahmen Verträge zustande kommen könnten, d. h. wenn die Annoncen der Bäder, Kurorte, Sanatorien, Kliniken, Licht- und Wasserheilinstitute usw. ausreichten, um die Presse für ihr den Ärzten zu machendes Zugeständnis finanziell zu befriedigen, so wäre es das beste. Muß die Ärzteschaft noch etwas übriges tun, d. h. in den eigenen Beutel greifen, um die Tasche der Zeitungen noch etwas mehr zu füllen, so habe ich für diesen Fall einen recht ketzerischen Gedanken.

Ich kann nämlich nicht einsehen, weshalb es für deutsche Ärzte als standesunwürdig gelten soll, in den Zeitungen häufiger oder regelmäßig zu annoncieren, d. h. ihre Namen, ihre Wohnung, ihre Sprechstunde und den besonderen Berufskreis als praktischer Arzt oder Spezialarzt in Erinnerung zu bringen. Reklamehafte Anpreisungen und Veröffentlichungen von Dankschreiben geheilter Patienten dürften natürlich nicht vorkommen. Aber weshalb ein Arzt, wenn er will, und wenn er es für zweckmäßig hält, wenn er nicht in der Lage ist, auf andere Weise, wie durch literarische Tätigkeit usw., seinen Namen unter die Leute zu bringen, — weshalb ein Arzt gehindert sein soll, durch eine anständige Annonce von seiner Existenz Kunde zu geben, vermag ich nicht einzusehen.

Der ärztliche Beruf ist ebenso auf Erwerb abzielend wie jeder andere. Versteht der Arzt es nicht, in seinem Beruf kaufmännisch zu denken und zu handeln, d. h. vergißt er, seine Patienten daran zu erinnern, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, so verhungert er samt seiner Familie. Er verhungert aus Humanität und muß die Humanität anderer anrufen, damit er wieder seinen Magen füllen kann. Was ist das für eine soziale Verkehrtheit! Charity begins at home, sagt der Engländer, und er hat recht damit, daß die eigene Familie in allererster Linie die Menschenfreundlichkeit des Familienvaters verdient. Um wohlzutun, muß man selber erwerben. Erwerb und Besitz in anständiger Weise zu vermehren und auszudehnen, ist nicht nur keine Schande, sondern eine soziale Tugend. Wer sich selber

Digitized by Google

hilft, kann auch anderen helfen; wenn alle Menschen so dächten, stände die Menschheit eine Stufe höher.

Eine Annonce ist eine Einladung, — eine Einladung an das Publikum, näher zu treten, zu sehen, zu kaufen, von den Fabrikaten, Erzeugnissen, Kunstfertigkeiten des Annoncierenden zu profitieren. Die größten Geschäftshäuser und industriellen Betriebe, welche eine ausgebreitete und internationale Kundschaft haben, bedienen sich dieser Art, den Leuten ihren Namen einzuprägen, um sie zum Kauf zu sich einzuladen. Die Annonce ist selbst für die größten Firmen ein unentbehrliches Mittel, ihren Absatz zu vergrößern. Eine aufstrebende Firma wird es nicht versäumen, neben allen anderen Wegen, die für sie zur Höhe führen, auch den des Annoncierens zu betreten. Kein Mensch wird daran denken, die Gepflogenheit eines Kaufmanns, den Namen seines Geschäftes durch regelmäßige Annoncen in aller Leute Mund zu bringen, als einen Makel zu betrachten.

Wie steht es nun mit dem Arzt?

Der Arzt nimmt eine gewisse Zwitterstellung ein. Er ist Wissenschaftler, Künstler, Techniker, Kaufmann, alles zusammen. Er soll seine Kunst und seine Wissenschaft in den Dienst der leidenden Menschheit stellen und soll seine hohe und hehre Aufgabe darin suchen, den von Krankheit heimgesuchten Mitmenschen zu helfen; nicht selten wird er Vertrauter und Freund der Familien, in denen er aus- und eingeht, sein Einfluß wächst häufig weit über die Macht seiner ärztlichen Obliegenheiten hinaus; es ist fast eine ideale Position, die sich der gescheite, menschenfreundliche und allzeit treu gesinnte Arzt schaffen kann. Hätte ihm nur die allgütige Natur die Fähigkeit der Engel verliehen, von Luft und Sonnenschein zu leben! Aber der Arzt ist ein Mensch, oft hat er Frau und Kinder; er muß sich und die Seinen kleiden und nähren, muß für Wohnung und alle sonstigen Lebensbedürfnisse Sorge tragen; und das alles kostet Geld. Der Arzt muß also auch erwerben. Wer kann es ihm verdenken, daß er danach trachtet, soviel zu erwerben, daß er seinem Alter und seiner Arbeitsunfähigkeit sorgenlos entgegensehen darf! Wer will ihn darum schelten, daß er danach strebt, bei seinem Tode seine Frau und Kinder versorgt zu wissen! Das ist die finanzielle, die kaufmännische Seite des ärztlichen Berufes. Leichtfertig mag der Dichter von dem Arzte fordern, daß ihm die Wissenschaft die hohe, die hehre, himmlische Mutter sei, nicht die melkende Kuh, die ihn mit Butter versorgt — aber die hungernde und frierende,

Digitized by Google

proletarisch gekleidete Wissenschaft ist auch ein erbärmlicher Anblick. Die sozialen Gesetze, unter denen wir leben, sind einmal so realistisch und so brutal, daß sie von jedem Menschen verlangen, für sich selbst zu sorgen; das soziale Gesetz verlangt geradezu von dem Arzt, daß er verdient und erwirbt; weder er noch die Seinen dürfen fremder Wohltätigkeit anheimfallen.

Andererseits ist die Individualität der Ärzte verschieden. Bei der einen ist mehr die ideale, künstlerische, wissenschaftliche Seite ihres Berufes ausgebildet, bei der anderen mehr die erwerbliche, finanzielle, kaufmännische. Wenn ein Arzt beides in anständiger Weise zu vereinen weiß, so wird man ihm das nicht übel nehmen. Die Anständigkeit des Erwerbs und der dafür angewandten Mittel ist allerdings unbedingte Voraussetzung. Im Interesse des ganzen ärztlichen Standes muß an dieser sittlichen Forderung festgehalten werden.

Was aber ist im ärztlichen Beruf anständig, und was ist nicht anständig? Einen Sitten- und Ehrenkodex haben die Ärzte nicht. Kollege Moll hat über die „ärztliche Ethik" ein treffliches Buch geschrieben, aber ein bindendes Gesetz konnte daraus nicht hervorgehen. Es erscheint mir auch mehr als zweifelhaft, daß ein solches Existenzberechtigung hat. Unanständigkeiten sind inmitten des ärztlichen Berufes zum größten Teil so sehr innere Handlungen, Funktionen des moralischen Gefühls und des Gewissens, daß die nach außen tretenden groben Formverletzungen dagegen gar nicht ins Gewicht fallen. Aber nur die letzteren können durch Gesetze, Ehrenkodices, Standesordnungen getroffen werden, die ersteren nicht.

Wenn man die einzelnen Glieder einer Gesellschaftsklasse wie der des Ärztestandes als integre Persönlichkeiten haben will, so ist es vor allem notwendig, die Basis, das Fundament des ganzen Standes gut und sicher zu bauen. Sind aber die staatlichen und sozialen Einrichtungen durch die Ungunst der Verhältnisse derartig zugeschnitten, daß der ganze Stand darunter leidet, daß er gezwungen wird, sich in offenem und versteckterm Kampf dagegen zu wehren, so muß es auch erlaubt sein, mit Ausnahmemaßregeln dagegen zu kämpfen. Der Krieg erfordert aber andere Mittel wie der Frieden. Das summum ius des Krieges ist die summa iniuria des Friedens.

Und in einem Kriegszustand befindet sich zur Zeit der Ärztestand — im Kriege gegen die unseligen Folgen der sozialpolitischen Gesetzgebung, und im Kriege gegen

Digitized by Google

das Kurpfuschertum. Das ist die Feststellung, welcher wir Ärzte die öffentliche Anerkennung abringen wollen und müssen, und zwar die Anerkennung eines von seiten des Ärztestandes gerechten und berechtigten Krieges. Der Ärztestand befindet sich zur Zeit in der Zwangslage, für sich einen gesunden Wirkungskreis, der auf gesunden Beziehungen der Ärzte zu den Staatsbürgern beruht, erkämpfen zu müssen. Ungesund sind diese Beziehungen dadurch geworden, daß der Staat durch die sozialpolitische Gesetzgebung die Ärzte gezwungen hat, für Löhne zu arbeiten, die der Leistung des Arztes unangemessen waren, für Löhne, welche das ethische Niveau des Ärztestandes herunterdrückten, welche die Qualität ihrer Berufsarbeit verschlechterten und ihre Berufsfreudigkeit herabsetzten.

Man hat jetzt gut sagen, die Ärzte hätten sich gegen solche Zumutungen wehren sollen — jedoch stand man damals allgemein auf dem Standpunkt, das Heil in der Hilfe und Bevormundung des Staates suchen zu müssen. Alles blickte nach oben, woher die guten Gaben kommen sollten; aber sie kamen nicht. Ruhig sah der Staat zu, wie die Ärzte sich mit den Krankenkassen herumbalgten und zu den bisherigen Jammerlöhnen weiterarbeiteten. Die Volksvertretung hat mit der neulichen Annahme der Novelle zum Krankenversicherungsgesetz, die wiederum die gerechten Forderungen der Ärzte unberücksichtigt läßt, dem Faß den Boden ausgeschlagen. Jetzt ist's mit der Geduld der Ärzte zu Ende. Von der Notwehr wird zum offenen Kriege übergegangen, und im Kriege sind die schärfsten und rigorosesten Mittel, welche den Krieg sobald wie möglich beendigen, die besten. Mit der Kündigung der ablaufenden Verträge der Ärzte mit den Krankenkassen wird demnächst begonnen werden. Dann ist der Ärztestreik da; der Krieg ist auf der ganzen Linie entbrannt.

Wie können die Ärzte sich eines solchen unvornehmen Mittels wie des Streiks bedienen, um ihre Situation zu verbessern? — fragt man von manchen Seiten. Die Antwort ist die, daß wir nicht im Frieden, sondern im Kriege leben!

Ganz Ähnliches gilt für den Kampf mit dem Kurpfuschertum. Der Ärztestand steht in diesem Kampfe allein. Staat und Volksvertretung sind von der Wichtigkeit dessen, was man „öffentliche Gesundheit" nennt, und von der hervorragenden Rolle, welche ein auf gesunden Füßen stehender Ärztestand in seiner Wirksamkeit für die ganze öffentliche Wohlfahrt zu bedeuten hat, noch

Digitized by Google

nicht genügend durchdrungen. Deshalb gilt auch hier die Parole „Selbsthilfe". Das geeignete Mittel ist der offene Krieg, und im Kriege ist das rigoroseste Mittel gerade das beste.

Im Kampfe gegen das Kurpfuschertum kommt es darauf an, dem Gegner die gefährlichste Waffe, welche er führt, zu entwinden: das ist die Macht der marktschreierischen Verbreitung von Namen, Instituten und Erfolgen, die Macht der Annonce. Ein Mittel dazu ist dieses, daß die Ärzte sich entschließen, die Spalten der Blätter, welche früher den Annoncen der Kurpfuscher dienten, mit ihren eignen Namen zu füllen, und zwar solange zu füllen, bis Staat und Volksvertretung es für zweckmäßig halten, die Kurpfuscherei überhaupt zu verbieten. Dann mag meinetwegen auch das Inserieren seitens der Ärzte, falls es sich bis dahin nicht überhaupt, als im Interesse des Gemeinwesens liegend, herausgestellt hat, aufhören.

Es handelt sich hier also nicht um die Frage, ob nach unseren heutigen ärztlich-ethischen Anschauungen für den einzelnen Arzt das Annoncieren als anständig oder unanständig, als erlaubt oder verwerflich zu betrachten ist, es handelt sich nicht darum, die finanziellen Vorteile abzuwägen, welche der annoncierende Arzt dem nicht annoncierenden gegenüber gewinnt, sondern es gilt hier, das Prinzip aufzustellen, daß das Annoncieren der Ärzte — unter den vorhin besprochenen Voraussetzungen und Bedingungen und nach erfolgtem Abschluß von Verträgen mit den betr. Zeitungen — als ein berechtigtes Kampfmittel gegen das Kurpfuschertum anerkannt werden soll, und daß dieses Kampfmittel solange von den Ärzten gebraucht werden soll, bis der Krieg gegen das Kurpfuschertum zugunsten der Ärzte entschieden ist.

Digitized by Google

Deutschland und Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV.

Im Lichte einiger Flugschriften betrachtet.

Von Bruno Stübel.

Nach den verheerenden Stürmen des Dreißigjährigen Krieges hätte man dem bis ins Innerste erschöpften und zerrütteten Deutschland wohl eine längere Zeit der Ruhe gönnen mögen. Es hätte das auch jedenfalls am besten dem friedfertigen Charakter seines Kaisers, dem als Erbe jener traurigen Epoche das keineswegs beneidenswerte Los beschieden war, Träger der Krone des an Ansehen in der Welt schwer gelittenen heiligen römischen Reichs deutscher Nation zu sein, entsprochen. Allein ein grausames Geschick hatte es anders gewollt.

Mit Ludwig XIV. hatte ein Fürst den französischen Thron bestiegen, in welchem der Wille zur Macht, die Herrschsucht in einer gar bedenklichen Weise ausgeprägt war, trat einer jener gekrönten Übermenschen auf, wie ihn französischerseits das deutsche Volk noch einmal in der Person Napoleons I. kennen lernen sollte. Dahingegen war sein Nachbar, der fromme und friedliche Kaiser Leopold, nichts weniger als ein solcher Übermensch, und selbst wenn er es hätte sein wollen, so hätte ihn doch die schwerfällige Reichsverfassung, die Widerhaarigkeit der Reichsstände, die partikularistische Gesinnung der größeren Reichsfürsten, denen ihr eigener Vorteil meist mehr am Herzen lag, als der des Reichs, kaum dazu kommen lassen.

Daß daher Ludwig, in dessen Persönlichkeit sich die ganze Macht des französischen Staates konzentrierte, mit einem solchen Gegner leichtes Spiel haben mußte, daß ihm, dem maßlos ehrgeizigen Fürsten, die Aufrichtung einer Universalmonarchie, die Vernichtung oder zum mindesten Schwächung der habsburgischen Macht auf Kosten der bourbonischen, mit anderen Worten, die Erhebung Frankreichs zum mächtigsten Staate Europas vor der Seele schwebte, war nur zu erklärlich. So glückte es ihm denn auch in der Tat, trotz der Allianzen, die sich gegen ihn bildeten, mit seinem vortrefflich ausgerüsteten, von großen Feldherren geleiteten Heere seine Eroberungszüge eine Zeitlang mit Erfolg auszuführen, und je größer seine Erfolge waren, je höher seine Macht

Digitized by Google

stieg, desto mehr erregte er den Neid und die Bewunderung der Welt, auch seiner Feinde, und unter diesen besonders derjenigen, deren Demütigung ihm vorzugsweise am Herzen lag, der Deutschen.

Da war es nun verhängnisvoll, daß Ludwig nicht nur mit Versprechungen, mit Geld, für welches so mancher der damaligen deutschen Fürsten nicht ganz unempfänglich war, also mit seiner Diplomatie, und mit Waffengewalt Eroberungen zu machen suchte, sondern daß es ihm auch gelang, das deutsche Geistesleben zu französieren und die große Masse, Hoch und Niedrig, durch französisches Wesen, durch französische Sitten und Gewohnheiten zu beeinflussen.

Von diesem Einfluß gewinnen wir ein anschauliches Bild, wenn wir einen Blick auf die deutsche Publizistik, vornehmlich auf die so reichhaltige Flugschriftenliteratur der damaligen Zeit werfen, die oft einen pasquillartigen Charakter an sich trug. In diesen Flugschriften kam fast allein die öffentliche Meinung zum Ausdruck, da die periodische Presse, also die Zeitungen, die heutzutage diese öffentliche Meinung repräsentieren oder wenigstens repräsentieren wollen, noch gering entwickelt war, und sich meist nur auf die Verbreitung dürftiger Nachrichten beschränkte.

Man kann nicht gerade behaupten, daß man nun in diesen Flugschriften besonders liebenswürdig mit Frankreich und seinem König umgegangen wäre. Es gab noch so manchen patriotisch gesinnten Deutschen, der das ganze französische Getriebe durchschaute und grausam zerzauste, aber auch gleichzeitig mit beißendem Spott und Hohn die törichte Bewunderung der französischen Macht, so zielbewußt diese auch auftreten mochte, die Kriecherei vor der brutalen Gewalt, die albernen Nachäffereien französischen Wesens geißelte, der sich nicht scheute, ein düsteres Bild des Zustandes, in dem sich Deutschland damals befand, zu zeichnen, dabei aber immer die Deutschen an die großen Tugenden ihrer Vorfahren und ihre ruhmvolle Vergangenheit erinnerte.

In einer solchen Flugschrift zum Beispiel, die im Jahre 1674 unter dem Titel: „Machiavellus Gallicus oder Einhundert Politische Frantzösische Axiomata, in welchem der Frantzosen Staats- und Kriegs-Maximen und Practiquen, welcher sie sich gebrauchen, Jedem offentlich zu sehen vorgestellet worden durch einen ehrlichen Teutschen“ (Name unbekannt) erschien, also in die Zeit fiel, da Ludwig seine Raubzüge gegen die Niederlande, die mit Spanien und dem Deutschen Reiche alliiert waren, führte (1672—1678),

Digitized by Google

wird der Größenwahn des Königs und seine Politik unter anderen folgendermaßen gekennzeichnet: Die französische königliche Monarchie ist zu dem Ende von Gott in die Welt gesetzt worden, damit sie als Beherrscherin des edelsten Volkes ganz Europa an sich reiße, und daher berufen ist, das Schiedsgericht über den ganzen Erdkreis zu haben und auszuüben. Denn gleichwie nur ein Gott und ein wahrer Glaube ist, also soll auch nur ein König, ein Regiment, ein Gesetz existieren, und das muß alles französisch sein. Weil nun der gegenwärtige König in Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hierzu von Gott auserwählt ist, so ist nicht mehr als billig, daß er zum Ausdruck dieser herrlichen Vorherbestimmung und Vorherrschaft ein Symbol oder ein Sinnbild führe, um damit seine Bestimmung und seine Herrschaft zu charakterisieren. Ein solches Symbol kann füglich kein anderes als die Sonne sein. Nur mit dieser edeln Schöpfung Gottes läßt sich daher der König in Frankreich vergleichen. Und warum? Es gibt nur eine Sonne, also soll es auch nur einen Weltmonarchen geben, und das muß der französische sein. Die Sonne ruht niemals, also auch nicht die französische Herrschsucht. Die Sonne ist feurig und heiß, also auch der französische Geist. Die Sonne ist die Herrscherin über die Gestirne, die Franzosen sollen Herrscher über die Erde sein, wenn es den Göttern gefällt, fügt der Verfasser in Parenthese hinzu. Die Sonne erwärmt die Welt, das tut auch das französische Geld. Die Sonne blendet die Augen, französisches Geld und Wort das Gemüt. Am Feuer brennt man sich, also auch an den Franzosen. Die Sonnenstrahlen durchdringen das Innerste der Erde mit ihrer Kraft, die französischen Goldstrahlen durchdringen auch die geheimsten Ratskammern der Könige und Fürsten usw. Wer wollte nun leugnen daß der König in Frankreich nicht mit Recht die Sonne als Sinnbild führe?

Der Verfasser vergleicht den König weiterhin mit Phaethon. Wie dieser durch seinen Übermut die Welt ins Verderben gestürzt habe, also unterwinde sich Ludwig, der die Sonne lenke, die Anschläge seines Großvaters (Heinrichs IV.) noch zu übertrumpfen und darüber die ganze Christenheit mit Feuer, Mord und Kriegsbrand anzustecken. Aber sollte es ihn nicht einmal ebenso ergehen wie Phaethon?

Die Quintessenz der ganzen französischen Politik ist nach des Verfassers Meinung nichts anderes als ein Vergessen Gottes und seines Wortes, eine Verbannung aller Zucht und Ehre, eine ge-

Digitized by Google

schworene Feindin aller Ehrbarkeit und Tugenden, eine Vernichtung aller Rechte und Gesetze, eine Verwerfung jeder Treue und Aufrichtigkeit, ein Extrakt aller Schande und alles Lasters, ein Muster aller Treulosigkeit und Bundbrüchigkeit, ein Ebenbild aller Gottlosigkeit.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685, die grausame Verfolgung der Hugenotten und ganz besonders die Verwüstung der Pfalz im pfälzischen Erbfolgekriege, den Ludwig 1688 und 1689 mit dem Deutschen Reiche führten, steigerten den Haß gegen ihn gar gewaltig. Davon liefert unter anderen eine Flugschrift, die unstreitig mit zu den originellsten gehört, die damals erschienen sind, einen drastischen Beweis. In ihr werden die Seelen- und Gewissensqualen, die Ludwig in einem Traume empfunden, satirisch geschildert, und es verlohnt sich wohl, sie hier im Wortlaut wiederzugeben. Der Titel lautet: Sonderbarer und denkwürdiger Traum, welchen Sr. Aller-Christl. Maj. von Franckreich am 24. Aprilis st. n. 1689 zu Nachts gehabt, nicht allein von Ihm selbst des Morgens darauf erzehlet, sondern auch von Seinen dahmals umbstehenden hohen Bedienten alle Geberden und Reden in Observanz genommen worden. Von eines hohen Ministri am Königl. Frantzös. Hofe Secretario an einen seiner guten Freunde in Teutschland übersand. Erstlich gedruckt zu Cölln 1689.

Nachdem Ihrer Allerchristlichsten Majestät dasjenige Schreiben, welches Dero vormahls hoher Premier-Minister, Mazarin, unlängst aus der Unter-Welt oder vielmehr aus der Hölle an Sie geschrieben, zu Gesicht kommen, haben Sie solches wohlbedächtig nnd ohn Entsetzen durchlesen, auch anfangs für ein erdichtetes Gespött und Paßquill gehalten, und nach Ihrer Herrischen Art lächelnd von sich geworffen, nachmahls aber von Zeit zu Zeit demselben tieffsinnig nachgedacht, und sich manchmahl mercklich darüber alterirt, in Betrachtung, daß gleichwohl einmahl von Ihren bißher unverantwortlich verübten Intriquen, ja Land- und Leut-verderblichen unrechtmäßigen Kriegen und Meyn-Eydischen Beginnen, an jenem grossen allgemeinen Richter-Tage Rechenschafft gefordert werden würde, mit welchen und dergleichen bey Ihr sonst raren Gedancken Sie auch nach dero Bett-Lager sich begeben, So geschichts, daß gegen Mitternacht Deroselben träumet, ob wäre nunmehr die Zeit fürhanden, daß Sie sich für dem allgemeinen Welt-Richter aller Lebendigen und Todten stellen, und von Ihrem gantzen Leben, auch darinn verübten Thun und Lassen, Rechen-

Digitized by Google

schafft geben solten. Da Sie denn mit Erstaunen, Zittern und Beben den strengen Richter in den Wolcken des Himmels sitzen gesehen, mit vielen tausend Engeln, und einer ungläubigen Zahl, durch seine bißherige unrechtmäßige Kriege, Verwüstung und Verfolgung, vom Leben zum Tode gebrachten Seelen, umbgeben, nicht wissend, was diese wolten. Da denn der erzörnete Richter in der Wolcke gleichsam mit donnernder Stimme angefangen zu ruffen: Ludewig! Ludewig! Ludewig der Vierzehende! hochmüthiger Tyrann, und Meyn-Eydiger König von Franckreich, herbey, und gieb Rechenschafft: Was hat dich bewogen, daß du bißher deine Krone, Reich und Länder mit so viel unschuldigem Blute besudelt, verrätherischer Weise erweitert, und so viel tausend arme Leute, durch Verfolgung der Religion, Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Marter und Pein, in das erbärmlichste Elend, ja gar in Tod gesetzet und gestürtzet? Höre, wie diese Schaar, so durch deine Drangsal ihr Leben lassen müssen, über dich seufzet, klaget und schreyet, da denn diese grosse Menge mit Erstaunen geruffen: Gerechter Richter! Rache! Rache! Rache über Ludewig den Vierzehenden, Meyn-Eydigen Tyrannen und Friedebrechenden König in Frankreich! Bey welchem Rufen den König der Angst-Schweiß, wie das klare Blut, überfallen, und daher mit häßlicher Stimme geschrien: O wehe! Ich bin verdammt. Worauff der Richter wieder gefragt: So antworte demnach, und sage, was hat dich darzu bewogen, oder wer hat dich darzu verleitet? Hierauf habe der König mit halb-todter Stimme geantwortet: Vornehmlich der verfluchte Richelieu und verdammte Mazarin, mit ihren mir hinterlassenen Regierungs- und Staat-süchtigen Instructionen (wiewol ich darinnen gröblich excessirt), nach diesen meine bösen, eigennützigen Räthe und Generale, ferner der Hurenkinderische Saame und Teuffels-Geschmeisse, die Jesuiten und Pfaffen, am meisten aber mein eigener, hierzu begieriger Sinn und Wille. Worauf der Richter diese Sentenz gefället und gesprochen: Das Bekäntnus ist redlich und aufrichtig, auch daher billig und recht, daß du mit izt-erwehnten Principalen gleichen Lohn und Quartier bekommest. Hiermit sey der Richter verschwunden. In welchem Augenblick des Königs Bette angefangen lichterloh zu brennen, auch alsobald eine unzählbare Menge grausame Furien, Teuffel und Gespenster umb ihn gewesen, so mit häßlichem Geschrey, auffgesperrten Rachen und Klauen auf ihn zugefallen, ihn auf der Brust gekrällt und gekratzt, daß es nicht anders geschienen, als ob sie ihm das meyn-eydige Hertz aus dem Leibe reissen wolten.

Digitized by Google

Und ob er wohl mit kläglicher Stimme geschrien und geruffen: O Heilige Mutter Gottes! erbarme dich über uns! O heiliger Franciscus! O heiliger Benedictus! O heiliger Dominicus! usw. bittet für uns armen Sünder, errettet und befreyet uns von dieser grausamen Qual (denn es hatte geschienen, ob sähe er diese Heiligen in einem besonderen Himmel vor sich stehen). Allein er hätte mit Schmertzen sehen müssen, daß diese alle ihm den Rücken zugekehrt, und die Ohren mit Fingern zugehalten. Worauf er in eine grausame Raserey gerathen und angefangen, die Stunde seiner Geburt, sein gantzes Leben, wie auch den Richelieu, Mazarin, Duc de Luxemburg, la Brosse, Monclar, Melac usw. und andere dergleichen böse Räthe und Mordbrenner zu verfluchen und zu verwünschen. Nachdem nun solch Delirium ein wenig vorbey, siehet er eine grosse Anzahl heylig-seyn-wollender Jesuiten und Pfaffen, worunter sich auch als Vorgänger Herr Pater de la Chaise, Königl. Beichtvater, in erbärmlicher Devotion befunden, zu ihm kommen, der Meynung, den König noch vor seiner Abfahrt nach den Elisischen Feldern zu trösten; Allein er empfähet sie gleich mit den Worten: Ihr Otter-Gezüchte, und Extract aller Leichtfertigkeit, wer hat euch hieher gesand, und was ist eur Begehr? Worauf das bißchen Heiligkeit, Herr Pater de la Chaise im Nahmen der andern geantwortet: Ihrer Aller-Christl. Majestät in diesem gefährlichen Zustande beyzuspringen, und Sie nebst unsern, auf der verstorbenen Heiligen gute und überflüssige Wercke, absonderlich auf dero allerseits kräfftige Vorbitte Ihrer vermeynten Unthaten wegen zu weihen, und dadurch Ihrer fast verschmachteten Seele Trost und Linderung zu schaffen; Welche Worte der König ohne Zusammenbeissung der Zähne nicht wol anhören können, und daher geantwortet: O ihr elenden Teufel! wisset ihr keinen bessern Trost als diesen? so werde ich wol ewig verdammt und verlohren seyn. Was gehen mich ihre gute Wercke an? da ich hingegen lauter böse Wercke, als Verwüstung, Verfolgung, Mord, Brand, und andere unzehliche Tyranney über unschuldige Land und Leute verübet. So habe ich Sie auch allbereit umb Rettung angeruffen (wie ich von euch gelehret), aber mit Erstaunen sehen müssen, daß sie mir den Rücken zugekehret, und die Ohren verstopffet haben; O wehe euch und mir! Weichet! weichet! weichet! Worauf sie verschwunden, und hätte es geschienen, als ob sie sich unter die Teuffel (so noch immer umb des Königs Bett gestanden) versteckt; da sich denn der König von neuen, als ein verzweifelnder und rasender Mensch, im häuffigen Angst- und Blutschweisse

Digitized by Google

grausam geberdet, und ärger, als vorher, sich und alle diejenigen, die ihn zu solchen Land- und Leut-verderblichen Kriegen gerathen, verflucht und gewünscht, daß es besser, er wäre entweder nimmermehr ein Mensch, oder doch nur eines Bauren- oder Hirten-Sohn, als eines Königs Printz, gebohren worden. Nach welcher Raserey er ein wenig stille gelegen, doch immerzu heimlich geseufzet: O wehe! ich bin verlohren! Ach wehe! ich bin verdammt! Ach! Ach! Wehe! Wehe! Bey welchen Angst-Geberden ihm dann häuffige Thränen die Wangen herab gelauffen, und sich mit dem blutigen Angst-Schweisse vermischet. Währender Zeit dieses Gewinsels wird er einer hellen Wolcken am Himmel gewahr, aus welcher er eine Stimme, und zwar diese Worte höret: Ludewig! verzage nicht! Worüber er sich Anfangs zwar entsetzet, dennoch aber gefragt: Wer bist Du? Darauf die Stimme geantwortet: Siehe, ich bin Lutherus (auf welches Wort alle Teuffel, nebst unter sich habenden Pfaffen, zusamt dem Königl. Beichtvater, von des Königs Bette verschwunden), welcher bey seinen Leb-Zeiten die reine Apostolisch-Catholische Religion oder Evangelische Wahrheit, durch Gottes Gnade, aus der Papistischen Finsternus wiederumb herfürgebracht, und alle arme Sünder auff den Heiland aller Welt und dessen hochheiliges Verdienst, niemahls aber auf die Mutter Gottes (welche es nie begehrt), noch weniger auff die verstorbenen Heiligen und dero gute Wercke gewiesen. An diesen Heiland und Sünden-Büsser halte dich nun auch mit wahrem Glauben, welchen du hier vor dir siehest, wie er in seinem Leiden auf Erden gebildet gewesen. Da dann der König den Herrn Christum in einer überaus hell-leuchtenden Wolcke (zu dessen Füssen ein Papst gelegen, andeutend, daß keine gute Wercke dabei gälten) mit Verwunderung gesehen, auf dessen Wunden Lutherus inständig gewiesen, und zum Könige gesagt: An diese halte dich nun fest und ungezweiffelt, bereue aber zuvor ernstlich deine bißher verübte schreckliche Tyranney und Unthaten, und laß ab von diesem gewinnsüchtigen, unrechtmäßigen, und dir sonst selbst noch zum höchsten Schimpf und Schaden gereichenden Kriege, so wird dir Gott auch, wie allen armen Sündern, gnädig und barmhertzig sein; Wo nicht, so ist dein Untergang, zeitliches und ewiges Verderben für der Thüre. Hierauf hätte sich die Wolcke wieder verzogen, und wären dem Könige unter währendem Anschauen des blutigen und verwundeten Paßion-Bildes, wie auch bey Anhörung der Trost- und Vermahnungs-Worte Lutheri, die Thränen häuffiger als zuvor die Wangen herab geflossen; darauff

Digitized by Google

er dann merklich respirirt, und diese Worte zwar träumend, doch, daß sie die damahls bey ihm Wachenden deutlich vernehmen können, von sich hören lassen: O Gott Lob! daß ich aus dieser Angst gerissen bin, und nun besser als zuvor weiß, an wen ich mich halten, wessen ich mich getrösten, und wie ich mich ins künfftige verhalten soll. Hiermit so rede und gelobe ich bey meinen Königlichen Würden, daß ich in kurtzen den Krieg im Reiche auffheben, den verursachten Schaden aus unser Königl. Cammer ersetzen, die Lutherische oder vielmehr Apostolisch-Catholische Religion mainteniren, bey derselben halten, leben und sterben will. Darzu mir Gott helffe!

In demselben Jahre 1689, in welchem dieses Pamphlet erschien, charakterisiert ein anderer anonymer deutscher Publizist in einer in ernstem Tone gehaltenen Schrift*) Ludwig als einen Fürsten, der mit höchstem Unrecht sich den Allerchristlichsten nenne, der bis jetzt wider Gottes und aller Völker Recht seine eigenen schönen Rechtsmaximen ganz Europa aufgedrungen und das sic volo, sic jubeo etc. allen Völkern ihrer Schlafmützigkeit halber als einen Kappzaum angelegt habe. Seine Begriffe von Recht liefen nur darauf hinaus, wie ein großer Bandit jedermann das Seine zu rauben, das Recht nach Belieben zu beugen und nur seine Herrschsucht zur Geltung zu bringen. Sein königlicher Wille sei sein höchstes Gesetz, weshalb er sich das Recht selbst mache, es beuge und nach seinem Wohlgefallen breche. Er huldige den Grundsätzen des Machiavelli, wonach die Untertanen und Völker nur seinetwegen geschaffen seien, und wer nach seiner Meinung nicht heucheln könne, der solle auch nicht regieren. Seine Zusagen hielt er so lange, als er Nutzen davon habe. Was ihm Unrecht zu sein dünke, das mache er mit dem Degen recht. Ein Reich oder Land ohne vorherige Kriegsankündigung anzufallen, ist zwar nach dem Völkerrecht nicht erlaubt, allein bei Ludwig sei alles recht und billig. Er besäße hinreichende Begierde Krieg anzufangen, wenn er sich nicht auf andere Weise Länder unterwerfen könne. Er betrüge, wenn es ihm passe mit Worten und Taten in der Meinung, daß man den besten Raub durch Lügen und dergleichen zu gewinnen imstande sei. Er denke nicht so subtil wie die Römer, bei denen es als die höchste Schande

*) Der Frantzösische und das Heil. Röm. Reich verderbende grausame Greuel und Abgott Ludewig der Vierzehende, König in Frankreich etc. an den sich Teutschland hat so lange Zeit vergaffet etc. 1689.

Digitized by Google

und Schmach galt, die feindlichen Befehlshaber und Kommandanten zu bestechen, um dadurch Festungen und Städte zu erhandeln. Er sei der Ansicht, daß er, wenn er nur halbwegs Vorteile erzielen könne, seinen Feinden weder Treue noch Glauben halten dürfe.

Frankreich habe zwar allezeit den Ruhm (!) des Betrugs und des Leichtsinns genossen, aber solche abscheuliche Proben wie jetzt zu Ludwigs Zeiten davon gegeben würden, habe man doch noch niemals gesehen. Meineid, Friedensbruch und dergleichen seien bisher die Stützen der französischen Regierung gewesen, ob sie aber dabei bestehen würde, das dürfte vielleicht die Zeit bald an den Tag bringen. Denn Gott der Herr habe niemals gebrochene Eide und Verräterei ungestraft hingehen lassen, und er werde auch jetzt gewiß keine Ausnahme machen, zumal da der Allerchristlichste unter der Sonne es gegen alle christliche Pflicht lieber sähe, wenn das ganze heilige römische Reich und seine Grenzen halb unter dem türkischen, halb unter dem französischen grausamen Joch seufze und Deutschland in barbarische Abhängigkeit geriete, als daß das Christentum befördert würde.

Zu ewiger unauslöschlicher Schande und zum Spott des christlichen Namens werde der allerchristlichsten Krone nachgesagt, daß sie keine festeren Bündnisse als mit dem Erzfeinde des allerchristlichsten Namens, dem Türken, unterhalte, auch jederzeit danach getrachtet habe, daß seinen getreuen Bundesgenossen nicht zuviel geschähe, sondern daß er im Gegenteil der armen Christenheit zum Verderben mächtig bleibe und ja nicht vernichtet werde, wie gegenwärtige Zeit ein klares Zeugnis davon abgebe. Denn durch seine verteufelten und verzweifelten Intriguen, seinen meineidigen Einfall und seine tyrannische Invasion in das römische Reich (im pfälzischen Kriege) habe Ludwig die bisherigen sieg- und segensreichen Erfolge des glorwürdigsten römischen Kaisers und seiner Alliierten gegen die Türken (Entsatz von Wien i. J. 1683) ins Stocken gebracht, vielleicht aber das größte Verderben sich auf seinen mordbrennerischen Hals gezogen.

Und wenn sich nur wenigsten die Franzosen selbst unter der inneren Regierung ihres Königs glücklich gefühlt hätten und zufrieden gewesen wären! Aber, meint der Verfasser, sie gestanden ja selber ein, daß ihr großer Monarch ein König über Esel sei, und daß seine Untertanen seine lasttragenden Tiere wären. Der König regiere über sie allein und absolut, die Bauern in Frankreich hätten es nicht so gut wie das Vieh, das gesamte Volk

Digitized by Google

wäre mit soviel Abgaben und Diensten wie keine andere christliche Nation beschwert; die großen Herren dürfen nicht heiraten oder ihre Kinder ausstatten, es gäbe dann der König seine Einwilligung dazu. Weder die Fürsten von Geblüt noch viel weniger andere dürften sich „Wir von Gottes Gnaden" nennen, dürften auch keine eigenen Münzen prägen lassen. Fürsten, Grafen und Herren in Frankreich wären mit denen in Deutschland nicht im geringsten zu vergleichen, weil es arme Sklaven wären, und müßten nebst den geringsten Untertanen an des Königs Wahlspruch „Tel est notre plaisir" oder „Sic volo sic jubeo" Vergnügen finden. So sei es aber schon seit langer Zeit in Frankreich gewesen. Von König Ludwig XI. (1461—1483) z. B. erzählt man, daß er seinen Untertanen den Schein jeder selbständigen Verfügung sogar über die unvernünftigen Tiere benommen habe, indem er einen Befehl durch sein ganzes Reich erlassen, wonach kein Mensch einen Vogel in einem Vogelbauer halten dürfe, sondern ihm, dem König, zuschicken solle. Merkwürdig, daß er von ihnen nicht auch einen Tribut von der Luft, die sie atmeten, gefordert habe.

Man müsse wirklich, meint der Verfasser sarkastisch, Lust bekommen, dieses leichte, liebliche und angenehme französische Joch auf sich zu nehmen, weil es von türkischer Barmherzigkeit und tartarischer Freundlichkeit, eine Folge der sonderbaren brüderlichen Vereinigung, in welcher die ottomannische Pforte mit dem französischen Hofe lebe, zusammengeschmiedet sei. Weltkundig sei es, daß die französische Krone seit den Zeiten der Katharina von Medici alle Staatsmaximen und ihre ganze Art und Weise zu regieren dem türkischen Hofe abgesehen und bei sich eingeführt habe, deren Wirkungen nicht nur Frankreich, sondern auch das gutmütige Deutschland bis zur Stunde verspüre und mit blutigen Tränen beseufze. Daher wäre es höchlich zu wünschen, daß einmal die deutsche Tapferkeit von dem langen Schlafe erwache und solche tyrannische Fesseln in Stücke schlage, um so mehr als die französischen Schalksnarren, Raubvögel und Mordbrenner das herrliche Deutschland immer gereizt und überlistet, die Deutschen als grobe Bauerntölpel ausgelacht hätten, weil sie keine Spur von Vernunft und Tapferkeit besäßen, eine Sprache, die ohne Anmut vielmehr grob sei, redeten, welche die deutschen Fürsten für Frankreichs Vasallen hielten, Deutschland nur für eine französische Provinz erklärten, ja den römischen Kaiser selbst

Digitized by Google

als türkischen Vasallen betrachteten, und was dergleichen Schmähungen mehr waren.

Gott sei Dank sei aber die alte deutsche Tapferkeit noch nicht ganz untergegangen, sie wurzele immer noch weiter, wie es bis jetzt der ziemlich gedemütigte türkische Bluthund erfahren (nämlich vor Wien), der doch bei weitem nicht so viel Schuld trage, als der allerchristlichste Türke. Dieser empfinde auch schon allmählich hier auf Erden einen Vorgeschmack des grausamen ewigen Lebens und eine solche herodianische Marter, wie deren alle hochmütigen Tyrannen wert seien. Allein, so ruft der Verfasser aus, was sind die Reiche dieser Welt und was ist das große Verlangen danach, sie zu regieren anders, als ein Gift der Seelen, womit sich oftmals große Potentaten in ihrer Begierde also infizieren, daß Leib und Seele des ewigen Todes darüber sterben müssen! Daran glaubt aber weder „Louis le grand“ noch irgend ein anderer seinesgleichen. Das gebietet schon seine Gottlosigkeit.

[Fortsetzung.]

Martin Greif.

Von Kurt Warmuth.

2. Greif als Dramatiker.

Aber Martin Greif ist nicht nur groß als Lyriker, er ist auch der Schöpfer ergreifender Bühnendichtungen. In Wien, Prag und München sind seine Stücke mit großem Beifall aufgenommen worden.

Daß sie noch nicht über alle Bühnen Deutschlands den Siegeszug angetreten haben, liegt vor allem an dem Tiefstand der Geschmacksrichtung unseres Theaterpublikums, das lieber dem leichten, seichten Lustspiel lauscht, als dem historischen Drama, das in der schweren Rüstung des fünffüßigen Jambus einherschreitet. Vielleicht liegt es auch an dem tief eingewurzelten Vorurteil vieler, ein großer Lyriker, wie Greif es ist, müsse ein schlechter Dramatiker sein, da Lyrik und Drama, diese Gegenpole der

Digitized by Google

Poesie, allzuweit voneinander entfernt seien, als daß sie in einer Seele mit gleicher Vollendung wirksam werden könnten. — O über diese Kleinlinge, welche die Natur, die reiche, vielgestaltige, mit ihren engen, kümmerlichen Formeln meistern wollen! Nach dem Urteil bedeutender Bühnenleiter und Bühnenkünstler sind Greifs Stücke wahrhaft dramatisch. Und das ist das Ausschlaggebende. Ich bin überzeugt, ihre Stunde wird noch kommen.

Vergegenwärtigen wir uns die einzelnen Werke!

1873 schrieb er „Corfiz Ulfeldt, den Reichshofmeister von Dänemark". Es ist die Tragödie des verletzten Ehrgeizes, durch den der Held, ähnlich wie Wallenstein, zum Kampf gegen die bestehende Ordnung getrieben wird und in diesem zugrunde geht. Laube öffnete dem Stück die Pforten des Wiener Stadttheaters, wo es vor vollem Hause aufgeführt wurde.

Eine der größten Aufgaben der dramatischen Kunst löste Greif in seiner fünfaktigen Tragödie „Nero". Robert Hamerling gebührt die Palme als Epiker des Nero, Greif als Dramatiker. Meisterhaft versteht es der Dichter, dieses scheußlichste Ungeheuer unter den römischen Cäsaren uns menschlich glaubhaft zu machen. In Popaea zeigt er die Schlange, welche die satanischen Pläne in Neros Seele senkt. Auch den zeitweise ausbrechenden Cäsarenwahn benutzt Greif, um Neros Schuld zu mildern. Der Höhepunkt der Handlung ist der Muttermord. Die Sprache des Dramas ist von wunderbarer Kraft und überwältigender Größe. Hohe Schönheit durchleuchtet das Christuslied, welches die verfolgten Christen anstimmen.

Christus, hoher Sieger
Über Nacht und Tod,
Hilf uns, treuer Krieger,
In der letzten Not.

Der du in der Höhe
Unser aller Hort,
Über Leid und Wehe
Hebe, Christ, uns fort.

Der du einst verlassen
Hoch am Kreuze hingst,
Lasse dich umfassen,
Wie du uns umfingst.

Der du nahmst die Sünde
Sterbend aus der Welt, —
Rette, überwinde,
Siege, starker Held.

Digitized by Google

Ergreifend sind die Worte Actes, Neros einstiger Geliebten, die Christin geworden ist. Neben Neros Leiche bricht sie aus in den Seufzer: „Erbarme Gott sich dein, die Liebe herrscht!“

In die düstere Nacht des sinkenden Heidentums lassen diese Worte leuchten das Frührot eines neu anbrechenden Weltenmorgens.

1878 vollendete Greif das Drama „Marino Falieri oder die Verschwörung des Dogen zu Venedig“. Es ist die Tragödie der beleidigten Familienehre. Der greise Doge hat die junge, anmutige Annunziata, eine Gestalt von wunderbarer Lieblichkeit und rührender Hingabe, zu seiner Gemahlin erhoben. Ihre kindlich reine Frauennatur widersteht den Intrigen des lasterhaften Adels. Infolgedessen verdächtigt dieser ihre eheliche Treue. Der Doge verbündet sich mit den guten Elementen des Volks, um mit ihnen die Republik zu stürzen. Dabei geht er zugrunde. Er liefert sich selbst den Staatsinquisitoren aus, um seine Mitverschworenen zu retten, und erhebt sich so am Schluß des Stücks trotz seines Unglücks zu männlicher Fassung. Dieser versöhnende Ausklang ist ein charakteristischer Zug der Dramen Greifs; er steht im Zusammenhang mit dem gesunden Optimismus seines Wesens. In starrem Rechtsbewußtsein kämpfen seine Helden für ihre Ideale, sehen aber voll innerer Erhebung ihrem Untergang entgegen, sobald sie merken, daß sie die Schranken der öffentlichen Ordnung durchbrochen haben.

In den beiden Dramen „Liebe über alles“ und „Franzesca da Rimini“ zeigt uns der Dichter die siegreiche Gewalt der Liebe, welche allen Widerstand überwindet.

Wir betreten nun ein Gebiet, auf dem Greif besonders bedeutende Leistungen aufzuweisen hat. Es ist das des patriotischen Schauspiels. Hierher gehören die Dramen Prinz Eugen, Heinrich der Löwe, die Pfalz im Rhein und Konradin. Sie gehören nach Otto Lyons Urteil zum Besten, was unsere vaterländische Dichtung in alter und neuer Zeit überhaupt hervorgebracht hat. „Für sie vor allen möchten wir einen Platz nicht nur auf der Bühne, sondern auch in unserer Schule erkämpfen. Unsere Jugend hat ein heiliges Recht auf diese Dramen; sie darf und muß es fordern, daß ihr solche Werke nicht vorenthalten werden, und der Lehrer, der Dramen solcher Art, wie sie hier in herrlicher Schöne uns entgegenleuchten, den Eingang in die Schule verwehrt, entzieht dem Geiste unserer Jugend eine köstliche Speise und kerngesunde Nahrung, die ihm durch nichts ersetzt werden kann. Hier

Digitized by Google

ist deutscher Sinn in machtvoller Entfaltung; hier ist Kraft, Schönheit, Reinheit in deutschem Gewande; hier steigen die wunderbarsten Offenbarungen des deutschen Gemüts aus dem Urquell seiner Tiefen empor, und hier entzündet sich flammende Begeisterung für die ureigensten Ideale unseres Volks."

In „Prinz Eugen" ist der Held jene populäre Persönlichkeit aus den schweren Kampfeszeiten der Habsburger gegen den türkischen Erbfeind. Trefflich ist die Charakteristik des hochbegabten, jugendlich fühlenden Helden und der Doktrinäre, die seine Tatkraft lähmen und vom grünen Tische aus das Geschick der Schlachten lenken wollen. Wie schön weiß Greif in diesem Stück die deutsche Treue zu feiern! In dem Moment, wo Prinz Eugen grollt, naht ihm der Versucher in der Gestalt des Marquis Saint Thomas. Er kommt im Auftrag des französischen Königs, um ihm durch die Aussicht auf den Marschallstab für Frankreich zu gewinnen. Bestimmt weist der Held das Anerbieten des Marquis zurück, er hat ja Leopold und seinem Hause die Treue geschworen! — Das Stück, welches Greif dem Kronprinzen Rudolf widmete, wurde bei dessen Vermählung im April 1880 am Hofburgtheater in Wien unter lebhaftem Beifall gegeben. Nach der Aufführung umarmte Eduard von Bauernfeld den Dichter und beglückwünschte ihn begeistert.

Von packender Wirkung ist Greifs Hohenstaufen-Trilogie: Heinrich der Löwe, Die Pfalz im Rhein und Konradin.

Das mächtig aufgebaute Drama „Heinrich der Löwe" spielt im Jahre 1180. Die tragische Schuld besteht in dem zähen Widerstand des Vasallen gegen den Lehnsherrn.

Der Repräsentant unentwegter Vasallentreue ist Otto von Wittelsbach, der mit Bayern belehnt wird. Das Drama wurde oft am Münchener Hoftheater aufgeführt.

In der „Pfalz im Rhein" zeichnet der Dichter eine anmutige Herzensgeschichte. Heinrich von Braunschweig liebt Agnes von Hohenstaufen, wird aber von ihrem Vater Konrad, dem Pfalzgrafen bei Rhein, verbannt.

Heinrich spricht die schönen Worte:

„Es gibt auf Erden einen Talismann,
An dem die Stärke selbst des Stahls zerbricht,
Wie Glas zersplitternd: Treue heißt der Demant!
Ihr werdet seine Tugend kennen lernen!"

Wohlgelungen ist der Bau des Stücks und die Charakteristik der Personen: des starren Pfalzgrafen und seiner milden Ge-

Digitized by Google

mahlin, des jugendfrischen Heinrichs und seiner märchenholden Braut. Über dem Ganzen webt der wundersame Zauber der Rheinlandschaft.

Das ergreifendste seiner vaterländischen Dramen ist „Konradin, der letzte Hohenstaufe". In edlem Stolz und allvertrauender Herzensreinheit beachtet der junge Held, der ungestüm vorwärts dringt, nicht die Warnung seiner Mutter und seiner Freunde, er durchschaut nicht die Falschheit der Italiener und die in Haß und Liebe leidenschaftlich auflodernde Violante. — Scharf hebt sich der düstere Karl von Anjou von der rührenden Lichtgestalt Konradins ab. Wirkungsvoll ist der Kontrast zwischen der glutvollen Italienerin Violante und der kerndeutschen, naiven Barbara.

Das Drama „Ludwig der Bayer oder Der Streit von Mühldorf" verherrlicht ebenfalls die deutsche Treue.

Als feiner Kenner der Volksseele zeigt sich Greif in dem Trauerspiel „Agnes Bernauer" mit der anziehenden Heldin.

Echt volkstümlich ist das Schauspiel „Hans Sachs", das am 400. Geburtstag des Meistersingers in Nürnberg, Weimar und München mit gutem Erfolge gegeben wurde, sowie „General York"*).

Zum 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck dichtete Greif ein Festspiel: „Das erste Blatt zum Heldenkranz,"**) welches eine Episode aus Bismarcks jungen Tagen behandelt, die Errettung seines Dieners aus dem Wendelsee in der Mark im Sommer 1842.

Zu Schillers „Demetrius"***) schuf Greif ein stimmungsvolles Nachspiel, das in eine begeisterte Huldigung für den größten Dramatiker Deutschlands ausklingt:

„Heil ihm, der treu gefolgt der Sendung Ruf
Und, sich verzehrend, Ewiges erschuf!
Noch manches Alter mag zu Grabe geh'n,
Bis einer, der ihm gleichkommt, wird erfleh'n!"

Wir sehen, wie Greifs Lieder, so wirken auch seine Dramen veredelnd und erhebend durch den Lobpreis hoher Tugenden, der

*) General York, Vaterl. Schauspiel in 5 Akten von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1899.

**) Das erste Blatt zum Heldenkranz. Dramatische Szene von Martin Greif. Wittenberg 1895. P. Wunschmanns Verlag.

***) Schillers Demetrius, das Fragment, dazu ein Nachspiel von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1902.

Digitized by Google

sie durchklingt, besonders der deutschen Treue und Liebe. So sind sie von großem erziehlichen Wert für Jugend und Volk: sie ziehen empor und rufen in ihrer Weise: sursum corda, die Herzen in die Höhe!

Es wird heutzutage soviel Unreifes, Krankhaftes auf die Bühne gebracht. Möchten sich doch vorurteilsfreie, verständnisvolle Theaterleitungen finden, die Greifs herrliche Gestalten vor unseren Augen zu Fleisch und Blut werden lassen! Sie eignen sich z. B. vortrefflich für volkstümliche Vorstellungen. Ich bin gewiß, es wird ein läuternder Einfluß von ihnen ausgehen auf die deutsche Volksseele.

Ich schließe, indem ich dem Dichter ein herzliches „Glück auf!" nach seinem lieben München zurufe. Gott schenke ihm einen sonnenhellen Lebensabend, in dem ihm noch manche goldene Frucht reifen möge im Zaubergarten der Poesie!

Das Wort, das er Schiller gewidmet hat, es sei ihm selbst geweiht:

„Was er vollbracht, wird jedes edle Herz
In später Zeit mit gleicher Macht begeistern,
Und immerdar, solang noch deutsche Laute
Von deutschen Lippen tönen, wird sein Volk
Ihn segnen
Für alles Herrliche, das er uns schenkte!"

Die Stimme des Gewissens.

Von Hans v. Basedow.

Sehr lebhaft war heute die Unterhaltung am Stammtisch des Gasthofs zum „Bären" in T., einer kleinen Gebirgsstadt des südlichen Deutschlands. Das Thema derselben bildete eine Verhandlung, welche heute vor dem Schwurgericht der benachbarten Gerichtsstadt stattgefunden und welcher einige der Anwesenden als Zeugen beigewohnt hatten. Der Angeklagte war ein junger Bauer aus einem Nachbardorfe, derselbe war des Mordes seines eigenen Vaters angeklagt gewesen und auch trotz

Digitized by Google

seines hartnäckigen Leugnens für schuldig befunden und zum Tode verurteilt worden.

Der Bürgermeister hatte ausführlich über die Verhandlung berichtet und schloß seine Erzählung: „Ich weiß nicht, ob ich mich zu einem Schuldig hätte entschließen können, so schwer belastend auch die Beweise gegen L. waren. Bei dem guten Ruf, den der junge Mann, den wir ja doch auch alle kennen, genoß, sind mir und manchem anderen doch große Bedenken aufgestiegen, da sich durchaus kein Grund hat ermitteln lassen, der ihn zu einer so entsetzlichen Tat hätte veranlassen können. Auch die Geschworenen selbst scheinen von den Folgen ihres Spruches erschrocken gewesen zu sein, denn sofort nach der Verhandlung haben sie ein Gesuch entworfen und sämtlich unterzeichnet, um den jungen Mann wenigstens von der Todesstrafe zu befreien."

„Ach was," brummte der Förster, „geschieht solchem Kerl ganz recht."

„Auch mir," meinte der Doktor, „bleibt die Sache ein ungelöstes Rätsel. Der junge L. lebte ja doch mit seinem Vater im besten Einvernehmen; nie hatte man von einem Zerwürfnis zwischen ihnen gehört, er sollte binnen kurzem den Hof, dessen einziger Erbe er war, übernehmen. Was konnte ihn sonach zum Morde seines eigenen Vaters bewogen haben?"

„Und wie fest blieb er dabei, die Tat nicht begangen zu haben," setzte der Lehrer hinzu, „trotz der eindringlichen, ergreifenden Vorstellungen des Gerichtspräsidenten. Und wie hat er sich damals gezeigt, als er vor die Leiche seines Vaters geführt worden. Kann jemand so verstockt sein, daß nicht einmal sein Gewissen sich gerührt haben sollte?"

„Ach was Gewissen," fiel der Förster ein, „solche Leute haben kein Gewissen. Er ist ein frecher Heuchler, er hat jedenfalls die Zeit nicht erwarten können, in den Besitz des Hofes zu kommen, ein ganz verstockter Verbrecher, der sich wohl gehütet hat, zu gestehen, so lange er noch hoffen konnte, der Strafe zu entgehen. Gewissen? Wo hatte er es denn, als er seinen Vater ermordete? Warum soll es jetzt auf einmal wieder da sein?"

Die anderen widersprachen, der Streit wurde immer lebhafter, da wurde er durch den Eintritt eines verspäteten Gastes unterbrochen.

„Ach, guten Abend, Apotheker. Woher so spät?"

„Das Allerneueste, meine Herren, direkt aus der Stadt,

Digitized by Google

wo ich noch aufgehalten worden. L. hat sich sofort nach der Verhandlung im Gefängnis erhängt!"

„Erhängt? Tot? Also doch!" rief es durcheinander.

„Nun Förster," rief der Lehrer, „da sehen Sie nun doch die Stimme des Gewissens; jetzt hat es sich doch noch geregt."

„Nichts sehe ich. Furcht hat der Kerl gehabt, Furcht vor der Strafe. Jetzt hat er keinen Ausweg mehr gesehen, da hat er lieber gleich selbst ein Ende gemacht. Hat er denn seine Tat gestanden? Hat er Reue über dieselbe gezeigt?"

„Nein, kein Wort. Stumm hat er das Urteil vernommen, stumm ist er in die Zelle zurückgekehrt! Eine Stunde darauf fand man ihn erhängt, tot."

„Und da soll sein Gewissen sich gerührt haben? Glauben Sie denn etwa gar, er hätte sich erhängt, wenn er freigesprochen worden wäre? Gott bewahre. Er würde ruhig die Früchte seiner Untat genossen und sich wohl gehütet haben, sich noch zu verraten. Daß er schuldig ist, werden Sie doch wohl nun nicht mehr bezweifeln."

„Nein," erwiderte der Bürgermeister, „jetzt bin ich von seiner Schuld auch überzeugt, würde er sich sonst das Leben genommen haben? Und fast möchte ich Ihnen jetzt auch beistimmen, lieber Förster, ohne Reue ist er dahingegangen, sein Gewissen hat sich nicht gerührt."

„Nun wohl," fiel der Doktor ein, „mag er denn schuldig gewesen sein. Wissen Sie denn aber, was ihn zu der Tat getrieben, kennen Sie die Seelenkämpfe, die er durchgemacht, ehe er den Entschluß gefaßt, wissen Sie, ob nicht doch die Reue über seine Tat, das Gewissen ihn in den Tod getrieben? Es ist ja wahr, er hat seine Tat geleugnet; können Sie aber in die Tiefen seines Herzens schauen, wie die Liebe zum Leben, die Hoffnung, seine Schuld vielleicht noch sühnen zu können, mit der Stimme seines Gewissens gekämpft, wissen Sie, ob nicht viel größere Qualen, viel härtere Strafen der Richter in ihm über ihn verhängt hat, als dies je die menschliche Gerechtigkeit vermochte? Mögen Sie, die Sie nur seine Tat und sein Leugnen sehen, ihn verdammen, ich kann ihn nur bedauern."

„Was, auch noch bedauern?" fuhr der Förster auf, „ein hartgesottener Sünder war er, für den ist keine Strafe schwer genug. Seelenkämpfe? Gewissensqualen? Mumpitz. Wo hat er sie jemals gezeigt? Ist er ja doch ohne Reue, unbußfertig zur Hölle gefahren!"

Digitized by Google

„Aber Doktor, den Vatermörder bedauern Sie?“

„Den Selbstmörder? Ja, er hat recht, der Mensch soll nicht richten!“ tönte es durcheinander.

„Erlauben Sie, meine Herren?“ Mit diesen Worten trat ein älterer Herr, der bis dahin an einem Nebentische schweigend der Unterhaltung zugehört hatte, an den Tisch heran.

„Justizrat D. aus B.“ stellte er sich vor.

Auf Einladnng des Bürgermeisters nahm er am Tische mit Platz und fuhr fort: „Ich hörte Ihrem Streite zu. Wie sehr die Tat auch zu verdammen, doch möchte ich dem Herrn Doktor recht geben. In meiner langen Praxis habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, Einblicke in das Seelenleben der Verbrecher, auch der schwersten und anscheinend verstocktesten, zu tun, und glauben Sie mir, meine Herren, wie lange es ihm in seiner Selbstsucht und Furcht vor Entdeckung und Strafe auch gelingen mag, sein Gewissen einzuschläfern und dessen Stimme zum Schweigen zu bringen, schwere Kämpfe, schwere Qualen, weit schwerer als die irdische Strafe, die ihn treffen kann, kostet es jeden, und einmal endlich doch dringt die Stimme des Gewissens durch. Oft mag dies zu so manchem unaufgeklärten Selbstmord führen, oft, wie hier, für die irdische Gerechtigkeit zu spät sein, ebensooft aber auch führt sie zum Selbstverrat, zu einem Geständnis, auch wo sonst jeder Beweis fehlt. Und mag sogar die Tat vor dem menschlichen Urteil zu entschuldigen, zu rechtfertigen sein, mag sie auch unentdeckt bleiben, die ewigen Gesetze der Moral verletzt niemand ungestraft, dem inneren Richter entgeht er nicht, und dessen Spruch wiegt schwerer, als der des irdischen Richters. Verdammen muß man die Tat, die an das Licht getreten, wer aber dringt in das Innere der Seele, wer kennt die inneren Kämpfe vor und nach der Tat, wer weiß, was der Täter gelitten? Und so habe ich gelernt, auch den schwersten Verbrecher als einen Leidenden anzusehen, dem man sein Mitleid nicht versagen darf. Der heutige Fall ruft mir einen Fall aus meiner Praxis in das Gedächtnis zurück, vielleicht den ergreifendsten und erregendsten, den ich je erlebt. Vielleicht wird er auch Sie, Herr Förster, bekehren.“

„Bitte, erzählen Sie,“ bat der Bürgermeister.

„Da bin ich doch neugierig,“ brummte der Förster; auch die übrigen schlossen sich der Bitte an.

Die Gläser wurden gefällt und der Justizrat begann.

Digitized by Google

„In der Nähe meiner Heimatstadt in Norddeutschland liegt an einem Flusse die kleine Stadt R. Eines Tages, es ist schon lange Jahre her, wurde in dem Flusse die Leiche eines älteren Mannes gefunden, welche als die des Arbeiters Geist aus R. erkannt wurde. Derselbe stand im schlechtesten Rufe, war als ein Säufer und arbeitsscheuer Mensch allgemein bekannt und wegen seiner Roheit und Gewalttätigkeit gefürchtet. Seine sehr ordentliche und allgemein geachtete Frau hatte mit ihren Kindern, die sämtlich bis auf einen noch nicht ganz achtzehnjährigen Sohn noch unerwachsene waren, von seiner Brutalität schwer zu leiden; nicht nur, daß er nicht für ihren Unterhalt sorgte und sie darben ließ, verlangte er von ihnen noch Geld zur Befriedigung seiner Trunksucht, kam fast nur völlig betrunken nach Hause, wütete und tobte und mißhandelte seine Familie auf das ärgste, verließ dann das Haus wieder, um sich in den Schänken der Stadt und der Umgegend herumzutreiben und dort Skandal zu machen. Ob derselbe nun in der Trunkenheit in den Fluß gefallen, ob er von fremder Hand in das Wasser gestoßen, ließ sich nicht feststellen; mehrfache Klagen und Drohungen, welche sein ältester Sohn vor längerer Zeit einmal ausgestoßen haben sollte, als Geist wieder einmal seine Frau schwer mißhandelt hatte, gaben zwar Veranlassung, diesen Sohn in Untersuchung zu ziehen, derselbe aber stellte, ebenso wie die ganze übrige Familie, jede Wissenschaft um den Tod seines Vaters in Abrede, und es mußte deshalb, da er sich des besten Rufes erfreute und ein fleißiger, tätiger, nüchterner Mensch war, der durch seine Arbeit fast allein die ganze Familie erhielt und die einzige belastende Äußerung: ‚wenn der Alte doch nur tot wäre, das beste wäre, man schlüge ihn tot!' in der Erregung, in welcher er durch die vorhergegangene Mißhandlung seiner Mutter versetzt worden, eine genügende Erklärung und Entschuldigung fand, ohne daß man sie als eine ernst gemeinte Drohung aufzufassen brauchte, die Untersuchung bald wieder eingestellt werden; man beruhigte sich bei der Annahme, daß der Tote in der Trunkenheit verunglückt sei, um so mehr, als sich feststellen ließ, daß er bei dem Sturz in das Wasser schwer betrunken gewesen sein müsse. Seine Frau und Kinder atmeten, von dem schweren Druck erlöst, auf; der älteste Sohn übernahm die Sorge für die Familie. Jeder unterstützte dieselbe gern durch Arbeit und gab ihr Verdienst. Unverdrossen, mit dem größten Fleiße, arbeitete der Sohn und so besserten sich die Verhältnisse der Familie mehr und mehr. Die jüngeren Kinder wuchsen

Digitized by Google

heran und verheirateten sich, nur der Älteste blieb unverheiratet. An sich dachte er nicht, kein Vergnügen, keine Freude gönnte er sich, rastlos arbeitete er für Mutter und Geschwister, denen er seine Jugend, sein Glück opferte, bis seine Geschwister alle versorgt waren, bis seine Mutter, einen Segenswunsch für ihren Sohn auf den Lippen, starb. Fast zwanzig Jahre waren seit dem Tode des Vaters verflossen, er war ein gereifter Mann geworden, der sich durch sein Verhalten seiner Mutter gegenüber die allgemeine Achtung erworben. Jetzt hatte er für niemand mehr zu sorgen, jetzt durfte er auch an sich denken und an sein Glück. Jeder Vater hätte dem tüchtigen Manne gern seine Tochter anvertraut, so manches Mädchen schaute dem stattlichen Manne wohlgefällig nach als willkommenen Freier. Da plötzlich änderte sich sein ganzes Wesen. Aus dem fleißigen, nüchternen, sparsamen Arbeiter wurde ein mürrischer, verdrossener Mann, der keine Lust mehr an der Arbeit hatte, sich viel umhertrieb und, das traurige Erbteil seines Vaters, sich dem Trunke ergab, und zwar in solchem Maße, daß in kurzer Zeit seine Gesundheit völlig zerrüttet war und er, im höchsten Grade an Delirium tremens leidend, einer Heilanstalt übergeben werden mußte. In seinem sich oft wiederholenden Delirien kehrten stets dieselben Bilder und Visionen wieder, beständig sah er vor sich grinsende Teufelsfratzen, von dem Gespenste seines Vaters verfolgt; phantasierte von dem letzten flehenden Blicke des Ertrinkenden, stöhnte und klagte sich an, daß er seinen Vater in den Fluß gestoßen, dann wieder saß er stumm und stumpf, stundenlang vor sich hinbrütend da. Viel beschäftigte sein Zustand den ihn behandelnden Arzt, denn in den seltenen Momenten klaren Bewußtseins erinnerte er sich seiner Phantasien durchaus nicht, die geringste Andeutung derselben aber ließ ihn sofort wieder in seine Tobsuchtsanfälle verfallen.

Längere ärztliche Behandlung besserte zwar seinen Zustand, die Anfälle von Tobsucht wurden seltener und wichen einer stillen Melancholie, seine grausen Phantasien wechselten mit Erinnerungen an seine tote Mutter und an seine Geschwister, deren er mit tränendem Auge gedachte unter Seufzen und Klagen, daß er von ihnen getrennt sei und nicht mehr für sie sorgen könne; für den Arzt schien aber mit dieser Änderung des Zustandes seines Patienten die Hoffnung auf vollständige Heilung mehr und mehr zu schwinden, da auch jetzt seine Wahnvorstellungen nicht wichen, er vielmehr diese immer wiederholt zur Sprache brachte, sich fortgesetzt anklagte, seinen Vater ermordet zu haben, und stets damit

Digitized by Google

schloß, daß dieser ihn jetzt Tag und Nacht drohend verfolge und er dies nicht mehr ertragen könne.

Die fixe Idee und die ihn verfolgenden Spukgestalten waren eben nur auf eine Geistesstörung zurückzuführen, deren Heilung, da sie nicht mit den Tobsuchtsanfällen geschwunden, ausgeschlossen schien. Gelegentlich erzählte der Arzt einmal in Gesellschaft von diesem ihn sehr beschäftigenden Fall; zufällig war einem der Gäste, einem älteren Richter bekannt, daß Geists Vater vor langen Jahren ertrunken gefunden war und sich schon damals der Verdacht, ihn getötet zu haben, auf den Sohn gelenkt hatte. Dieser machte den Arzt darauf aufmerksam, ob nicht der Grund und die Erklärung für das Wesen Geists darin zu finden, daß er wirklich seinen Vater getötet habe und das Gewissen ihm keine Ruhe lasse. Der Arzt jedoch widersprach dieser Annahme auf das entschiedenste; nach alten Erfahrungen könne es sich hier nur um Halluzinationen, um Phantasiegebilde handeln, zu denen vielleicht die Erinnerung an den Tod seines Vaters den Grund gelegt haben möge, aus denselben aber einen Schluß auf deren Wahrheit zu ziehen, lasse sich nicht rechtfertigen; diese Ansicht wurde auch von den übrigen Ärzten der Anstalt geteilt, die geistige Störung Geists sei zweifellos und könne deshalb auf seine Äußerungen kein Gewicht gelegt werden. Trotzdem hielt es der Richter für geboten, der Staatsanwaltschaft Mitteilung zu machen und letztere gab dieser Anregung Folge. Es sollte der Versuch gemacht werden, wenn der Zustand Geists dies erlaube, ihn über die früheren Vorgänge zu vernehmen und eine Aufklärung zu erhalten. Das vom Arzte schon oft beobachtete Schauspiel wiederholte sich aber, wie der Arzt voraus gesagt hatte, auch jetzt. Anscheinend ruhig erzählte Geist, daß er seinen Vater in den Fluß gestoßen habe; auf weitere Fragen aber blieb er die Antwort schuldig. Er klagte dann wieder, daß sein Vater als Gespenst umgehe, ihn verfolge und zu sich in das Wasser ziehen wolle. Mehr und mehr steigerte sich dabei seine Erregung, seine Phantasien wurden immer wilder und graufiger, er fing an zu toben und zu rasen, wollte den ihn verfolgenden Teufeln entfliehen und verfiel schließlich in die entsetzlichsten Konvulsionen, so daß die Vernehmung abgebrochen werden mußte. Ein hitziges Fieber war die Folge, wochenlang lag er in steten Delirien. Verfolgt von seinem Vater, versuchte er zu entfliehen, und nur mit Mühe gelang es seinem Wärter, den Rasenden zu bändigen. Endlich wich das Fieber und mit ihm war, was keiner der Ärzte zu hoffen

Digitized by Google

gewagt, auch jede geistige Störung geschwunden. Geist hatte jede Erinnerung an seinen Zustand, an seine schrecklichen Phantasien verloren, ruhig und ohne jede Erregung konnte er davon erzählen hören, sprach er selbst darüber und sogar die Erinnerung an seinen Vater und dessen Tod vermochte nicht mehr, ihn in Aufregung zu versetzen. Er beklagte zwar den Tod seines Vaters, wies aber jeden Gedanken daran, daß er denselben getötet haben könne, zurück und sprach wiederholt seine Verwunderung aus, wie er in seinen Phantasien dazu gekommen sein könne, sich selbst zu beschuldigen. Er war vollständig geheilt und wurde aus der Anstalt entlassen.

Jetzt glaubte der Staatsanwalt die Zeit gekommen, gegen ihn vorzugehen und das Dunkel, welches über den Tod des Alten schwebte, aufhellen zu können, da auch er der Annahme sich nicht entschlagen konnte, daß nicht bloße Phantasien vorgelegen, die Selbstbezichtigung Geists vielmehr der Wahrheit entspreche. Geist wurde verhaftet und über die Beschuldigung, seinen Vater gemordet zu haben, vernommen. Mit der größten Ruhe stellte er alles in Abrede, wie er schon früher angegeben, wisse er über den Tod seines Vaters nichts, er sei jedenfalls unschuldig an demselben, von dem, was er in der Anstalt geschwatzt und phantasiert, wisse er nichts mehr, er sei zu schwer krank gewesen und könne sich nicht erinnern, was er damals gesagt und getan. Wenn er so etwas gesagt, so könne dies nur eine Folge seiner Krankheit gewesen sein, wahr sei es jedenfalls nicht.

Obwohl nun nicht nur die Ärzte der Anstalt, in welcher Geist sich befunden, sondern auch verschiedene andere hervorragende Ärzte, welche zugezogen worden, nach eingehender Prüfung der Sache und Untersuchung des jetzt geistig völlig gesunden Geist mit der größten Entschiedenheit bei der Ansicht beharrten, daß nur Halluzinationen und Phantasien infolge durch den Trunk entstandener geistiger Störung vorgelegen und daß es nicht zulässig sei, aus dieser zuungunsten Geists auch nur das Geringste zu folgern, glaubt doch der Staatsanwalt, namentlich mit Rücksicht auf die schon früher erörterten Verdachtsgründe, von einer Anklage nicht absehen zu dürfen, und wurde die Sache zur Verhandlung an das Schwurgericht verwiesen. Ich übernahm die Verteidigung des Angeklagten. Bei den vielfachen Unterredungen, welche ich mit ihm hatte, fand ich ihn stets vollständig klar und ruhig. Ohne jede Erregung sprach er sich über die Anklage aus und beteuerte mit der größten Entschiedenheit seine Unschuld, ob-

Digitized by Google

wohl ich ihm die eindringlichsten Vorstellungen machte, wenn er sich schuldig fühle, seine Schuld zu gestehen.

Noch am Abend vor der Verhandlung — ich hatte inzwischen bei den als Sachverständige vorgeladenen Ärzten mich über deren Urteil, welches sie überall aufrecht hielten, genau informiert — hatte ich eine längere Unterredung mit ihm. Ich legte ihm nochmals eindringlich ans Herz, wenn er sich schuldig fühle, ein reumütiges Geständnis abzulegen; ich machte ihn darauf aufmerksam, daß mit Rücksicht auf die ganzen Verhältnisse und sein damals noch sehr jugendliches Alter jedenfalls auf eine sehr geringe Strafe erkannt werden würde, konnte ihm aber auch nicht verhehlen, daß nach dem Gutachten sämtlicher Ärzte die ihn belastenden Äußerungen während seiner Krankheit nur Halluzinationen, nur Ausfluß einer geistigen Störung gewesen, und somit auf diese kein Gewicht gelegt würden dürfe, und daß ich überzeugt sei, und ihm die Zusicherung glaube geben zu können, daß, wenn er nicht selbst ein Geständnis ablege, er freigesprochen werden müsse. Er blieb dabei und versicherte mit der größten Entschiedenheit, daß er unschuldig sei und seinen Vater nicht getötet habe, und ich verließ ihn, nachdem ich nochmals alles genau mit ihm durchgesprochen, mit der beruhigenden Versicherung, es werde alles gut gehen, er könne mit Bestimmtheit auf seine Freisprechung rechnen.

Am anderen Morgen begann die Verhandlung. Geist wurde vorgeführt, er war vollständig ruhig, fast heiter. Auf meine Frage erwiderte er, daß er bei seinen gestrigen Erklärungen verbleibe. Klar und bestimmt beantwortete er die Fragen des Vorsitzenden nach seinen persönlichen Verhältnissen und seiner Krankheit, von der er jetzt vollständig hergestellt sei.

Die Anklage ward verlesen. Er wurde gefragt, ob er sich schuldig bekenne, und — ich traute meinen Ohren nicht, mit lauter, fester Stimme erklärte er: ‚Ja'. Allgemeines Erstaunen erregte diese vollständig unerwartete Antwort. Sogar der Präsident, ein alter, erfahrener Herr, dessen Sicherheit sonst auch die unvorhergesehensten Zwischenfälle nicht zu erschüttern vermochte, verlor seine Ruhe oder gab seinem Erstaunen in der zweifelnden Frage Ausdruck: ‚Sie wollen sich also heute wirklich schuldig bekennen?' Nochmals wiederholte Geist: ‚Ja.' Nun schilderte er eingehend die traurigen Verhältnisse in seiner Familie, die Roheit seines Vaters, die vielen schweren Mißhandlungen und das Leid, das sie alle von ihm zu erdulden gehabt, und wie seine

Digitized by Google

Mutter und sie alle oft Gott angefleht, doch endlich ein Ende zu machen, wie er oft im Zorn und in der Verzweiflung seinem Vater geflucht und dessen Tod herbeigewünscht. Tief ergriffen und oft von Tränen unterbrochen gab er diese Schilderung, und tief ergriffen waren alle Hörer, als er dann fortfuhr:

‚Ich war ja jung und kräftig, ich hätte den traurigen Verhältnissen entfliehen können. Ich konnte fortgehen, überall in der Fremde hätte ich Arbeit und guten Verdienst gefunden, was sollte aber denn aus meiner armen Mutter, aus meinen jüngeren Geschwistern werden? Ich durfte sie nicht allein der Wut des Unholds überlassen. Die stete Angst und Sorge, die schweren Mißhandlungen hatten meine arme Mutter ganz krank und elend gemacht, das Schlimmste war für sie zu fürchten. Da dachte ich: Du tätest ein gutes Werk, wenn du sie von ihm befreist. Und eines Abends, als ich mit meinem Vater den Weg am Flußufer entlang ging — da überkam es mich plötzlich: Jetzt ist es Zeit, jetzt kannst du aller Not und Sorge ein Ende machen. Ein Stoß — und es war geschehen! Schnell verließ ich die Stelle, taub für den halberstickten Hilferuf meines Vaters, und begab mich nach Hause. Reue über meine Tat fühlte ich nicht, ich hatte ein gutes Werk getan für meine Mutter und meine Geschwister. Und für diese wollte und mußte ich weiterleben und sorgen. Und Gott ist mein Zeuge, wie treu und redlich ich dies getan! Jeder weiß, wie fleißig ich gewesen, wie ich Tag und Nacht gearbeitet habe, nur für sie alle zu sorgen. Nichts tat, nichts verbrauchte ich für mich. Ich verzichtete auf jede Freude, jeden Genuß. Nie besuchte ich ein Wirtshaus, nie suchte ich Erholung oder Zerstreuung in der Gesellschaft von Altersgenossen, nur für Mutter und Geschwister tat ich alles, sie mußte ich erhalten. Und es gelang mir. Rastlos arbeitete ich und wir kamen vorwärts; keine Sorge, keine Angst drückte mehr meine Mutter und Geschwister, sie waren glücklich.

So vergingen die Jahre und mehr und mehr schwand die Erinnerung an meine Tat vor dem Glück, der Zufriedenheit meiner Angehörigen. Meine Geschwister verließen einer nach dem anderen das Haus, sie verheirateten sich, es ging ihnen gut. Ich blieb zuletzt allein bei der Mutter, die inzwischen alt und schwach geworden, ich sorgte für sie und pflegte sie in ihrer letzten Krankheit. Sie starb mit einem Segenswunsch für mich, für alles Gute, das ich ihr und meinen Geschwistern getan. Gott möge es mir vergelten! Aber Gott vergilt nicht nur das Gute, nein,

Digitized by Google

auch das Böse, das man getan! Mein Lebenswerk war jetzt erfüllt, für niemand hatte ich mehr zu sorgen. Da kam mir wieder die Erinnerung an meine Tat, da tauchte vor mir nicht nur das milde, segenflehende Gesicht meiner Mutter, nein, auch der im Todeskampf mit den Wellen brechende Blick meines Vaters auf. Wie ein Gespenst verfolgte er mich und ich konnte nicht mehr, wie bisher, die quälende Erinnerung durch Arbeit zum Schweigen bringen. Wozu, für wen sollte ich auch jetzt noch arbeiten? Mein Leben hatte ja keinen Zweck mehr. Da griff ich zum Glase, und so konnte ich Vergessenheit finden, und so wurde ich, was mein Vater gewesen — ein Säufer! Unbeschreiblich habe ich in dieser Zeit gelitten, wie sehnte ich den Tod als Erlöser herbei! Endlich kam ich in die Anstalt. Dort mußte ich dem Trunke vollständig entsagen. Jede Möglichkeit, dadurch zu vergessen, die nagenden Gewissensqualen zu betäuben, war mir entzogen. Bei Tag und Nacht, wachend und im Traume verfolgte mich die Erinnerung mit den entsetzlichsten Bildern, überall sah ich mich verfolgt und bedroht. Dann kam eine Zeit, wo mir jedes Bewußtsein, jede Erinnerung geschwunden war. Was damals geschehen, was ich gesagt und getan, weiß ich nicht. Hätte ich doch so fortleben können! Da kam das schwere Fieber. Als ich daraus erwachte, war alles wie ein Traum entschwunden, ich war ruhig geworden. Die entsetzlichen Bilder verfolgten mich nicht mehr. Ich bekam wieder Lebensmut; Gott werde nicht zu hart mit mir ins Gericht gehen, hoffte ich, und durch fleißiges, tätiges Leben wollte ich meine Schuld zu sühnen suchen und meine Reue beweisen. Ich hatte ja noch meine Geschwister und an ihnen und ihren Kindern wollte ich gut machen, was ich gegen den Vater gesündigt. Aber es kam anders. Ich wurde verhaftet, nachdem ich aus der Anstalt entlassen war. Ich habe für meine Schuld schon schwer genug gebüßt, meinte ich, und wollte mich der irdischen Strafe entziehen: Durch mein Leugnen suchte ich dies zu erreichen, denn ich wußte ja, wie die Ärzte sich geäußert hatten und auch mein Verteidiger hatte mir gesagt, wenn ich ein Geständnis nicht ablege, könne ich bestimmt auf Freisprechung rechnen. Trotz seiner Ermahnungen, die reine Wahrheit zu sagen, blieb ich dabei, unschuldig zu sein und noch als ich hierher kam, stand mein Entschluß fest, die Tat zu leugnen. Jetzt aber, wo ich hier stand vor meinen Richtern, wie vor Gott, da überkam es mich wie eine Eingebung von oben: nicht mit einer Lüge konnte ich meine Tat sühnen, nur durch ein offenes

Digitized by Google

Geständnis meiner Schuld und so wiederhole ich: Ja, ich bin schuldig!'

Die weitere Verhandlung war nur kurz, das heutige Geständnis war nicht anzuzweifeln, da Geist jetzt vollständig klar und gesund war, und so wurde er denn für schuldig erklärt. In Betracht aller Verhältnisse wurde er zu der geringsten möglichen Strafe, mehrere Jahre Gefängnis verurteilt. Ruhig, fast freudig nahm er das Urteil hin, nun hoffe er, sprach er sich gegen mich aus, seine Schuld vollständig gesühnt zu haben und vollständig Ruhe zu finden.

Von seiner Strafe wurde ihm noch ein großer Teil erlassen, so daß er schon nach einem Jahre das Gefängnis wieder verlassen konnte.

Einige Jahre darauf ist er gestorben am Delirium infolge des Trunkes." —

Langes Schweigen herrschte nach Schluß dieser Erzählung. Endlich unterbrach es der Förster: „Armer Kerl" — sagte er — „er tut mir leid." —

Rechtsirrtümer im Volke.

Von H. Köz.

Richter und Anwälte haben heutzutage täglich mit Angehörigen der verschiedensten Kreise zu tun. Wenn der wissenschaftlich gebildete Sachverständige den Sitzungssaal verlassen hat, ruft der Richter den einfachen Handwerker vor, und hat der Rechtsanwalt eben den schlichten Landmann entlassen, der mit seinem Nachbar wegen einer Servitut prozessiert, so muß er jetzt den Fabrikherrn begrüßen, der ihm einen schwierigen Prozeß mit einer großen Firma anvertraut. So lernen die das Recht kennen, die die Gerichte und Rechtsanwälte zum Austrage ihrer Streitigkeiten zu Hilfe nehmen müssen, der eine freilich hierbei mehr wie der andere: der Großkaufmann, den ausgedehnte Geschäftsverbindungen in häufige Prozesse verwickeln, „kennt sich aus" im Recht, der einfache Mann dagegen, für den es ein Er-

Digitized by Google

eignis ist, wenn er zum Rechtsanwalt, oder gar gleich „aufs Gericht“ muß, hat meistens unklare und falsche Vorstellungen von seinem behaupteten Rechte, besonders auch davon, wie er es geltend zu machen hat und was ihm selbst dabei wiederum für Rechte zustehen. Denn das deutsche Volk ist heute in seinem Rechte nicht mehr so bewandert wie früher, wo es einen großen Schatz von Rechtssprichwörtern und Rechtssätzen besaß, der sich als ein sicheres Vermächtnis von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Manches davon ist hier und da noch lebendig, das meiste aber ist vergessen und mit dem geltenden Rechte in Widerspruch geraten. So erlebt es denn der Jurist gar nicht so selten, daß ihm eine irrige Anschauung entgegentritt, von deren Unrichtigkeit zu überzeugen nicht immer eine leichte Aufgabe ist; denn weit öfter verlangt das Volk trotzig die Anerkennung seines vermeintlichen Rechtes, als daß es schüchtern um dessen Berücksichtigung bittet.

Alles, was mit einer feststehenden feierlichen Formel verknüpft ist, prägte sich dem Volke von jeher viel nachdrücklicher ein, als abstrakte Rechtssätze, wenn sie nicht gerade im Rechtssprichwort festgelegt waren, mochten sie sonst sein Leben auch täglich berühren. Daher weiß jedermann, auch wer noch nichts mit Rechtsgeschäften und dem Gerichte zu tun gehabt hat, etwas vom Eid, von der Zeugnispflicht, vom Verklagen und Verklagtwerden, davon, daß wichtige Rechtsgeschäfte schriftlich abgeschlossen werden müssen und wohl auch einiges vom Strafprozesse.

Die Zeugnispflicht wird vom einfachen Manne meist als recht unangenehme Last empfunden: er muß aufs Gericht, die Tätigkeit seines Berufes für mehrere Stunden unterbrechen und vor allem — er soll schwören. Und davor besonders hat er ein unbestimmtes Grauen, sogar eine gewisse Angst. Nicht aber, weil er die Folgen eines falschen Eides zu fürchten brauchte, nein, hier fordert das Gesetz, was die Religion verbietet. Schon dieser Widerstreit macht ihn unsicher. Und dann ist es ihm vielleicht auch aus persönlichen Gründen unangenehm, gerade über das in seine Wissenschaft Gestellte Auskunft geben zu müssen. Allen diesen Bedenken entsprechen die vielfachen Entschuldigungen und Ausreden, die der Zeuge vorbringt in der Hoffnung, von der lästigen Zeugnispflicht entbunden zu werden. Vor allem aber hält er es für unrecht, wegen einer geringfügigen Sache zu schwören, und mit den energischen Worten: „Ich brauche nicht zu schwören, das ist die Sache nicht danach,“ betont er seinen

Digitized by Google

vermeintlichen Rechtsstandpunkt. Während ihres Trauerjahres hat nach der im Volke herrschenden Meinung auch die Witwe das Recht, den Eid zu verweigern, unter keinen Umständen aber darf die schwangere Zeugin schwören, das wäre eine schwere Sünde, denn „das legt sich aufs Kind". Der Richter begegnet in solchen Fällen peinlichen Szenen am besten dadurch, daß er einen Verzicht der Parteien auf Vereidung der Zeugin herbeiführt. Gelingt ihm das nicht, oder verlangt das Gesetz den Schwur, so wird er erleben müssen, daß die Zeugin ihm mit tränenerstickter Stimme die Eidesformel nachspricht und mit der linken Hand dazu verzweifelte Bewegungen vollführt. Verbreitet ist auch die Anschauung, man habe das Recht, einen Zeugen willkürlich ablehnen zu können. „Den lasse ich nicht zeugen", ruft der Angeklagte oder die Partei in den Saal, wenn die Aussage des Zeugen für sie unbequem zu werden verspricht.

Verhängnisvoll wird die ungenaue Kenntnis vom Wesen des Parteieides zuweilen dem Privatkläger, wenn er einen andern wegen einer ohne Zeugen gefallenen Beleidigung vor Gericht fordert und nicht schutzlos zu sein glaubt, weil er „es beschwören" kann. Er merkt erst, wenn seine Erbietung zur Eidesleistung unbeachtet bleibt, daß er wegen der ihm zugefügten Unbill keine Genugtuung bekommen kann, sondern den Verhandlungssaal noch ärger blamiert als vorher verlassen muß.

Daß der gefürchtete Offenbarungseid dem Schuldner ein für allemal Befreiung von seiner Schuld bringe, ist ein Irrtum, der im Volke noch sehr fest sitzt. Nicht nur, daß sich der Manifestant späteren Mahnungen gegenüber einfach auf den geleisteten Eid bezieht, nein, er versichert sich dessen ausdrücklich vor Gericht und fragt meistens: „Nun brauche ich doch auch nicht mehr zu bezahlen." Ich habe oft erlebt, daß der den Eid abnehmende Richter, um die irrige Ansicht des Schuldners von vornherein zu beseitigen, diesem besonders einschärfte, ja nicht zu glauben, daß die von ihm vermutete Rechtsfolge auch wirklich einträte.

Wie zähe das Volk noch an veralteten Formeln hängt, von deren Wahrung es nach seiner Meinung abhänge, ob ein Rechtsgeschäft gültig sei, ob eine strafbare Handlung vorliege oder nicht, zeigen die folgenden Beispiele:

Bei Versteigerungen verlangen die Kauflustigen, daß beim „Zuschlage" vom Auktionator auch tatsächlich „zugeschlagen" wird, der Versteigerer also sinnlich wahrnehmbar die Bewegung des Zuschlagens mit seinem Hämmerchen mache, gleichviel an welchem

Digitized by Google

Orte es sei oder welche Gegenstände versteigert werden sollen. Bei der Versteigerung der Nutzung einer Kirschenallee, der ich zufällig beiwohnte, sah ich, wie der Auktionator beim Zuschlage gewissenhaft und mit einer gewissen Feierlichkeit mit seinem Hammer auf das Notizbuch, das er in der linken Hand hielt, schlug. Er hätte ebensogut dreimal an einen Baum oder auf die Erde klopfen können, und kein Mensch hätte etwas Lächerliches darin gefunden. Die heilige Zahl drei spukt aber auch sonst noch vielfach in den Köpfen der Laien als rechtserheblich und bedeutungsvoll. Um den Frieden seines Besitztums zu wahren, muß der Berechtigte dreimal den Eindringling auffordern, sich zu entfernen; in schriftlichen Anzeigen von Polizeibeamten und Privatpersonen findet man deshalb regelmäßig den Hinweis darauf, daß diese dreimalige Aufforderung auch wirklich erfolgt sei, sie erscheint nicht selten auch in Anzeigen, die von Rechtsanwälten abgefaßt sind, mitunter sogar im Urteile. Bei der Polizeistunde ist es genau so: der Wirt muß dreimal die seßhaften Zecher auffordern, das Lokal zu verlassen, ebenso ist der Nachtschutzmann hierzu verpflichtet, wenn er die späten Gäste verjagen will. Und wenn der arretierende Polizeidiener ganz sicher gehen und jedem Vorwurf, er habe sich „nicht korrekt" benommen, begegnen will, so wird er nicht versäumen, den unwilligen Arrestanten dreimal zum Mitgehen aufzufordern.

Im Widerspruch mit dem Gesetz hinsichtlich des Eigentums stehen nicht nur die, die es mit dem Unterschiede zwischen mein und dein nicht so genau zu nehmen pflegen, sondern auch ehrliche Leute, denn daß Kartoffelstoppeln und Ährenlesen auf dem längst abgeernteten Felde des reichen Großbauern nicht statthaft, sondern strafbar sei, will dem ländlichen Volke trotz aller Bekanntmachungen und Verbote nicht in den Kopf.

Daß für bestimmte Vergehen vom Gerichte bestimmte Strafen ausgeworfen werden müssen, ist eine Anschauung, die hauptsächlich dort entstanden sein mag, wo gleiche Vergehen des öftern abgeurteilt zu werden pflegen. Daß z. B. eine Ohrfeige 5 Taler kostet, steht nicht nur in den Fliegenden Blättern.

Digitized by Google

Das Fremdwort in der Studentensprache.

Von G. A. Fritze.

Der Kampf gegen das Fremdwort ist seit Jahren lebhaft geführt worden, doch mit welchem Erfolge? Täglich werden neue Fremdworte geprägt. Zwar hat der Allgemeine Deutsche Sprachverein viel zur Reinigung unserer Muttersprache beigetragen, doch wird seinen Bemühungen seitens der Masse der Gebildeten leider zu wenig Interesse entgegengebracht. Auch die Regierung hat, teilweise auf persönliche Anregung des Kaisers, im Eisenbahnverkehr und im Heere mit Erfolg deutsche Ausdrücke eingeführt; für alles „von oben her" Kommende ist der Deutsche ja besonders empfänglich.

Von berufener Seite ist immer wieder darauf hingewiesen worden, wie verderblich es für die schöne deutsche Sprache ist, wenn die von Gebildeten noch richtig und als solche erkennbar angewandten Fremdworte in meist gänzlich verdrehter Gestalt in den Sprachschatz des Kleinbürgers, des Volkes eindringen, aus dem sie äußerst schwer wieder zu entfernen sind.

Fragt man, wer die Schuld daran trägt, daß der Kampf vereinzelter gegen das Fremdwort nichts nützt, ja, daß dieses immer mehr eindringt in die deutsche Sprache, so wird meist die Presse, der große Sündenbock, verantwortlich gemacht. Sie trägt wohl außerordentlich viel zur Verbreitung der Fremdworte bei, denn nur sehr wenige Schriftleiter von Tageszeitungen und Familienblättern bemühen sich, als deutsche Männer fürs deutsche Volk wirklich deutsch zu schreiben. Man lese nur eine Nummer gewisser Blätter daraufhin durch, wie da berichtet wird von Defraudanten, Sensationsaffären, politischer Situation, Tendenz der Börse, hervorragenden Akquisitionen durch Engagement von Rennfahrern, die eine grandiose Attraktion bilden usw. usw.

Trotzdem hat der Kampf an anderer Stelle einzusetzen: Die meisten Gebildeten lesen über solch Zeitungsdeutsch hinweg, weil sie daran gewöhnt sind; während ihres Bildungsganges ist ihnen nicht oder doch zu wenig die Abneigung gegen das Fremde und die Liebe zu ihrer Muttersprache eingeimpft worden. Deshalb wird ein Kampf gegen die Verbreitung der Fremdworte durch

Digitized by Google

die Presse und die Gebildeten vergeblich sein, solange nicht die deutsche gebildete Jugend in der Schulzeit und besonders in der Studentenzeit erzogen wird und sich selbst erzieht zum Gebrauch des deutschen, statt des fremden Wortes.

In der Volksschule würden die Schüler vom Lehrer angewandte Fremdworte gar nicht verstehen; lernen sie doch kaum ihre Muttersprache richtig gebrauchen. Es liegt deshalb keine Gefahr vor, daß sie die Vorliebe zum Fremdwort ins bürgerliche Leben mitnehmen. Dasselbe gilt für die von Offizieren beim Heere erteilten Instruktionsstunden.

Anders steht es mit den Gymnasien und höheren Töchterschulen. Es ist zwar anzuerkennen, daß seit Jahren die Fremdworte in schriftlichen Ausarbeitungen streng verfolgt werden; der Oberlehrer oder Professor selbst aber hält sich selten an dies Gebot, sondern geht, der süßen Gewohnheit folgend, mit schlechtem Beispiel voran.

Der größte Teil der so schon mit dem Gebrauch von Fremdworten vertrauten Abiturienten tritt auf der Universität in eine der Verbindungen oder Vereine ein, die ihre Mitglieder zu nationalen Männern erziehen wollen. Es ist aber geradezu ungeheuerlich, was diese deutschen Verbindungen im Gebrauch von Fremdworten, für die ihnen gute deutsche Ausdrücke zur Verfügung stehen, leisten, und es scheint notwendig, die Aufmerksamkeit derer, die berufen und gewillt sind, hier bessernd einzugreifen, auf diese Tatsache zu lenken.

Wie der Student überhaupt seine besondere burschikose Ausdrucksweise — „Jargon" sagt man auf deutsch! — hat, so hat er sich auch im Laufe der Zeit seine besonderen Fremdworte geprägt, die meist der lateinischen Sprache entnommen sind. Schon hinter vielen Verbandsnamen sollte man kaum deutsche Verbindungen vermuten. Da gibt es Kartell-Konvente und Senioren-Konvente, Deputierten-Konvente (Rüdesheimer) und Vertreter-Konvente.

Bei den Verbindungskonventen — „Burschenversammlung" sagt man dafür deutsch bei einigen Verbänden — und bei den Mensuren wimmelte Rede und Schrift von unschönen studentischen Fremdworten, die der neue Fuchs bisher noch nicht kannte, deren Sinn er aber schleunigst zu erfassen sucht, um vor jüngeren Füchsen damit zu glänzen.

Es würde zu weit führen, alle diese Fremdworte, deren deutsche Studenten sich bedienen zu müssen glauben, aufzuzählen;

Digitized by Google

nur auf die lächerlichsten und dabei allgemein üblichen sei hingewiesen. Bei der Verlesung der Protokolle (Sitzungsberichte) vernehmen wir, daß den drei Chargierten Decharge erteilt wurde: Kann nicht besser den Ehrenburschen Entlastung erteilt werden?! Ferner wurde eine Kommission zur Revision der Statuten (Ausschuß zur Durchsicht bezw. Verbesserung der Satzungen) eingesetzt. Ein Bursch mußte einen inkommentmäßigen Ausdruck revozieren und deprezieren (mit dem Ausdruck des Bedauerns zurücknehmen). Dann wird die Präsensliste (Namen der Anwesenden) vorgelesen; der Präses (Sprecher) bittet um Indemnität (nachträgliche Genehmigung) für eine eigenmächtig getroffene Anordnung, ein Fuchs um Dispens (Befreiung) vom Kouleur-(Farben)tragen. Dieser Beschluß wird jedoch rescendiert (aufgehoben). Ein Mitglied mußte exkludiert (ausgestoßen) werden, weil es sich weigerte, prinzipielle Satisfaktion (grundsätzlich Genugtuung) zu geben. Es wird betont, daß der Unparteiische infallibel ist; wenn er schon Eigenschaften des Papstes hat, so nenne man ihn doch auch unfehlbar! Es ist weiter die Rede von Dimission und Suspension, renoncieren und Mensur anoncieren, Erklärung von Komment suspendii und vielen ähnlichen schönen Sachen.

Diese Blütenlese wirklich überflüssiger studentischer Fremdworte könnte um das vielfache vermehrt werden. Zum Teil sind sie ja schon aus der Studentensprache früherer Jahrhunderte übernommen, meist aber haben sie kein solch Alter, daß sie Bürgerrecht erlangt hätten. Warum sind denn die studentischen Reden und Sitzungsberichte aus der Zeit nationaler Erhebung, nach den Freiheitskriegen, in reiner, edler deutscher Sprache gefaßt? Daß doch ein Arndt oder Jahn mit teutonischem Grimm in das undeutsche Kauderwelsch führen!

Weil die heutigen Studenten nicht daran gewöhnt sind, das überflüssige Fremde aus ihrer Sprache zu verbannen, machen sie sich nicht klar, welche Verantwortung sie als Träger deutscher Bildung trifft. Denn sonst würden sie sich schämen, an der Verfälschung der deutschen Sprache mitzuarbeiten und sich gegenseitig dazu zu erziehen.

Solange die gebildete Jugend diesen Fehler nicht ablegt, ist ein erfolgreicher Kampf gegen das Fremdwort nicht möglich.

Digitized by Google

Ein Nachtrag zum Toleranzantrage.

Von Philalethes.

Man mag über den Toleranzantrag, der in der vergangenen Legislaturperiode verhandelt wurde, im allgemeinen und im einzelnen denken, wie man will, ein großes Verdienst hat sich die ultramontane Partei durch ihn um die Wissenschaft zweifellos dadurch erworben, daß sie in den Materialien zu seiner Begründung eine vortreffliche Zusammenstellung der zum Teil schwer zugänglichen staatlichen Bestimmungen über einige Fragen des Staatskirchenrechts gebracht hat. Nur einen deutschen Bundesstaat hat man dabei — offenbar aus Bescheidenheit, weil aus ihm so viele Mitglieder der Partei stammen — stiefmütterlich behandelt, nämlich das Königreich Bayern.*) Da jene Zusammenstellung aber voraussichtlich noch mancher kirchenrechtlichen oder kirchenpolitischen Schrift zur Grundlage dienen wird, und da ferner jener Antrag in der neuen Legislaturperiode wiedergekehrt ist, so wird es die ultramontane Partei sicher als eine willkommene Unterstützung ansehen, wenn ich an dieser Stelle die Materialien vervollständige.**) Auch für das weitere Publikum wird dieses von Interesse sein, da es sich gerade um solche Bestimmungen handelt, in denen Bayern sich von allen anderen Kulturstaaten — Rußland u. a. vielleicht ausgenommen — unterscheidet, und weil das Vorhandensein der durch sie hervorgerufenen Verhältnisse außerhalb Bayerns nur sehr wenig bekannt ist.

Aus der Ministerialentschließung vom 28. März 1862, die S. 173 der Materialien erwähnt ist, verdient der dritte Absatz einen wörtlichen Abdruck:

„Den von den Irvingianern zur Feier ihrer Religionshandlungen bestellten Personen kommt gemäß § 38 der II. Verfassungsbeilage unter der obersten Staatsaufsicht die Befugnis zu, Taufen, Trauungen und Beerdigungen bezüglich ihrer Religionsgenossen vorzunehmen und den schulpflichtigen Kindern der letzteren den religiösen Unterricht zu erteilen. Dagegen genießen diese Religionsdiener als solche vor anderen Staatseinwohnern keine besonderen Vorzüge und haben in dieser ihrer Eigenschaft auf die

*) Dabei mag erwähnt werden, daß das Material für einige andere Staaten, wie besonders Mecklenburg, in der Zwischenzeit schon veraltet ist.

**) Von den kirchlich-rechtlichen Bestimmungen wollte sie bekanntlich grundsätzlich nichts wissen.

Digitized by Google

Rechte und die Achtung öffentlicher Beamten keinen Anspruch. Es kann deshalb (!) den Leitern und Vorstehern der irvingianischen Religionsgemeinschaft in Bayern nicht gestattet werden, der zur Bezeichnung der Kirchenämter angenommenen Prädikate: ‚Apostel, Engel oder Bischof usw.' im öffentlichen Verkehre im Staate*) sich zu bedienen."

Überhaupt „übersehen" ist aber die Ministerialentschließung vom 11. Oktober 1891, von der die Absätze 4 und 5 besonders bemerkenswert sind:

„Nach der Motivierung, welche diesem ganz allgemein gefaßten Petitum (d. h. der Bitte um freie und ungehinderte Kultusausübung) vorausgeschickt ist, erachten sich die durch den Ausschuß des Bayerischen Landesvereins vertretenen Altkatholiken in der freien Ausübung ihres Kultus zurzeit um deswillen behindert, weil in der Ministerialentschließung vom 8. August v. J. Nr. 9366 ausgesprochen worden ist, daß der von der Synode zum Bischof gewählte nicht als befugt erscheint, die Insignien eines römisch-katholischen Bischofs zu tragen. Dieser Ausspruch wird für unvereinbar mit den Bestimmungen des Religionsedikts gehalten, weil dieses in den §§ 33, 34, 38 und 39 den Privatkirchengesellschaften die freie Ausübung ihres Gottesdienstes und der ihren Religionsgrundsätzen gemäßen Gebräuche gestatte, und denselben, wie den öffentlichen Kirchengesellschaften, die Befugnis einräume, die Form und Feier des Gottesdienstes nach ihren Religionsgrundsätzen und ihrer Verfassung anzuordnen. Die staatliche Anerkennung der Altkatholiken als Privatkirchengesellschaft sei nach bestätigter Vorlage der Synodal- und Gemeindeordnung der Altkatholiken des Deutschen Reiches erfolgt, und in der letzteren seien dem von der Synode zum Bischofe Gewählten Funktionen zugewiesen, welche nach den Religionsgrundsätzen der Altkatholiken im herkömmlichen bischöflichen Ornate vorzunehmen seien.

Demgegenüber ist zu betonen, daß die II. Beilage zur Verfassungsurkunde in den §§ 33ff. den Privatkirchengesellschaften zwar die freie Ausübung ihres Privatgottesdienstes zugesteht, jedoch nicht ohne dieselben mehrfachen Beschränkungen zu unterwerfen. Von einschneidender Bedeutung in dieser Beziehung ist der § 35, welcher den Privatkirchengesellschaften untersagt, sich der Glocken oder sonstiger Auszeichnungen zu bedienen, welche

*) Zu beachten: im, nicht mit dem Staate.

Digitized by Google

Gesetze oder Gewohnheit den öffentlichen Kirchen angeeignet haben. Diese Bestimmung bezweckt, die unterscheidenden äußeren Merkmale der Kultusausübung der anerkannten öffentlichen Kirchengesellschaften gegenüber den Privatkirchengesellschaften zu wahren, und unter „sonstigen Auszeichnungen" ist deshalb alles zu begreifen, was sich als charakteristische Eigentümlichkeit (!) der äußeren Kultuseinrichtungen einer (!) der anerkannten öffentlichen Kirchengesellschaften darstellt. Da es nun nicht zweifelhaft sein kann, daß die bischöflichen Insignien, wie die priesterliche Kleidung überhaupt, einen wesentlichen Bestandteil der auf kirchengesetzlicher Vorschrift und Herkommen beruhenden katholischen Kultuseinrichtungen bilden, so erscheint es unstatthaft, daß sich die in der Privatkirchengesellschaft der Altkatholiken zur Feier der Religionshandlungen bestellten Personen jener in der katholischen Kirche eingeführten äußeren Abzeichen der bischöflichen und priesterlichen Würde bedienen.

(gez.) Dr. v. Müller.
Der Generalsekretär, Ministerialrat
Dr. v. Giehrl."

Für einen Juristen würden diese Ministerialentschließungen zwar keines Kommentars mehr bedürfen, die Nichtjuristen aber seien auf einige Punkte noch besonders hingewiesen. Die II. Beilage zur Verfassungsurkunde gewährte schon von 1818 ab den Privatkirchengesellschaften freie Ausübung ihres Kultus; nur der Glocken und anderer Auszeichnungen der öffentlichen Kirchen sollten sie sich nicht bedienen.*) Dieses ist die Rechtslage. Das Ministerium aber setzte, als es 1890 und 1891 den Altkatholiken ihre alten Rechte nahm, flugs an die Stelle von „Auszeichnungen" das Wort „Abzeichen" und fügte schnell das Wörtlein „ein" noch hinzu; so wurden aus den Auszeichnungen der öffentlichen Kirchen die Abzeichen einer öffentlichen Kirche. Als so die Verfassung eine kleine Texteskorrektur erfahren hatte, konnte mit gutem Gewissen den Altkatholiken die größte Toleranz gewährt, werden, die das „Recht" zuließ; jener famosen Entschließung aber braucht sich das Ministerium nicht zu schämen, ebensowenig wie die Herren Zusammensteller der Materialien ihrer Außerachtlassung, denn — der Zweck heiligt die Mittel.

*) Zu diesen Auszeichnungen gehören, wie man in jedem Kirchenrechtslehrbuche nachlesen kann, z. B. außer den Glocken auch Kirchtürme mit oder ohne Kreuz oder Uhr, Gebrauch von Orgel oder Harmonium u. a.

Digitized by Google

Vor der Himmelstür.

Von Rudolph Braune-Roßla.

Da war er nun tot, der gute, fromme, alte Lehrer. Auf schneeweißem Linnen lag die Leiche, und im Nebenzimmer weinten und flüsterten seine Hinterbliebenen. „Ach, nun hat er uns verlassen, unser gute, liebe, teure, sorgende Vater.“ Auf den Gassen des Städtchens blieben die Leute stehen und schwatzten miteinander. „Ja, jeden Sonntag ging er zur Kirche und zu jeder Kollekte gab er von seinem kärglichen Gehalte. Und wie er würdig einherschritt, schon von weitem sah man ihm die Frömmigkeit an.“

Derweilen wanderte die Seele des alten Lehrers zum Himmel empor. Es wanderte sich ganz vorzüglich auf der schönen, breiten Straße. Er dachte daran, wie ihn in der Schule gelehrt worden war, und wie er wiederum in der Schule gelehrt hatte, daß der Weg zum Himmel schmal, steinig und beschwerlich sei — und mußte lächeln. Als er eine Weile gegangen war, mußte er verschnaufend stillstehen. Da überholte ihn ein Mann, ein Mann im besten Alter würde man auf der Erde sagen, aber in arg zerschlissenem Rock. „Guten Tag, Herr Günther,“ sprach der. Der Lehrer sah auf und legte sein Gesicht in würdige Falten — denn die Seele hat dasselbe Gesicht, wie der Körper im Leben. „Ach, Sie sind's,“ sagte er leichthin.

„Ja, ich, Herr Günther,“ lachte der Mann, „ich, der ich Ihnen in der Schule das Leben einst schwer gemacht habe, ich, der Taugenichts, über den alle die Köpfe schüttelten.“

„Nun, was haben Sie auf der Erde zurückgelassen?“

„Ein Herz, das mich liebt,“ dabei kamen dem Taugenichts die Tränen, „eine geliebte Frau.“

„Das ist nicht viel,“ spöttelte der Lehrer.

„So,“ sagte der Mann und sah ihn fest an, „was haben Sie denn noch da unten?“

„Die Achtung der ganzen Welt.“

„Aber nicht ein Lot Liebe.“ Damit wandte sich der Mann von ihm ab und schritt den Weg rechts hinauf, wo ein Wegweiser stand mit der Aufschrift: „Nach dem Himmel.“

Der Lehrer, als er sich wieder allein sah, legte die würdige Miene ab und verzerrte sein Gesicht zu einem boshaften Lächeln:

Digitized by Google

„Der Dumme," sprach er vor sich hin, „Liebe! Als ob ihm die Liebe den Himmel öffnen wird! Ja, wenn's die Liebe zum Herrn und zum Heiland wäre. Aber die irdische sündige Liebe! Nein. Die konnte ihm wohl die Tage auf Erden verschönen und die Nächte erwärmen" — er kicherte listig in sich hinein — „aber hier hilft sie ihm nichts. Da bin ich besser dran. Ich habe auch geliebt, aber nichts Irdisches, kein Hab und Gut, kein Fleisch und Blut." Er richtete sich hoch auf, und seine Stimme schwoll an: „Ich habe nur Gott Vater, Sohn und heiligen Geist geliebt, immer, in allen Lebenslagen. Wenn mir der Herr gute Tage schickte, bin ich nicht übermütig gewesen; schickte er mir böse, habe ich nicht gemurrt. Ich habe den Feiertag geheiligt — niemals war mein Platz in der Kirche leer. Ich habe die von Gott eingesetzte Obrigkeit geachtet — Lokal- und Kreisschulinspektor nannten mich ihren Freund. Ich habe nicht gestohlen und geflucht . . . ."

„Und hast du auch deine Eltern geachtet und geliebt?" fragte eine weiche Stimme neben ihm. Der Lehrer sank in sich zusammen und wandte sich schnell um. Noch lag der Glanz der Hoffart in seiner Miene. Neben ihm stand ein Wesen — nicht Mensch, nicht Engel —, grau vom Kopf bis zu den Füßen. „Und hast du auch deine Eltern geachtet und geliebt?"

Nun merkte der Lehrer, daß es ein Geist sei, und seine Miene nahm sofort den Ausdruck großer Demut an. „Ja, das habe ich."

„Und besonders deine Mutter?"

„Ja, auch das."

„Dann wirst du auch in den Himmel kommen. Denn wisse, seine Mutter, seine gute, treue Mutter mißachten — und alle Mütter sind gut —, das ist die größte Sünde, die auf Erden begangen werden kann, größer noch als Mord, denn Mißachtung bewirkt Seelenmord."

„Ja, das habe ich," erwiderte der Lehrer und lächelte stolz. In diesem Augenblick huschte ein schwarzer, finsterer Geist über den Weg und verschwand dem Blick eben so schnell als er erschienen war. Der Lehrer erschrak und fragte den grauen Geist ängstlich: „Wer war das?"

„Eben so ein Sünder wie ich, aber er ist in der Reue noch nicht so weit vorgeschritten wie ich, deshalb sieht er noch so finster aus. Wir waren noch nicht reif für den Himmel, ach, ich weiß es ja, wir waren gerade gut genug für die Hölle, aber Gott in

Digitized by Google

seiner Gnade wollte uns nicht in den schwarzen Schlund sinken lassen. So sind wir nun für so lange vom Himmel ausgeschlossen, bis wir ganz durchdrungen von Reue über unser sündiges Leben sind."

„Wieso haben Sie gesündigt?" forschte der Lehrer.

„Oh, du würdest es wohl auf Erden nicht Sünde genannt haben," antwortete der Geist, „eben so wie ich nicht glaubte, gesündigt zu haben. Ich war reich und tat viel Gutes. Niemand ging unbeschenkt von meiner Tür. Ich gab aber nicht nur Bettlern und Landstreichern, ich gab auch Leuten, die durch Krankheit, Feuersbrunst und Hochwasser in Not geraten waren. Ich gab zu Kirchen und Missionsanstalten. Aber ich gab nicht, um wohlzutun — ich gab nur, um genannt und gerühmt zu werden. Ich mußte meinen Namen mit dem Zusatz ‚edler Menschenfreund' in den Zeitungen lesen, mußte ihn in Gesellschaft geflüstert hören, so laut geflüstert, daß ich jedes Wort verstehen konnte. Und mein Herz erbebte in Wonne. Aber ich gab nicht meinen Arbeitern, die in meinem Bergwerk ihre Gesundheit für mich opferten, gab nicht meinen Arbeitern, die in meiner Fabrik sich frühen Tod holten. Die achtete ich für gleichstehend mit dem Vieh. Ich gab nicht den Mädchen, die von meinen Standesgenossen verführt und entehrt wurden, und die sich nun aus Scham vor sich selbst dem Laster in die Arme warfen und ihr Kind verhungern ließen. Und einem solchen Kind gab ich auch nichts." Er seufzte tief auf und griff sich verzweifelnd an die Stirn.

Der Lehrer lächelte überlegen und sprach: „Ich habe Gottes Wort Tag und Nacht im Herzen und Mund gehabt und nach ihm gehandelt."

Sie hörten hinter sich feste, stapfende Schritte und ängstliches Pusten. Der Lehrer blickte sich um und lachte laut auf — der dicke Brauer Kellermann stand hinter ihm.

„Ei, ei, Herr Kellermann," spottete er, „haben Sie sich auch da unten weg gemacht? Konnten Sie sich von Ihrem Bier trennen und wollen nun auch in den Himmel, wo es nichts zu trinken gibt?"

„Spotte nicht," sagte der Geist, „das ist nicht nach Gottes Sinn."

„Ja, Sie haben gut lachen," stöhnte der Dicke und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Sie, so ein frommer Mann und ich . . . Ich weiß ja selber, daß ich nicht in die Kirche

Digitized by Google

gegangen bin und auf den Pastor geschimpft habe, weil er die armen Leute drückte, wenn sie ihm nicht die Tauf- und Begräbnisgebühren zahlen konnten, und weil er mit der Diakonissin den Wein trank, den eigentlich die Kranken kriegen sollten. Ja doch, ich weiß ja selbst, daß ich ein schlechter Kerl war. Gehen Sie nur voraus, ich komme noch früh genug vor Gottes Richterstuhl." Und keuchend sank er auf einen Stein neben dem Wege und trocknete die Stirn.

Gönnerhaft nickte der Lehrer ihm zu und schritt dann mit dem Geist weiter. Die breite Straße wurde schmal und schmaler, aber nicht steiler. Der Weg schlängelte sich über grüne fette Wiesen. Das Gras war zwei Fuß hoch und stand so dicht, daß man nicht zwischen zwei Halmen hindurchsehen konnte. Es hing über den Weg hinweg und machte diesen noch schmaler. Aber trotzdem fiel dem alten Lehrer das Gehen nicht schwer. Ihm war, als schwebe er schnell dahin — ein Gefühl unendlichen Glücks kam über ihn — und ehe er sich's versah, war er von der Wiese herab und wandelte zwischen üppigen Getreidefeldern. Das Getreide war mehr als mannshoch und hatte händelange Ähren, die voll großer, gelber Körner waren. Er konnte zwischen den hohen Getreidehalmen nur ein Stück, ein ganz kleines Stück Himmel sehen. Der war nicht blau oder grau wie der über der Erde, sondern goldrot und strahlte einen milden Glanz aus, der alles mit sonnigem Schimmer übergoß und den Augen doch nicht wehe tat. Der Fußweg wurde immer schmaler, das Getreide immer höher, da sah er drei Männer mit langen Sensen das Getreide mähen. Der Vormäher war ein alter Mann mit langem, weißen Bart und großen, guten Augen. Der alte Lehrer wollte rufen: „Das gibt eine Prachternte," aber sein Begleiter winkte ihm zu, er möge still sein. Sie waren beide stehen geblieben und sahen den Mähern zu. Plötzlich ertönte aus dem Mund des Geistes ein leiser Jubelruf. Er wurde lichter und lichter, bis seine Gestalt in einem überirdischen, strahlenden Lichte schimmerte. „Jetzt ist meine Ähre gefallen," jauchzte der Geist, ergriff des Lehrers Hand, und beide eilten weiter. Die Getreidefelder wichen zurück, und die beiden standen vor dem Tor des Himmels. Der Geist grüßte freundlich und verschwand durch das offenstehende Tor, das sich sofort hinter ihm schloß. Jubelnde Musik — Harfen- und Geigenklang — tönte heraus. Neben dem Tor erhob sich ein hoher Palast in dem strengen Stil klassischer Säulenbauten. Hier saß auf einer Erhöhung, zu der einige

Digitized by Google

Stufen führten, ein alter, verwetterter Mann, der sich durch das große Buch, das vor ihm lag, und einen klirrenden Schlüsselbund als der Pförtner Petrus dokumentierte.

„Wer bist du?“ fragte Petrus mit feierlicher Stimme. Als er des Lehrers Bescheid erhielt, blätterte er im Buche, schaute den vor ihm Stehenden scharf an und schüttelte den Kopf.

„Ich soll nicht . . .?“ stammelte der Lehrer.

„In den Himmel? Nein.“

„Aber warum?“

„Du hältst dich nicht für einen Sünder und bereust infolgedessen deine Sünden nicht.“

„Wer ist ohne Sünden?“ erwiderte Günther, reckte sich hoch auf und nahm den salbungsvollen Ton an, den er in den Sitzungen der Kirchenvertretung gebraucht hatte, wenn er den „lieben Brüdern“ empfahl, ihrem verehrten Pastor, dem „besten Kanzelredner des Kreises“, das Gehalt zu erhöhen. „Wer ist ohne Sünden? Niemand. Aber ich glaube, durch meine guten Werke meine Sünden quitt gemacht zu haben.“

„Niemand gelangt zur Seligkeit durch gute Werke,“ belehrte ihn Petrus, „sondern allein durch den Glauben.“

„Ich glaubte,“ grollte der Lehrer.

„Du glaubtest? Ja, du trugst den Glauben auf den Lippen und bestachst damit die Menschen. Aber in deinem Herzen saß die Überhebung und ließ für den Glauben keinen Platz. Erst sieh ein, daß du gesündigt hast, arg gesündigt hast, dann nahe wieder dem Tore der Herrlichkeit. Bis dahin schweife ruhelos durch den Weltenraum.“ Petrus hatte sich von dem Sitz erhoben und reckte befehlend den Arm aus.

„Was habe ich denn gesündigt?“ rief der Lehrer dreist.

„Du hast dich überhoben gegen deine Mitmenschen, zeigtest nach außen Demut und Milde und hegtest im Innern Stolz und Neid. Von den Lippen flossen die Segenswünsche und im Herzen formtest du Flüche. In der Schule warest du parteiisch und ließest deine Launen an den Kindern aus. Du verhetztest deine Kollegen bei deinen Vorgesetzten, um dich bei diesen beliebt zu machen. Du strebtest nach Ehren und suchtest diejenigen zu zertreten, die dir dabei im Wege standen. Das Wohlergehen deiner Frau und deiner Kinder war dir gleichgültig. Du gönntest ihnen nichts, gönntest deinem Leibe nichts und ergabst dich dem Geiz. Und dann, das Schlimmste . . .“

Petrus unterbrach sich, ließ sich nieder und blätterte im

Digitized by Google

Buche. Ein neuer Ankömmling nahte den Stufen. Es war Kellermann, der vor Angst zitterte. Als er mit bebender Stimme Namen und Gewerbe angegeben hatte, überflog ein freundliches Lächeln das Gesicht des Pförtners. Er winkte mit der Rechten, sofort sprang das Tor auf und überrascht und taumelnd vor übergroßem Glück wanderte Kellermann in den Himmel. Noch mehr überrascht als dieser starrte der Lehrer ihm nach. Als das Tor krachend hinter dem Taumelnden zuschlug und die Harfenklänge erstarben, fuhr der Lehrer auf: „Dieser?"

„Ja, dieser," entgegnete Petrus mit freundlichem Lächeln.

„Der nie in die Kirche ging, seit zehn Jahren nicht das heilige Abendmahl genoß und den ganzen Tag mit Trinken und Räsonnieren in den Wirtshäusern zubrachte?"

„Der das Unrecht verdammte, mochte es auch von hohen und höchsten Personen verübt worden sein," fuhr Petrus fort, „der seine Arbeiter wie Menschen behandelte und im geheimen den Armen viel Gutes erwies. Ja, dieser."

„Ich fasse es noch nicht."

„Und wenn er weiter nichts Gutes getan hätte" — in Petrus' Augen blitzte der Schalk auf — „man darf heutzutage nicht zu strenge richten, die Hölle ist sowieso schon überfüllt: er hat ein gutes Bier gebraut, eins nach altem Rezept aus Hopfen und Malz und nicht aus Quassiaholz und Kockelskörnern, eins, das den Menschen nach schwerem Scharwerken erquickt und erheitert und ihm keinen Schaden an des Leibes Gesundheit zufügt."

Der Lehrer schlug die Hände zusammen und stammelte fassungslos: „So wurde wohl auch der Taugenichts in den Himmel gelassen, der Daufe?"

„Der vor dir hier war? Ja!"

„Was hat er . . .?"

„Er hat ein liebend Herz auf Erden zurückgelassen. Er hat geliebt und wurde geliebt. Die Liebe ist das Höchste auf Erden und im Himmel."

„Aber geliebt habe doch auch ich, und auch ich wurde wiedergeliebt."

„Auch du?" grollte Petrus. „Auch du? So siehe hinab auf die Erde und überzeuge dich."

Es spaltete sich der Wolkenboden und der Lehrer blickte gerade hinab in das Haus, in dem er so lange Jahre gewohnt hatte. Er sah seinen Leichnam auf dem Sterbelager und im

Digitized by Google

Nebenzimmer seine Frau im Lehnstuhl sitzen. Sie hatte vor sich eine Tasse duftenden Kaffees — freilich, so übermäßig starken Kaffee zu kochen hatte er nie geduldet; man mußte stets reichlich Zichorie nehmen — und ein Stück Kuchen, das sicher aus der Konditorei stammte, so schön sah es aus, und lächelte in stillem Glück vor sich hin. In einer Ecke saß seine Tochter mit ihrem Bräutigam. Der hielt ihre Hände umspannt, schaute ihr zärtlich in die Augen und flüsterte: „Du sollst einmal glücklicher werden als deine arme Mutter, mein Klärchen.“ Am Tisch rechnete sein Sohn, der Pastor. Jetzt hob er erfreut den Kopf und rief nach der Ecke hinüber: „Mehr als wir dachten, Karl. 30000 Mark. Komm, laß uns ein Glas von dem guten Wein trinken, den wir gestern holen ließen.“

Und der Lehrer sah in das Honoratiorenzimmer der Reichskrone, in das er manchmal gegangen war, um Neuigkeiten zu erhaschen. Da saßen drei seiner guten Bekannten — wenn nicht Freunde — zusammen und sprachen über ihn. „Meine Herren,“ meinte der Amtsrichter, „es war die höchste Zeit, daß er abschrammte ... Beinahe Wucher ... Hätte doch noch einmal mit dem Strafgesetz kollidiert.“

„Ja, ich taxiere ihn auf 40—50000 Mark,“ urteilte der Kaufmann Bär. „... Sündengeld. Aber er war gesetzeskundig. Mehr als 6 Prozent nahm er nicht, nur noch kleine Geschenke zu Weihnachten und seinem Geburtstag.“

„Man mußte sich vor ihm in acht nehmen,“ sagte der Maurermeister Krebs, „aus einem Worte drehte er einem einen Strick. Und seine Weiber hat er kujoniert. Na, die atmen jetzt auf. Ich gönn's ihnen.“

Der Lehrer trat entsetzt zurück. Als hätte er sich im Spiegel gesehen, in einem ganz besonders scharfen — während sein früherer blind war — und nun erst in seinem Gesicht eine Menge Pickel, Flecken und Warzen entdeckt, erschrak er. Er, die Stütze der Religiosität, das Mitglied der Kirchenvertretung, der geachtete Lehrer, war ein ganz gemeiner Kerl gewesen. Ja, im geheimen nur — aber das war ja um so schlimmer. Der allsonntägliche Gottesdienst, der allvierteljährliche Abendmahlsgenuß, das Liebedienern vor Höherstehenden war ja eigentlich nichts anderes als ein Deckmantel seiner Sünde gewesen. Alles kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein. Auf der Erde hatte er wirklich geglaubt, ein guter Mensch zu sein. Daß jedes seine kleinen Fehler hatte und kleine Sünden beging, nun, das war eben menschlich und würde

Digitized by Google

ja auch ihm verziehen werden. Er besaß ja die Hauptsache, den Bibelglauben. Nun auf einmal sah er ein, daß der Glaube ohne Betätigung der Glaubenslehren an den Mitmenschen noch schlimmer sei als Glaubenslosigkeit. Die Richtschnur seines Lebens war gewesen: keinen Anstoß zu erregen, den Leuten als Muster der Moral und Frömmigkeit zu gelten. Und nun belehrten ihn die Worte seiner Hinterbliebenen und ehemaligen Freunde, daß er weiter nichts als ein kalter Streber und herzloser Heuchler gewesen! Wie vernichtet sank er auf die unterste Stufe. Er verbarg das Gesicht in den Händen. Er schämte sich vor Petrus, schämte sich, weil er vorhin so hochfahrend und siegesgewiß aufgetreten war.

„Und die größte Sünde, die du begangen," sprach Petrus finster, „ist, daß du deine Mutter, die arme Handelsfrau, als sie auf ihrer beschwerlichen Wanderung an deine Tür pochte, mit einem Dreimarkstück ins Wirtshaus schicktest, weil dein Haus angeblich nicht genügend Raum hatte."

Der Lehrer warf sich von der Stufe herab und schlug in wildem Schmerz mit den Armen um sich.

„Freilich hast du sie jahrelang unterstützt, aber du hast ihr die Unterstützungen hingeworfen, wie dem Hund einen Knochen. Und trotzdem . . ."

„Mein lieber Sohn," ertönte eine helle, singende Stimme, „mein lieber Sohn, ich werde bei unserm allgütigen Gott für dich bitten."

Er fuhr in die Höhe und schrie: „Mutter, liebe Mutter." Neben Petrus stand eine lichte Gestalt und streckte ihm die Hände entgegen. Er aber wehrte ab und klagte sich an: „Ich bin ein Schensal, beflecke deine Hand nicht." Wie er dies noch sagte, sah er den alten Vormäher auf sich zuschreiten. Jetzt, sowie er in dessen tiefe, lächelnde, gütige Augen blickte, wußte er, wer der Mäher war. Er stürzte auf ihn zu, fiel vor ihm nieder, umklammerte ihn und flehte: „Herr, laß mich hinab auf die Erde und häufe auf mich Unglück über Unglück, daß ich wieder gut mache, was ich gesündigt." Und wie er dies sagte, entströmten unzählige Tränen seinen Augen und flossen über sein Gesicht. Da legte ihm der alte Mäher die Hand auf die Stirn und sagte in weichem, streichelnden Ton: „Du weinst, dir ist verziehen." Und das Tor sprang auf mit hörbarem Ruck, und Jubelgesang drang an des Lehrers Ohr.

Digitized by Google

Die Frauenbewegung.

Von Rosika Schwimmer.

Das starre Gebilde des in Liebe, Anbetung und Verehrung geknechteten Weibes dehnt und streckt sich in leiblichem und seelischem Menschwerden. Das Blut regt sich, rollt immer schleuniger durch den sich der Starre entwindenden Körper, bis es kraftvoll schäumend die Adern durchbraust, in glühendem, pulsierendem Leben.

Das stockend und sprungweise holpernde Blut mußte sich durch die verkalkten Adern neue Bahnen furchen: so entstand in tastendem Suchen Emanzipation, Feminismus, Frauenrechtlerei. Es schien als setze das hörige Weib sein Ichbewußtsein als anklagende Waffe gegen den Mann, der es so lange nur als Geschlechtswesen geduldet, nicht aber als Mensch geachtet hatte.

Ein wilder verzweifelter Kampf um die Herrschaft schien einzusetzen, den die „Emanzipationisten" führten. Das war die eine Partei. Die andere hatte maßvollere Schlagworte und glaubwürdigere Forderungen. Diese wollte nur die gesetzliche Gleichstellung der Frau und kämpfte unter dem Schlagwort: „Gleiches Recht für alle" für die Erweiterung der Frauenrechte. Ihre Partei bildeten die Feministen, die Frauenrechtlerinnen.

Jahrzehntelang tappten die Frauen auf diesen Wegen herum auf der Suche nach ihrem Heil. Nach ihrem Heil. Darin lag aber das Hemmnis, das den Weg zur richtigen Erkenntnis, zum wahren Weg versperrte.

Die zusammengestapelte soziale Kraft der Frau in ihrer unaufgebrauchten, wuchtigen Masse fühlt durch den einseitigen Kampf für sich selbst nicht die Befriedigung, die dem zielsicheren Spiele der Kraft entspringen muß. Eine Zeitlang genügte das Ringen, aber die durch instinktive soziale Sehnsucht getriebenen, im Gebrauch gestählten Kräfte arbeiteten sich zu der Erkenntnis durch, daß die Einzelheiten, für die sich die Emanzipationisten und die Feministen gesondert einsetzen, an und für sich nur Stückwerk seien.

Dann schlugen die Wellen der beiden Strömungen zusammen und als die hochgehenden Wogen sich glätteten, lag das unab-

Digitized by Google

sehbar weite, grenzenlose Meer der Frauenbewegung da als ein neues prachtvolles Naturspiel.

Erst waren es nur zwei Strömungen in einem Bett. Mit einer gegenseitigen Anziehungskraft, die Gutes und Neues hervorbrachte.

Ein mit inniger Wärme wirkender Stoff strömte glänzendes Licht verbreitend aus diesem Neuen. Siegessicher und mit ruhigem Vertrauen auf die eigene Kraft setzten sich die Frauen in Bewegung, um für die eigene Sache zu kämpfen, nicht mehr aus dem Gefühl der Hörigkeit, sondern aus der Erkenntnis von der eisernen Notwendigkeit, für die Veredelung der ganzen Menschheit zu wirken.

So entstand das, was wir heute als Frauenbewegung kennen. Sie ist ein Werk, das sich mit dieser Benennung insofern deckt, als es in den Mitteln hauptsächlich Frauensache ist, aber nicht auch in den Zielen. Die Frauen, die da von der großen Bewegung mitgerissen worden sind, sind längst reif geworden zu der Erkenntnis, daß es keine Frauenfrage, keine Männer- oder Kinderfrage geben kann. Nur um Menschheitsfragen handelt es sich für die Einsichtigen. Der große Kampf, den die Frauenbewegung mit jugendlicher Begeisterung führt, gilt alle Menschen betreffende Fragen, gilt allem was Recht und Freiheit ist.

Die sittliche Erziehung der Menschheit, die, wie John Stuart Mill sagt, bisher hauptsächlich ein Einfluß des Rechtes der Gewalt und fast allein den Beziehungen, welche die Gewalt schafft, angepaßt war, soll endlich auf wirklich sittliche Grundlage gestellt werden. Sittlich aber ist nur die Freiheit. Selbstverständlich muß daher die Frau, wenn sie Sittlichkeit in die Menschheit tragen will, erst selbst sittlich, das heißt: frei werden.

Groß, stark und prächtig ist der Kampf, den die Frau für ihre sittliche Erhebung führt. Einfach erhaben in seinem Ziel: ein Mittel zu werden, die Menschheit nach der „Moral der Unterwerfung, der Moral der Ritterlichkeit und Großmut zur Moral der Gerechtigkeit zu führen". Der weibliche Teil der Menschheit beginnt erfreulicherweise die Reformierung unserer sozialen Sitten am eigenen Körper, er beginnt in offener Selbsterkenntnis damit, die eigenen kultur- und sittenfeindlichen Fehler auszurotten.

Der kardinale Fehler, an dem sich die größten Probleme brechen, ist das ökonomische Mißverhältnis zwischen Mann und Frau. Es ist die Wurzel der meisten jener Übel, die die Mensch-

Digitized by Google

heit heute zu einem müden, energielosen, sittlich brüchigen Ganzen machen.

Wenn wir uns vor Augen halten, was die Natur- und Sozialwissenschaft lehrt, so wissen wir, daß in der „weitaus längsten Periode des organischen Lebens auf der Erde das Weibchen Herrscherin war." Die darauffolgende Periode der Herrschaft des Mannes liegt uns näher, denn sie reicht bis in unsere Tage hinein. Und weil wir gewöhnt sind, mit kurzen Blicken nur das zu streifen, was uns nahe liegt, sehen wir das Verhältnis der Geschlechter zueinander nur so wie es sich im Horizont unseres gewohnheitsgebannten Auges spiegelt.

Gegen jede Änderung sträuben sich die einen, die da behaupten, es wäre allezeit so gewesen wie es jetzt ist, daher müßte es auch so bleiben. Diese finden alles schön und gut und glauben nicht an bessere Möglichkeiten. Sie zählen die Männer zu ihrer Partei die für das bißchen Herrschen, Herrsein, die kolossale Last der Familienerhaltung auf sich genommen haben. Jene Männer, denen es Lebensbedürfnis ist, andere unterzuordnen; die in stolzer Freiheitsliebe theoretisch jede Freiheitsbeschränkung zurückweisen oder mindestens dagegen protestieren, sie aber anderen — wie John Stuart Mill sagt — in ihrem eigenen Interesse, zu ihrer Verherrlichung ohne weiteres auferlegen. Ganz besonders den Familienmitgliedern, deren unumschränkte Herren sie sind, mit denen sie die innigsten Beziehungen verbinden. Diese können sich einen Zustand, der das Selbstbestimmungsrecht des Individiums als erste Voraussetzung hat, nicht vorstellen und sehen darin, wenn sie sich überhaupt zu denken anstrengen, höchstens den Verlust ihres wertvollsten Besitzes, den Verlust der Familiensklaverei. Sie donnern in entrüsteter Abwehr gegen die Vergewaltigung der weiblichen Natur, die für sie darin besteht, daß man auch für den weiblichen Mensch das Recht fordert sich dort und so zu betätigen, wie es ihm gut dünkt. Daß die Frau auch ein selbständiges, wirtschaftlich und moralisch unabhängiges Individium sein soll, dünkt ihnen Unnatur.

„Dessen können wir aber sicher sein, — sagt der große englische Freiheitsdenker und Kämpfer — daß die Frauen, wenn man ihrer Natur einfach freies Spiel gibt, dadurch nie veranlaßt werden, das zu tun, was gegen ihre Natur ist. Der Eifer der Männer, sich für die Natur ins Mittel zu legen, weil die Natur sonst ihren Zweck nicht erreichen könnte, ist vollständig unnötig. Den Frauen zu verbieten, was sie von Natur nicht können,

Digitized by Google

ist gänzlich überflüssig. Und bei dem, was sie können, aber nicht so gut können wie die mit ihnen konkurrierenden Männer, genügt die Konkurrenz um sie davon auszuschließen. Es verlangt ja niemand nach Schutzzöllen und Prämien zugunsten der Frauen, verlangt wird nur, daß die gegenwärtigen Prämien und Schutzzölle zugunsten der Männer abgeschafft werden. Wenn die Frauen für das eine größere natürliche Neigung haben, als für das andere, so bedarf es keiner Gesetze oder gesellschaftlicher Einschärfungen um die Mehrzahl derselben zu veranlassen, dem ersteren den Vorzug zu geben. Die freie Konkurrenz wird den Frauen den stärksten Anreiz geben, das zu tun, wofür ihre Dienste am meisten gesucht sind; und da man sie eben für das suchen wird, wofür sie am geeignetsten sind, so können, wenn ihnen diese Dienste zugeteilt werden, die kollektiven Fähigkeiten beider Geschlechter mit der größten Summe wertvollen Resultats auf das Ganze angewandt werden." Also fort mit der heuchlerischen Sorgfalt für die „Natürlichkeit" des Weibes.

Zu der kolossalen Partei, die den Freiheitsbestrebungen der Frau auf dieser Grundlage entgegentritt, gehören auch die Frauen, deren „Bequemlichkeit und Trägheit, die in Jahrtausenden der Abhängigkeit in ihnen großgezogen wurde, die veränderte Stellung nicht besonders freudig begrüßen läßt. Sie verkriechen sich vor der größeren Verantwortung, die in der wirklichen echten Freiheit liegt, weil sie den Mut nicht aufbringen, dem vollen, reifen Menschentum ins Auge zu blicken. Sich im Schlepptau schleifen zu lassen, bis aus wundgeriebenen Gliedern Blut sickert und unheilbare Schwären sich in den Körper einfressen, das ist dieser Frauen Los, an das sie sich noch klammern.

Speziell aus der ökonomischen Abhängigkeit der Frau vom Manne stammt das Überwuchern des Herrschergefühls in letzterem, seine Anmaßung, in allem und jedem der Führer, der Alles-Besserwissende, der Anordnende zu bleiben. Der Mann, der die weibliche Funktion der Familienerhaltung allein auf sich genommen hat, nahm damit auch die Umformung der Lebensbedingungen nach seinem Geschmack und seinem Willen auf. In Jahrtausende währender Wandlung wurde das Weib unfrei, unfrei wurde auch der Mann, der heute unter der Last seiner Freiheiten zusammenzubrechen droht.

Die Frau muß ihre Freiheit vom Manne zurücknehmen. Die sittliche, die sie in harter Verkettung an die Moral des Mannes schmiedet, und die wirtschaftliche, die ihn zum Sklaven

Digitized by Google

von Frau und Kind, gebeugt, die Familie aber Sklave des Mannes sein läßt. Wer ist da frei, wer sittlich?

Ja, wenn aber die Frau solange Herrscherin der Menschheit war und sich doch vom Manne unterjochen lassen mußte, ist das nicht der beste Beweis dafür, daß die Natur sie nicht zum Herrschen geschaffen, sondern dieses Vorrecht dem Manne bestimmt hat? Aus beiden Lagern sowohl von den Freunden wie von den Gegnern erhalten wir falsche Antwort. „Sie mußte sich der rohen Gewalt des Mannes beugen," grollten die Freunde in zornigem Unmut. „Sie will ja nicht frei sein," triumphieren die Gegner und weisen auf die Frauen ihrer Partei zur Abwehr gegen die Freiheitsstürmenden der anderen.

„Ihr dürft die Gewalt der Unterdrückung nicht beklagen," ruft Charlotte Perkins Gilman, die geniale Amerikanerin, die das geistvollste Buch der Frauenfrage geschrieben hat, ihren Mitkämpferinnen zu. „Ohne die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau würde der Mann bis auf den heutigen Tag der Jäger und Fechter, der Totschläger, das Raubtier geblieben sein, und sie die fleißige, gewissenhafte Mutter der Menschheit im alten Geleise. Trotz ihrer untergeordneten Stellung unter den ungünstigsten Umständen, durch die Mauern ihres Gefängnisses, hat die aufbauende Fähigkeit des Weibes, den Mann auf diese Weise zu ihrem Werkzeug gemacht, und durch ihn den Aufbau unserer heutigen Welt bewirkt. Da seine Fähigkeiten rein individuelle waren und nur durch die Gewalt des Geschlechtstriebes reguliert wurden, bedurfte es auch gerade dieser Form der Geschlechtsverbindung, um ihn an seine Aufgabe zu fesseln. Die abnorme geschlechtliche Entwickelung der durch Gesetz und Sitte gefesselten und zurückgehaltenen Frau hat wie eine Sprungfeder auf die freie Kraft des Mannes gewirkt. Unter ihrem mächtigen Ansporn hat er Berge versetzen gelernt." Die Autorin fährt weiter fort: „Unserer Rasse hat die Unterjochung der Frau durch den Mann während der ersten langen Periode unserer Entwickelung so enorme Vorteile gebracht, so schöne und edle Errungenschaften, daß die Frauen im Bewußtsein ihrer Macht das Opfer gar nicht erwähnen sollten. Um den Preis des Aufbaues der menschlichen Kultur konnte die Frau es schon ertragen, daß ihre eigene eine Zeitlang zurückblieb und für das Emporsteigen ihres wilden Genossen zu der Höhe einer freien, edlen Menschlichkeit und Brüderlichkeit für die Erweckung der menschlichen Seele in ihrem geliebten Sohn, hätte sie in standhafter, sorgender, liebender Selbstentäußerung wohl noch

Digitized by Google

Schlimmeres tragen können — lächelnd, willig, freudig um seinetwillen und um der Menschheit willen. Nun, da die lange Prüfungszeit vorüber, nun da die Zeit gekommen ist, wo weder für ihn, noch für die Welt mehr ein Segen aus der Unterdrückung der Frau hervorgehen kann, nun, da sie sich allmählich zu persönlicher Willensäußerung, zu dem Hochgefühl der Betätigung eigener Gattungsfähigkeiten, zu voller Freiheit durchdringt, jetzt wäre es ihrer unwürdig, die schwere Leidenszeit die hinter ihr liegt und die notwendig war, zu beklagen."

Für die Zukunft aber liegt die Stellungnahme für oder gegen die Frauenfreiheit in der Erkenntnis, daß die Periode der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau an ihr Ende gelangt ist, weil ihr Nutzen für die Gesamtheit nicht mehr existiert.

Und schließlich will ja die Frau nicht wieder herrschen, sie will und kann nicht in den primitiven Urzustand zurückfallen. Aber auch unterjocht will sie nicht mehr sein, nicht mehr Dienerin eines Herrn. Sie will und soll, wie der Mann soll, allem dienen, was menschliche Interessen umfaßt.

Die Frauenbewegung ist das organisierte Prinzip, wie die Menschheit — nicht nur die Frau — zum Dienste dieser Interessen erzogen werden kann. Als solche Organisation hat sie schon bisher bedeutende Erfolge aufzuweisen, viel mehr steht ihr aber noch zu leisten bevor.

Weil nun die Frau zuerst für sich selbst viel erkämpfen muß, damit sie rechtmäßige Kämpferin für die Allgemeinheit werde, wird ihre ganze Bewegung von Oberflächlichen für eine ausschließliche Frauensache gehalten und verfolgt. Nur so erklärt es sich, daß die Gegnerschaft standhaft behauptet, die von großer ethischer Kraft erfüllte Bewegung führe den Krieg gegen den Mann. Sie verkennt und verdreht jede Einzelheit, die in diesem Kulturkampf auftaucht. Das Endziel der Frauenbewegung ist aber nichts weiter, aber auch nichts weniger, als die Erweckung des Solidaritätsgefühles der Menschheit, auf daß Gerechtigkeit werde jedem Lebenden.

Digitized by Google

Wachtfeuer.

Novelle von Richard Huldschiner.

[Teil II.]

IV.

Es verging eine bange Nacht, ein banger Tag, und als der Abend kam, trat ein müder Bote, der Pater Placidus, aus dem Walde heraus. Die Kinder liefen auf ihn zu, küßten ihm die Hand und hefteten sich an seine Kutte. Aber als die Frauen, die auf den Altanen hantierten oder am Brunnen wuschen, seiner ansichtig wurden, gab es noch viel größeren Lärm. Alle stürzten sich auf ihn und wollten Nachricht haben.

„Nicht so gach!“ wehrte er lachend ab und nahm eine Prise. „Nicht so gach! Alles will schön Zeit haben. Laßt mich erst verschnaufen, ich komm von weit her.“

Aber als er ihre Augen sah, in denen Angst und Hoffnung stand, ergab er sich seufzend und erzählte, was er wußte.

Der Feind ist in weiter Ferne; irgendwo da hinten hat der General Hormayr ihn gestellt und läßt ihn nicht los. Und die Landstürmer sitzen um die Knödelpfannen herum und sind guter Dinge. Jeder läßt grüßen, was zu Hause auf ihn wartet, Weib und Kinder und Ehhalten.

Dann rettete er sich in die Stube des Pitscheid und saß geborgen aufatmend vor der dampfenden Suppenschüssel.

„Habt Ihr einen Unterschlupf für mich im Heu, Verena? Ich bin sehr müde.“

„Wenn der Herr Pater das Bett vom Vater annehmen täte?“

„Freilich will ich. Und gern noch dazu. Vergelt's Gott! Gestern ist mir's nicht so gut gegangen. Wir waren im Heustadel beim Zollinger, siebenundzwanzig Mann, dicht nebeneinander wie die Schaf' beim Gewitter. Und neben mir hat der Lafalser gelegen; der schnarcht wie die Bretterſäge vom Gviadotsch, wenn sie so ein recht hartes Holz in der Arbeit hat mit Äst und Knoten. Und auf der andern Seite lag dein Vater; der hat mich im Schlaf braun und blau geschlagen. Mein Lebtag hab ich noch keinen so lebfrischen Schlaf gesehn.“

Digitized by Google

Damit stand er auf und schüttelte sich vor innerem Lachen. Dann betete er umständlich, schnupfte erst noch einmal tüchtig aus seiner primitiv geschnitzten Holzdose, die einen Sarkophag darstellte, und ließ sich schließlich zufrieden mit seinem Tagwerk und froh über das gute Lager, das seiner wartete, in die Schlafkammer des Alten führen.

Aber die Verena fand keine Rast. Sie fühlte sich seltsam mürrisch, unaufgelegt zur Arbeit und noch nicht müde genug zum Schlafen. Nicht einmal die Nachricht, daß der Vater und mit ihm alle die anderen in ruhiger Sicherheit an den Wachtfeuern saßen, hatte sie mit Freude erfüllen können. Irgendwo hinter allem, was sie dachte, lauerte wie eine häßliche Kröte die Angst.

Als das Haus versorgt war, setzte sie sich auf die Bank hinaus, die neben dem Eingang stand. Die Arme unter der Brust verschränkt, den Kopf hintenüber an die Mauer gelehnt, starrte sie in das Dunkel. Sie dachte nichts, träumte nicht; die spärlichen Geräusche des Dorfes, das sich zum Schlafen rüstete, das schmetternde Zuschlagen eines Haustores, fernes Hundebellen, das Zanken eines vergrämten Weibes irgendwo in einem der näheren Häuser — nichts drang an ihr Ohr. Aber allmählich stiegen Bilder vor ihr auf: ein lachender, bärtiger Mund, zwei helle Augen, die sie fragend ansahen. Die Arme sanken ihr herunter; da hatte sie ganz deutlich das Gefühl, als ob zwei große, warme Hände die ihrigen fest umschlössen. Und es wurde ihr so froh zumut, so froh . . ., sie lächelte leise. Was war das auch mit dem Krieg? Nichts, gar nichts; das würde schon alles gut werden; die Hauptsache war ja doch der Balthasar . . .

Trabende Hufschläge näherten sich von Wolkenstein her; jetzt war es an der Kirche, jetzt kam es am Wirtshaus vorüber, jetzt tauchte es aus dem Dunkel auf und sprengte durch den kümmerlichen Lichtschein, der von dem im Hausgang hängenden Kienspan auf die Straße hinausfiel. Ein Bauer war es auf schnaubendem Pferde, ein Enneberger der Tracht nach zu schließen. Er hielt seinen Gaul mit starkem Ruck an.

„Wie weit ist's nach St. Ulrich?"

„Eine Stunde noch."

Verena war aufgefahren. „Jesus, was ist's?"

Aber der Reiter stieß seinem Tier die Fersen in die Seiten.

„Hab keine Zeit zum Diskurieren." Und bevor Verena noch etwas erwidern konnte, war er schon auf und davon. —

Digitized by Google

Das war nichts Gutes, dachte sie ängstlich. Ein Enneberger jetzt am späten Abend, und nicht zu Fuß? Und nach St. Ulrich? Zum Mörder wahrscheinlich; aber der war gewiß auch auf der Alm mit den anderen ... Herr Jesus, es war doch nicht etwa, daß der Feind im Enneberg — —, dann war Balthasar der nächste dazu ...

Sie lief über die Straße und schaute nach Osten. Aber die Nacht war so dunkel, daß sie sich nicht gleich zurechtfinden konnte. Da war Plan und da die Gegend vom Joch, und da brannte das Feuer; nein, das muß ja Ciampatsch sein ... Dann ist Puez mehr links herüber ... Hu, warum war es auch so dunkel; das Herz klopfte ihr wie ein Hammer, so daß sie beide Hände ängstlich gegen die Brust drückte ... Herr Jesus, warum seh' ich das Feuer auf Puez nicht? Vielleicht ist nur der Nebel davor ..., aber dann könnte ich doch auch Puez nicht sehen, und ich sehe Puez ... Herr Jesus, das Feuer ist nicht angezündet; wo ist Balthasar?

Sie wehrte sich mit aller Macht gegen den Gedanken, daß ihm etwas geschehen sein könne, daß der Feind im Anmarsch sei; wer weiß, vielleicht war der Balthasar irgendwo auf Vigilieren aus, vielleicht war die Enneberger Seite so sicher, daß er kein Feuer mehr anzuzünden brauchte, vielleicht war er gar jetzt schon in seiner Hütte in Wolkenstein und schlief, oder hatte sich zu den Landstürmern aufgemacht ..., aber der Reiter, der es so eilig hatte? Man reitet doch nicht mitten in der Nacht, ohne etwas Wichtiges bestellen zu müssen? Herr Jesus, gib, daß alles gut und meine Sorge überflüssig ist!

Und sie ging mit gesenktem Haupt und oftmals noch zurückblickend langsam dem Hause zu. Das Grübeln nützte nichts; jetzt war es Nacht und nichts Gewisses zu sehen; morgen, wenn es wieder hell war, dann konnte sie sich weiter umschauen. Ja, das wollte sie; in Wolkenstein erfuhr man vielleicht — ja, in Wolkenstein ... vielleicht sah sie sogar Balthasar; man konnte ja auch ins Langetal hinein — —

Unter der Haustür blieb sie noch einmal stehen und spähte talauswärts. Alles still. Über St. Ulrich schwebten gespenstische Nebelballen, die ein wenig von dem verstreuten Licht des Himmels aufgefangen haben mochten. Einen Augenblick horchte sie noch in die Stille hinaus. Dann trat sie bleich und seufzend in den Hausgang.

* * *

Digitized by Google

Das Langetal senkt sich in die breit hingelagerte Kalkmauer hinein, die Gröden gegen Osten abschließt, und sieht mit seinen senkrechten roten Wänden und dem ebenen Talboden wie ein Graben aus, den der Gärtner in fruchtbarer Ackererde ausgestochen hat. Es ist einsam, weltfern, als ob der Mensch nie noch in seine Gründe eingedrungen wäre, als ob unter den dunklen Zirben, die aus dem Rasenboden aufsteigen, urvorweltliche Schlangentiere ihre Schuppenleiber einherringelten, als ob in roten Höhlen, deren Wände kristallisch glitzern, der Drache lauerte, der Drache mit Krone und Feueratem.

Den Eingang bewacht eine zerfallende Ruine, Wolkenstein, aus deren deckenlosen Gemächern des Nachts huschende Lichter über die Felsenwände gleiten. Wer gut zu hören versteht, wer am Ostersonntag geboren ist, wem die Augenbrauen über der Nasenwurzel in eins verwachsen sind, der mag in der Johannisnacht den süßen Gesang einer klagenden Männerstimme hören, der aus dem Schlosse in das Schweigen des Tals hinausklingt:

„Ach Scheiden, bittre Wurz, verderblich Kraut,
Du nimmst mir meine liebste Braut,
Wie keine je ich noch gewann.
Fürwahr ich wollt, wer's Scheiden hat erdacht,
Es würd ihm fürder keine liebe Nacht
Von seiner Frauen wohlgetan ...
Wenn ich erwach und sind sie nicht,
Die meine Herrin ist,
Beschleicht mich Trauern allemal
Und mehrt sich meine bittre, bittre Qual ..."

Und die Leute sagen: Hört ihr? Das ist Oswald von Wolkenstein ...

Wer aber rein und keusch ist, wer noch nie ein Weib berührt hat, der mag in der Johannisnacht im Schloßhof den Brunnen wiederfinden, aus dessen Röhren goldenes Wasser in goldene Tröge rinnt ...

Das Ende des Tales ist die Puezmauer, breit hingelagert wie ein weißes Hufeisen, Kalkbänder und Kalkbänke, weißverwitterter Stein, der seltsame Muschelformen gebildet hat, eine Wüste, deren Schweigen den Menschen überdauern wird. Puez ist ein weiter Himmel mit streifigen Wolkenzügen, die unbeweglich über hellem Lande liegen.

* * *

Digitized by Google

Am frühen Morgen sagte Verena zu der verdutzten Magd, daß sie nach Wolkenstein zur Base Hirschenwirtin wolle. Sie gab ihre Weisungen, sagte, man solle sie nicht vor Abend erwarten, und ging. Es war ein klarer Tag, und alle Dünste hatten sich im blauen Himmel spurlos aufgelöst. Aber Verena ging, ohne aufzusehen und ohne an ein Ziel zu denken, mit gleichmäßigem Schritt dem Talschluß zu. Ehe sie sich's versah, war sie schon in Wolkenstein. Die Hirschenwirtin stand vor der Tür und redete mit ihr von dem schönen Wetter und von den guten Nachrichten, die von der Alm gekommen waren. Nein, nun war es glücklicherweise wohl nichts mit dem Krieg, die Gerste stand hoch und dicht wie ein Wald, und auf Stures würden die Wiesen zweimal gemäht werden können. Seit Menschengedenken hatte es das nicht gegeben. Verena sagte etwas von den Ochsen des Vaters im Langetal drin, die sie heimsuchen müßte; der Hüterbub sei auf und davon, und einer müsse sich wohl drum kümmern. Ob's aber auch wohl sicher genug sei? Da sei gestern in der Nacht einer durch Dosses geritten und sie hätte Angst bekommen; denn das Feuer auf Puez hätte auch nicht gebrannt — —

„Er wird's verschlafen haben, der Alton. Und wegen des Reiters brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Sie haben jetzt allerhand Leute hier herum, die Briefe nach Bozen bringen . . ., willst du dich nicht ein bißchen bei mir ausruhen?"

„Schönen Dank, Wirtin; aber ich habe Eile . . ."

„Mein Gott und Herr! Es wird doch nicht brennen — nun, wie ist's? — Nicht? Nun dann gute Verrichtung und Zeit lassen! Auf dem Rückweg kehrst du mir aber zu."

Verena versprach's und ging weiter. Hinter der Kirche, die etwas abseits in den Wiesen lag, spähte sie nach dem Häuschen aus, in dem Balthasar wohnte. Sie setzte sich auf einen Stein am Wegrand und schaute hinüber. Aber es regte sich nichts. Haustür und Fensterläden waren fest geschlossen. Der ganze Hof in seiner armseligen Baufälligkeit machte den Eindruck, als ob er längst von den Menschen verlassen und dem Untergang preisgegeben sei. Der kleine Garten war verwildert, der Brunnen halb zerstört, die Stalltür fehlte ganz, und man sah in eine gähnende Leere hinein, die zu dem übrigen paßte. Nein, da war niemand. Nun konnte sie wohl umkehren. Oder sollte sie doch ins Langetal hinein, sich umsehen, ob auf Stures alles in Ordnung sei? Sie hatte es ja nun einmal gesagt und Gefahr konnte keine dabei sein. Vielleicht sah sie sogar, wie das mit Puez

Digitized by Google

stand. Nun, auf jeden Fall konnte sie ein Stück weiter gehen; Zeit hatte sie genug . . .

Sie stand auf und bog in den schmalen Pfad ein, der zwischen senkrechten Felswänden an der Ruine vorüber ins Langetal führte. Da wurde es seltsam still; das weißschimmernde Bachbett war leer, zwischen den ungefügen Kalkblöcken floß kein grünes Wasser mehr; das grub sich seinen Weg durch Höhlungen tief im Schoße der Erde und kam erst weit unten in vielen Quellen und lustig von seinen Abenteuern erzählend ans Licht des Tages.

Die Zirben standen ernsthaft, wie Vertrauen erweckende, bärtige Männer auf dem ebenen Rasenboden, jede für sich allein, frei und ohne Hemmung von einengender Nachbarschaft, jede ein kleiner König in freiem Land.

Aber Verena sah oft zum blauen Himmel auf. Jetzt, da sie auf diesem Wege ging, war ihr so leicht zu Mute! Sie vermochte an nichts zu denken, als an schöne, unbestimmte Dinge, die vor ihrem Geist wie ferne, glückverheißende Traumbilder vorüberzogen. Die Sonne brannte sie nicht, der Weg ermüdete sie nicht, die Stille bedrückte sie nicht. Wie ein Kind, das im Schutze der Feen steht, ging sie dem Märchen entgegen.

Am See Lec sant machte sie eine kleine Rast. Sie sah auf das stille Wasser hinab und lauschte. Da unten lag ja ein ganzes Dorf begraben, das wegen der gottlosen Völlerei seiner Bewohner vor langen, langen Jahren am hohen Unserfrauentag in die Tiefe gesunken war. Und ein Drache schlummert unten am Grunde, der alle hundert Jahre einmal erwacht und sich rührt, daß die Wasser weithin rauschen und wogen. Aber nein, es blieb alles still, wie es gewesen war. Sie war ja kein Sonntagskind. Und das war wohl auch besser. Sie müßte wohl sterben vor Angst, wenn sich plötzlich etwas regte. Es war nicht gut, solchen Dingen zu begegnen. Der Mann aus St. Jacob, von dem ihr der alte Knecht einmal erzählt hatte, war ja auch dran gestorben, als er hier in der Gegend in einen unterirdischen Gang gekommen war. Hu, sie stellte sich das vor, wie ihm zu Mute gewesen sein mußte, als er nach langer Wanderung in die unterirdische Kirche kam und zuhinterst in einem reich geschnitzten Stuhle den schlafenden Mann in seltsamer Tracht erblickte. Der erwachte, rieb sich die Augen, gähnte wie einer, der noch sehr müde ist, und fragte nach der Jahreszahl. Warum er die wohl wissen wollte und warum er, als er sie gehört, wohl sagte, es sei noch nicht an

Digitized by Google

der Zeit? Sie hätte vor Schreck gar nicht antworten können, das ist sicher. Aber der Jacober ist lebend herausgekommen und hat die Heimat wieder erreicht. Freilich nach drei Tagen war er tot. Nein, nein — es war wohl besser, sie ging gleich weiter. Es war hier herum so seltsam still. Von allen Seiten strömte das Schweigen wie ein Wasserschwall über die Felsen herunter, breitete sich im Tale aus, quoll gegen Gröden hinaus und nahm doch kein Ende. Über Puez war der Himmel ganz dunkelblau, fast schwarz gegen die weißen Felsenbänke, die breit und träge wie wiederkäuende Kühe dalagen. Verena sah schärfer hin; da deuchte es sie, als ob dort ein Gewimmel von dunkelfarbigen Strömungen durcheinander ginge; dann öffnete sich der Himmel langsam, schob sich gleichsam auseinander und ließ in einen tiefen Garten hineinblicken. Und das seltsamste war, daß es sie gar nicht Wunder nahm. Was mag das sein, dachte sie. Ein Baum mit großen, gelben Früchten stand da an einem Bache und allerhand fremdländische Tiere wandelten darunter hin. „Verena, bist du's?" sagte eine tiefe Stimme. Aber sie erschrak nicht. Wer so freundlich fragte und sie beim Namen rief, wollte ihr gewiß nichts Böses tun. Jetzt sah sie auch einen alten Mann mit weißen Locken, der fast wie der Pater Eusebius in Brixen lächelte, auf einer Bank unter dem Baume sitzen und langsam die Hand heben. „Komm nur her," sagte der Alte, „es freut mich, daß du so tapfer bist."

Aber sie konnte keinen Schritt mehr machen, stand nur mit offenen Augen und schaute.

„Weißt du auch," sagte wieder der Alte, „daß du noch weiter gehen mußt? Es wartet einer auf dich. Du mußt nicht glauben, daß ich dir's als Unrecht anrechne. Sieh zu, daß du mit der Zeit auskommst; denn viel Zeit habt ihr nicht; das will ich dir nur sagen. Gefällt dir mein Garten, Verena? Du darfst auch einmal hier auf der Bank sitzen, heut noch nicht, aber vielleicht morgen . . . ."

Ein feiner Duft von Speik und Edelrauten kam zu Verena herüber; aber sie hatte immer noch nicht geantwortet; denn sie traute sich nicht; das war doch nichts Kleines, mit so einem ehrwürdigen Pater zu reden. Aber einmal mußte es doch sein; was sollte der Alte sonst wohl von ihr denken!

„Ich bin von Haus weggegangen!" sagte sie endlich schüchtern.

„Ja, ich weiß, nach dem Ochsen sehen. Aber das ist doch nichts so Wichtiges?"

Digitized by Google

„Nein, das nicht; aber dann will ich auch vielleicht auf Puez, gerade dahin, wo . . . Hochwürden jetzt . . . sitzen."

„Ja, siehst du, du darfst schon kommen. Er ist schon da."

„Ist er da?" sagte sie hastig und wurde rot.

„Freilich ist er da."

„Und ich habe solche Angst um ihn ausgestanden."

„Drum red ich ja gerade mit dir. Angst brauchst du nicht zu haben."

„Ja . . aber der Vater?"

„Jetzt ist das alles nicht mehr so wichtig, mußt du wissen. Denn es ist nicht mehr viel Zeit."

„Dann muß ich wohl schneller gehen?"

„Das brauchst du nicht; es kommt alles, wie es soll."

„Nein, wie bin ich froh!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht; denn es war ihr, als ob ihr Tränen aus den Augen brechen wollten. Als sie aber wieder aufblickte, war alles verschwunden. Über Puez stand dunkelblau, fast schwarz der Himmel und kleine runde Sternchen tanzten wie ein Mückenschwarm vor ihren Augen. Und alles still. Was war das nun gewesen? Sie träumte wohl jetzt schon stehenden Fußes sogar? Wenn sie das dem Balthasar erzählte? Wie der sie wohl auslachen würde? Nein, was hatte sie da alles mit sich geredet! Aber das hatte seine Richtigkeit: sie war voller Freude. Und sputen mußte sie sich. Wie nur die Zeit verging! Es mochte gegen Mittag gehen. Denn die Sonne stand glanzvoll und rundum schwingend wie ein Feuerrad am Himmel. Zähes Krummholz wucherte hier schon statt der seltener werdenden Zirben; die Alpenrosen zeigten vereinzelte blühende Büschel.

Dann stand Verena auf einmal am Bachbett und übersah die Stureswiese mit ihren da und dort verstreuten Felsblöcken und dem Gewimmel der Ochsen, die die Köpfe herumwarfen und mit Kauen einhielten. Da war wohl alles in bester Ordnung. Ob sie jetzt umkehrte? Sie wollte sich das einmal überlegen und setzte sich auf den kurzen Rasen, der mit weißen, kleinen Blumen allenthalben durchsetzt war. Da hörte sie es hinter sich in den Büschen rauschen, sie drehte sich erschrocken herum und sah Balthasar aus dem Dickicht auftauchen.

„Verena, Madel, du bist's?" sagte er und faßte nach ihrer Hand. „Ich sah da immer so was Weißes vor mir hergehen und gerufen habe ich auch. Aber was machst du hier?"

„Es ist wegen der Ochsen!" sagte sie und sah ihn strahlend

Digitized by Google

an. „Und dann hab ich auch Angst gehabt. Weißt du, gestern in der Nacht, da war kein Feuer auf Puez."

„Und da schaust du nach mir aus?"

„Das habe ich nicht gesagt. Aber ich wußte nicht .... ich meinte, ob er wohl noch lebt? Es ist jetzt alles so seltsam, das mit dem Krieg . . . und man weiß doch nicht . . . ."

„Ja, noch leben wir!" sagte er düster. „Aber wenn's nach denen auf der Palaccia geht, dann weiß ich wirklich nicht . . ."

„Dem Vater ist doch nichts geschehen?" unterbrach sie ihn erschrocken.

„Nein, nein; denen ist nichts geschehen. Knödel fressen tun sie und lachen, wenn man ihnen was sagt."

„Bist du denn auf Palaccia gewesen?"

„Ich komme gerade von dort. Bin schon gestern Nachmittag hin; ich hatte etwas zu melden."

Verena wurde ängstlich. „Du, da ist gestern in der Nacht einer durch Dosses geritten. Das hat mir so Angst gemacht."

„Ja, ich weiß; der Tschiant von Corvara, nach Waidbruck. Ja, das ist nur gut, daß ich dich treff'. Heut hab ich Feiertag."

Er zog sie an sich und küßte sie. Dann aber wurde er plötzlich unruhig und drängte sie sanft von sich fort.

„Nein, es ist doch nicht Feiertag!" sagte er ärgerlich und doch lachend. „Ich muß wieder auf Puez. Da ist so eine seltsame Sache — — für dich ist's auch bald Zeit, heimzugehen, Verena."

„Schickst du mich fort?"

„Ich muß wohl; denn ich weiß wirklich nicht, ob es nicht gefährlich — — —"

„Du bist so seltsam, Balthasar; als ob du Angst vor etwas hättest."

Er beruhigte sie mit vielen Worten, die unwirsch durcheinander gingen und Verena nur immer verwirrter machen.

„Ich geh ein Stück noch mit dir," sagte sie schließlich, „denn aufhalten will ich dich nicht und auf Puez hinauf mußt du, das ist klar."

„Dann komm! Es ist nicht gar so weit, aber heiß macht's heute."

Er schlang den Arm um sie und so stiegen sie dicht aneinandergedrängt den Pfad hinan, der sich nun allmählich höher zu heben begann.

Digitized by Google

„Weißt du, wie mir heut zu Mute ist?“ sagte Verena nach einer Weile. „So ganz anders als sonst. Das muß der Krieg machen. Und wenn jetzt der Geistliche mit dem höchsten Gut vor mich hintreten tät und sagen: ‚Verena, beim Leib des Herrn, lasse ab von diesem da!‘ — ich könnt' doch nichts anderes tun als mit dir gehen; sonst hab ich mir wohl oft gedacht: wenn er doch wär wie andere Leute, dann könnte der Vater nichts gegen ihn sagen. Aber heute ist mir's, als ob das alles Unsinn wär. Weißt du, ich meine, ich muß bald sterben, und das macht's, daß ich so denk und red'. Wenn du wüßtest, was ich vor einer Stunde geträumt habe, stehenden Fußes und mit offenen Augen. Ganz gewiß, das war wie ein Traum, und lachen muß ich, wenn ich daran denke. Da habe ich gestanden, da unten hinter Lec sant und hab in den Himmel hineinschauen können.“

„Das wird was Rechtes gewesen sein“ sagte er mit liebenswürdigem Spott und küßte sie hinters Ohr.

„Ist's auch“ erwiderte sie ernsthaft.

„Ich glaub dir's gern, Verena. Und das mit dem Krieg, was du gesagt hast, das will mir gern eingehn. Wenn wir's erleben, wird dein Vater auch ein Einsehen lernen. Wer vor dem Krieg ein armer Heiter ist und Brotrinden kaut, der wird nach dem Krieg ein großer Herr. Und alle, die hart sind, die werden weich und lind, daß man sie um den Finger wickeln kann. Ich bin froh, daß es jetzt Krieg ist. Denn ich kann's nicht ertragen, in der Stuben zu hocken und Brotbröseln und Speckwürfel zu zählen, ich kann's nicht.“

Ja er hatte recht. Im Stillen lobte sie gleich ihm den Krieg. Denn wenn man doch einmal sterben muß, dann war es so am besten. Sie wollte auch einmal an einem Wachtfeuer sitzen. Und man brauchte sich nicht mehr zu sorgen; denn der Krieg mußte alles umwerfen oder alles besser machen.

Die Sonne stand hoch und grell am Himmel und das weiße Gestein warf ihre Strahlen brennend zurück. Kein Lüftchen rührte sich. Aber die beiden merkten nichts von Schwüle und Mittagsglanz.

„Sieht man nicht weit hinaus?“ sagte Balthasar. „Aber wenn wir erst oben sind, können wir sogar bis auf Palaccia hinüberschauen. Und einsam ist's! Wenn ich so auf dem Rücken lieg, oben bei der Wachthütte, und nichts tu und nichts denk, dann meine ich oft, ich höre Hufschläge, ganz in der Ferne, trapp trapp — trapp trapp, hin und her, hin und her . . . natürlich,

Digitized by Google

wenn kein anderer Menſch um die Wege iſt und das Wetter gut, ſo recht mit Sonne und blauem Himmel . . . halt! denk ich mir, das iſt ein Salvank . . . Du weißt doch, ein Salvank, das iſt ſo einer mit einem Geſtell wie ein blanker Schimmel und einem Kopf wie von einem ſtarken Mann mit langem Bart . . . und ich lieg und lieg und denk, jetzt muß er zwiſchen den Steinen zu mir herkommen und mir einen Schatz verraten, den ich heben könnt; aber ich rühr mich nicht und warte. Und es geht immer noch: trapp trapp. Und es iſt ſonſt alles ganz ſtill, daß man meint, die Welt ſteht gar nicht mehr an ihrem Ort und iſt auf und davon . . ., aber da ſchreit auf einmal über dir ein Geier, ſchreit und ſchreit und ſtößt irgendwo in ein Loch hinunter und aus iſt's . . ."

„Und haſt gar keine Angſt, daß dir der Salvank was antut?"

Balthaſar ſchüttelte den Kopf: „Vielleicht gibt's gar keine, und man träumt das mit den Hufſchlägen bloß . . . ich träume ſo viel, wenn ich allein bin. Es iſt alles ſo ſchön da oben."

Ja, Verena freute ſich ſchon darauf. Alles wollte ſie ſehen, was Balthaſar ihr rühmte, die Steinbänke, die ſich da oben wie weiße Linien über das ganze Gebirge hinzogen, das kleine Moos mit den gelben Blüten, die mitten aus dem Stein herauswuchſen, die Berge drüben auf der anderen Seite des Tals und die weißen Gletſcher dahinter, die Murmeltiere, die in der Sonne ſpielen wie kleine Kinder und ſo luſtig pfeifen können. Die Stille wollte ſie hören und die fernen Hufſchläge der wilden Salvank, trapp trapp — trapp trapp . . .

„Es iſt ja noch früh" ſagte ſie ernſthaft. „Und auf Puez bin ich noch nie geweſen. Und müde bin ich gar nicht."

Die Sonne ſtand im Zenith. Alle Schatten hatten ſich verkürzt. In den Schluchten ſtieg der Mittagsdunſt auf; die Häuſer weit draußen im Tal hatten Rauchfahnen gehißt: dort kochten ſie jetzt die Knödelſuppen. Die kleinen Fenſter blitzten in der Sonne und der Fluß glitzerte und alle Steine blinkten wie Feuerwerk.

Aber die beiden ſtiegen langſam und mühelos und ſahen ſich von Zeit zu Zeit mit hellen Augen an.

„Iſt's noch weit, Balthaſar?"

„Noch eine halbe Stunde. Biſt müd?"

„Gar nicht. Ich frag bloß, weil ich ja doch wieder heim muß. Aber es iſt ja noch früh."

Digitized by Google

„Wenn ich dich aber nicht mehr gehen lasse? Wenn wir gleich weitergehen, nach Enneberg und noch weiter, in ein fremdes Land?“

Sie erwiderte nichts. Erst nach einer langen Weile sagte sie noch einmal:

„Es ist ja noch früh.“

„Da schau, Verena! Jetzt kannst du schon die Hütte sehen. Da oben neben dem roten Felsblock, grad über der Kluft.“

„Ja, ich seh's. Und eine Stange steckt daneben im Boden.“

„Daran zieh ich meine Fahne auf. Und ein Feuer will ich heut machen, wie noch nie eins auf Puez gewesen ist.“

„Ich helf dir“ sagte sie und lachte darauf, als ob sie recht was Törichtes gesagt hätte. Aber warum sollte sie ihm nicht helfen können? Wer weiß, was kommt? Sind ja die Franzosen im Land. Sie schauderte, daß sie ganz blaß wurde.

„Was hast du, Verena?“ sagte er.

„Nichts. Nur — wenn sie kommen — dann laß mich nicht allein!“

„Geh, was redest du da!“

Sie tranken bei einem Wasser, das klar und frisch aus einem Felsloch brach und sich gleich wieder in Spalten verlor.

„Alles Wasser frißt der Berg in sich,“ sagte Balthasar. „Ich hab mich oft auf den Boden gelegt und gehorcht, wie's inwendig im Berg gurgelt und wispert.“

„Was du alles hören kannst!“ erwiderte Verena und sah voller Bewunderung zu ihm auf.

Aber der Weg verlor seine Steilheit und führte an mächtiger Felswand eben hin, stieg noch einmal mäßig an, und plötzlich standen sie vor dem windschiefen Mauerwerk.

„So, heut kocht mir meine Frau das Mus“ sagte Balthasar und stieß mit dem Fuß die Tür auf. „Da ist der Herd und da die Pfanne. Du kochst und ich schau dir zu.“ — — —

* * *

Die Stille dehnt sich weithin, horcht auf und verharrt in träger Ruhe. Die weißen Kalkbänke flimmern im Glanz der Sonne. In den gelben Blüten des Alpenmohns ist ein leises Zittern, das des Abends harrt. Aus duftigen Tiefen kommt in langen Pausen ein Wehen herauf, steigt an den Bergspitzen empor und verliert sich im blauen Himmel. Der Langkofel wirft

Digitized by Google

einen ungefügen Schatten, der, eine ungeheure Sonnenuhr, sich über grünen Wiesenhängen langsam verschiebt. Weißgewandete Jungfrauen mit offnem, lang hinabwallendem Haar, liegen die Gletscher auf grüner Matte. Und die Sonne fängt an gegen Westen hinabzusteigen.

Vor der Hütte sitzen Balthasar und Verena, langen mit ihren Löffeln in die Muspfanne, essen und schweigen und lachen sich an.

„Ist's schon spät, Balthasar?"

„Hast noch Zeit."

„Ich habe keine Eile: es muß ja noch früh sein."

„Ja früh, Verena!"

„So ein Tag ist lang; ich habe noch nie so einen langen Tag gehabt . . . Du, aber die Sonne steht schon so tief."

„Laß nur! . . . . wenn's gar nicht anders geht, dann habe ich Heu genug für uns beide in der Hütte."

Sie wurde rot bis unter die Haarwurzeln hinauf. Nach einer Weile sagte sie leise, daß er es kaum verstand:

„Du . . . wenn einer sterben muß, dann hat er vorher noch einen Wunsch frei?"

„Ich will nicht, daß wir sterben."

Sie lächelte, mit einem heiteren, überlegenen Lächeln, das wie ein Abglanz der Sonne war, die langsam gegen Westen hinabsank.

Dann sprachen sie lange nichts und sahen nur still in das Tal hinab, dessen Schatten langsam an den Berghängen in die Höhe krochen.

Aber auf einmal stieg drüben in weiter Ferne, im Enneberg, ein dumpfer Knall empor, verrollte langsam, und wurde vom Echo an den Felswänden neu geboren zwischen den Gipfeln hin- und hergeschleudert, bis wieder die tiefe Ruhe der Wildnis über dem Lande lag.

Die beiden waren aus ihrer glücklichen Erstarrung jählings erwacht.

„Hostia!" sagte Balthasar fluchend. „Schon wieder!"

„Was war das?"

„Ich sag's ja, ich sag's ja! Und da lachen mich die Esel aus."

„Was hast du, Balthasar? Was war das? Ein Schuß?"

„Sie haben schon gestern geschossen, und die ganze Nacht vorher."

Digitized by Google

„Wer denn? Um Gottes Willen, so red' doch!"

Balthasar erschrak. Das fehlte auch noch, daß sie es erfuhr!

„Vielleicht irre ich mich," sagte er hastig und sprang auf. „Aber nachsehen muß ich doch. Ich meinte nämlich, daß vielleicht ... die Franzosen — drüben im Enneberg — — Möglich ist es ja ... und da bin ich gestern auf Palaccia hinüber ... aber sie haben mich ausgelacht ... ist ja möglich, daß ich mich irre ...."

„Du meinst, sie sind im Enneberg ... dann können sie ja jeden Augenblick — nach Gröden — hinein ..."

„Nein, so leicht ist das nicht, natürlich! ... aber denken muß man an alles ... ich will nachsehen, einmal gegen Gardenaccia hinüber ..."

„Laß mich nicht allein."

„So komm mit!"

Balthasar holte sein Gewehr aus der Hütte. Er war sehr erschrocken. Wenn sie wirklich im Enneberg waren, wie er jetzt fast sicher annehmen mußte, dann kamen sie vielleicht heut Nacht noch über das Joch und dann war alles aus. Hilfe zu holen war schon zu spät. Gestern hatte er es versucht. Aber man hatte ihn ausgelacht. Nun mußte es kommen, wie es wollte. Und wenn es ans Sterben ging, so mochte auch das sein!

„Wir müssen schnell gehen, Verena!" sagte er, als er wieder bei dem Mädchen stand. „Denn es wird bald dunkel. Und es kommt alles drauf an, daß ich noch auf Corvara hinunterschauen kann."

„Lauf nur zu, ich komme schon mit." So eilten sie querfeldein über das ungeheure, fast ebene Plateau, sprangen über tiefe Spalten, die nach Regengüssen sich vielleicht mit Wasser füllten, immer nach Osten, bis sie endlich den Absturz erreichten.

Die Sonne berührte mit ihrem unteren Rand die Gletscher, alle Waldtäler versanken in tiefblauen Dunst, die Felsspitzen hatten einen blutroten Heiligenschein. Gegen die aufsteigende Nacht hin in dämmernder Tiefe lag Enneberg, in dessen stillen Gründen der Fluß sich durch grüne Wiesen und dunkle Wälder bergab schlängelte. Die Höfe lagen in ihrem eingezäunten Bereich friedlich da. Eine Glocke weit draußen in einer einsamen Kirche läutete dumpf und unverdrossen.

Sonst war alles still, daß Verena das aufgeregte Hämmern ihres Herzens hörte. Sie faßte nach Balthasars Hand und sah

Digitized by Google

ihn ängstlich an. Er nagte mit den Zähnen an der Unterlippe, die Brauen waren finster zusammengezogen, die Augen starrten spähend in die Ferne.

„Siehst du was, Balthasar?“

„Nein — es ist nichts.“

„Aber warum machst du so ein finsteres Gesicht?“

„Tu ich das?“

„Ja, freilich.“

„Das meinst Du nur so . . . es ist nichts; es sieht da unten alles aus wie immer.“

Er gab sich Mühe, selber daran zu glauben; aber was war dann das da unten im Wald zwischen Colfosco und Corvara? Und warum war in Corvara neben der Kirche der große Hof niedergebrannt?

„Balthasar, sag mir's, wenn du was siehst, was dir nicht geheuer scheint! Du mußt nicht glauben, ich habe Furcht. Gestern hatte ich noch Furcht; aber heute nicht mehr.“

„Laß gut sein! Es ist nichts . . . und . . . wenn's was ist, dann — —“

„Was dann?“

„Dann können wir's nicht mehr ändern.“

„Also du meinst — —?“

„Nein — ich weiß nichts.“

Sie sah ihn lange an, legte ihm die Hand auf die Schulter und blieb an ihn gelehnt schweigend stehen; nein, sie fürchtete sich nicht mehr; jetzt konnte kommen, was kommen mußte; sie hatte es ja eh gewußt, als sie durch das Langetal in die Höhe stieg.

Die Sonne aber versank hinter den Gletschern, und aus den grauenvollen Schluchten stieg die Nacht herauf. Balthasar beugte sich vor.

„Siehst du die Klammen da unten, Verena?“ sagte er und deutete mit der Hand in die finstere Bergöde hinab —, „das sind die Schluchten von Mesolpes. Da unten rauscht kein Wasser. Ich bin oft hier heroben gewesen und habe hinuntergeschaut und hinuntergehorcht. Aber es ist immer still wie in einem Grab. Manche sagen, daß auf Mesolpes der Eingang zur Hölle ist, grad drüben unter dem Berg, der wie eine Gabel ausschaut. . .“

Er seufzte. „Ja, nun müssen wir wohl gehen. Es wird dunkel. Und ich hab getan, was ich tun konnte.“

Digitized by Google

„Sie kommen also?“ flüsterte Verena.

„Ja . . . sie . . . werden . . . wohl . . . kommen.“

„Und du kannst nichts mehr tun, damit sie auf Palaccia es erfahren?“

„Nichts, als das Warnungssignal geben. . . Aber sie glauben mir doch nicht . . . komm!“

Schweigend eilten sie nach der Hütte zurück. Da stand Verena erst eine Weile und sah traurig nach Dosses hinab, dann aber raffte sie sich auf, strich sich entschlossen die Schürze glatt und drehte sich zu Balthasar herum, der unterdessen drei große Reisighaufen nebeneinander aufgetürmt hatte.

„Ich will dir helfen,“ sagte sie.

Er hielt einen Augenblick mit seiner Arbeit ein und sah sie stolz an.

„Ja du wohl, Verena, du wohl . . .“ sagte er dann. „Auf dich kann man schon stolz sein.“

In tiefem Schweigen vollendeten sie dann ihr Werk. Die Lücken der Scheiterhaufen wurden mit trocknem Werg und Kienholz ausgefüllt. Dann steckte Balthasar mit Stahl und Feuerstein eine besonders hergerichtete Fackel in Brand und wenige Augenblicke später leuchteten die drei Feuer weithin ins Land. Die weißen Kalkfelsen sahen fahl wie gespenstische Gesichter durch das Dunkel. Die Feuer prasselten und stiegen funkensprühend empor.

„So, wer glauben will, der kann jetzt glauben,“ sagte Balthasar noch einmal. „Diese Feuer brennen die halbe Nacht.“

„Und drüben auf Palaccia ist der Vater.“

„Ja . . . und schläft.“

„Ich möchte, daß alles ein Ende hat,“ sagte Verena. Dann aber sah sie ihn ernsthaft an, lächelte matt und ließ sich, die Arme um seinen Hals geschlungen, in die Hütte tragen.

V.

Wie Lanzen steigen die Feuer empor. Ihr Knistern ist das einzige Geräusch weit und breit, das die Stille unterbricht. Es ist wie ein leises, tröstendes Flüstern, das zur Ruhe und zum Vergessen aller Sorgen mahnt. Dünner Rauch wirbelt empor, breitet sich hoch oben langsam aus und zieht wie ein feiner, langer Streifen weithin durch die Nacht. Auf allen Bergen stehen die Feuerzeichen, glühende Punkte, die Augen der Berge, die gleich träge ruhenden Ungetümen dem Feinde aufzulauern scheinen. Auf

Digitized by Google

Palaccia ist eine ganze Kette von Feuern, aber talauswärts brütet schweres Dunkel. Dort ist noch der Frieden und sorgloser Schlummer.

Die Feuer brennen einsam zum schwarzen Himmel empor; kein Wächter sitzt in ihrem Schein und horcht in das Dunkel hinaus.

Die Wasser im Schoße des Berges murmeln leise zu Tal. Aus tiefen Klüften steigen wallende Nebelschleier auf, heften sich an zerrissene Felsengrate und wehen wie Fahnen über den Wäldern.

Um Mitternacht steigt, eine schmale Sichel, der Mond, hinter einem Felsenhorn auf. Sein Schein ist rötlich trübe. Die Sterne verlieren ihren Glanz; der Dunst aus den Tälern hat das Land verschlungen.

Aber die Feuer auf den Höhen brennen wie zuvor; nur die auf Puez sind zusammengeschrumpft, auseinandergefallen und dampfen mit schwelender Flamme, in der die verkohlten Scheiter mit einem leise seufzenden Klagelaut zerbrechen und verlöschen.

Noch einmal flackert ein greller Schein über die weißen Wände der Hütte, dann versinken sie in der Nacht.

Der Mond geht hinter Dunstmassen unter; von den Hängen des Teufelstuhls weit drüben jenseits der Täler bricht eine Felsmasse in steinerfüllte Kare hinab. Wie Donner rollt das Krachen der Blöcke durch die friedliche Nacht. Noch lange folgen mit jähen Schüssen die Nachzügler nach; dann nimmt die Stille wieder zu und wird schwer und gewaltig.

Um zwei Uhr tauchen aus dem Dunkel der Nacht die grauen Schleier des Nebels auf; sie haben den ersten Schimmer des nahenden Morgens gefangen. Die Schluchten und Täler scheinen gleichsam hinabzusinken, je mehr die Höhen sich aus dem Banne der Nacht befreien. Über die weißen Kalkbänke kriecht bleicher Schimmer, der sie aus schwerem Schlaf zu wecken scheint. Die zerfallende Hütte hinter erloschenem Feuer aber ist still und traumbefangen. —

Als die ersten Strahlen der Morgenröte die bunten Farben der Welt von neuem zum Leben erweckten, stürzte Balthasar noch verschlafen und taumelnd wie ein Trunkener vor die Hütte. Ein seltsames Geräusch hatte ihn geweckt, ein fernes Klirren und Dröhnen. Er sammelte sich, griff nach dem Gewehr und spähte nach Osten aus. Im nächsten Augenblick erbleichte er. Von

Digitized by Google

Enneberg herüber kam es in langen, dunkeln Zügen heran. Er konnte noch nichts Bestimmtes unterscheiden, denn der Morgendunst und zerfließende Nebel wehrten dem Blick. Aber was er sah, genügte, ihm das Blut zum Herzen zu treiben. Er überlegte, ob er Verena wecken sollte.

Nein, laß sie schlafen! Vielleicht kann sie verschont werden.

Er duckte sich, kroch hinter einen Felsblock und zielte lange. Da, den anderen voran, schritt ein bärtiger Offizier. Einmal noch setzte Balthasar das Gewehr ab, ein Zweifel hatte ihn seltsam beklommen gemacht. Aber nein! was sollte das! Hier gab er keinen Pardon und keine Rührseligkeit! Krieg ist Krieg, und muß ich dran, so will ich nicht allein sterben.

Er zielte lang und grad, als der Offizier sich umdrehte und den Seinen ein Kommandowort zurief, krachte der Schuß; der Bärtige taumelte, griff mit den Händen in die Luft und stürzte vornüber zusammen.

Ein Augenblick der Verwirrung drüben. Dann liegen hundert Gewehre im Anschlag.

Verena ist mit einem Schrei aus der Hütte gestürzt und vor Balthasar in die Knie gesunken. Der wirft die Flinte fort und umfaßt das Mädchen. Sein Antlitz leuchtet, in den Augen ist ein wildes Flackern.

„Sei still! Sei still!“ sagt er und küßt sie heiß. „Sei still! Jetzt ist es aus.“

* * *

So brach am 10. Juli des Jahres 1797 das Verhängnis über Gröden herein.

Digitized by Google

Streiflichter.

Herzliche Freude gewährt der Rückblick auf die Festtage der kronprinzlichen Hochzeit. Vaterländisches Empfinden und Königstreue kamen in kräftiger Weise zum Ausdruck. Vergebens hat die sozialdemokratische Presse schrille Mißtöne in den Festjubel hineingerufen. Sie bewiesen nur die Wut ihrer Urheber über das enge Band, das, trotz Sozialdemokratie, besteht zwischen Thron und Volk, und beweisen — leider muß es gesagt werden — die niedrige, bösartige Gesinnung der sozialdemokratischen Wortführer, oder besser gesagt Hetzer.

Da wir gerade bei der Sozialdemokratie sind: was hat sie nicht wochen- und monatelang in der Presse, im Reichstage und vor den Gerichtsschranken in Moabit gezetert über „die himmelschreienden Zustände im Gefängnis zu Plötzensee". Der sozialdemokratische Abgeordnete Gradnauer rief von der Reichstagstribüne ins Land hinein (am 13. Mai 1904): „Ich kann sagen, es fehlen mir vollständig die Worte, um diese Dinge zu charakterisieren. . . . Auch die allerschärfste Kritik, auch das allerhärteste Wort kann nicht an die Grausamkeit dieser Vorgänge heranreichen. . . . Hier geschieht, was wir in der Einbildung, in einem erleuchteten Zeitalter zu leben, der rückständigen Zeit des Mittelalters zum Vorwurf machen. Hier geschieht, daß Geisteskranke, die ihrer Sinne nicht mächtig sind, gemartert und gefoltert werden, so daß tatsächlich Dinge vorkommen, wie sie schlimmer und furchtbarer nicht in den dunkelsten Zeiten der Vergangenheit bekannt waren." Und das Ende vom Liede? Im Plötzensee-Prozeß mußte das Hauptorgan der Sozialdemokratie, der „Vorwärts", seine Anklagen gegen „das kapitalistische Gefängniswesen" samt und sonders als unbegründet zurücknehmen! Immer wieder muß betont werden: die meisten sozialdemokratischen Forderungen, soweit sie die Sozialpolitik betreffen, sind von uns als berechtigte zu unterstützen; die sozialdemokratischen Hetzereien sind aufs schärfste zu bekämpfen.

Der Kaiser hat den Reichskanzler zum Fürsten gemacht. Ordens- und Titelverleihungen sind Vorrechte der Krone und somit der eigentlichen Kritik entzogen. Ich erinnere deshalb nur daran, daß der erste deutsche Kanzler Fürst Bismarck war. Der vierte nennt sich seit dem 7. Juni Fürst Bülow, wie sich eines schönen Tages der zweite Graf Caprivi nannte. Fürsten und Grafen gibt es dutzendweise; Fürst Bülow ist wahrscheinlich der erste eines neuen Dutzend. Bismarck, ob Fürst ob Junker, ob bürgerlich ob adelig, gibt es nur einen. Den psychologischen Hintergrund zur Fürstenernennung Bülows, ihre Begründung, gibt wohl die Bemerkung, die der damalige Inspektor der Franckeschen Stiftung in Halle, der berühmte Geograph Daniel, dem Abiturienten Bernhard von Bülow ins Abgangszeugnis schrieb: „Fein und geschmeidig in der Form, unselbständig von Charakter."

Ein in der Staatengeschichte wohl einzig dastehender Vorgang hat sich soeben in den nordischen Reichen vollzogen: Norwegen hat seinen König abgesetzt. Die Volksvertretung hat dem rechtmäßigen Träger der Krone — gekündigt; und König Oskar läßt, wie es scheint, trotz aller papierenen Proteste dies revolutionäre Tun über sich ergehen. Auch die übrigen

Digitized by Google

Kronenträger müssen gute Miene zum bösen Spiel machen, so sehr, daß, wenn Norwegens Krone demnächst ausgeboten wird, sich ohne Zweifel irgend ein Mitglied irgend einer Herrscherfamilie finden wird, der die dem rechtmäßigen Träger unrechtmäßig entrissene Krone sich aufs Haupt setzen läßt. Ein Keulenschlag gegen das Legitimitätsprinzip, gewiß, aber die Macht der Tatsachen ist stärker als alle Prinzipien. Und diese Macht der Tatsachen wird ihre Kraft auch erweisen in bezug auf die künftige Stellung des neuen Norwegens zur übrigen Welt. Man wird in der Politik Norwegen nicht als ein revolutionierendes Land betrachten und behandeln, sondern als einen begehrenswerten Bundesgenossen. Für uns wäre eine Annäherung an Norwegen von größtem Vorteile, und zugleich wäre sie ungemein leicht, da der häufige Aufenthalt unseres Kaisers an der norwegischen Küste ihn und Deutschland dort sehr volkstümlich gemacht hat. Auch Sommerreisen haben also ihren Nutzen. Norwegen mit seiner kleinen, aber tüchtigen Kriegsflotte und seiner großen Handelsflotte in engem Bunde mit Deutschland wäre eine neue Gewähr des Weltfriedens und eine neue Kräftigung für Deutschlands Welthandelsstellung.

„Der Admiral des stillen Ozeans"! So nannte vor 2 Jahren unser Kaiser in einem vielberufenen Telegramm (ach, diese Telegramme!) den Zaren. Und heute?! „Der Admiral des stillen Ozeans" ähnelt sehr den „Generalen" Südamerikas; wie diesen die Truppen, so fehlt ihm die Flotte. Sie liegt begraben in den Fluten des stillen Ozeans, und in das Wellengrab sandte sie die Kriegskunst, die Tapferkeit, die Treffsicherheit Japans. Was ich an dieser Stelle seit Beginn des ostasiatischen Krieges vertreten habe, ist eingetroffen: an dem zaristischen, verrotteten Rußland vollzieht sich das „Gottesgericht" und sein Vollstrecker ist der gelbe Mann. Wird der arme Zar jetzt ein Einsehen haben und den Frieden nachsuchen? Die nächste Zukunft muß es lehren. Unterhandlungen sind ja im Gange; aber ob die verbrecherische Kriegspartei in Petersburg, diese egoistischen Ausbeuter des Volkes, sich Japans harten, aber gerechten Bedingungen unterwirft, ist zweifelhaft. Tut sie es nicht, dann wehe, dreimal wehe dem Zarismus. Nur bei äußerem Frieden, so hart er auch sei, kann das innere, notwendige Friedenswerk, die Neuschaffung Rußlands, in Angriff genommen werden. Ich bin weit davon entfernt, eine bleibende Herabminderung Rußlands zu wünschen — bei den riesigen Hilfsmitteln des Länderkolosses ist sie auch unmöglich —, aber von seinem zaristisch-absolutistischen Hochmutsgipfel muß es herabgestürzt werden; das heischen gleicherweise das Wohl der russischen Völker und der allgemeine Kulturfortschritt. Diese Ziele zu erreichen, ist kein Opfer zu groß. Nimmt der Zar die Kulturarbeit nicht in die Hand, so wird sie — leider! — von denjenigen in die Hand genommen, deren Handwerkszeug Bombe und Dolch sind. Ein Aufhalten gibt's nicht mehr. Dem amerikanischen Präsidenten gebührt der Dank der Kulturmenschheit für sein Eintreten für den Frieden.

Im Herrenhaus, bei Beratung der Berggesetznovelle, hat sich das sozialpolitische Empfinden der konservativen Partei in einer Weise gezeigt, die geradezu beschämend ist, nicht so sehr für die Partei selbst, denn, was sie in dieser Beziehung leistet, weiß man ja, sondern für das Herrenhaus als gesetzgeberische Körperschaft eines Kulturstaates. Gegenüber dem von fortschrittlich-sozialen Grundsätzen getragenen Gesetzentwurfe

Digitized by Google

stellten die konservativen Wortführer, Manteuffel, Burgsdorf usw., als das A und O ihrer sozialpolitischen Weisheit den Spruch hin: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen." Also freiheitliche Fortentwickelung sozialer Zustände, Besserung sozialer Mißstände gibt's nicht. Selbst Zeitungen wie das „Reich", die ganz auf konservativem Standpunkte stehen, haben solcher sozialpolitischen Rückständigkeit gegenüber in schärfster Form erklärt: die konservativen „Herren" hätten sich damit „losgelöst vom gesunden Volksempfinden". Jawohl, das Volk in seinem besseren Teile, und zwar die oberen wie die unteren Schichten, will nichts von solchen Gesetzgebern wissen.

Übrigens ad vocem „Herrenhaus" eine Frage. Warum heißt diese gesetzgebende Körperschaft denn eigentlich Herrenhaus? Entweder besagt das Wort „Herren" das, was es gewöhnlich bedeutet: Herren d. h. Männer im Gegensatze zu Frauen, und dann ist die Bezeichnung „Herrenhaus" eine höchst überflüssige, nichtssagende, denn auch im Abgeordnetenhause sitzen nur Herren und keine Damen; oder das Wort „Herren" bedeutet „Herren" im alt-feudalen Sinne, d. h. „Herren" im Gegensatze zu Knechten, und dann ist die Bezeichnung „Herrenhaus" nicht nur ein törichter Anachronismus, sondern, gelinde gesagt, eine Unverfrorenheit gegenüber dem Abgeordnetenhause, das es sich nicht gefallen lassen sollte, zur Gesindestube herabgedrückt zu werden.

Eine Reihe von Vorkommnissen ist zu verzeichnen, die den Ultramontanismus, seine Ziele und seine Machtstellung in Deutschland scharf beleuchten.

Beim üblichen Parlamentsessen der Zentrumspartei hielt der Reichstagspräsident, Graf Ballestrem, eine Rede, in der er dem Zentrum dankt, daß es ihn „zum Feldmarschall im Reich", d. h. zum Reichstagspräsidenten gemacht habe. Er fügte die charakteristischen Worte hinzu: „Früher, als wir immer Nein sagen konnten, war unsere parlamentarische Stellung leicht; seitdem wir auch Ja sagen müssen (!), ist sie schwierig." Hört, hört, möchte man rufen: der Reichstagspräsident bezeichnet es für die ultramontane Partei — seine Partei — als „schwierig", Ja sagen zu „müssen" bei Vorlagen, die das Wohl Deutschlands betreffen. Denn um solche Vorlagen handelt es sich doch im deutschen Reichstag. Es ist und bleibt eine Blamage, daß die deutsche Volksvertretung sich einen Präsidenten aus dem Zentrum, dieser Muß-deutschen Partei, gegeben hat. Kein parlamentarischer Brauch kann diese Blamage entschuldigen.

In Metz hielt Bischof Kopp eine schwülstige Rede bei Überreichung des Ordens vom heiligen Grabe an den Kaiser. Nebenbei bemerkt: wie ein prunkvoller Orden, d. h. ein weltlich-höfisches Ehrenzeichen, zum Grabe Christi paßt, ist eine „religiöse" Preisfrage. In der Rede erwähnte Herr Kopp bombastisch „die alte Reichsveste Metz". Darob Entzücken in manchen Blättern. Und warum? Der Abgesandte des Papstes habe damit „die päpstliche Anerkennung" (so!) des Frankfurter Friedens von 1871 ausgesprochen; das sei mit Genugtuung zu verzeihen! Weit ist es gekommen in der Verwirrung der Begriffe, wenn selbst nichtultramontane Blätter von der „Anerkennung" des deutschen Siegespreises aus dem großen Kriegsjahre durch den Papst dankend sprechen.

Unter Entfaltung größten Pompes wurde in Fulda die Bonifatius-

Digitized by Google

feier veranstaltet. Man hätte billigerweise glauben sollen, wenigstens diese Feier werde sich ausschließlich in religiösen Formen abspielen, so unreligiös ja auch die „religiösen" Prunkformen des ultramontanisierten Katholizismus in sich sind. Aber so wenig wie die Katze das Mausen, so wenig kann der Ultramontanismus das Politisieren lassen. Die Festpredigt des Bischofs Keppler im Fuldaer Dom war eine wesentlich politische Zentrumsrede, und der Zentrumsführer Gröber verkündete in seiner Festrede die durch das Zentrum wiederaufzurichtende „christliche Staats- und Gesellschaftsordnung". Wie diese „christliche Gesellschaftsordnung" beschaffen ist, sagt uns die 2. Auflage des „Staatslexikons", dessen hervorragender Mitarbeiter der Abg. Gröber ist. Da lesen wir: „Der Staat ist der Kirche untergeordnet. Der christliche Herrscher ist in seinen gesetzgebenden, richterlichen und politischen Funktionen, ebenso wie in seinem Privatleben dem Lehramt der (katholischen) Kirche unterworfen. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität, sofern es dieser zukommt, sie in ihrem Verhältnis zu den Interessen der sittlich-religiösen Ordnung zu prüfen und zu regeln. Es soll hier nicht erwogen werden, unter welchem Gesichtspunkt dem Papste eine direkte Gewalt über die vom Staate und der Familie zunächst geordneten zeitlichen Verhältnisse zusteht. Es genügt, die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche hier festzustellen." (II², 851). — Und das alles bei einem religiösen Feste!

War es Zufall, daß wenige Tage später Herr Kopp, wiederum als Gesandter des Papstes, in seiner Ansprache an den Kaiser bei der Hochzeit der Kronprinzessin, das Gröbersche Programm der christlichen Gesellschaftsordnung als den Herzenswunsch seines Mandanten, des Papstes, bezeichnete? Wer Ohren hat zu hören, der höre! Laut in alle Welt, vor dem Kaiserthrone verkündet der Ultramontanismus sein kultur- und freiheitsfeindliches Programm, genannt „christliche Staats- und Gesellschaftsordnung", und bereitwillig lauscht man seinen Worten; zielbewußt schreitet er auf seinem Wege weiter, und diensteifrig öffnet man ihm die Tore.

Wie fest und weit das ultramontane Organisationsnetz gespannt ist, zeigt ein „Überweisungsschein", den veröffentlicht zu haben das Verdienst eines sozialdemokratischen Blattes in Solingen ist: „An den katholischen Herrn Pfarrer bzw. Seelsorger zu Solingen. Tischler Anton Michel, 20 Jahre alt, geboren . . . zu . . . mein Pfarrkind, bzw. bisher wohnhaft in hiesiger Pfarr- — Filial- — Gemeinde, verzieht nach . . . zu der Familie . . . Derselbe ist ermahnt, sich Ihnen geziemend vorzustellen und diesen Ueberweisungsschein persönlich zu übergeben. Sie wollen selbigen in Ihre besondere seelsorgerische Obhut nehmen, mir aber binnen 14 Tagen die angebogene Bescheinigung gütigst zurücksenden und mich so über die geschehene Vorstellung zu vergewissern. . . ., den . . . 19 . . (Kirchenstempel.) . . . Pfarrer — Vikar — Kaplan." Diesem Überweisungsschein ist noch folgendes bezeichnendes Postskriptum angefügt: „p. Michel war hier Mitglied der Marianischen Jünglings-Sodalität. Bitte demselben die erforderlichen Anweisungen zu geben und ihn einem entsprechenden Vereine zu überweisen." Wie Schafe werden so die Handwerker und Gesellen von einer ultramontanen Hürde in die andere getrieben. Die „Kölnische Volkszeitung" (vom 14. und 16. Juni) und andere ultramontane Blätter

Digitized by Google

nennen diese „Überweisungen" „Recht und Pflicht des Pfarres" und drücken den Wunsch aus, „daß dies in Rheinland und Westfalen mit gutem Erfolg eingeführte Verfahren allgemein würde."

Auch folgende auf der Generalversammlung der katholischen deutschen Lehrerinnen zu Gladbach (14. Juni 1905) nach einem Vortrag des Münsterschen Universitätsprofessor Mausbach gefaßte Resolution gehört zum Organisationsnetz: „Wir erblicken in der Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit der Lehrerin die Wurzel unserer Kraft und die Krone unserer Berufswürde. Wir halten sie für einen nie preiszugebenden ethischen sozialen und pädagogischen Wert unserer Wirksamkeit und sprechen unseren energischsten Widerspruch aus gegenüber den Ansichten und Bestrebungen von Kolleginnen, welche eine Vervollkommnng des Standes in der Verehelichung und physischen Mutterschaft sehen wollen. Wir fordern für unseren freigewählten Beruf freigewählte Jungfräulichkeit!" Rom geht aufs Ganze; mit Kleinigkeiten hält es sich nicht auf.

Übrigens ist auch Erheiterndes aus dem ultramontanen Lager zu erzählen. Herr Kopp hat den Rekord im — Schnellfirmen erreicht Die „Germania" (1. Juni) berichtet aus Ratibor: „Um 3/4 3 war der feierliche Akt beendet. Se. Eminenz hatte in acht Stunden einschließlich der Ruhepause von 20 Minuten 4230 Personen gefirmt, ein Pontifikalamt zelebriert, sowie vier Ansprachen gehalten, gewiß eine wunderbare Leistung." Solche Berichte müßten eigentlich unter „Sportnachrichten" stehen, wo die „Kilometerfresser" aufgezählt werden.

Noch muß ich des Prozesses gegen den Divisionspfarrer Bachstein gedenken. Er ist angeklagt, Einrichtungen der katholischen Kirche verächtlich gemacht zu haben. Die erste Instanz hat ihn freigesprochen; die zweite soll ihn — so will es die Zentrumspresse, und sie wird es schon durchsetzen — verurteilen. Hauptsächlich wird ihm vorgeworfen, das katholische Priestertum und das Altarsakrament beschimpft zu haben: er hat gesagt, der katholische Priester habe die Gewalt, „Gott meterweise zu produzieren"; gemeint war die dem katholischen Priester beiwohnende Gewalt, Brot in den Leib Christi zu verwandeln. Der Ausdruck: „ein meterweise produzierter Gott" ist gewiß nicht schön, aber er entspricht genau der dogmatischen Lehre der katholischen Kirche. Was die katholische Theologie über das Altarsakrament lehrt — allerdings nicht dem Volk, sondern nur den Theologen — ist stellenweise haarsträubend. Ob es gut ist, solche Lehren in öffentlichen Volksversammlungen vorzutragen, ist eine andere Frage, aber Beleidigendes für die katholische Kirche liegt in der Wiedergabe ihrer eigenen Lehre nicht.

Hocherfreulich sind die Nachrichten aus der Studentenschaft: Burschenschaften, Korps, Finkenschaft und Wingolf haben sich einmütig gegen die sog. katholischen Studentenkorporationen erklärt, sie seien auf unseren Hochschulen nicht daseinsberechtigt. Die ultramontane Presse überschlägt sich vor Wut und rät dem Kultusministerium, die Studentenausschüsse aufs neue aufzulösen. Daraus wird nichts; Herr Althoff wird sich hüten, zum zweiten Male sich die Finger zu verbrennen.

20. VI. 05. S.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Napoleon I., dessen Lebens- und Charakterbild, mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Zum hundertjährigen Gedächtnis der Gründung des ersten französischen Kaiserreichs. Von Monseigneur Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes. Mit 64 Illustrationen. Leipzig 1904, H. Schmidt und C. Günther. 6 Mk., eleg. geb. 7,50 Mk.

Ob wohl in Frankreich einmal die Zeit für einen Bismarckkultus kommen wird? Wohl schwerlich! In Deutschland aber greift ein Napoleonkultus um sich, der sehr zu denken gibt. Kann sich doch die Verlagsbuchhandlung von Schmidt und Günther rühmen, bis zum Jahre 1904 an 150000 Bände über Napoleon verbreitet zu haben. Nach den verschiedensten Seiten hin wird der korsische Eroberer behandelt, wobei auch seine Beziehungen zu galanten Damen ausgeschöpft sind, was sicher der Leserzahl keinen Eintrag getan haben wird. Nur seine Stellung zur Religion blieb noch unbeachtet, bis „einer der hervorragendsten katholischen Philosophen der Gegenwart" (wenigstens nennt ihn der Waschzettel der Verlagshandlung so) sich anschickte, diese Lücke auszufüllen durch den Nachweis, daß Napoleon (S. 231 f.) „religiös war, nicht nur aus Politik, sondern auch aus Gemüt und aus Verstand, folglich aus Ueberzeugung, und er hat seine christkatholische Religion oft in seinem Leben durch Wort und Tat bekannt, insbesondere am Ende seines Daseins". Und der dies sagt, ist ein päpstlicher Kammerherr — also: Roma locuta causa finita?

Doch gemach! Sehen wir uns den Verfasser und seine Beweisführung etwas näher an. An übertriebener Bescheidenheit scheint derselbe nicht zu leiden, denn er verspricht nicht nur „ein vollständiges psychologisches Charaktergemälde", sondern gesteht auch: „Ich habe mich wiederholt mit solchen Aufgaben mit glücklichem Erfolge befaßt" und will durch sein Buch „auch einen geistigen Genuß bieten, sowie auch zur geistigen Erhebung anregen". Freilich ist es ein Genuß eigener Art, wenn ausgeführt wird (S. 65 f., 85): „Die körperlichen und geistigen Anlagen der Menschen sind sowohl qualitativ als quantitativ sehr verschieden; bei dem einen überwiegen die ersteren bedeutend, bei dem anderen ist es umgekehrt. — Einer kann bei einem kleinen Körper doch ein sehr feines und reich organisiertes Gehirn haben und darum auch einen großen Geist. — Wenn man sagt: ‚Er ist ein Mann von Geist' oder: ‚er hat wenig Geist', versteht man bei diesen Ausdrücken durchweg unter dem Wort ‚Geist' speziell den Verstand." Ebenso wenig fühlen wir uns, namentlich angesichts der Tatsache, daß der Verfasser „Kammerherr Sr. Heiligkeit" ist, wenig erhoben durch den jedes christliche Gefühl verletzenden Vergleich (S. 114 f.): „Auf einmal fällt Napoleon vor Müdigkeit in einen tiefen Schlaf. Weil Talleyrand befürchtete, wenn er fortginge, würde er entweder den Kaiser aufwecken oder er würde wieder zurückgerufen werden, so schaute er sich im Zimmer um, und als er da ein bequemes Sofa erblickte, legte er sich einfach darauf und schlief auch ein. So schliefen sie also beide wie die Jünger am Oelberg, nur besser situiert." Die Versicherung (S. VIII): „Vom nationalen Gesichtspunkte aus wurde das Buch nicht verfaßt", hätte sich der Verfasser ersparen können, da man von seinesgleichen so etwas nicht mehr erwartet, aber ebenso würde wie geschmacklos handelt die Verlagshandlung, wenn sie (S. 162) ein Bild bringt, wo die Gattin des Kommandanten von Berlin, Fürsten von Hatzfeld, vor Napoleon auf den Knien liegt!

Digitized by Google

Der Verfasser hat sein Werk in drei Abschnitte geteilt: „Napoleons Lebensskizze (S. 1—64), Napoleons Charakterzeichnung (S. 65—188), Napoleons Verhältnis zum Christentum (S. 189—256)." Wir wollen uns begnügen, daraus einige Lesefrüchte mitzuteilen. Unter Anführung von Urteilen Goethes, den Napoleon doch nur bei seiner Eitelkeit gepackt hatte, Heines, Hegels, Nietzsches behauptet er, „daß die bedeutendsten Geister der Neuzeit dem ersten Napoleon die größte Huldigung dargebracht haben und darbringen, während minderwertige, beschränkte Köpfe ihn nach Kräften zu verkleinern und lediglich zu einem bösen Dämon in Menschengestalt zu degradieren suchen". Es wird hervorgehoben (S. 16): „Seinen ersten Unterricht empfing Napoleon in Ajaccio von einem gewesenen Jesuiten" und bemerkt (S. 23): „Das war ein besonders schöner Zug im Charakter Napoleons, den man sonst bei den Menschen, vornehmlich bei jungen, gebildeten Herren, sehr selten findet: ein stark ausgeprägter Familiensinn." Zu seinen größten Taten gehört (S. 41) „die Abschließung des Konkordats mit dem Papste", durch die er „der Wiederhersteller des öffentlichen christlichen Kultus und damit der bedeutendste Förderer der höchsten, weil ewigen Interessen seines Volkes wurde". Deshalb wird denn auch über die Ermordung des Herzogs von Enghien hinweggegangen mit den wenigen Worten (S. 46): „Das war zwar, wie er selbst gestand, ein Verbrechen, aber er suchte es mit der ‚politischen Notwendigkeit' zu rechtfertigen. Der düstere Schatten dieses Prinzen verfolgte ihn bis nach St. Helena", und über den Verrat von Bayonne, wohin Napoleon den jungen König von Spanien einlud und dann den Gutgläubigen einfach gefangen setzte, heißt es nur (S. 53): „Hier spielte der große Kaiser eine sehr unwürdige Rolle."

Mehr Erheiterung als „Erholung", dafür aber doch einen gewissen „Genuß" haben wir gehabt an den Ausführungen des Verfassers über Napoleons eheliche Verhältnisse und seine mehrfache eheliche Untreue (S. 56—60, 163, 173, 175, 179f.): „Josefine hatte einige Tage vor ihrer Krönung den Papst Pius VII. gebeten, er möge doch den Kaiser bestimmen, daß die Ziviltrauung, durch welche sie seit dem Jahre 1796 mit Napoleon verbunden gewesen sei, auch durch die kirchliche Trauung ergänzt und sanktioniert werde. Wenn auch mit Widerstreben ging Napoleon darauf ein und wurde mit Josefine in der Nacht vor seiner Krönung durch seinen Oheim, den Kardinal Fesch, im Tuilerienpalast kirchlich getraut. Aber höchst wahrscheinlich hat Napoleon — schon damals gewußt, daß bei dieser Trauung ein wesentlicher Formfehler gemacht wurde und daß sie deshalb kirchlich ungültig war, — da der Kardinal Fesch weder der rechtmäßige Pfarrer des Kaisers und der Kaiserin war, noch von diesem eine Vollmacht zur Trauung empfangen hatte. — Napoleon besaß sowohl eine hochgradige sinnliche, als auch eine hochgradige sittliche Liebe. — Wohl ist es wahr, daß Napoleon hinsichtlich der ehelichen Treue es nicht immer genau nahm. — Allein, das waren für ihn nur vorübergehende Zerstreuungen. — Gewiß handelte er hier nicht nach dem Moralgesetz, aber wie viele Fürsten und andere machen es noch viel schlimmer als er. — Da Napoleon wußte, daß seine Ehe mit Josefine schon von Anfang an nicht rechtmäßig war, so betrachtete er die letztere innerlich auch nicht als seine eigene Gattin, sondern mehr als seine Geliebte. — Darum hielt er es auch nicht für so schlimm, wenn mitunter auch andere Frauen ihn anzogen, und er sich ihnen vorübergehend widmete. — Erst als er Marie Luise heiratete, kam, man möchte sagen, ein eheliches Gefühl, das Bewußtsein des Ehebundes, über ihn, und beherrschte ihn ganz. — Für

Digitized by Google

Josefine hegte er eine sinnliche, für Marie Luise eine sittliche Liebe, und zwar in beiden Fällen in hohem Grade." Bei solcher Voreingenommenheit für seinen Helden entdeckt der Verfasser auch, daß er (S. 143) „sich herablassend und sehr gütig zeigte", ferner (S. 149) „gewiß nicht gemütlos war" und (S. 150) „von Natur gutmütig war".

Doch welches war nun Napoleons Stellung zur christlichen Religion. Der Verfasser schickt voraus (S. 189): „Napoleon stammte aus einem der Religion zugetanen Geschlechte, sind doch aus demselben verschiedene Geistliche hervorgegangen" und (S. 195) „er bewahrte stets einen religiösen Fonds in sich bis zum Ende seines Lebens, wie sowohl seine bezüglichen Aeußerungen als sein praktisches Verhalten bezeugen". Den Beweis dafür macht sich der Verfasser ziemlich leicht und fährt in einer für das, was die römische Kirche unter Christentum versteht und als Christentum von ihren Gläubigen verlangt, sehr bezeichnenden Weise fort. Die bekannten Aeußerungen Napoleons über seine Gleichgültigkeit gegen alle Religionen — bezweifelte er doch sogar, daß Jesus jemals gelebt hat — und sein Bedauern darüber, daß er sich nicht dem Protestantismus in die Arme geworfen hätte, werden einfach mit Schweigen übergangen und statt dessen Aeußerungen des Gefangenen von St. Helena verwertet, der dort, weil ihm nichts weiter zu tun übrig blieb, vor aller Welt sich in einem guten Lichte zeigen wollte und nur die Komödie weiter spielte, die er sein ganzes früheres Leben hindurch gespielt hatte. Der Verfasser freilich ist, weil ihm das nicht paßt, anderer Ansicht und bedauert nur (S. 200), daß die „zwei katholischen Priester auf St. Helena, mit denen sich Napoleon vielfach über religiöse Fragen unterhielt, nicht wissenschaftlich gebildet und geistig gewandt genug waren, um ihn aufzuklären und zu überzeugen." Er ruft entzückt aus (S. 203): „Je mehr Napoleon seinem Lebensende entgegenging, desto religiöser und gefaßter wurde er." Daß der Glaube der römischen Kirche der bekannte Köhlerglaube ist, beweist das von ihm mit Genugtuung gebuchte Wort Napoleons (S. 208): „Ich glaube alles, was die Kirche glaubt." Auch weist er hin (S. 227), daß „sich Napoleon gegen die kirchlichen Organe sehr entgegenkommend zeigte", daß durch das Konkordat, in welchem die Freiheiten der französischen Kirche Rom geopfert wurden (S. 231), „der katholische Kultus und überhaupt die christliche Religion, welche durch die große Revolution im öffentlichen Leben Frankreichs abgeschafft worden war, wiederhergestellt wurde," daß (S. 235) „am Charfreitag der Kaiser und sein ganzer Hof Fasttag hielt; an den übrigen Tagen war er von der kirchlichen Behörde dispensiert, zumal da er oft magenleidend war". Erwähnen wir endlich noch, daß (S. 244) „Napoleon selbst später erkannte und bekannte, daß sein gewalttätiges Verhalten gegen den Papst einer seiner Hauptfehler gewesen sei", wer möchte dann noch bestreiten, daß Napoleon (S. 252) „seine christkatholische Religion oft in seinem Leben durch Wort und Tat bekannt hat" — wenigstens wenn er so genügsam in seinen Ansprüchen an echtes Christentum ist, wie dieser „Kammerherr Sr. Heiligkeit".

Dr. Carl Fey.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland" veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kobitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE POLITICAL

Die jungliberale Bewegung.

Von Paul Zimmermann (Köln).

Den Parteitag der nationalliberalen Partei in Dresden am 20. und 21. Mai d. Js. beschäftigte wiederholt auch die sich zur nationalliberalen Partei rechnende Jugendbewegung; indirekt insofern als die Debatten zum Schulantrag und zur Bergarbeiterschutznovelle in erster Linie von jungliberalen Rednern geführt wurden, und direkt in einem Teil der Debatten über das neue Organisationsstatut. Namentlich bei diesen letzteren Debatten kam zum Ausdruck, daß neben wenigen Gegnern aus Prinzip und Autoritätsstolz weite Kreise der Partei dieser Bewegung fremd — um nicht zu sagen verständnislos — gegenüberstehen. Deshalb sei hier der Versuch gemacht, das Wesen dieser einzig gearteten politischen Bewegung darzustellen.

Durch die treibenden Kräfte der sozialen Entwickelung des letzten Jahrhunderts hindurch hat es für den Liberalismus keinen andern Weg gegeben als den, welchen er gegangen ist. Ursprünglich gewiß rein formaler Herkunft, identifizierte er sich in seiner Mehrheit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit den im deutschen Volk lebenden nationalen Wollungen, um dann in der Epoche der wirtschaftlichen Entfaltung Deutschlands aus dieser neue Gedankengänge in sich aufzunehmen, Gedanken sozialen Charakters. Mit dieser — man kommt um den Lamprechtschen Ausdruck nicht herum — Konkretisierung des Liberalismus vollzog sich eine gewisse Gliederung seiner selbst, die, ihren Anfang schon bei der Erfüllung des Liberalismus mit nationalen Gedanken nehmend, zum einstweiligen Abschluß kam bei der Auseinandersetzung mit den von der Zeit geborenen sozialen Ideen. Man kann Lamprecht auch noch in der Kennzeichnung der Gliederung des Liberalismus folgen: die eine Strömung, die Handwerker-

Digitized by Google

parteien tragend, nahm ihre Richtung zu den konservativen Parteien, aus der zweiten, mit welcher die Hauptmasse des alten Bürgertums ging, entwickelten sich die linksliberalen Parteien, und die dritte, die bedeutendste, kam mit dem Unternehmertum in Berührung. Diese letztere hat in der Geburtsstunde des Deutschen Reiches und über diese hinaus eigentlich allein den schaffenden Liberalismus repräsentiert, sie deckt sich mit der nationalliberalen Partei. Wenn indessen damit gesagt ist, die Sozialisierung der nationalliberalen Partei sei durch das Unternehmertum geschehen, so soll ganz und gar und durchaus nicht damit das gesagt sein, was der Partei weniger von „guten Freunden, getreuen Nachbarn" als von „und dergleichen" vorgeworfen wird: daß sie die Partei der Millionäre und steinherzigen Industriebarone sei. Weil eben die Männer, die sich in der nationalliberalen Partei von nationalem Liberalismus erfüllt zusammengefunden hatten, werdend oder selbst führend dem modernen Wirtschaftsleben angehörten, konnte es nicht anders sein, als daß durch ihre Gedankengänge die Partei zu den neuen sozialen Problemen Stellung nahm. Wie das nun von Einfluß auf den Charakter und die Schicksale der nationalliberalen Partei wurde, das zu erörtern ist hier nicht der Ort. Fast leider nicht der Ort, denn die Sozialisierung der nationalliberalen Partei durch das Unternehmertum ist wenn nicht die, so doch eine der wesentlichsten Ursachen der aus ihr geborenen jungliberalen oder Jugendbewegung.

Der Liberalismus hat nicht vermocht, sich der sozialen Neuschichtung unseres Volkes anzupassen. Je mehr sich unser wirtschaftlicher und sozialer Organismus komplizierte, je größere Massen entwichen dem Liberalismus und versuchten, ihrem politischen Willen unter eigenen Fahnen Ausdruck zu geben, oder — verloren auch alles politische Interesse. Das sind die beiden Ursachen der Machtlosigkeit des Liberalismus: seine Zersplitterung und das Versiegen politischen Interesses in den Volksschichten, die nach ihrem sozialen Niveau ihm zugehörten. Beides zu überwinden ist der Vorsatz der jungliberalen Bewegung. Ihren zeitlichen Ursprung hat sie in dem Wahljahr 1898. In führenden Kreisen der nationalliberalen Partei brach sich damals der Gedanke durch, das politische Interesse sei nur dadurch zu stärken, daß es aus der Jugend ins Volk wachse, und die Arbeit dafür sei nicht von bestehenden Organisationen, sondern von der jüngeren

Digitized by Google

Generation selbst zu leisten. Dieser Gedanke wurde in Köln von einigen Persönlichkeiten aus dem Juristen-, Gymnasiallehrer- und Kaufmannsstande aufgegriffen und zur Grundlage einer Vereinsgründung gemacht. So entstand der Verein der nationalliberalen Jugend zu Köln im Jahre 1899, der nach seinen Satzungen es sich zur Aufgabe machte, „die Lässigkeit der Jugend gegenüber den Aufgaben des politischen Lebens zu bekämpfen".

Es dürfte sich empfehlen, von hier aus in großen Zügen die äußere Entwickelung der Bewegung zu skizzieren und dann erst auf ihre Charakteristika näher einzugehen. Dieser ersten Vereinsgründung folgten schnell andere, von Köln aus rheinauf- und abwärts. Immerhin waren es im Oktober 1900 doch erst 9 Vereine, die sich zu einer Organisation, dem „Reichsverband der Vereine der nationalliberalen Jugend" zusammenschlossen. Die Hauptaufgabe dieser Organisation sollte naturgemäß die Propagierung der Bewegung sein, ebensosehr aber auch ihr gedanklicher Ausbau. In nun bald 5 Jahren hat dank dieser Organisation und anderer günstiger Umstände, die noch zu erwähnen sein werden, die jungliberale Bewegung an ca. 70 verschiedenen Orten Deutschlands Fuß gefaßt. Ihre Grenzpunkte sind heute im Osten Frankfurt a. O., im Westen der Rhein, im Süden Konstanz und im Norden Göttingen und Hannover. Die Vereine nehmen überall eine kräftig aufstrebende Entwickelung und befleißigen sich besonders reger Teilnahme an kommunalpolitischen Vorgängen und gleich sehr der politischen Durchbildung ihrer Mitglieder. In den Parlamenten findet der Ideeninhalt der Bewegung keinen präzisen Ausdruck, ein Umstand, der mit ihrer Eigenart zusammenhängt.

Die Umstände, welche die Jugendbewegung und deren Propagierung unterstützten, waren doppelter Art, und es scheint fast, als spiele die Mainlinie auch hierin eine Rolle. In Preußen, dem Königreich Sachsen und der Rheinpfalz kam der Bewegung ein tatsächlich in der jüngeren Generation nur schlummerndes politisches Interesse entgegen, das, kaum geweckt, die glückliche Regsamkeit bekundete. In den süddeutschen Bundesstaaten, besonders in Baden und Bayern, bereiteten ihr neu gewordene Anschauungen den Boden. Es fanden sich dort in gewissen liberalen Kreisen Gegensätze zu der parlamentsoffiziellen liberalen Politik; nicht groß genug, um Absonderungsgelüste zu erwecken, aber doch bewußt genug, um empfunden zu werden. Diese Kreise nahmen in Süddeutschland die jungliberale Bewegung auf, und sie waren es auch, die aus heimatlichen Gründen für den Begriff

Digitized by Google

der nationalliberalen Jugendbewegung den Ausdruck „jungliberale Bewegung“ prägnierten. Eine Verschiedenheit in den Ideen soll dieser andere Ausdruck also nicht bezeichnen; wenn gleichwohl vom Süden her einer der grundlegenden Gedanken der Jugendbewegung angegriffen wird, so geschieht das nicht aus ideellen, sondern aus praktischen Gründen, die noch zur Erörterung kommen werden.

Die Eigenart der süddeutschen Verhältnisse hat es auch veranlaßt, daß sich dort bereits Unterorganisationen gebildet haben, während die Organisation der Jugendbewegung in Preußen noch nicht weitere Gliederung erfahren hat. Hier ist die Ausbreitung der Jugendbewegung territorial noch so wenig ausgeglichen, daß eine jetzt schon einsetzende Dezentralisation eine Anzahl von Vereinen in eine Diaspora verbannen würde, aber über kurz oder lang wird man auch hier zu einer weiteren Gliederung der Organisation, zu deren endgültigem Ausbau und damit einer gewissen Reform der Gesamtorganisation schreiten müssen.

Die Differenzierung des Liberalismus vollzog sich, wie eingangs erwähnt, bei der Auseinandersetzung mit den aus der wirtschaftlichen Entwickelung erwachsenden sozialen Problemen, und das jüngste Moment dieser Differenzierung ist das Auftauchen der nationalliberalen Jugendbewegung. In der jüngeren Generation war mit durch den literarischen Sturm und Drang der 90er Jahre das soziale Empfinden aus der Sphäre der Mitleidsgefühle in die der Pflichten gehoben, und der — um wieder einen Ausdruck Lamprechts zu gebrauchen — damit erweckten sozialen „Reizsamkeit“ entsprach ein rascherer Wille zu sozialem Fortschritt. Der hatte 1896 schon die Nationalsozialen geeint, und er ist das Hauptcharakteristikum der jungliberalen Bewegung.

Politische Macht beruht auf der Gefolgschaft der Massen, und diese zu erwerben, mangelt es der Gegenwart an begehrten nationalen nicht minder wie an begehrten liberalen Idealen; in der Masse wirbt heute nur Bemühen um sozialen Ausgleich. Von dieser Überzeugung gingen die Gründer der Jugendbewegung aus, aber auch von der andern, daß solches Bemühen um sozialen Ausgleich zwar nicht in der Politik der nationalliberalen Partei kräftig genug zum Ausdruck gekommen, aber offensichtlich von dem Programm der Partei gewollt sei, in dem sich nationale, liberale und soziale Ideen das Gleichgewicht halten. Ließ sich aber auf den Grundsätzen der nationalliberalen Partei im Dienste des sozialen Ausgleichs nach dem Herzen der jüngeren Generation

Digitized by Google

arbeiten, dann war es, um die Haltung der Partei dem Willen des jüngeren Geschlechts kongruent zu machen, nur nötig, dieses für die Partei zu gewinnen. Das gab außerdem weit günstigere Aussichten für die Wiedergewinnung liberaler Macht als etwa die Etablierung einer neuen Partei — die Bekräftigung der Richtigkeit dieses Gedankens durch das Schicksal der Nationalsozialen ließ sich in der Werdezeit der Jugendbewegung nicht ahnen.

Das waren die Erwägungen, die zum Anschluß der Jugendbewegung an die nationalliberale Partei führten, und sie sollten eigentlich von den Freunden des „Liberalismus an sich", die der Jugendbewegung den Verzicht auf Selbständigkeit zum Vorwurf machen, anerkannt werden. Es klingt so gut, die Bewegung diente besser dem Gesamtliberalismus statt einer Partei, aber es ist mit dem Wirken für jenen eben wie mit der Anbetung des unbekannten Gottes.

Stellt sich somit die jungliberale Bewegung auf den Boden des Programms der nationalliberalen Partei, so behauptet sie doch durch ihr Dasein, daß die Tätigkeit der Partei hinter den Prinzipien dieses Programms zurückgeblieben sei, und es wirft sich die Frage auf, wie das geschehen konnte. Die Jugendbewegung sieht die Gründe dafür einmal in der Betäubung des rein politischen Interesses durch die wirtschaftlichen Mühen, die über unser Volk in seiner Gesamtheit und seine einzelnen Erwerbsschichten gekommen sind, und zum andern in dem Verarmen der Partei an nachwachsender Jugend. Damit eine Partei immer von dem Gedankeninhalt der Gegenwart durchströmt wird, — das ist ein weiterer Grundgedanke der Jugendbewegung und der, von dem sie sich den Namen geben ließ — ist es nötig, daß immer und immer wieder die Jugend in sie eindringe. Die Gründer der nationalliberalen Jugendbewegung sagten sich: „Wir sind heute voll rüstigsten Willens in nationaler, liberaler und sozialer Richtung, wir werden es auch noch morgen und nach unserer Überzeugung auch noch nach Jahren sein; aber in den Augen eines Geschlechts, das sich uns gegenüber dann das ‚junge' nennt, werden wir von derselben Gemächlichkeit regiert sein, die wir heute bei andern zu beobachten glauben. Wollen wir also die Jugendbewegung nicht an unser eigenes Altern fesseln, wollen wir sie vor dem Nachdrängen einer neuen Jugendbewegung bewahren, dann müssen wir die Bewegung in sich jung und immer in der Gegenwart wurzelnd erhalten." Das bezweckt die Altersgrenze, d. h. die den Satzungen aller Jugendvereine gemeinsame Be-

Digitized by Google

stimmung, daß ordentliche Mitglieder nur Personen unter 40 Jahren sein dürfen. Diese Bestimmung läßt politisch interessierte Persönlichkeiten zur Durchbildung ihrer Anschauungen lange genug in der Bewegung und schaltet sie aus, ehe sie mit fortschreitendem Alter als retardierendes Moment wirken können.

Hier muß gesagt werden, daß, wie oben schon angedeutet, in Süddeutschland sich Abneigung gegen die Altersgrenze bemerkbar macht.

Wie vorher gesagt, nahmen besonders in Baden und Bayern liberale Kreise die Jugendbewegung auf, die nicht völlig einverstanden waren mit der parlamentsoffiziellen Politik ihrer Partei. Diesen war an der Jugendbewegung besonders wertvoll ihr mehr entschiedener liberaler Charakter. Der erwarb ihr dort Freunde auch aus höhern Lebensaltern, und das führte zu örtlichen Schwierigkeiten. Manche ihrer politischen Tendenz nach jungliberalen Vereine in Süddeutschland mochten die über 40 Jahre alten Freunde ihrer Anschauungen nicht von sich weisen und gaben die Altersgrenze preis. Sie verloren damit auch den Charakter eigentlicher Jugendvereine und bedeuten statt solcher eher politische Vereine mit mehr links gerichteter Tendenz als die übrigen Ortsvereine der Partei. Die Organisation der Jugendbewegung erkennt diese Vereine nicht an und hält sie von sich fern. Die jungliberalen landsmannschaftlichen Organisationen in Baden und Bayern haben auch sie aufgenommen, um des einheitlichen Wirkens willen. Auf diese Weise ist aber die jungliberale Organisation unstreitig etwas schief gefügt, und hier wird eine endgültige Auseinandersetzung stattzufinden haben.

Das so klargestellte Wesen der Jugendbewegung bringt es mit sich, daß eigentliche politische Aktionen ihre Sache nicht sind. Immerhin hat sie sich Gelegenheit zu politischen Kundgebungen geschaffen, und wenn dieselben auch nicht direkte Konsequenzen in den Parlamenten nach sich ziehen, so werden sie doch um so wertvoller sein und schwerwiegender, je mehr sich die Jugendbewegung ausbreitet, und ihre Kundgebungen damit als die politischen Überzeugungen des in der Gegenwart wurzelnden Geschlechts erscheinen. Auf den alljährlich stattfindenden Vertretertagen des „Reichsverbandes der nationalliberalen Jugend“ wurden zuerst, wie das auch wohl erklärlich ist, nur organisatorische und prinzipielle Fragen erörtert. Die politische Betätigung trat zuerst auf der Vertreterversammlung in Düsseldorf im Jahre 1902 in den Vordergrund, allerdings sofort in vier bedeutsamen Kundgebungen.

Digitized by Google

Die erste ist ein Bekenntnis über die Stellung der Jugendbewegung zur Frage des sozialen Ausgleichs:

„Die Vereine der nationalliberalen Jugend erachten es als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben, für einen steten und energischen Fortschritt auf dem Gebiete der Sozialpolitik einzutreten."

Drei weitere Kundgebungen derselben Vertreterversammlung sind Resolutionen an die nationalliberalen Parlamentsfraktionen; die eine schließt mit dem Satze:

„Im Hinblick auf die unheilvoll herrschende Stellung des Zentrums und dessen verderbliche Grundsätze erscheint der Kampf gegen das Zentrum als eine Hauptaufgabe liberaler Politik."

Um dieser und ähnlicher Äußerungen wegen hat man der Jugendbewegung wohl kulturkämpferische Gelüste zugeschrieben. Das ist gefehlt. Die Angehörigen der jungliberalen Bewegung betrachten den Kulturkampf der 70er Jahre als einen politischen Fehler. Ihre Gegnerschaft gegen das Zentrum zielt nicht auf einen ähnlichen Kampf ab, sondern sie wollen den Kampf führen durch Entfesselung und Stärkung des liberalen Willens in den breitesten Schichten unseres Volkes. Dieser Weg allein scheint ihnen zur Überwindung des Ultramontanismus gangbar zu sein, und darum verurteilen sie auch die in protestantischen Kreisen bemerkbar werdende Neigung, durch konfessionelle Abschließung nach dem Schema des Ultramontanismus diesen zu überwinden.*)

Die zweite Resolution an die Parlamentsfraktionen spricht sich im Jahre 1902 für eine weitere Vermehrung der deutschen Kriegsflotte aus. Diese Resolution ist im Vorjahre von der Leipziger Vertreterversammlung wiederholt worden.

Die dritte Resolution verlangt das Eintreten der national-

*) Es muß damit begonnen werden, dem Worte „Kulturkampf" seinen guten Sinn wiederzugeben, so daß es als eine Ehre erscheint, ein „Kulturkämpfer" zu sein. Kulturkampf ist der Kampf für die Kultur, die hauptsächlich bedroht wird vom Ultramontanismus, der unter dem religiösen Gewande des Katholizismus die geistige Freiheit des Menschen im weitesten Sinne knechten will. Antiultramontan ist gleichbedeutend mit Kulturkämpfer. Neben der „Entfesselung und Stärkung des liberalen Willens" ist das Hauptmittel wider den Ultramontanismus die Aufklärung über sein Wesen, und von diesem Mittel müssen auch die „nationalliberalen Jugendvereine" weit mehr als bisher Gebrauch machen. — Der Kulturkampf der 70er Jahre war nur deshalb ein Fehler, weil in ihm nicht der Unterschied gemacht wurde zwischen katholischer Religion und Ultramontanismus. Der Kampf wider den letzteren hat nichts mit konfessionellem Streit zu tun. D. H.

Digitized by Google

liberalen Reichstagsfraktion für eine Verbesserung einzelner veralteter Landesverfassungen, besonders auch des preußischen Wahlrechts. In gewisser Beziehung zu dieser Resolution steht die von der Vertreterversammlung in Mannheim im Jahre 1903 gefaßte, welche folgenden Wortlaut hat:

„Die Sozialdemokratie beschuldigt fortgesetzt vornehmlich die nationalliberale Partei, sie wolle das bestehende Reichstagswahlrecht ändern. Angesichts dessen erklärt die Vertreterversammlung der nationalliberalen Jugendvereine, daß die Jungliberalen jederzeit für das bestehende und erprobte Reichstagswahlrecht als eine Errungenschaft der nationalliberalen Partei eingetreten und für eine Abänderung im reaktionären Sinne nicht zu haben sind, vielmehr für dessen Ausdehnung auf die Bundesstaaten eintreten."

Dieselbe Vertreterversammlung votierte wie folgt für Kaufmannsgerichte: „Der Reichsverband der Vereine der nationalliberalen Jugend betrachtet die Schaffung von Kaufmannsgerichten tunlichst unter Angliederung an die Gewerbegerichte als eine dringende Notwendigkeit und eine berechtigte Forderung der Handlungsgehilfen, weil der bisher für Streitfälle im kaufmännischen Dienstverhältnis vorgeschriebene Rechtsweg seines umständlichen, langwierigen und kostspieligen Verfahrens wegen nicht genügt. Der Verband ersucht daher die nationalliberale Reichstagsfraktion, sofort nach Zusammentritt des Reichstags eine diesbezügliche Interpellation einzubringen bezw., wenn nötig, einen Initiativantrag zu stellen."

Mit besonderer Spannung ist die jungliberale Bewegung vorigen Jahres beobachtet worden, als der preußische Schulantrag vom 13. Mai 1904 eine weitgehende politische Erregung verursachte. Der Reichsverband der nationalliberalen Jugend beabsichtigte zuerst, diesen Antrag zum Gegenstand einer außerordentlichen Vertreterversammlung zu machen, verzichtete dann aber darauf, nachdem der Zentralvorstand der Partei in einem Beschluß den Sinn dieses Antrages in gewisser Beziehung moderiert hatte, und rollte an Stelle dessen auf dem ordentlichen Vertretertage in Leipzig im September 1904 die Schulfrage in weiterem Umfange auf. Das Ergebnis der Verhandlungen über diesen Gegenstand waren folgende „Richtlinien für ein jungliberales Schulprogramm":

„1. Die allgemeine Volksschule ist eine weltliche Einrichtung, deren Leitung ausschließlich dem Staate zusteht.

Digitized by Google

2. Die Schulaufsicht muß durch Staatsbeamte im Hauptamte ausgeübt werden; als Schulinspektoren dürfen lediglich Fachmänner angestellt werden.

3. Das Staatsinteresse fordert für die Volks- und Lehrerbildung eine allen Bekenntnissen gemeinsame Schule (Simultanschule).

4. Dem Religionsunterricht, der unter Aufsicht des Staates nur durch von ihm zugelassene Lehrer erteilt wird, ist im Lehrplan in gebührendem Umfange Raum zu gewähren. Entsprechend dem Grundsatze der Gewissensfreiheit dürfen jedenfalls Kinder von Dissidenten gegen den Willen der Eltern zur Teilnahme am Religionsunterricht nicht gezwungen werden.

5. Gründliche Vorbildung und angemessene Besoldung müssen dem Lehrer die notwendige geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit sichern."

Neben dieser Materie behandelte der Leipziger Vertretertag noch die Frage einer Interessenvertretung der Arbeiter und sprach sich in folgender Resolution über die Errichtung von Arbeitskammern aus:

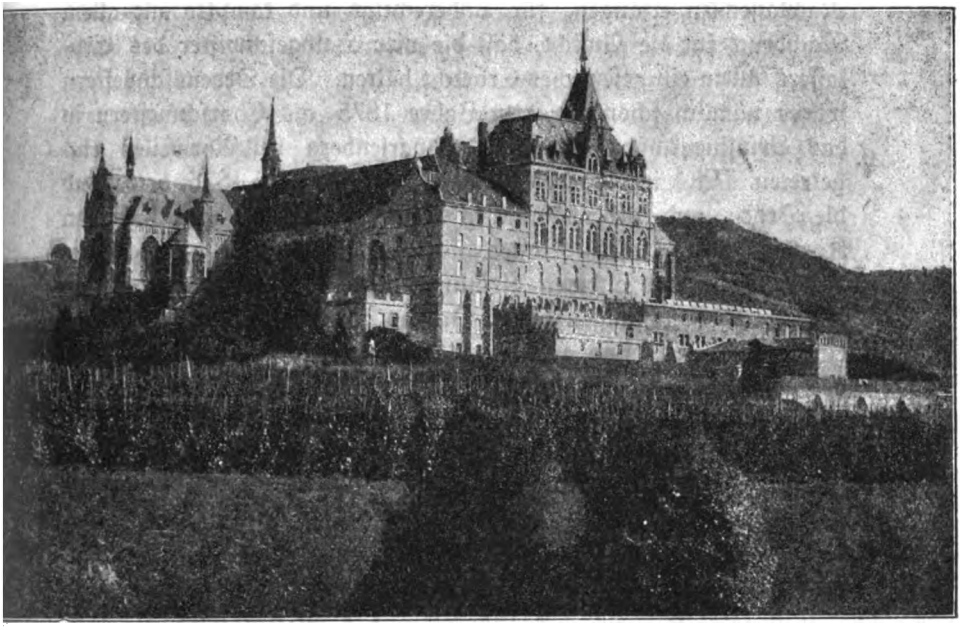
„Der Vertretertag erblickt in paritätischen Arbeitskammern ein wichtiges Mittel, der Verschärfung der Klassengegensätze und der damit verbundenen wachsenden Verbitterung und Entfremdung von Arbeitern und Arbeitgebern Einhalt zu tun durch Beratung und Verständigung über gemeinsame Angelegenheiten, insbesondere aus dem Arbeitsverhältnis, die Rechte und Interessen der Arbeiter sicher zu stellen und zu fördern und so den Arbeiterstand in seinem Bestreben, eine größere Anteilnahme an den geistigen und materiellen Gütern der Kultur zu erlangen, wirksam zu unterstützen.

„Der Vertretertag sieht deshalb die Schaffung von paritätischen Arbeitskammern als eine der nächsten und wichtigsten Aufgaben der deutschen Sozialpolitik an; er hofft, daß die Regierung die Worte des Staatssekretärs Grafen Posadowsky vom 30. Januar 1904 durch die baldige Vorlage eines Gesetzentwurfs verwirklicht, ersucht die Abgeordneten der nationalliberalen Partei, nach Kräften für denselben einzutreten, und erwartet von allen Vereinen des Reichsverbandes, daß sie für diese Bestrebungen aufs nachdrücklichste eintreten."

Digitized by Google

Das ist in großen Zügen das politische Glaubensbekenntnis der Jugendbewegung, soweit es bis jetzt programmatisch niedergelegt ist. Es wird manchem lückenhaft erscheinen und ihn unbefriedigt lassen, aber man kann auch, ohne die Jugendbewegung in ihrer Bedeutung herabzusetzen, sagen, daß ihr Hauptwerk nicht in einem allseitig abgeschlossenen eigenartigen Glaubensbekenntnis liegt, sondern in der Wiedergewinnung des jüngeren Geschlechts für die Politik. Löst sie diese Aufgabe restlos, dann hat sie nicht nur dem Liberalismus einen unschätzbaren Dienst erwiesen, sondern auch für eine Vertiefung unserer Volksbildung großes geleistet. Politik duldet keinen engen Bildungshorizont. Wer an der Erörterung politischer Probleme teilnimmt, der wird wieder und immer wieder genötigt werden, seine Bildung nach dieser oder jener Richtung zu ergänzen, und erweckt die Jugendbewegung in dem in politische Rechte hineinwachsenden Geschlecht Interesse an der Politik, [so erweckt sie in ihm auch politisches Pflichtbewußtsein. Damit aber ist viel getan, denn es heißt auch in der Politik: „Soll es besser werden, so muß man bei der Jugend anfangen."

Digitized by Google



Kloſter Calvarienberg zu Ahrweiler.

Etwas von der „toten Hand“.*)

Von A. Gies.

Am 16. September 1894 iſt zu Eſſen, ſeinem Wohnſitze, der Bäckermeiſter Joh. Pet. Wolber verſtorben mit Hinterlaſſung eines Vermögens von etwa 150 000 M. Der Verſtorbene, welcher weder Aſzendenten noch Deſzendenten hinterlaſſen, auch eine letztwillige Verfügung nicht errichtet hat, beſaß zwei vollbürtige Geſchwiſter und vier Halbgeſchwiſter. Die beiden vollbürtigen Geſchwiſter, die Ordensſchweſtern Agnes und Thereſe Wolber, haben um den erwähnten Nachlaß ſeinerzeit einen Erbſtreit durchgefochten, der zwar vom Reichsgericht zu ihren Gunſten entſchieden worden iſt, doch nach mehr als einer Richtung öffentlich beleuchtet zu werden verdient. Zur Erhaltung des Nachlaſſes und zur Ermittlung der Erben des Verſtorbenen ward ein gerichtlicher Pfleger beſtellt. Dieſer hielt den Anſpruch der beiden vollbürtigen Schweſtern, als nächſte geſetzliche und alleinige Erben anerkannt zu werden und die Herausgabe des ganzen

*) Die Verantwortung für die tatſächlichen Angaben trägt allein der Herr Verfaſſer. D. H.

Digitized by Google

Nachlasses zu erlangen, für unberechtigt und kämpfte mit allem Nachdruck für die Ansicht, daß die vier Halbgeschwister des Erblassers allein ein gesetzliches Erbrecht hätten. Die Ordensschwestern waren nämlich schon vor dem Jahre 1875 als Chorschwestern in das Ursulinenkloster auf dem Calvarienberg bei Ahrweiler eingetreten. Als infolge des Gesetzes vom 31. Mai 1875, betreffend die Orden und ordensähnlichen Kongregationen der katholischen Kirche, auch dieses Kloster sich auflösen mußte, gingen die Klägerinnen mit anderen Ursulinerinnen nach Belgien, um in dortige Niederlassungen dieses Ordens zu Enghien und Séroulle einzutreten. Sie sind auch in Belgien verblieben, als auf Grund des Gesetzes von 29. April 1887, betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze, die Klostergemeinde nach dem Mutterkloster zu Ahrweiler (Calvarienberg) zurückkehrte, zu welcher nunmehr die Niederlassungen in Enghien und Séroulle als Tochteranstalten des Mutterhauses gehören.

Der Nachlaßpfleger war hiernach der Meinung, daß den Klägerinnen das in Anspruch genommene Erbrecht nicht zustehe, weil sie als Nonnen nach Ablegung des Klostergelübdes gemäß §§ 1199 ff. des Allgemeinen Landrechts Teil II Titel 11 überhaupt erbunfähig seien.

Diese §§ 1199 ff. des A.L. besagen folgendes:

„Nach abgelegtem Klostergelübde werden Mönche und Nonnen in Ansehung aller weltlichen Geschäfte als verstorben angesehen. Sie sind unfähig, Eigentum oder andere Rechte zu erwerben, zu besitzen oder darüber zu verfügen. Bei Erb- und anderen Anfällen treten diejenigen an ihre Stelle, denen ein solcher Anfall zukommen würde, wenn jene gar nicht mehr vorhanden wären." Dagegen wandten nun die klagenden Nonnen zunächst ein, diese Vorschriften des A.L. könnten auf sie keine Anwendung finden, weil die Ursulinen keinen Orden, sondern nur eine Kongregation bildeten und sie kein feierliches ewiges, sondern nur ein einfaches Gelübde auf Zeit abgelegt hätten. Das Landgericht in Essen, bei welchem der Rechtsstreit anhängig war, forderte, an der Richtigkeit dieser überraschenden Angaben zweifelnd, eine amtliche Auskunft von dem Generalvikariat des Bistums Trier, zu dessen Sprengel Ahrweiler gehört. Das bischöfliche Generalvikariat, gez. Romp, antwortete dem Landgericht unter dem 3. Dezember 1895:

„Es gibt in der katholischen Kirche mehrere voneinander ganz unabhängige Genossenschaften von Ursulinerinnen, die auch

Digitized by Google

zum Teil verschiedene Zwecke verfolgen. Diejenige Genossenschaft der Ursulinerinnen, der die Klosterschwestern Wolber angehören und die ihr Mutterhaus auf dem Calvarienberge bei Ahrweiler hat, und von der sich Niederlassungen in Sérroulle und Enghien befinden, bildet keinen Orden, sondern nur eine Kongregation.

„Auch im Sinne des neueren Kirchenrechts bildet diese zu Calvarienberg gehörige geistliche Kongregation keinen Orden, insbesondere legen die Mitglieder nur ein votum simplex, nicht ein votum solemne ab. In voller Übereinstimmung hiermit steht die Tatsache, daß die Ablegung der Klostergelübde in dieser Genossenschaft den Klosterschwestern nicht die Fähigkeit entzieht, Vermögen zu besitzen und zu erwerben und daß die einzelnen Klosterschwestern ihr früheres Vermögen auch nach Ablegung der Gelübde behalten und frei darüber unter Lebenden oder von Todes wegen verfügen usw.“

Das Landgericht in Essen folgte ohne weitere selbständige Prüfung der erst über diesen Punkt anzuordnenden Beweise direkt dieser Angabe des bischöflichen Generalvikariats in Trier und sprach durch Urteil den Nachlaß des Verstorbenen den beiden Klägerinnen zu mit der Begründung, die erwähnte Gesetzesvorschrift könne nur auf solche Klosterleute bezogen werden, deren Klostergesellschaft mit der Rechtsfähigkeit und den Rechten einer juristischen Person ausgestattet sei und das sei bei dem Kloster auf dem Calvarienberg eben nicht der Fall; die klagenden Nonnen hätten durch den Eintritt in diese Genossenschaft ihre Erbfähigkeit mit nichten verloren, sie hätten nur ein einfaches Gelübde abgelegt, nicht nach gewissen, von der Kirche bestätigten Regeln (§ 1057 a. a. O.) d. h. ein feierliches Gelübde der Armut, das den Ordensgesellschaften vorbehalten sei.

Natürlich, daß der Nachlaßpfleger sich dabei nicht beruhigte, vielmehr Berufung ergriff, um den Streitfall vor das Hammer Oberlandesgericht zu bringen. In der ersten mündlichen Verhandlung zu Hamm räumten nun die Ursulinerinnen durch ihren Vertreter ein, daß ihre Klostergelübde nicht auf Zeit, sondern für ewige Zeiten abgelegt seien, ließen dann aber in den folgenden Verhandlungen dies Zugeständnis als angeblich auf Irrtum beruhend widerrufen, nahmen wiederum Bezug auf amtliche Auskunft oder das eidliche Zeugnis des Bischofs Dr. Korum von Trier oder seines Generalvikars, um zu beweisen, daß es den Ursulinen verboten sei, ewige Gelübde abzulegen,

Digitized by Google

daß ihnen zur Pflicht gemacht sei, sich der Gesetzgebung zu fügen, und daß eben sie, die Klägerinnen, nur Gelübde auf fünf Jahre abgelegt hätten. Anstatt sich wieder von Trier Rat zu holen, verschaffte sich das Berufungsgericht die Akten der Königlichen Regierungen in Koblenz und Aachen, auch diejenigen des Landratsamtes zu Ahrweiler, über die Genossenschaft der Ursulinerinnen auf dem Calvarienberge. Nach einer Richtung geradezu überraschend war das Ergebnis höchst sorgfältiger Durchsicht dieser umfangreichen Aktenbündel. Die Ursulinen zu Ahrweiler — das ward gerichtlich festgestellt — gehören zu dem Zweige der Ursulinerinnen, deren Vereiniguug durch die Bulle des Papstes Pius V. vom 5. Februar 1618 als Orden anerkannt ist und durch päpstliche Approbation als ein Klosterorden die strengsten Ordensregeln erhalten hat.

Insbesondere müssen nach dieser Regel diejenigen, welche in diese Gesellschaft aufgenommen worden sind, nach Verlauf von zwei Noviziatjahren die feierlichen Gelübde „ewiger Armut", Keuschheit und Gehorsams ablegen. Die Gelübdeformel ist vorgeschrieben, und diese Gelübde müssen an den hauptsächlichsten Festtagen — also jährlich mehrmals — erneuert werden. Nach den Ordensregeln haben die Professen in klösterlicher Gemeinschaft, vita communis, unter strengster Klausur zu leben, haben das Gelübde des Gehorsams („wie ein toter Leib, der sich nach der Seite wenden läßt"), der Keuschheit, der Armut, abzulegen. Ihr Eigentum wird Klostergut, das Kloster dagegen ist eigentumsfähig und wird Eigentümer des Gutes aller Professen. Diese Ordensregeln gelten, wie die zum Beweis vorgelegten Akten ergeben haben, für das Ursulinenkloster zu Ahrweiler (Calvarienberg), beherrschen die Einrichtung des Klosters und das Leben der Professen, insbesondere ergibt sich aus den Berichten der Klosteroberin vom 7. Oktober 1839, 17. Auguft 1839, 9. April 1840, dem Schreiben der Regierung zu Aachen an den Erzbischof zu Köln vom 11. Auguft 1828 und dem Gesuch des Mathias Werner vom 11. Juli 1838, daß die eintretenden Nonnen das, was sie besaßen, dem Kloster einbrachten.

Verwunderlich ist es, daß dem bischöflichen Generalvikariat in Trier diese Verhältnisse und Einrichtungen der benannten Ordensgesellschaft bei der Auskunfterteilung fremd gewesen sind, obgleich man mit dem Landgerichte in Essen eigentlich hätte annehmen müssen, daß das Generalvikariat als bischöfliche Aufsichtsbehörde über die Klöster wenigstens von den wesent-

Digitized by Google

lichen Einrichtungen des Ursulinen-Mutterklosters Calvarienberg zu Ahrweiler genau unterrichtet gewesen wäre. Entgegen der vorliegenden amtlichen Bescheinigung des Trierer Generalvikariats als der bischöflichen Aufsichtsbehörde über das Kloster Calvarienberg nahm demzufolge das Oberlandesgericht als erwiesen an, daß die Ordensschwestern Wolber ein ewiges feierliches Gelübde abgelegt hätten und einem Orden angehörten, demjenigen der Ursulinen. Wenn die Berufung des Nachlaßpflegers nun trotzdem abgewiesen wurde, so geschah dies aus einem anderen Grunde. Nicht schon die Ablegung des feierlichen Gelübdes und die Zugehörigkeit zu einem Klosterorden allein habe Eigentums- und Erbunfähigkeit der Ordensleute zur Folge, meinte das Hammer Oberlandesgericht, sondern es müsse hinzukommen, daß die Ordensniederlassung auch Korporationsrechte besitze. Nach Artikel 13 der Preußischen Verfassung können Religionsgesellschaften, die keine Korporationsrechte besitzen, diese Rechte nur durch besondere Gesetze erlangen, eine Vorschrift, die, wie sich allerdings aus den Verhandlungen der Ersten Kammer des Jahres 1849 ergibt, gerade die Bildung neuer Klöster zu erschweren bezweckt. Das Oberlandesgericht in Hamm erkannte, daß nach den Akten der Königlichen Regierung zu Koblenz das Kloster der Ursulinerinnen auf dem Calvarienberg noch bis zum Jahre 1875, dem Zeitpunkt der Ausweisung aus Preußen, Korporationsrechte besessen hat. Tatsächlich zog sich die Auflösung der Niederlassung bis in das Jahr 1879 hin. Am 19. Mai 1879 berichtete der Landrat zu Ahrweiler an die Koblenzer Regierung, daß das Kloster aufgelöst sei; nur blieben mit Erlaubnis des Ministers der geistlichen Angelegenheiten acht Chorschwestern zurück, um unter Leitung einer weltlichen Lehrerin den Unterricht fortzusetzen. Die übrigen Nonnen gingen, wie bemerkt, nach Belgien, darunter auch die Schwestern Wolber. Das Vermögen des Klosters, soweit es der Unterrichtsanstalt (Pensionat) diente, wurde als ökonomische Unterlage der Anstalt — so drücken sich die Akten aus — beibehalten. Das übrige Klostervermögen scheint verheimlicht worden zu sein, jedenfalls hat man unterlassen, es unter die Verwaltung des Staates zu stellen, wie § 4 des Gesetzes vom 31. Mai 1875 vorschrieb. Danach wurde vom Oberlandesgericht die Klostergemeinde Calvarienberg mit dem 19. Mai 1879 als völlig untergegangen betrachtet, so daß nach Artikel 13 der Verfassungsurkunde nur durch ein Gesetz Korporationsrechte wieder erlangt werden konnten.

Digitized by Google

Ist nun ein solches Gesetz ergangen oder nicht? Das war schließlich die Kernfrage in den Berufungsverhandlungen, gleichwie vor dem Reichsgericht, bei welchem durch den Nachlaßpfleger Revision eingelegt worden war. Diese Frage allein wurde entscheidend für die Abweisung der weltlichen Halbgeschwister des Erblassers, welch letztere bereit waren, die Ursulinerinnen zu gleichen Teilen, also jede zu einem Sechstel mit erben zu lassen, jedoch von der Generaloberin des Ordens damit abgewiesen wurden. Und um dieser Frage willen erscheint der Fall doppelt der Mitteilung wert, denn wenn hier eine Lücke in der Gesetzgebung besteht, eine Unklarheit, ein Dunkel, nur vorteilhaft der toten Hand und verhängnisvoll für alle gesetzlichen Erben weltlichen Standes, dann ist in der Tat dringendster Anlaß vorhanden, auf dem Wege der Gesetzgebung Abhilfe zu bringen.

Auf Grund des Gesetzes vom 29. April 1887, betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze, hat die Wiederzulassung des Ordens der Ursulinerinnen und mit Genehmigung des Kultusministers die Wiedererrichtung der Niederlassung auf dem Calvarienberg stattgefunden. Ein besonderes Gesetz wegen Verleihung der Korporationsrechte ist freilich zugunsten von Calvarienberg bisher nicht erlassen, denn das nach dieser Richtung gegebene Gesetz vom 22. Mai 1888, betreffend die Verleihung von Korporationsrechten an Niederlassungen geistlicher Orden, betrifft andere Klöster. Indessen lassen die Bestimmungen im Artikel 5 des 1887er Gesetzes, wie auch von den Halbgeschwistern Wolber mit Nachdruck geltend gemacht worden ist, recht wohl die Auslegung zu, daß den Niederlassungen der wieder zugelassenen Orden, denen vor der Ausschließung Korporationsrechte zustanden, solche Rechte ohne weiteres nach der Rückkehr wieder zustehen sollten. Es heißt nämlich in jenem Artikel 5: Das vom Staate in Verwahrung und Verwaltung genommene Vermögen der aufgelösten Niederlassungen ist den betreffenden wiedererrichteten Niederlassungen zurückzugeben, sobald dieselben Korporationsrechte besitzen. Soll das nun heißen: sobald ihnen Korporationsrechte (wieder) erteilt sind? oder: insofern sie Korporationsrechte besitzen, in deren Wiederbesitz sie dadurch von selbst wieder gelangen, daß frühere Niederlassungen von ihnen wieder bezogen werden? Aus den damaligen Landtagsverhandlungen ist leider ein ganz sicherer Anhalt nicht zu gewinnen. Einerseits ließ man die Frage, ob Klöster Korporationsrechte durch die neue Besitznahme ihrer alten Niederlassungen ohne weiteres wieder erlangen würden, in der Schwebe und

Digitized by Google

entschied sie nicht. Andererseits läßt sich daraus mit nichten entnehmen, daß die Frage nach dem Untergang dieser Rechte der aufgelösten Niederlassungen habe verneint werden sollen. Dann ist aber auch die bezeichnende Erklärung des Berichterstatters über den Entwurf zum Gesetze vom 22. Mai 1888 Dr. Dernburg im Herrenhause ohne Widerspruch geblieben: „Es soll ein neues Privileg erteilt werden, welches sich den bisherigen Zuständen nicht widersetzt, sondern Korporationsrechte festsetzt, wenn sie nicht bestanden, und bekräftigt, wenn sie bestanden.“ Und in demselben Zusammenhange sah sich der Minister der geistlichen Angelegenheiten genötigt, einzuräumen, daß jener Artikel V eine Unklarheit zurückgelassen habe und es zweifelhaft bliebe, wie es mit den Korporationsrechten gehalten werden soll. Welche Folgen diese Unklarheit, ein eigentümlicher Beleg zu dem Berufe unserer Zeit zur Gesetzgebung, im vorliegenden Falle gehabt hat und an dieser oder anderer Stelle jeden Tag wiederum herbeiführen könnte, lehrt der Erbstreit Wolber, in welchem die Halbgeschwister resp. deren Erben leer ausgegangen sind, während das ganze Vermögen des verstorbenen Wolber im Betrage von ca. 150000 M. auf Grund der Statuten der Genossenschaft der Ursulinerinnen, welche besagen, daß das Eigentum der Mitglieder Klostereigentum wird, durch die beiden Ordensschwestern in den Besitz der erwähnten Klostergenossenschaft übergegangen ist. —

Als Beweis diene folgendes: Die mitbeteiligte Ordensschwester Agnes Wolber ist inzwischen verstorben. Auf meine Anfrage bei der Oberin der betreffenden Ordensniederlassung in Sérouille, ob die Verstorbene ihr vor einigen Jahren von ihrem Bruder ererbtes Vermögen bei ihrem Tode noch besessen habe, (in welchem Falle meine Frau, eine Nichte derselben, an deren Nachlaß mit erbberechtigt gewesen wäre, falls die Verstorbene keine anderweitige Verfügung getroffen) wurde mir der Bescheid, daß das ganze Vermögen der Verstorbenen und deren noch lebenden Schwester für den Neubau auf Calvarienberg bei Ahrweiler verwandt worden sei. Gerade die rasche Vermögensanhäufung der toten Hand, welche der Gesetzgeber durch die §§ 1199 ff. des A.L. zu verhüten gesucht, ist in angegebenem Falle zur Evidenz bewiesen.

Ein Blick auf vorstehende Abbildung (S. 521), welche uns das Kloster Calvarienberg in seiner augenblicklichen Ausdehnung (mehr ein schloßähnliches Gebäude, als ein bescheidenes Kloster) zeigt, genügt, sich ein Bild davon zu machen, wie es diese Genossenschaft, welche vor ca. 70 Jahren mit ganz geringen Mitteln von Montjoie

Digitized by Google

nach Ahrweiler gekommen ist, verstanden hat, sich empor zu schwingen.

Doch das nicht allein; das Mutterkloster Calvarienberg hat außerdem noch eine ganze Reihe von Niederlassungen, meist sehr bedeutenden Umfanges, im Laufe dieses kurzen Zeitraumes gegründet. Es würde zu weit führen, alle diese Besitzungen in diesem Schriftchen bildlich vor Augen zu führen. Unwillkürlich muß sich selbst dem Laien die Frage aufwerfen, wie wird das erst in einigen hundert Jahren sein? —

Jedermann wird sich verwundern, daß diese Genossenschaft seit 16 Jahren auf ihrem früheren Besitztum unangefochten von irgend einer Behörde wieder schaltet und waltet wie ehemals, Grundstücke erwirbt und Neubauten ausführen läßt, ohne im Besitze der staatlichen Anerkennung zu sein. — Diese Wirren und Gegensätze, herbeigeführt durch die kirchenpolitische Gesetzgebung aber haben die Halbgeschwister Wolber um deren Erbrecht gebracht, weil es versäumt worden ist, die erwähnte Genossenschaft der Ursulinen nach ihrer Wiederzulassung auf Calvarienberg bei Ahrweiler wieder wie früher staatlich anzuerkennen und mit Korporationsrechten auszustatten. Wäre dies, wie man hätte erwarten sollen, rechtzeitig geschehen, so würden die alten Zustände wieder dieselben sein; diese Genossenschaft wäre wie vor ihrer Ausweisung aus Preußen, auch zur Zeit des Todes des erwähnten Erblassers Wolber, wieder eine staatlich anerkannte, mit Korporationsrechten ausgestattete Genossenschaft gewesen; die beiden Ordensschwestern Wolber waren alsdann gemäß §§ 1199 ff. des A.L. erbunfähig und das Vermögen des Erblassers wäre den Halbgeschwistern zugefallen. Letztere sind demnach Opfer der kirchenpolitischen Gesetzgebung geworden; es ist dies umsomehr zu bedauern, als diese Halbgeschwister resp. deren Erben ausschließlich dem Mittelstande angehören, ja, eine Schwester des Verstorbenen, Witwe von drei Kindern, hat sich jahrelang ihr Brot als Waschfrau verdienen müssen. Es fragt sich nun, wer diese Leute für den gehabten Ausfall entschädigt? — Nimmermehr hat es in der Absicht des Gesetzgebers gelegen, wohlerworbene Rechte der Staatsbürger durch die nur die Grenzen zwischen Staat und Kirche regelnden kirchenpolitischen Gesetze zu schädigen und auf ihre Kosten die tote Hand als Erbin zu begünstigen. Da dies nun in Wirklichkeit doch geschehen ist, so ist es Pflicht des Staates, den bestehenden mißlichen Verhältnissen abzuhelfen und eine Entschädigung der Betreffenden so schnell wie möglich herbeizuführen. Es hätte sich dies dadurch bewirken lassen, daß der erwähnten Genossenschaft der Ursulinen auf Calvarienberg nachträglich die

Digitized by Google

staatliche Anerkennung wieder erteilt und die Korporationsrechte von neuem verliehen worden wären unter der Bedingung, daß die vorerwähnte Erbschaft den Halbgeschwistern des Verstorbenen Wolber zurückerstattet würde. Schon die Frage wegen der Eintragung des Besitztums Calvarienberg in das Grundbuch des Amtsgerichts zu Ahrweiler hätte längst die Regelung dieser Angelegenheit bewirken müssen. Trotzdem von seiten der Geschädigten sowohl an das Kultusministerium wie an den preußischen Landtag bezügliche Gesuche gerichtet wurden, sind bis jetzt von keiner Seite Schritte erfolgt, in irgend einer Weise den berechtigten Ansprüchen der übergangenen Halbgeschwister Wolber nachzukommen. Während man der katholischen Geistlichkeit durch die erfolgte Rückerstattung der 16 Millionen Sperrgelder in jeder Weise entgegengekommen ist, scheinen die Notrufe der armen weltlichen Geschädigten ungehört zu verhallen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß in einem Staate, der sich den Wahlspruch „Suum cuique“ erkoren, einer so wichtigen Angelegenheit so geringe Beachtung noch Genugtuung geschenkt werden könnte. In dem Augenblick aber, wo man an die Wiederzulassung weiterer Ordensgenossenschaften denkt, sollte man zunächst die Schäden, welche bei der früher erfolgten Wiederzulassung anderer Orden schon vor Jahren entstanden sind, beseitigen. Gerade dieser Umstand veranlaßt mich, durch meine Denkschrift den maßgebenden Körperschaften das traurige Bild, welches uns seinerzeit der Erbstreit Wolber entrollt hat, jetzt nochmals vor Augen zu führen. Vielleicht trägt dieselbe dazu bei, daß in den bestehenden Mängeln nun endlich eine Änderung erfolgen wird, denn die tote Hand wird sich um die Verleihung von Korporationsrechten selbst nicht sobald bemühen, weil dadurch nur die Erbfähigkeit der Ordensleute aufgehoben würde, und was noch viel wichtiger, man fiele ja dann unter das so lästige Gesetz vom 23. Februar 1870, betreffend die Genehmigung zu Schenkungen und letztwilligen Zuwendungen, sowie zu Übertragung von unbeweglichen Gegenständen an Korporationen und andere juristische Personen. Im Gegenteil, die Genossenschaft der Ursulinerinnen auf Calvarienberg, in der Befürchtung, daß ihr die staatliche Anerkennung und die Verleihung der Korporationsrechte nur bedingungsweise, vielleicht nur gegen Rückerstattung der auf Grund der jetzigen Verhältnisse ohne inneren Rechtsanspruch erworbenen Wolberschen Erbschaft gewährt würden, sucht auf einem anderen indirekten Wege zu ihrem Ziele zu gelangen.

Digitized by Google

Es hat sich nämlich im Interesse des Klosters Calvarienberg bei Ahrweiler die Aktien-Gesellschaft „Providentia“ (zu deutsch „Vorsicht!“) gebildet, welche das Grundeigentum und Vermögen der einzelnen Nonnen und den Calvarienberg bei Ahrweiler zu übernehmen beabsichtigt. Derselben ist bereits ein Teil der Ordensschwestern von Calvarienberg beigetreten; auch stand dieselbe mit der Calvarienberg-Gesellschaft in Ahrweiler in Unterhandlung, um der letzteren ihren Anteil an dem Calvarienberggut abzukaufen und auf diese Weise in den alleinigen Besitz des Calvarienbergs zu gelangen und alsdann für die Gesellschaft „Providentia“ die staatliche Anerkennung und die Erteilung der Korporationsrechte nachzusuchen. Dies würde den Anschein haben, als ob die „Providentia“ eine andere Genossenschaft sei, die mit der Genossenschaft der Ursulinen auf Calvarienberg keine Verwandtschaft habe, weil statutenmäßig der Hauptzweck der vorsichtigen Gesellschaft „Providentia“ in der Sicherung und Förderung des Klosterunterrichts an Pensionärinnen bestehen soll, welche bis heran eine sehr ergiebige Quelle des Klostereinkommens gewesen ist und auch künftig indirekt bleiben wird, wenn die „Providentia“ die für ihren Zweck sehr nützlichen Korporationsrechte erhält, während die einzelnen Nonnen ohne Korporationsrechte ihres Klosters staatsgesetzlich erb- und überhaupt erwerbsfähig bleiben, indessen nach ihren geistlichen Ordensstatuten vor der definitiven Aufnahme ins Kloster ihr Vermögen nach wie vor an das Kloster wegen des Gelübdes ewiger Armut abgeben müssen. Es ist daher dringend erforderlich, daß von seiten einer hohen Staatsregierung diesem politisch gewiß nicht unbedenklichen Zustande für das Gesamtwohl der staatlichen Gemeinschaft und der speziell hierbei noch in Mitleidenschaft gezogenen Staatsbürger eine scharfe Aufmerksamkeit gewidmet wird, indem der „Providentia“ die staatliche Anerkennung und Erteilung der Korporationsrechte in jedem Falle versagt wird. Nur an die Klostergenossenschaft „Calvarienberg“ darf und muß die staatliche Anerkennung und die Verleihung der Korporationsrechte erfolgen, und auch an diese Genossenschaft nur gegen Herausgabe der Wolberschen Erbschaft, denn ohne diese vom öffentlichen und bürgerlichen Rechte verlangte Auflage erscheint es undenkbar und völlig ausgeschlossen, daß das Mutterkloster Calvarienberg, dem die klösterlichen Erben Wolber angehören, jemals die staatliche Anerkennung und die Verleihung der Korporationsrechte erhielte.

Digitized by Google

Deutschland und Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV.

Im Lichte einiger Flugschriften betrachtet.

Von Bruno Stübel.

[Teil II.]

Schonungslos wie noch in so mancher andern Flugschrift der damaligen Zeit wird also hier Ludwigs Politik besonders Deutschland gegenüber gegeißelt und gebrandmarkt, aber auch das französische Volk, das sich, wie wir oben sahen, des Königs tyrannisches Regiment gefallen lassen mußte, kommt schlecht weg. Nicht ein Fünkchen Aufrichtigkeit und Redlichkeit sei bei den Franzosen zu finden, und wenn sie auch nach einem alten römischen Schriftsteller von den Deutschen herstammen sollen, so können sie doch eher den Teufel, den Vater jedes Betrugs und Mordes, zu ihrem Ahnherrn haben. Ihre Freundlichkeit und Höflichkeit ist nur Schein und geht immer nur auf eitel Betrug und Vorteil hinaus. Ebenso beruht ihr Anstand nur auf Schein. Wer das bezweifelt, der stelle sich nur einmal bei ihren Mahlzeiten ein, da wird er sehen, daß die Schweine viel sauberer ihre Tafel halten, als sie die ihrigen, weil hier einer bald das Maul, der andere bald die Finger ableckt, ein anderer die Schüssel wie die Sau den Trog rumrückt, ja wohl gar umschüttet, damit es nur ja recht „Frantzsäuisch“ rauskomme. Daher erzählt man sich, es sei einmal des Diogenes Geist in Frankreich erschienen, und als er wahrgenommen, wie ein junger Mensch sich also abscheulich bei Tische betragen, da habe er dessen Hofmeister ins Gesicht geschlagen und gefragt, warum er seinen Schüler nicht bessere mores lehre.

Was ihre Gottesfurcht betrifft, da braucht man z. B. nur auf das Pariser Blutbad (die Bartholomäusnacht) hinzuweisen, wobei binnen drei Tagen auf einmal hunderttausend Unschuldige massakriert wurden, bloß allein um Gott dadurch einen vermeinten Dienst zu tun, welche Übeltat sie weder bei Gott noch der christlichen Welt auslöschen können. Wie nun aber aus der Verachtung Gottes und seines Wortes nichts anderes als der verderbliche Atheismus folgt, also ist wohl auch dessen Wurzel in Frankreich zu suchen. Denn obgleich es uns Deutschen leider!

Digitized by Google

an Flüchen nicht mangelt, so findet man doch solche bei den Franzosen noch viel abscheulicher und unerhörter, worin sie sogar, Gott sei's geklagt, den Italienern nichts nachgeben. Nicht drei Worte können sie reden, ohne daß nicht bei Gottes Haupt, Tod, Bauch, Leib, Blut und allen seinen Gliedmaßen, ja bei Himmel und Erde und was darunter ist, in leichtfertiger und liederlicher Weise beteuert wird. Und solch edles Kleinod bringen dann unsere nach Frankreich reisenden Deutschen auch wieder mit zurück, was nicht der kleinste Grund zu ihrem Verderben ist.

Aber nicht nur das gotteslästerliche Fluchen und Schimpfen brachten die Deutschen aus Frankreich mit, auch andere französische Unsitten führten sie in ihre Heimat ein und äfften sie nach. Darüber wird in manchen Flugschriften bitter geklagt und den Deutschen ihr törichtes Benehmen vorgehalten. Besonders richten sich diese Angriffe gegen die Vernachlässigung der deutschen Sprache zugunsten der französischen, gegen die greuliche Sprachverderberei durch Aufnahme französischer sowie lateinischer Worte und Redensarten, und gegen die Kleidermoden.

Die deutsche Heldensprache, so drückt sich der Verfasser jener Flugschrift unter andern drastisch aus, ist ins Exil verwiesen worden, dahingegen hat man die französische Papageierei auf den Stuhl gesetzt, hat sie erhoben. Unsere Kinder haben eher französisch reden müssen als das Vaterunser und den Katechismus lernen, eher katzenkrumme französische Narrenrücken und Komplimente machen, als was von Gottes Wort wissen.

Wer in Deutschland schreibt, redet, singt, ja atmet bald nicht mehr anders als französisch? Es gilt kein deutsches Wort mehr. Da heißt es z. B.: abandonniren, accompliren, accordiren, addressiren, adjoustiren, accompagniren, advertiren, avisiren, alarmiren, appanagiren, appointiren, approchiren, arriviren, ataquiren, avanciren, blessiren, bloquiren, bombardiren, canoniren, chargiren, confrontiren, depechiren, encouragiren, engagiren, echauffiren, flattiren, franciren, frisiren, fricassiren, garantiren, intriquiren, menagiren, moquiren, pardoniren, pariren, parliren, promeniren, raisonniren, rangiren, recrutiren, regaliren, renommiren, retiriren, revangiren, strapaziren, tranchiren, voltigiren und tausenderlei dergleichen narriren. Da geschieht bald ein Abattement, hier ein Accommodement, dort ein Accord, bei dem eine Addresse, advenant, wie es kommt, nachdem man Advis hat und es die Affaires zulassen, doch damit man keinen Affront gebe, denn es muß gar aggreable

Digitized by Google

heraus kommen und kein Alarm davon gemacht werden, soll anders eine Allianz bestehen u. s. f.

Wer sieht nun nicht die weltgroße Narrheit der Deutschen, die, wie in der Fabel der Rabe mit den bunten Papagei- und indischen Rabenfedern sich bekleidete, ihre schöne Heldenmuttersprache mit schäbigen französischen Bettlershosen und Flecken beklecken und beflecken? Kann wohl ein Hanswurst auf dem Theater sich lächerlicher benehmen, als so mancher deutsch-französischer Narr, wenn er von sich schreibt: „Meines hochgeehrten Monsieurs hohe Faveur, so er gegen meine eigene Personage jederzeit tesmoignirt, assecurirt mich dergestalt seiner continuirlichen ferneren Affection, daß ich in meinem jetzigen troublen an deren wolfähigen assistenz zu zweifeln tort haben werde?"

„Man gehe in einen Kramladen und frage nach Gewandzeug oder Tuch, so wird man mehrenteils französische Namen hören: Sarge de Cypre, de Rome, des Dames, Coleur de bon Soye, Coleur rouge und hunderterley zaubergleiche Worte, die der Teuffel in der Hölle selbst so nicht außsinnen kann, bloß um die Teutschen neubegierigen Hasen zu betrügen." Durch und durch sind die Deutschen von dieser höchstschädlichen französischen Nation bezaubert worden, aber niemand kann mit ihnen Mitleid haben, da sie ja ihres eigenen Glückes Schmiede sind.

Gar köstlich wird dieser Zauber auch in einer von einem anonymen Leipziger herrührenden Flugschrift, die unter dem Titel: „Der Teutsch-Französische Moden-Geist. Wer es lieset der verstehts. Gedruckt zum Geyersbergk (Leipzig?) 1689" erschien, verspottet.

Wenn die Kinder kaum ausgekrochen, nur vier oder fünf Jahre alt sind, heißt es da unter andern, so werden sie gleich dem französischen Moloch aufgeopfert und zu französischen Galanterien angeführt, ja wenn ein Kind sozusagen den Kopf kaum aus dem Mutterleib gesteckt hat und man nur erkennt, ob es ein Mädchen oder Knabe ist, da sind die Eltern gleich auf den französischen Sprach- oder Tanzmeister bedacht. Ist dann ein junger Mensch herangewachsen und will er z. B. die Gunst eines Mädchens erwerben, so muß er mit französischen Mienen, französischen Bärtchen, französischen Hütchen, Westen, feinen Strümpfen usw. angerückt kommen. Besitzt er alles das, so mag er sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbsaugen, einen Buckel, Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, man frägt danach nicht. Genug, wenn er sich nur nach langem Lernen „à la mode frans" benehmen kann. Dann hält man ihn für einen sehr gescheiten Kerl, obgleich er

Digitized by Google

vielleicht sonst nicht mehr geistige Bildung wie eine Fledermaus im Kopfe hat und statt des Gehirns Häckerling. Er ist und bleibt aber ein „Monsieur“, zumal wenn er auch ein wenig französisch sprechen „parliren“ kann.

In Frankreich spricht niemand deutsch, außer etwa die dort lebenden Deutschen untereinander, aber in Deutschland ist die französische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits auch Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde so zu reden pflegen. Alle Mägde, Knechte und Stiefelputzer sagen jetzt Monsieur. Kommt man z. B. zu einem Schneider und will sich etwas machen lassen, kann aber nicht mit ihm eins werden, so redet er einen, um zu persuadieren, mit Monsieur an, oder geht man an einem Tabaksladen vorbei, so wird einem zugerufen „Monsi, beliebt ihn was von gutem Toback“ usw. Kommen ein paar deutsche Franzosennarren zusammen, so dauert es nicht lange, da frägt der eine den andern „Vule vu an allé avec proméné por bas la tamps por mon pläsier?“ Hat der andere keine Zeit, so ist er, um sich zu entschuldigen, schnell mit einem französischen Brocken, den er irgendwo in einem Buchladen oder in einer Schreibstube aufgeschnappt hat, bei der Hand und sagt etwa „Je vous rends un million de grace.“ Die französische Sprache ist bereits so unter den Deutschen eingerissen, daß fast keiner sie entbehren kann, wenn er anders bei den Leuten fortkommen will. Will sich z. B. ein Student um eine Stelle bewerben, so wird er gleich gefragt, ob er parlieren könne, wenn nicht, möge er nur alle Hoffnung aufgeben. Kurz man kann nur klagen:

Die teutsche Sprache kömmt ab, ein' and're schleicht sich ein,
Wer nicht Französisch redt, der muß ein Simpel seyn!

Weiter, wie stand's denn damals mit der Kleidermode, dem Kleiderluxus bei den Deutschen? Da muß der Verfasser zuvörderst gestehen, daß hierin zwischen den Deutschen und Franzosen kein Unterschied sei, ja, er möchte fast behaupten, daß in Frankreich selbst kein so arger Luxus getrieben werde als in Deutschland. Davon habe er sich tatsächlich in Paris überzeugen können. So vielerlei Moden und Veränderungen der Kleider wie in Deutschland habe er dort nie gesehen. Es gäbe solcher Veränderungen so viele wie Tage, ja, fast könnte man sagen, wie Stunden im Tage. Wenn ein deutscher Schneider auf die Beine kommen will, so muß er erst in Frankreich gewesen sein, oder es doch zum mindesten sagen, obgleich er nicht einmal Straßburg ge-

Digitized by Google

sehen habe. Unsere Schneider dürften daher nur einfach versichern, daß diese oder jene Mode ganz warm aus Frankreich komme, so genüge das schon, die Franzosen mögen uns dann noch so sehr auslachen. Ja das geht so weit, daß, wenn ein Schneider, wie es wohl zu geschehen pflegt, ein Kleid verdirbt, das gleich auch französische Mode ist und genannt werden muß.

So ist z. B. dem Verfasser ein Fall bekannt, wonach sich einer ein Kleid hatte machen lassen, welches aber so knapp und eng geraten war, daß es, als er es anziehen wollte, unter den Achseln aufsprang. Das sah ein guter Freund und frug ihn, wie er denn zu solchem Riß oder Loch gekommen, da doch das Kleid ganz neu wäre. Dem erwiderte er, es sei eine neue französische Mode, die man wohl nachahmen könne, weil es einem schön kühl unter dem Arme wäre. Der andere merkte sich das, lief stracks zum Schneider, ließ sich's auch machen, und siehe da, es dauerte nicht lange, so sah man eine ganze Menge solcher Narren und Franzosen herumlaufen, alle mit derselben Mode.

Traurig ist es ferner, daß so viel Geld für französische Ware, für die man gern dreimal so viel als für deutsche ausgibt, vertrödelt wird, obgleich diese doch ebensogut an Wert ist, wie jene. Aber darüber darf man sich nicht sehr verwundern, weil die Franzosen die Deutschen so arg zu beschwatzen und zu betrügen wissen, zumal sie erst von den Deutschen klug und verschmitzt gemacht worden sind. Denn vorher waren die Pariser ungeschickte dumme Eselsköpfe, da aber so viele Fremde und Ausländer zu ihnen gekommen sind, wurden sie mit der Zeit so schalkhaftig, daß sie nun die Fremden, also z. B. die Deutschen, sogar in deren eigenen Landen übertölpelt haben.

Folgendes hat sich z. B. auf einer Leipziger Messe zugetragen. Eine adelige Dame wollte bei einem der oberländischen (süddeutschen) Spitzenhändler eine wohlgenähte Spitze kaufen, für die sie, wenn der Verfasser recht berichtet ist, sieben bis acht Reichstaler geben sollte. Weil ihr das aber zu teuer schien, und sie doch auch gern eine französische Spitze haben wollte, so ging sie in Auerbachs Hof*), wo die französischen Spitzenhändler in der Messe ihren Stand hatten und frug bei einem solchen nach dergleichen Spitzen. Der aber, weil er keine vorrätig hatte, sagte, sie sollte nachmittags wiederkommen, da könne er ihr eine verschaffen. Was geschah nun? Der Franzose ging inzwischen zu

*) In der Grimmaischen Straße. Existiert jetzt noch.

Digitized by Google

den oberländischen Spitzenhändlern (von denen die Franzosen oft selbst erst ihre Sache beziehen), ließ sich eine solche Spitze, wie sie die Dame zu haben wünschte, geben und bezahlte dafür acht Taler. Als nun die Dame wieder zu ihm kam, legte er ihr die Spitze vor, und nun erschien sie dieser weit besser zu sein als die, welche sie bei dem oberländischen Händler gesehen, weil sie eben vom französischen Modengeist geblendet war. Nach dem Preise fragend, verlangte der Franzose sechsunddreißig Taler, und da ihr die Spitze nicht nur gefiel, sondern auch zu ihrer Kleidung paßte, bot sie ihm dreißig Taler, zahlte aber dann schließlich nach längerem Handeln zweiundreißig Taler. Glücklich in dem Gedanken, eine echte französische Spitze gekauft zu haben, kommt die Dame von ungefähr wieder zu dem oberländischen Händler, um etwas anderes von Spitzen bei dem zu kaufen. Als ihr aber die deutschen Spitzen durchaus nicht gefielen, äußert sie wegwerfend und ungeduldig: „Ach, ihr Leute, ihr habt ja gar nichts rechts von Spitzen, da lobe ich mir doch die Franzosen, bei denen findet man doch immer was Seltenes," zeigt dem Händler die von dem Franzosen gekaufte Spitze, und frägt, was er wohl dächte, das sie wert sei. Der merkte aber gleich, daß es seine Spitze war, frug, was sie dafür gegeben hätte, und als sie nach einigem Zögern den Preis sagte, klärte er ihr die ganze Geschichte auf, daß nämlich der Franzose dieselbe Spitze erst bei ihm für acht Taler gekauft habe. Da sperrte die Dame ihre großen deutsch-französischen Augen auf und erschrak noch mehr als der Spitzenhändler. Ihr deutsch-französischer Modengeist hatte sie in kurzer Zeit um vierundzwanzig Taler gebracht.

Und so geht es fast durchweg auch mit andern Waren und Kleidungen. Sie haben nur dann Wert, wenn sie französischer Herkunft sind, ja man ist schon zufrieden und vergnügt, wenn ein Kleid nur ein wenig nach französischer Mode gemacht ist. Da ist's denn nun freilich nicht zu verwundern, wenn die Deutschen in der Kleidung ganz zu Franzosen geworden sind. Früher konnte man jedes Volk an seiner Kleidung erkennen, jetzt aber, da wir Deutschen uns in diese Elisäischen Felder und in die französische Pracht verliebt und uns in solche eingekleidet haben, da kann man Franzosen nicht mehr von Deutschen unterscheiden.

Wenn sich jetzt so viele Mordbrenner, Landesverräter usw. bei uns herumtreiben und alle unsere Geheimnisse, unsere Stärke und Macht aufdecken, so hat das seinen Grund darin, daß sie in Kleidung und Sprache von uns nicht verschieden sind. Jeder will

Digitized by Google

als Franzose scheinen, und deshalb entsteht auch unter den Leuten so große Verwirrung und Armut. Gleichwie in Frankreich das Volk sich durchweg über seinen Stand trägt, so daß z. B. sogar die Bettelweiber mit aufgesteckten Röcken vor den Türen der Häuser rumlaufen, also geht es auch bei uns in Deutschland zu. Man könnte bisweilen, wenn man nach der Kleidung urteilen wollte, auf den Gedanken kommen, es hätte mancher viele tausend Taler im Vermögen, da es doch hingegen bei eintretendem Todesfall oftmals zu geschehen pflege, daß man, um nur die Begräbniskosten zu bestreiten, die samtnen Pelze, Röcke, Ringe, Schmuck sogleich bei den Trödlern zu verkaufen suche. Die Kinder müssen sich aber dann hernach wegen der Verschwendung der Eltern elend und miserabel behelfen.

Sonst wurden die Franzosen von den Deutschen nicht geachtet, heutzutage können wir ohne sie nicht leben, und muß alles französisch sein. Das erstreckt sich nicht nur auf die Sprache und die Kleidung, sondern auch auf die Speisen, den Hausrat, das Tanzen (Frankreich ist die allgemeine Tanzschule in ganz Europa, wo mehr getanzt als etwa gebetet wird, da sich denn die Franzosen gleich von der Wiege an wegen ihres flüchtigen und unbeständigen Temperaments zum Tanzen gewöhnen), ferner auf die Musik, die Krankheiten, ja es fehlt nur noch, daß die Deutschen auch französisch sterben, was ja in Anbetracht der Sünden, deren sie sich durch Nachäffung französischer Torheiten schuldig machen, gar nicht zu verwundern wäre.

Wo findet man noch, so ruft der Verfasser des „teutsch-französischen Modengeistes" wehmütig aus, die alte deutsche Treue und Redlichkeit? Wo ist der alten Deutschen Macht und Tapferkeit? Gewiß, wenn sie auch nicht gänzlich verloren gegangen ist, so ist sie dennoch also erloschen und geschwächt, daß es fast unmöglich erscheint, sie wieder zu bekommen.

Der Mangel an Selbstbewußtsein, an Vertrauen zu ihrer eigenen Macht und Stärke, den die Deutschen damals verspüren ließen, kam auch in ihrer Handelspolitik, derzufolge ausländische Waren und Produkte ungehindert in Deutschland eingeführt werden konnten, die also auch nur in engem Zusammenhang mit ihrer Vorliebe für alles Fremde stand, zum Ausdruck. Mit ihr beschäftigt sich unter andern eine Flugschrift, die den Titel trägt: „Teutschland über Frankreich wenn es klug seyn will. Gedruckt i. J. Christi 1684". Ein anderer Druck ist betitelt: „Deutschlands Macht gegen angrenzende Königreiche und Länder, wenn es

Digitized by Google

solches tun will." Ebenfalls ohne Ort, aber auch ohne Jahresangabe.

Der ungenannte Verfasser bemerkt im Vorwort an den Leser, daß ihm ein vornehmer Herr ungefähr Anleitung gegeben habe, diese seine Gedanken zu Papier zu bringen. Jetzt habe er nur mit Papier und Feder zu tun, wäre er aber ein großer Herr oder Minister, so wollte er sich mit mehr Eifer bemühen, das alles bald wirklich in die Tat umzusetzen, Gott zu Ehren und dem ehrlichen Deutschen zum Besten. Er lebe wohl!

Zuvörderst fällt der Verfasser ein nicht gerade schmeichelhaftes Urteil über den deutschen Volkscharakter. Über Frankreichs Taten zu sprechen, schreibt er da, ist eine vortreffliche Sache, weil diese Taten meistens ungemein viele, sogar unvergleichlich sein sollen. Vergleicht man dagegen Deutschlands Zustand damit, so ist das ein mühsames und vergebliches Beginnen, da Deutschland seine eigenen Kräfte selbst nicht verstehen, aus Schaden nicht klug werden, ja sich weder raten noch helfen lassen will. Haben die Deutschen mit auswärtigen Kronen und Republiken zu tun, so sind das entweder Freunde oder Feinde, oder solche, welche mit der Sprache nicht recht raus wollen, demnach Zweifelhafte. Gegen die Freunde sind die Deutschen allzu vertraulich und ehrlich, andere nennen es, was im Effekt dasselbe ist, einfältig, gegen die offenen oder doch gewissen Feinde sind sie nachlässig, indem sie meinen, es könne nicht fehlgehen, oder es werde zum wenigsten ohne ihr Zutun durch eine oftmals eintretende Schickung Gottes eine Revolution oder Änderung bei ihren Feinden stattfinden, gegen die Zweifelhaften sind sie in ihrer Hoffnung ebenfalls allzu nachsichtig und leichtgläubig und reden sich gar leicht ein, es würden sich andere auch mit der Zeit ihren, der Deutschen, Grundsätzen und politischen Maximen zu ihrem eigenen Interesse und Vorteil anbequemen, mit andern Worten, ihre ganze vorherige Politik ändern, weil die guten Deutschen jetzt nichts mehr zu gewinnen suchten, sondern glücklich wären, wenn sie nur den Rest, den sie noch besäßen, bis zum jüngsten Tag ruhig bewahren und erhalten möchten. Und trotzdem wäre Deutschland, meint der Verfasser, imstande, fremde Nationen, also auch Frankreich, zittern zu machen, wenn es nur seine noch verfügbaren Kräfte zusammenfassen, vereinigen und mit gleichmäßigem Eifer anwenden wollte, wenn es des Feuergeistes und der Heldentugenden gedächte, wovon in früheren Zeiten fremde Nationen zu ihrem Schaden genugsam Proben kennen gelernt hätten.

Digitized by Google

Gewiß würden viele über den Vorschlag des Verfassers, nämlich ein ständiges Heer von ungefähr hunderttausend Mann zu errichten, welches doch das Reich ohne große Beschwerde unterhalten könne, um damit die Offensive zu ergreifen und das Verlorene wieder zu gewinnen, lachen, wollten aber ja die ehrlichen Deutschen nur in der Defensive verharren und in dem jetzigen Zustand verbleiben, nun so wolle er sie beim Worte nehmen und bitten: Begnügt euch doch ja nur mit dem, was euch Gott und die gütige Natur in eurem Lande gegeben, und reist nicht zu den Fremden, beziehet keine Manufakturen von ihnen, dann werdet ihr euch erhalten, stärken und Frankreich bald demütigen. Das scheint eine harte Kur zu sein, aber die Krankheit ist so verzweifelt, daß es ein anderes Mittel dagegen nicht gibt, soll sich Deutschland nicht verbluten. Ist es doch an Naturprodukten und an Reichtum allen seinen Nachbarn weit überlegen gewesen und kann es noch sein. Nachdem es aber mit fremden Nationen in Handelsbeziehungen getreten ist, in dem Austausch der Waren aber keine Gleichheit gehalten, sondern nur Geld gegeben, keins oder doch wenig bezogen, sich von den närrischen Manufakturen hat blenden lassen und ihnen nachreist, da lacht alle Welt darüber. Das was der Deutsche mit saurem Schweiß und Lebensgefahr aus der Erde herauskratzt (gemeint ist da wohl vor allem Kohle und Eisen), das gibt er den Franzosen und Holländern millionenweise, wie schon oft auseinandergesetzt worden ist, für Lumpen und gemalte Spinnweben hin.

Die Russen oder, wie sie der Verfasser nennt, die Moskowiter sind darin viel klüger als die Deutschen, die handeln so, daß sie ihre Waren gegen fremde austauschen und selten Geld hinausgeben, wodurch sie dann das wenige Geld, das in ihr Land einmal fließt, behalten. Warum tun wir das nicht auch? Frankreich, Spanien, England, Holland, Italien fabrizieren und schicken uns ihre Waren zu, nur der einfältige Deutsche fabriziert nichts oder wenig, sondern gibt lieber seine schönen Taler und Dukaten den Fremden, bis er selber keine mehr hat, ausgenommen etliche abgenutzte Geldsorten. Da heißt es wirklich: „Wo der beste Wein wächst, wird der schlechteste getrunken."

Unsere vornehmen Kaufleute sollten mit keinen anderen Waren als mit solchen, die im Lande selbst hergestellt werden, Handel treiben, und gesetzt auch sie gewönnen an deutschen Waren nicht so viel wie an fremden, deren Preise man ja nicht immer genau wissen kann, so ist doch mehr auf den gemeinen Nutzen des ganzen

Digitized by Google

Landes als auf den etlicher Privatleute zu sehen. Überdies kann ihnen ja der Landesfürst mit Privilegien und anderen Freiheiten unter die Arme greifen, und was sie jetzt noch an fremden Waren besitzen, das können sie teuer genug verkaufen.

Aber, könnte man nun fragen, wo nehmen wir denn so schöne Waren in Deutschland her? Antwort: Es haben sich schon genug Fremde im Lande niedergelassen und werden auch noch mehr kommen, die hier ebensogut fabrizieren, als sie in Paris, London oder Leyden fabriziert haben. So lange aber der Zufluß fremder Waren nicht verstopft wird, so lange können auch die einheimischen nicht aufkommen. Sind diese vielleicht nicht so gut wie die fremden, so bleiben sie unverkauft liegen, sind sie so gut, dann besitzen sie vielleicht wieder die Mode nicht, weil die Fremden so pfiffig sind und gleich was anderes erfinden. Denn die Mode gilt bei den Käufern mehr als die Zwölftafelgesetze. Dabei muß aber ein Fabrikant, der ein großes Kapital in seine Waren steckt, zugrunde gehen, wohingegen er, wenn er keine fremde Konkurrenz zu befürchten hätte, prosperieren müßte.

Nun sehen wir ja ferner, wie leicht und mit welchem Vorteil wir die Manufakturen beziehen können, die in Österreich, Sachsen, Dresden, Berlin verfertigt werden, wie viele tausend Menschen dadurch ihren Unterhalt erlangen, wie sich die Bevölkerung vermehrt, und vor allen Dingen wie dabei das Geld im Lande bleibt, so daß es an weiter nichts als an der Resolution fehlt, die fremden Waren gänzlich zu verbieten und die einheimischen in den Handel zu bringen, vorausgesetzt, daß wir nur mit sehenden Augen sehen wollen.

Dagegen könnte man einwenden: Ja, wenn wir alle fremden Manufakturen gänzlich verbieten, dann werden die Fremden uns auch keine Naturprodukte wie z. B. Zucker und Gewürze zukommen lassen. Antwort: Die Franzosen schicken uns vielerlei Weine, die Holländer wohl fünfzigerlei Sorten von Gewürzen und indischen Produkten, die wir alle ganz gut missen können. Und brauchen wir wirklich etwas davon, nun, so können wir es ja über Venedig beziehen. Übrigens würden die Hamburger auch schon Rat wissen, uns solche Sachen zu verschaffen.

Etliche haben nun auch gemeint, man solle die fremden Waren mit Zöllen und Steuern hoch belegen, um sie dadurch außer Landes zu halten. Das ist aber auch nicht das rechte Mittel, weil das Volk ein für allemal kostbare Sachen kaufen und tragen will, sollte es auch gleich wo anders fehlen. Man würde einen

Digitized by Google

für einen Narren halten, wenn man sich nicht genau so stattlich tragen wollte, wie die andern. Schaden könnten allerdings solche Gesetze nichts, denn wenn solche Sachen nicht im Lande wären, da könnte sie auch niemand tragen und das wäre die beste Kleiderordnung, denn mit den anderen richtet man doch wenig aus.

So haben denn auch tatsächlich etliche deutsche Staaten aus Patriotismus die französischen Waren verboten, dagegen aber die holländischen zugelassen. Das hat jedoch zur Folge gehabt, daß jene heimlich eingeschmuggelt und verbreitet worden sind. Wenn wir so vernünftig sein wollen, unser Geld im Lande zu behalten, sind wir denn dann gebessert, wenn wir es noch häufiger nach Holland schicken? Deshalb wäre nichts richtiger, als überhaupt diese Waren kaiserlicherseits bei Strafe zu verbieten. Man sehe doch nur England an, wie dort die französischen eingeschmuggelten Waren verbrannt und die Schmuggler bestraft werden, ja, Frankreich selbst duldet keine fremden Waren, sondern verbietet sie entweder gänzlich, oder belegt die, die es noch duldet, wie etwa einige wenige aus den spanischen Niederlanden, mit hohen Zöllen.

Deutschland besitzt alle Sachen, die zu einem guten Leben gehören, und ein üppiges Leben ist gar nicht notwendig. Die Deutschen bedürfen der Fremden nicht, wohl aber diese der Deutschen, erkennen es jedoch mit keinem Danke an. Aus diesem Grunde gibt der Verfasser auch dieser Flugschrift seinen Landsleuten am Schlusse den Rat, sich überhaupt von allem fremden, besonders französischen, Wesen zu emanzipieren und sich aller törichten Nachäffereien zu enthalten.

Digitized by Google

Was war Schiller der russischen Welt?

Von Marie Beßmertny.

Mit dieser Frage beschäftigten sich gelegentlich der Schillerfeier die vornehmsten russischen Organe, und ihre Ergebnisse sind für die große Gemeinde Schillers von Bedeutung.

In dem gegenwärtigen Ringen nach Freiheit, schreiben die Moskauer „Rußkija Wjedomosti", in dem beschleunigten Pulsschlage des öffentlichen Lebens läßt Rußland erkennen, daß es am Scheidewege steht, zu dem es durch die Schrecken des Daseins und durch die Ideale der Literatur geführt wurde.

Auch Friedrich Schiller habe einen großen Anteil daran, daß Rußland der Geburtsstunde seiner politischen und geistigen Fesselosigkeit mit glühendem Verlangen entgegenstrebe, denn mächtiger als irgend ein anderer Dichter beeinflußte Schiller das gebildete Rußland.

Die Ehrung großer Männer flechte stets ein engeres Band zwischen den Nationen, aber damit sei der Einfluß der Gefeierten auf fremde Völker noch nicht zugestanden. Wie hoch das dichterische Genie Dantes z. B. auch von den Russen eingeschätzt wurde, wie ehrfurchtsvoll sie sich in seine Gedankengänge vertieften, so empfänden sie doch beim Klange dieses großen Namens niemals das, was die Italiener empfinden.

Ganz anders verhalte es sich aber mit Schiller, der den Russen so teuer sei wie den Deutschen selbst. An seine Schöpfungen wie: „Don Carlos", die „Räuber", die „Ideale" und an viele seiner kurzen und langen Dichtungen knüpften sich die seligsten Erinnerungen des jugendlichen Aufschwungs zur leidenschaftlichen Freiheitsliebe.

Auch gerade jetzt bilde für den intelligenten Russen der Name Schillers einen Ruf zum Kampf und zur Tat, um neue Lebensformen herbeizuführen. In den Herzen vieler Russen, die in diesem Augenblicke für die höchsten Güter der Menschheit fechten, wohnten die Gedanken Schillers in all ihrer Stärke und Unerschütterlichkeit. Seine Ideale übten eine um so größere Anziehungskraft aus, je düsterer und umwölkter der Horizont des wirklichen Lebens sei.

Die Bedeutung Schillers für die russische Intelligenz läge nicht etwa nur in seinem feurigen Protest gegen die Gewalt,

Digitized by Google

sondern vornehmlich auch in seiner Zuversicht zu der Verwirklichung der Freiheitsideale.

Die „Nowosti" erinneren daran, mit welch bebendem Entzücken Alexander Herzen von seiner ersten Lektüre der „Räuber" spricht, aus denen er eine Prophetenstimme heraushörte. „Schiller", sagt ferner das russische Blatt, „war auch für uns der Glöckner, der uns zum Leben erweckte, der Fackelträger, der unsere Zukunft beleuchtete und uns zum Kampfe mit der Gegenwart aufforderte. Auch uns galt das vivos voco seiner ‚Glocke'. Der Dichter, dessen Name jetzt die Losung in ganz Deutschland bildet, spielt auch eine große Rolle in dem Leben der Russen, die eine Umgestaltung ihres Landes, eine Verschmelzung der Begriffe von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit erhoffen. Alle ihre Vorstellungen von einer geläuterten Weltanschauung und von der Notwendigkeit einer ästhetischen Menschenerziehung haben sie zunächst aus den Dichterwerken Schillers geschöpft."

Von Interesse sind sodann noch die in der liberalen Presse zitierten Urteile Bjelinskys über Schiller!

In einem vom Jahre 1840 datierten Briefe an Botkin äußert sich Bjelinsky wie folgt: „Es lebe der große Schiller, der ‚edle Anwalt der Menschheit', der helle Stern der Rettung, der Befreier der Gesellschaft von den blutigen Vorurteilen der Tradition."

Vier Jahre später schrieb Bjelinsky: „Schiller ist der Dichter der Humanität, der Priester der Geistesfreiheit und der Künder einer Liebe auf der Basis des reinen Verstandes. Sein Herz war stets erfüllt von jener beispiellosen Wahrhaftigkeit und Treue, von der seine Dichtungen durchtränkt sind, die es verdienen, an der Spitze der künstlerischen Literatur des 19. Jahrhunderts zu stehen. Schillers Herz empörte sich auch in unwandelbarem Haß gegen jeden religösen und nationalen Fanatismus, gegen die Anwendung von Feuer und Schwert, um die Menschen zu trennen und ihre Bruderliebe zu vernichten."

In bezug auf die Einführung Schillers in Rußland ist es noch bemerkenswert, daß Derszawin und Karamsin seine Werke zu übersetzen begonnen haben. Ihre eigentliche Vertrautheit mit Schiller verdankt die russische Intelligenz aber Szukowsky, dessen Übersetzung viele Auflagen erlebt hat.

Neuerdings sind noch zwei Ausgaben Schillerscher Werke von Golowanow und von Brockhaus-Ephron erschienen.

Digitized by Google

In den russischen Gymnasien und Volksschulen gehören Schillers lyrische und epische Dichtungen zu dem literarischen Lehrstoff, und man darf dreist behaupten, daß der russischen Schuljugend Schiller ebenso bekannt ist wie Puschkin, Lermontow und Njekrassow.

Zum „Fall Malzi".*)

Von Otto Grund (Mainz).

Es gibt Gerichtsfälle, die erst durch ihre Folgen das Allgemeininteresse erregen. Ein solcher ist der „Fall Malzi", der sich vom 6. bis 10. April 1905 vor der Mainzer Strafkammer abspielte. Gewiß ist es auch an sich etwas Außergewöhnliches, wenn ein katholischer Priester wegen Sittlichkeitsvergehen vor Gericht steht und verurteilt wird, aber schließlich wissen wir ja, daß auch die katholischen Priester nur Menschen und deshalb menschlichen Schwächen unterworfen sind.

Durch die Tagespresse ist die schmutzige Angelegenheit s. Zt. ziemlich allgemein bekannt geworden, so daß wir uns hier zur Orientierung auf einige kurze Bemerkungen beschränken können. Der Dompropst Malzi von Worms war wegen Sittlichkeitsvergehens, vorsätzlicher Körperverletzung in idealer Konkurrenz mit Nötigung auf Grund der §§ 174 Abs. 1, 176 Abs. 3, 140 und 223 des Strafgesetzbuches angeklagt. Malzi hat, wie vor Gericht festgestellt wurde, mit zwei vierzehnjährigen Mädchen, die bei ihm

*) Persönliche Verfehlungen einzelner sollen die Öffentlichkeit nicht beschäftigen und noch weniger als Angriffsmittel gegen Richtungen und Systeme dienen, denen die fehlenden Personen zufällig angehören. Menschlichkeiten kommen überall vor. Der vorstehende Artikel wendet sich deshalb auch nicht gegen die Person des Wormser Propstes, sondern zeigt das Verhalten des Ultramontanismus in bezug auf diesen Fall; und deshalb habe ich den Artikel aufgenommen. Sein vielleicht zu lebhafter Ton erklärt sich daraus, daß der Herr Verfasser als Tagesjournalist an rasche und scharfe Stellungnahme gewöhnt ist und dem „Fall Malzi" örtlich nahe stand. D. H.

Digitized by Google

Religionsunterricht genossen, unsittliche Dinge getrieben und die beiden Mädchen dann durch Schläge genötigt, ein Protokoll zu unterzeichnen, nach welchem sie sich mit einem 15jährigen Kaufmannslehrling unsittlich vergangen hätten. Auch diesen Lehrling hat der Propst gezwungen, das betr. Protokoll zu unterschreiben, welches er zu seiner eigenen Entlastung benutzen wollte. Er trat denn auch damit vor die Richter und führte zu seiner Verteidigung an, daß er nur seine Pflicht als Religionslehrer (über den sittlichen Lebenswandel der Kinder zu wachen) getan habe und vollkommen unschuldig sei. Das Gericht gewann aber nach viertägiger Verhandlung, während welcher besonders die beiden Mädchen den Propst unter Angabe genauer Einzelheiten trotz mehrfacher eindringlicher Ermahnungen des Vorsitzenden schwer belasteten, die Überzeugung, daß der Angeklagte dennoch schuldig sei, und verurteilte ihn zu einem Jahre Gefängnis. Hinzugefügt sei, daß gegen dies Urteil Revision beim Reichsgericht angemeldet wurde, die aber sehr geringe Aussicht auf Erfolg hat, soweit darunter völlige Reinwaschung verstanden wird. Das eine steht jedenfalls unzweifelhaft fest: Dompropst Malzi hat sich gegen zwei minderjährige Mädchen in moralisch bedenklichster Weise benommen.

Damit wäre die „Sache Malzi“, die nur durch die Persönlichkeit des Angeklagten ein besonderes Interesse hatte, erledigt gewesen, und wir hätten kein Wort mehr darüber zu verlieren brauchen. Für den Ultramontanismus ist ein solcher Fall aber noch lange nicht erledigt, und auch hier begann der eigentliche „Fall“, das typische an ihm, erst nach dem Urteil. Und deshalb, nur deshalb, haben wir Bekämpfer des Ultramontanismus die Pflicht, uns die Begleiterscheinungen und die Folgen des Falles Malzi etwas genauer anzusehen.

Schon die Begleiterscheinungen zeigten, daß der Ultramontanismus seine schützende Hand über den Angeklagten, der ihm allerdings auch eine wertvolle Stütze war, ausgebreitet hielt; es wurde das erdenklichste geleistet, um die Aussagen der Kinder zu verdächtigen und diese selbst als moralisch verkommen hinzustellen. Sogar der kindische Einwand, daß der Vater des einen Mädchens einmal in einer Kneipe mit Damenbedienung gewesen sei, mußte dazu herhalten. An solche Strohhalme klammerte man sich, um die Belastungszeugen als unglaubwürdig hinzustellen. Es wurde in der Gerichtsverhandlung festgestellt, daß eine Handarbeitslehrerin die andern Kinder gegen die beiden Hauptzeuginnen aufgehetzt und sie aufgefordert hatte, die Mädchen ins Gesicht

Digitized by Google

zu schlagen und sie anzuspucken! Es wurde ferner festgestellt, daß in Worms Bittgottesdienste für die Freisprechung des Dompropstes angeordnet waren. Und aus eigener Kenntnis können wir hinzufügen, daß vor dem Urteilsspruche, am Sonntag zwischen den beiden letzten Verhandlungstagen, in mehreren katholischen Kirchen zu Mainz über den Fall Malzi gepredigt und der Propst indirekt als Verführter und Unschuldiger hingestellt wurde. Man bedenke: Vor dem Urteilsspruche! Warum wohl?

Dies einige Begleiterscheinungen, — nun zu den Folgen.

Als Malzi trotz aller Hoffnungen und Gebete verurteilt worden war, hätte man sich eigentlich zufrieden geben und einsehen müssen, daß Gott der Allmächtige, da er die Gebete nicht beachtete, die Verurteilung Malzis gewollt hat. Nicht so der Ultramontanismus. Er erkennt zwar prinzipiell die Allweisheit der göttlichen Ratschläge an, aber sobald sie nicht nach seinem Geschmacke sind, wagt er alleruntertänigst, jedoch energisch zu opponieren. So wurde auch hier das Urteil — nach klerikaler Anschauung Gottes Wille, ohne den ja nichts geschehen kann — in Ehrfurcht hingenommen und den Richtern sogar zugebilligt, daß sie „nach bestem Wissen und Gewissen" geurteilt hätten (vielleicht hat dabei auch die Furcht vor dem Staatsanwalt mitgespielt?); aber ganz von hinten herum wurde den Gläubigen doch klar gemacht, daß Malzi ein durch verschiedene Tücken unschuldig ins Unglück geratener Mann sei. Diese Liebesarbeit besorgte die ultramontane Presse, die ja immer zur Hand ist, wenn es eine schwankende Säule mit römischem Kapitäl zu stützen gilt. Und für das schwarze Blatt in Worms (Wormser Nachrichten) war die schwankende Säule Malzi eine wesentliche Stütze des eigenen Daches; wenn es sie vor dem Umfallen behüten wollte, geschah es also auch aus Selbsterhaltungstrieben.

Das Blatt schrieb eine Woche nach dem Prozeß in der Hoffnung, „daß sich die Gemüter inzwischen wieder etwas beruhigt hätten," u. a. folgendes: „Für uns besteht kein Grund, daran zu zweifeln, daß der Mainzer Gerichtshof sein Urteil nach bestem Wissen und Gewissen gesprochen hat; wir beugen uns also loyalerweise dem Urteilsspruch, aber wir wollen nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß uns — und mit uns viele andere — die Beweisaufnahme des Gerichts nicht von der positiven subjektiven Schuld des Propstes hat überzeugen können." (Originalunterstreichung!) „Wir sind im Gegenteil der Ansicht, daß der

Digitized by Google

Propst das Sittlichkeitsvergehen, dessen er von — Schulkindern angeschuldigt ist, nicht begangen habe . . . Die Gründe, die uns an der Schuld des Propstes zweifeln lassen, sind mannigfach; wir haben vielleicht später nochmals Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Wir haben das lebhafteste Interesse daran, daß doch noch die volle Wahrheit an den Tag kommt. Wir stehen mit unserer Ansicht in dieser Angelegenheit übrigens nicht allein.“ Und nun wird ein — anderes Zentrumsblatt zitiert! Das „Wiesbadener Volksblatt“, ebenso tiefschwarz wie das Wormser Blatt, schrieb natürlich ganz ähnlich: „Es hat sich in manchen Kreisen die Überzeugung gebildet, daß es sich um einen wohlangelegten Feldzug gegen den Propst und gegen die Katholiken von Worms handle. Von der Glaubwürdigkeit der Zeugen sind nicht alle so fest überzeugt wie das Gericht. „Die beiden Mädchen behaupteten anfänglich steif und fest, der Herr Propst habe am 17. Januar eine goldene Uhrkette getragen, und diese Behauptung stellte sich als unwahr heraus.“ (Das war nämlich auch ein Moment, dem von ultramontaner Seite ein riesiges Gewicht beigelegt wurde; als ob zwischen solchem kleinen Irrtum und der eigentlich belastenden Aussage der Mädchen nicht doch noch ein großer Unterschied wäre!) „Die Aussagen der Zeugen machten den Eindruck, als ob sie auswendig gelernt seien. Wir für unsern Teil glauben, ohne dem richterlichen Urteil zu nahe treten zu wollen,“ (denn dabei könnte sich das Blatt die Finger verbrennen!) „an die Schuld des Herrn Propstes nicht, weil uns, abgesehen von dem Charakter des Mannes, die Glaubwürdigkeit der Zeugen sehr zweifelhaft ist, und weil es schon öfter konstatiert wurde, wessen Mädchen in den Entwickelungsjahren fähig sind; sie bauen sich ganze Romane zusammen.“

Alles das und mehr bekam die Wormser Bevölkerung, wenigstens soweit sie die „Worms. Nachr.“ liest, ausführlich zu lesen. Das Blatt ließ sich sogar von „anderer befreundeter Seite“ noch einen langen Artikel schreiben, der ausführlich und sehr gelehrt auseinandersetzte, warum es gar nicht möglich wäre, daß der Propst schuldig sein könne. Er würde dann, sagt der Artikelschreiber, nicht so unvorsichtig gewesen sein. Als ob selbst der „Schlaueste“ in gewissen Momenten nicht mal zu einer „Dummheit“ fähig wäre! Feierlich sagt der befreundete Artikler: „Herr Propst möge die Versicherung haben, daß alle diejenigen, welche bis zur gerichtlichen Entscheidung an ihm nicht irre geworden waren, auch trotz der gerichtlichen Entscheidung die Hochschätzung

Digitized by Google

gegen ihn, den Glauben an seinen sittlichen Charakter nicht verloren haben. Wohl wissen wir, daß die Richter bei ihrer Entscheidung nur nach Recht und Billigkeit zu richten suchten. Wir wissen aber auch, daß solche gerichtlichen Entscheidungen nicht den Charakter der Unfehlbarkeit an sich tragen." (Gewiß nicht, Richter sind ja keine Päpste.) „Wo Menschen richten, ist Irrtum und Täuschung möglich. Nicht gering ist ja die Zahl der richterlichen Urteile, die von einem höheren Gerichtshofe umgestoßen wurden. Wie es darum schon oft ergangen ist, kann es auch hier der Fall gewesen sein."

Am Gerichtsorte, in Mainz, besorgte dasselbe Geschäft, nur etwas zurückhaltender, das „Mainzer Journal", amtliches Organ für Mainzer und andere Hirtenbriefe. In einem Leitartikel, der zwei Tage nach dem Prozeß erschien, hieß es ebenfalls mit deutlicher Anspielung: „Wir glauben, daß, wie der Staatsanwalt seinen Strafantrag nach seiner Überzeugung gestellt, wie die Richter nach Überzeugung ihr Urteil gesprochen, auch der Verteidiger nach Überzeugung auf Freisprechung plädiert hat. Es steht jedem frei, sich danach auch seine eigene Überzeugung zu bilden." (Originalunterstreichung!) Da der Verteidiger (Dr. Schmitt) ein bekannter Zentrumsparlamentarier ist, war der letzte Satz für alle „Gläubigen" ein Wink mit dem Zaunpfahl, nun auch ihrerseits, nach ihrer „Überzeugung", den Propst für unschuldig zu halten. Im weiteren behandelt dann der Artikel die „Bedeutung des Priestertums", die dem „katholischen Volke" eindringlich vor Augen geführt wird. Ein Priester sei wie eine gewaltige Eiche, deren Größe man erst ermesse, wenn sie gefallen sei. Ihr Fall mache auch viel mehr Aufsehen, wie der eines gewöhnlichen Baumes. Zuletzt heißt es dann: „Gott sei Dank! Es fehlt nicht an braven berufstreuen Priestern. Nehmen wir die Strafstatistik des Deutschen Reiches zur Hand, und der priesterliche Stand braucht sich wahrhaftig nicht zu schämen. Wir wiederholen: bei dem eben beendeten Prozeß ist die Sache eigentümlich gelagert. Malzi ist ein Mann, der in Worms eine umfassende (ultramontane) Tätigkeit entfaltete. Daß gewisse Leute an seiner Beseitigung ein Interesse bekundeten, läßt auf die Bedeutung des Mannes schließen. Wir beklagen seine offenbaren Unklugheiten und Unvorsichtigkeiten, wodurch er sich sein Schicksal selbst bereitet. Wir versagen ihm aber auch unser Mitleid nicht und halten einstweilen an der Möglichkeit fest, daß die Sonne, die so manches schon an den Tag gebracht, auch über den Fall Malzi volle

Digitized by Google

Klarheit bringen möge. Unsern Lesern aber rufen wir zu: In solchen Tagen, wie wir sie eben erlebt, heißt es erst recht: fest und treu zu unserer Mutter, der hl. Kirche zu stehen.“

Die Ultramontanen fürchten nicht mit Unrecht, daß derartige Fälle der Kirche schaden könnten, und sind deshalb eifrig darauf bedacht, diesem Übel vorzubeugen. Soweit sie sich dabei auf Ermahnungen an ihre Gläubigen beschränken, ist das ihre Privatsache; etwas anderes aber ist es, wenn damit die Verleumdung unbescholtener Bürger verbunden wird. Das Gebaren namentlich des Wormser Blattes — aus dem ich nur ganz wenige Proben zitiert habe — ist eine systematische Hetze gegen die Belastungszeugen im Falle Malzi, denn wenn Malzi wirklich ganz unschuldig wäre, müßten diese Zeugen verabscheuungswürdige Geschöpfe sein. Das Gericht hat gegenteilig entschieden, und die ganze Verhandlung hat für Malzi schwer belastende Momente ergeben; die ultramontane Presse sollte deshalb menschlicher und gewissenhafter sein, sie sollte sich nicht um jeden Preis auf die Seite ihres Anhängers stellen, sondern mit ihren Bemerkungen zurückhalten und namentlich nicht ihre blinden Gläubigen gegen unbescholtene Leute aufhetzen. Denn was soll sich die große Masse, der das gedruckte Wort als unumstößliche Wahrheit gilt, dabei denken, wenn die Presse die Aussagen der in Frage kommenden Mädchen und ihrer Eltern fortwährend verdächtigt, den Propst dagegen als ein unschuldig verführtes Lamm hinstellt? Die Leser müssen schließlich zu der Meinung kommen, der Verurteilte sei wirklich unschuldig und die Zeugen seien verkommene Subjekte, die man verachten und anspeien müsse. Doch wer die ultramontane Presse kennt, weiß, daß sie Menschlichkeit und Gewissenhaftigkeit gegen diejenigen, welche ihre Kreise gestört haben, nicht kennt, daß sie sie unerbittlich verfolgt, sie wirtschaftlich zu vernichten sucht und zu diesem Zwecke ihre „Gläubigen“ aufhetzt. Der Fall Malzi ist ein typisches Beispiel dafür, ein neues zu zahlreichen vorhergegangenen. Wer den Ultramontanismus kennt, weiß auch, daß er im Großen wie im Kleinen sich nicht an Worten genügen läßt, sondern auch zu „Taten“ schreitet. Und zu ausführenden Werkzeugen müssen dann wieder die armen „Gläubigen“ herhalten. Das ist ja das niederträchtige an diesem System, daß der Klerikalismus sich immer unsichtbar im Hintergrunde hält und unbeteiligte willenlose Dritte zu seinen Werkzeugen macht, die man weniger strafen als bedauern kann.

Am 4. Mai stand vor der Mainzer Strafkammer ein solches Opfer des Ultramontanismus, eine 22jährige Putzmacherin. Sie

Digitized by Google

war angeklagt, eine der Hauptzeuginnen gegen Malzi bedroht und andere Mädchen zu Tätlichkeiten gegen sie aufgereizt zu haben. Das Gericht verurteilte sie zu 20 Mark Geldstrafe. Das Frauenzimmer kann einem leid tun, denn der eigentliche Schuldige ist der verhetzende Ultramontanismus, der aber keine juristische Persönlichkeit ist. — In der „Wormser Volksztg.“ war zu lesen: „Unter den Verfolgungen von Fanatikern haben die an der Malzi-Affäre beteiligten Kinder immer noch zu leiden. Sie werden mit den gemeinsten Schimpfnamen belegt, und es wurden sogar das Leben der Kinder bedrohende Äußerungen laut. U. a. wurde der K. Z. gegenüber bemerkt, man solle ein Gewehr holen und sie erschießen.“ Wer ist hier der Schuldige? Jede Erscheinung hat ihre Ursache. — Und neuerdings schrieb die „Wormser Ztg.“: „... Malzis böser Geist geht um. Schon seit längerer Zeit erhalten wir unausgesetzt anonyme Zuschriften, die uns davon berichten, mit welchen Mitteln gegen den Vater der Z. gearbeitet wird, um den Mann, der die Ehre seines Kindes verteidigte, für die Zukunft unmöglich zu machen. Wir erfuhren ferner, daß eins der jungen Mädchen nun selbst ein Opfer der schamlosen Rachsucht der Malzi-Anhänger geworden ist. Bei dem Prinzipal der Sch. erschien kürzlich ein Frauenzimmer, das rundweg erklärte, daß die Katholiken nicht mehr bei ihm kaufen würden, wenn er die Sch. länger beschäftige.“ Tatsächlich hat denn auch der Prinzipal das Mädchen entlassen, zu seinem Bedauern, wie er erklärte, aber es seien fast täglich katholische Bauern aus der Umgebung zu ihm gekommen und hätten ihm mit der Entziehung ihrer Kundschaft gedroht, wenn er die Sch. nicht entlasse. Als die Sache bekannt wurde und natürlich große Empörung verursachte, wurde die Sch. von dem betreffenden Geschäft zwar wieder angenommen, aber der bis zum Siedepunkt aufgestachelte religiöse Fanatismus, der unliebsame Gegner mit grauenhafter Hartnäckigkeit der Vernichtung entgegentreibt, bleibt doch eine Tatsache.“

Wer da außer der schwarzen Presse noch hinter den Kulissen gehetzt und den Brand geschürt hat, wer namentlich die katholischen Bauern zu so grausamen Fanatikern gemacht hat, das können wir natürlich nicht aktenmäßig beweisen; wir sehen nur die Tatsachen, wissen aber zweifellos, daß sie ihre Ursache haben und können daraus unsere Schlüsse ziehen.

Wir sehen hier wieder einmal den Ultramontanismus, der von seiner Leibgarde, der Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht“,

Digitized by Google

so liebevoll beschirmt wird, in seiner ganzen, traurigen „Größe“. Heuchlerische Verleumdung und, wo es angeht, brutale physische Unterdrückung des Gegners sind seine „fürnehmsten“ Waffen. Und da verdreht man die Augen, spricht von Frieden und Liebe zu den Andersdenkenden und wirft andern Hetze vor!

Modernes.

(Eheliches Andicht-Büchlein.)

Von Arthur Kopp.

Die schönen Tage von Schillers erhabenem Totenfest sind nun vorbei. Verrauscht sind alle die herrlichen Bilder und Klänge. Schnell, allzuschnell nimmt alles ringsum wieder sein gewöhnliches, nüchternes Alltagsgesicht an. Die Redner, Schriftsteller, Gelehrten wenden sich wieder ihren sonstigen Plänen und Arbeiten zu, der eine der Herausgabe dieses oder jenes älteren Autors, der andere dem Genuß irgend eines neuzeitlichen Geisteshelden, der dritte selbsteigenem Schaffen.

Wenn die Zeiten innerer Sammlung und Erhebung, einmütiger Begeisterung und Schwärmerei naturgemäß nur karg bemessen sein können, so darf man sich immerhin freuen, daß es derartige Zeiten überhaupt gibt und solche nun in Deutschland möglich geworden sind.

Es bleibt ein gewaltiger Schritt von einem Lobredner fremder zu eigener Größe. Es kann innerhalb eines Volkes nur selten eine selbständige Größe geben, und nicht jede Zeit ist geeignet zur Hervorbringung einer solchen. Wollte man jetzt nach Schillers heroischem Riesenmaßstabe, nach seinen strengen, edlen und hohen Grundsätzen die literarischen Tagesgrößen beurteilen, die sich vor der Öffentlichkeit spreizen und mit ihren Erzeugnissen aufdrängen, wie könnten die meisten bestehen? Eisige Totenstille würde herrschen, wo sich nun mannigfache Lebewesen vergnüglich durcheinandertummeln.

Digitized by Google

Aber es gibt Namen, deren Träger in höherem Grade berufen erscheinen, Geisteserben von Schiller zu sein und seiner Größe sich würdig zu zeigen. Neben dem Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, der freilich durch eine stetige Kette der Überlieferung an den großen Ahnherrn geknüpft ist und in dem sich der Seelenadel Schillers ungetrübt bewährt, steht wohl niemand nach Familientradition in engeren und näheren Beziehungen zu Schiller als das blühende Geschlecht von Wolzogen. Und wer hätte wohl größeren Anspruch darauf, mit Schiller zusammengestellt, verglichen und an seiner Größe gemessen zu werden als Ernst Ludwig von Wolzogen, der Begründer der Überbrettl-Kunst und Herold einer neuen, selbstartigen Bühne? Hier liegt es besonders nahe, daran zu denken und zu fragen, wie Schiller, wenn er diesen mit einem ihm in seinem Leben so wohlvertrauten Namen versehenen Herrn gekannt hätte, wohl über dessen Tun und Treiben geurteilt haben würde. Freiherr von Wolzogen hat auch in seinem neu begründeten Bühnenhause dem Genius des nie genug zu feiernden Dichters eine Huldigung dargebracht, sich als Träger Schillerscher Überlieferungen eingeführt und sodann, wie jeden Abend vorher und nachher, seine „Bäder von Lucca" gegeben, Bäder, in denen mancher, der noch zurück ist und sich mit der Voraussetzungslosigkeit und Vorurteilslosigkeit in Wissenschaft wie Kunst nicht ohne weiteres befreunden kann, sich eher besudelt als gereinigt fühlen mag, die jedoch nach den ausgesprochenen Absichten, auf die es doch im Grunde lediglich ankommt, Bäder der Wiedergeburt für die scherzhafte Muse werden sollen. Moorbäder sind auch sehr dienlich für manche Krankheiten.

Den Freiherrn von Wolzogen darf man übrigens nicht für sich allein beurteilen, denn er betreibt die Kunst zweispännig, zusammen mit seiner Gattin — und man darf ihn keineswegs hauptsächlich nach seiner Tätigkeit auf den Brettern abschätzen, die die Welt bedeuten — denn er hat noch weit mehr im Gebiete der erzählenden und lyrischen Poesie geleistet. Ihn, den gefeierten und verhätschelten Liebling der Frauen, der sich die Devise ‚Tu felix Austria nube' angeeignet hat, schätzt man auch insonderheit als gründlichen Kenner und begabten Darsteller der „Geschichten von den lieben, süßen Mädeln". Ach, wie lieb, wie süß, wie wonnetraut mutet schon der Titel jedes Herz an! Die lieben, süßen Mädel und der liebe, süße Baron! Wie Schiller, der gewissenhafte, hausbackene, treue Gatte diesen liebenswürdigen

Digitized by Google

Schwerenöter wohl um seine mannigfachen Erfahrungen und reichen Kenntnisse beneidet haben würde!

In keinem seiner nicht wenigen Bücher und Büchlein zeigt sich persönliches und künstlerisches Wesen des freiherrlichen Dichters in vollerem Glanze wie in seiner lyrischen Blütenlese „Eheliches Andicht-Büchlein". Auch in diesem Falle bietet schon der Titel des Reizes die Fülle. Wie witzig und zartfühlend ist es, mit „Andicht-Büchlein" in versteckter Feinheit anzuspielen auf „Andacht-Büchlein"; Überschriften zu den Gedichten wie „Ehe-Psalm" und „Glaubensbekenntnis" (S. 67 und 69) verstärken den Eindruck religiöser Weihe, den man sofort erhält (freilich im Sinne der „freien Eigenreligion", S. 70). Dabei wird ein vorbildliches Beispiel zweispänniger Dichtkunst von so naiver Intimität gegeben, daß alle schriftstellernden Eheleute daran die Harmonie wahrhaft edler Seelen lernen können und alle dichterisch begabten Lebemänner, eine Menschenklasse, die bekanntlich für Poesie, zumal erotische, viel Verständnis besitzt, ihre helle Freude daran haben müssen. Es kann gar nichts Lehrreicheres geben, als gerade nach den Schillertagen sich in dies „charakteristische Produkt moderner Poesie" zu vertiefen. Doch nun heißt es Achtung zu geben und von vornherein die Worte richtig zu wählen! Vertiefen mag man sich wohl in ein umfangreiches, inhaltschweres Werk altväterischer Art — aber bei diesem leichtbeschwingten Büchlein davon zu reden? — o pfui! Höchstens durchblättern wird man solch ein Bändchen oder daran kosten und nippen, hier ein Stückchen, dort ein Schlückchen oder schmetterlingsartig drüber weg tänzeln und gaukeln, und nur, wenn jemand es durchaus will und nicht anders kann, so mag er es in einem verlorenen Halbstündchen Zeile für Zeile durchlesen — mehr Zeit bedarf es nicht.

Das Bändchen enthält 4 Vorsatzblätter und 80 gezählte Seiten. Von diesen 80 Seiten entfallen 4 Zwischenblätter auf die 4 nach den Jahreszeiten benannten Abteilungen. Außerdem sind noch 17 wohlgezählte Seiten ganz leer oder nur mit einer Vignette gefüllt, welche je nachdem den Dichter oder die Dichterin durch dieselbe typische Figur vorstellt. Es bleiben demnach 55 Seiten übrig, auf denen Reime stehen. Von diesen 55 Seiten enthalten 21 je 4 bis 8 Reime (S. 3, 5, 9, 11, 29, 37, 39, 45, 47, 49—53, 69, 70, 72—75, 77), eine 9 (S. 31), zwei je 10 (S. 38, 46) Reime. Es bleiben also von 44 Blättern = 88 Seiten nur 31 Seiten übrig, die mit mehr als 10 Reimen belastet sind, wobei noch erwähnt zu werden verdient, daß kurze Verse zu

Digitized by Google

3 bis 4 Hebungen bevorzugt sind und Ohr und Auge des Lesers nicht mit schwerfälligen Trimetern oder Tetrametern behelligt wird. Die Gefahr also, selbst bei gründlichster Durchsicht übermäßig viel Zeit zu vergeuden, liegt hier wenigstens nicht vor. Auf ein Halbstündchen aber kann es nicht sonderlich ankommen, wenn auch das Leben kurz ist und man die Zeit sorgsam zu Rate halten muß und eigentlich in der allgemeinen Überhastung niemand Zeit hat.

Abgesehen von dem Reiz, den es an sich schon gewährt, wenn ein glückliches Paar anderen ganz offen Einblick in die süßen Geheimnisse der Ehe gewährt, ist auch sonst viel Bildendes und Belehrendes in vorliegendem Büchlein. Der Zauber der dichterischen Sprache, der melodische Rhythmus der Verse, die Kühnheit und Neuheit in Gedanken und Ausdrücken muß jeden fesseln und hinreißen. Traulich und anheimelnd sind vor allem die zahlreichen Koseworte, zumal nach gemütlich österreichischer Art wie „Köpferl", „Engerl"; eigenartige Wortbildungen wie „kakelbunt", „gunksen", volksmäßige Wendungen wie „kraulen", „plauschen", „knabbern" bringen Abwechslung und Lebendigkeit in die schon gar zu sehr abgenutzte, altersmatte, deutsche Heldensprache. Doch am besten ist es, durch die Blumenau dieser Gedichte mit zephyrleichtem Schritt in luftigem Wirbeltanz hindurchzuhuschen und schnell im Vorübereilen einige der farbenfrischen, duftigen Blüten zu pflücken.

Nachdem durch 5 Blätter (von 44 im ganzen) die Spannung zur Genüge gesteigert worden ist, liest man auf dem sechsten Blatte das „Frühlingslied" als erstes Gedicht:

1. Hui! den schwarzen Föhrenwald
   Bringt der Wind ins Wackeln —
   Junge Birken kokeln drin
   Mit den hellen Fackeln.
2. Dort im Sumpfe gunkst der Frosch
   Liebeselig töricht . . .
4. Lenzvergnügtes Eigelb
   Sprenkelt rings die Aue . . .
5. Woll'n uns, wie die alte Welt,
   Kakelbunt beblümeln —
   Und der Trübsal ins Gesicht
   Eine Hand voll Primeln!

S. 7 „Berliner Sonntag". Schluß:

Odi profanum . . . O Sonntagsgraus!
Heut kriechen wir nicht aus dem Bau heraus.

Digitized by Google

Sehr vernünftige Leute, diese Wolzogens! An solch einem gesegneten Sonntage können Mann und Frau, wenn sie sonst nur das nötige Zeug dazu haben und um die Wette Reime schmieden, 3 bis 4 Büchlein vom Umfange des vorliegenden zusammendichten — und: ohne Fleiß kein Preis — und: bar Geld lacht — usw.

S. 9 „Antwort auf das Sonntagslied." Die Frau zeigt sich mit dem vernünftigen Vorschlage durchaus einverstanden; sie will ihm gern zum Zeitvertreib „das Köpfchen kraun" oder ihm etwas vortanzen „ohne das lästige Gewand, nur noch Flor und Seidenband" (! Das läßt tief blicken! Zeichnung S. 5), schließlich aber scheint sie doch diese brotlosen Künste beiseite zu lassen und lieber:

Nein — wir wollen sonntagreiten
Auf dem guten Pegasus.
Das ist so der Überschuß
Unsrer tausend Fruchtbarkeiten.

S. 15 „Bescheidene Unterkunft":

Im Traume brummt die Kuh —
Ich seh die Meine (? na nu?) liegen
In kinderseliger Ruh.

Beim Vortrag dieses Gedichtes muß man sorgsam darauf achten, daß nicht etwa „die meine" gesprochen wird, sondern deutlich ein großes M zu vernehmen ist.

S. 29 „Nachtschatten":

Ich fühl in meinen Adern
Rinnen das heiße Blut,
Das seinen Scharlachmantel
Sanft um mein Herze tut.

Welch ein köstliches Bild, ebenbürtig nur folgendem:

S. 31 „Badenixlein":

Die Wogen schäumten übern Fels,
Flugs tät sich's Mägdlein bücken,
Und warfen ihren Schwanenpelz
Ihm schmeichelnd um den Rücken.

Das Blut ein Scharlachmantel ums Herz, die Wogen ein Schwanenpelz um den Rücken, eine kostbare Garderobe! Das vermochte selbst Schiller nicht einmal in seinen überschwenglichsten Jugendgedichten.

Digitized by Google

S. 37 „Den Dichtern“:

— wenn ihm auch das Herze bricht,
Ein Dichter läßt vom Dichten nicht.

Freue dich, freue dich, Alldeutschland! Nie werden deine Gaue von Dichtern völlig entblößt sein.

S. 43 „Kleinigkeit“. „Dein mordsgescheites Köpferl“, „Du zierliche Zweibeinigkeit“ — einfach süß! Was will gegen diese zierlichen, feinen Schmeicheleien und Lobreden auf die holde Weiblichkeit noch Schillers abgeleiertes „Ehret die Frauen“ besagen!

Genug davon! Hier soll nicht alles Wunderbare, was in dem Büchlein zu finden ist, ausgehoben werden. Selbst lesen und vor allem kaufen — darauf kommt's an. Keine bessere Waffe kann es geben in dem Kampfe gegen die Schmutzliteratur. Wer diese schönheitstrunkenen, von aller gemeinen Lüsternheit himmelweit entfernten Dichtungen eines echten Edelmannes liest, der bleibt lebenslang gefeit gegen alle Versuchungen der Zuhälter- und Dirnen-Poesie.

Die Ausstattung ist würdig und entspricht vollkommen dem Inhalt an Sauberkeit und Eleganz. Das Papier ist, wie die mehrfach, vielleicht nur aus diesem Grunde (?) leer gelassenen Seiten besonders deutlich zeigen, teuer und pikfein. Die Zeichnungen wissen sich den fein gewählten Situationen und zauberhaften Stimmungen der Gedichte wundervoll anzuschmiegen.

Als Leitmotiv ist auf der Vorderseite des dritten Vorsatzblattes das gottbegnadete Dichterpaar, zusammen mit einem Kater auf dem Lotterbettlein sitzend, dargestellt, sie mit ihrer geliebten Laute, er etwas Unerkennbares, oder Unbeschreibliches, oder — nichts in der Hand. Er mit der Leier, sie mit der Laute kehren oft an leeren Stellen wieder, um diese reizend zu beleben oder wenigstens anzufüllen — aber beileibe nicht mit Versen! Sonst hält sich der Mann körperlich mehr im Hintergrunde, während von der besseren Hälfte, wie ja dem schöneren Geschlechte von Rechts wegen zukommt, die besseren Partien und höheren Schönheiten im Laufe des Büchleins nackt und bloß und unverhüllt sich bewundern lassen. Abgesehen von einigen anderen Nuditäten, die keine Beziehungen zur Hauptperson zu haben scheinen und aus diesem Grunde gänzlich ohne pikanten Beigeschmack sind, sieht man z. B. S. 11, während sonst alles durch ein langes, nach oben bis an den Hals reichendes Hemd keusch und züchtig verdeckt

Digitized by Google

ist, ihre Beine bis zum Knie; es ist aber dort auch von ihren als den „allerfeinsten Beinen“ die Rede, und man muß der Wahrheit stets die Ehre geben: Die Beine sind in der Tat nicht übel — ob aber wirklich die allerfeinsten, ob es nicht noch „feinere Nummern“ gibt? S. 31 bekommt man die obere Hälfte bis unterhalb des Nabels vor Augen und S. 33 nicht ganz eben so viel; es ist nur das „Badenixlein“, dessen „weiße Brüstlein“, und was drum und dran hängt, man bei diesem Anblick zu bewundern aufgefordert wird. Es fehlt, wie man sieht, nicht gerade viel daran, so würde sich die ganze Person den erstaunten Blicken im Bilde nackt vorgeführt zeigen, und Stratz könnte seinen streng wissenschaftlichen Büchern über die weibliche Schönheit eine neue Frauengestalt, nach der Natur aufgenommen, einverleiben, wenn er nicht ohnehin schon genug davon besäße. Heiliger Kandaules! Potz Gyges und sein Ring!

Aber die Offenherzigkeit geht noch weiter. Es muß den stumpfsinnigen Schwächlingen vom gewöhnlichen Pack auch zu Gesicht und Gemüt gebracht und geführt und zur Beaugenscheinigung dargestellt werden, was ein so liebenswürdiges, ausgesuchtes und lebensfrisches Paar zusammen treibt, welche „Wonnen“ (S. 13, 17) und „Fruchtbarkeiten“ (S. 10 tausend Fruchtbarkeiten, vgl. S. 56 tausend Heiterkeiten) ihr Eheleben in sich schließt, wie sie sich in „Blütenbäuschen“ (S. 12, 75) wälzen. Das wird nun durch zwei sich schnäbelnde Kropftauben (das üppigste Paar S. 27 „Weise Beschäftigung“, vgl. S. 65 und Vorderseite des Deckelumschlags unten Ecke links und rechts) äußerst sinnig und zart angedeutet, und um auch das nicht ganz beiseite zu lassen, was um die Stunden der finsteren „Mitternacht“ (S. 19) bisweilen, wie das Gerücht geht, unter Liebesleuten vorkommen soll, so mußte der Maler unbedingt ein Paar Insekten in jener wollüstigen Umschlingung darstellen, in der sich zum ewigen Leidwesen aller Naturanbeter und Lüstlinge, zumal in den sittenreinen Großstädten, nur etwa Hunde und eben Insekten vor dem Auge des Gesetzes und der Sitte gänzlich ungeniert und straflos präsentieren dürfen.

Sinnliche Glut gilt nach den Vorschriften einsichtsvoller Kunstrichter als Haupterfordernis wahrer Poesie — das heilige Feuer sinnlicher Leidenschaft lodert (S. 17 „Priesterin der Aphrodite“) und zuckt überall von diesen Blättern her. Anschaulichkeit ist ein zweites Grundgesetz aller Kunst, und anschaulich wird hier dem Leser alles gemacht, auch das Geheimste. Damit

Digitized by Google

man jedoch nicht vergesse, daß hier der Liebesgöttin kein ordinäres Feuer angezündet sei, wie solches etwa gelegentlich in den keineswegs blaublütigen Adern von Hinz und Kunz ebenfalls aufflackern könnte, so weisen reichlich angebrachte Freiherrnkronen streng den gemeinen Pöbel (S. 8 Odi profanum) aus dem Tempel dieser himmlischen, hohen, hehren, heiligen Aphrodite. Die siebenzackige Freiherrnkrone schwebt über dem Taubenpaar, wodurch das „Brautlinnen" (S. 65) geziert werden soll, sie strahlt auf einer Vase (S. 53) über den Buchstaben ELW, sie ziert die Schärpe der Gemahlin (Vorderseite des Umschlags), ja zum Überfluß ist auf einer Zeichnung Amor dargestellt, wie er mit zwei Klöppeln auf 10 vor ihm aufgehängten Herzen (S. 25 „Mein Bestes", „Ticke-Tackewerkel") herumhämmert, und jedes dieser edel geformten Herzen zeigt eingeprägt — sicher in unauslöschlicher Flammenschrift — oder eingeätzt oder eintätowiert: eine siebenzackige Freiherrnkrone.

Außerdem aber enthalten 9 dieser Herzen die Buchstaben ELW und das zehnte rechts oben in der Ecke, größer und stärker als „alle neun" (vielleicht lieben die Herrschaften den Kegelschub), die Buchstaben EW. In dieser merkwürdigen Übereinstimmung der Anfangsbuchstaben

E(rnst) L(udwig)
E(lsa) L(aura)

liegt wohl die beste Gewähr, daß dieser Ehebund im Himmel geschlossen, vom Schicksal vorausbestimmt ist und für die Welt, besonders die künstlerische, unermeßlichen Segen bedeutet. Das tritt an diesem Büchlein in allem Glanz und voller Glorie zutage. Die Vorführung aller Intimitäten aus einem hochvornehmen Ehestande wird hier durch Naivität und Rückhaltlosigkeit geläutert, geadelt und geweiht. Was „unter anderen Umständen" eine Geschmacklosigkeit, ja, sträfliche Schamlosigkeit sein würde, das ist nun eitel Fruchtbarkeit und Reife, Kunst und Schönheit, Lust und Wonne, Heil und Segen. Glück auf, deutsche Poesie!

Digitized by Google

Die Tätigkeit des Evangelischen Bundes.*)

Von G. Rauter (Charlottenburg).

Der Evangelische Bund hat im Laufe des Jahres 1904 seine Mitgliederzahl ganz bedeutend erhöht, wie namentlich schon die Steigerung der Auflage seiner Zeitschrift von 37000 auf 64000 beweist. Es ist dadurch aufs deutlichste dargetan, daß er als solcher nicht mehr zu entbehren ist. Anderseits muß aber gefragt werden, ob der Evangelische Bund denn auch wirklich das ist, was er sein soll und sein könnte, eine Frage, deren Beantwortung leider kein gleichermaßen erfreuliches Ergebnis bringt.

Der Evangelische Bund soll die Zusammenfassung aller evangelischen Kreise bilden, die für die Daseinsbedingungen des evangelischen Deutschtums mit aller Kraft einzutreten entschlossen sind. Ein derartiges Vorgehen darf aber nicht nur mit bloßen Worten erfolgen, sondern muß aufs allernachdrücklichste durchgeführt werden, wenn es anders überhaupt einen Zweck haben soll. In diesem Falle wird allerdings auch die Arbeit des Bundes nicht ohne Erfolg bleiben können, da die Protestanten nicht nur die Mehrheit des deutschen Volkes bilden, sondern auch an geistiger Regsamkeit ihre unter dem römischen Joch gehaltenen Mitbürger weit übertreffen. Was ihnen fehlt, sind allerdings Opferwilligkeit und Opferfreudigkeit neben einheitlicher, zielbewußter Leitung. Ihnen letztere zu bieten und erstere anzuregen, ist die Aufgabe des Evangelischen Bundes.

Indessen ist leider von wirklichen Erfolgen des Bundes, trotz seines bald 20jährigen Bestehens, selten etwas zu hören gewesen. Nach jeder kulturfeindlichen und romfreundlichen Maßnahme der Regierung hat man „Proteste“ erhoben, Vorträge gehalten,

*) Obwohl ich mit jeder Einzelheit dieser Kritik mich nicht identifiziere, halte ich doch vieles für sehr berechtigt. Bei der numerischen Größe des Evangelischen Bundes muß er zu entsprechendem Einfluß im öffentlichen Leben gelangen. Jede Kritik, die darauf abzielt, ihm diesen Einfluß zu verschaffen, muß von ihm mit Dank entgegengenommen werden. Ich glaube deshalb der Sache des Bundes einen Dienst zu erweisen mit der Veröffentlichung des Aufsatzes noch vor der diesjährigen Generalversammlung. Für Äußerungen aus Kreisen des Evangelischen Bundes zu dieser Kritik werde ich dankbar sein. D. H.

Digitized by Google

in Versammlungen mehr oder weniger gegenstandslose „Beschlüsse“ gefaßt, und ist dann wieder nach Hause gegangen in der Überzeugung, der Pflicht genügt zu haben. Denn der Evangelische Bund stelle eben keine politische Partei dar und dürfe keine politischen Zwecke verfolgen. Man hat sich so nach und nach an bloßes Reden und Klagen gewöhnt, ohne die Kraft zu finden, wirklich irgend etwas zu erreichen oder zu verhindern. Natürlich sind derartige „Proteste“ und „Beschlüsse“ der Regierung sowohl, wie den führenden Parteien vollkommen gleichgültig, da man genau weiß, daß der Evangelische Bund, wenigstens unter seiner jetzigen Leitung und Verfassung, doch keine Wählermassen auf die Beine bringen wird. Man ist also wieder in das alte Erbübel des leidsamen Luthertums verfallen, im Bewußtsein des Rechtes von energischen, durchgreifenden Maßnahmen Abstand zu nehmen. Der mangelnden Erkenntnis auf unserer Seite, daß Recht ohne Macht nichts gilt, verdankt ja auch die Gegenreformation hauptsächlich ihre Erfolge.

Diese Tatsache hat allerdings auch den maßgebenden Kreisen des Bundes nicht verborgen bleiben können, aber statt sich zu durchgreifenden Schritten aufzuraffen, hat man von seiten des Zentralvorstandes die schön klingende, aber gar nichts besagende Forderung aufgestellt: „Da mache denn jeder überzeugte evangelische Christ als Wähler von seinem christlichen und evangelischen Rechte Gebrauch und fordere, ehe er einem Bewerber seine Stimme gibt, eine klare Aussprache von ihm über seine Stellung gegenüber den Anforderungen des Ultramontanismus“.

Dabei vergißt der Bundesvorstand nur die Hauptsache, daß nämlich der einzelne zu so etwas kaum imstande ist, und daß kein Reichstagsabgeordneter oder Kandidat auf derartige Anfragen von einzelnen Personen etwas gibt oder geben kann, mögen ihm diese Anfragen auch noch von so vielen Seiten zugleich zugehen. Einen Einfluß auf die Haltung der Kandidaten und Abgeordneten kann nur eine geschlossene Vereinigung ausüben, die imstande ist, durch ihre Organisation ihre Angehörigen bei Wahlen so zu leiten, daß sie je nachdem entweder für den einen oder für den anderen der aufgestellten Kandidaten stimmen. Dabei braucht der Bund gewiß nicht als Partei aufzutreten, sondern es wird genügen, wenn er seine Leute je nachdem anweist, mit einer der in Betracht kommenden Parteien Hand in Hand zu gehen, unter keinen Umständen aber einen Zentrumsmann oder eine dieser Partei nahe stehende Persönlichkeit zu unterstützen. Ein solches Vorgehen würde in allen gemäßigt liberalen und konservativen

Digitized by Google

Kreisen nur freudig begrüßt werden, weil diese naturgemäß darauf angewiesen sind, einen den Forderungen des mit seinen Organen in den Wahlkampf eingreifenden Evangelischen Bundes wohlwollenden Standpunkt einzunehmen, und sich seine tätige Unterstützung gern gefallen zu lassen. Bei den streng konservativen Parteien hat man dagegen immer eine mehr oder weniger große Vorliebe für das Zentrum empfunden, so daß sich namentlich die Kreuzzeitung nur wenig von einem Zentrumsblatte unterscheidet. Die Welfen sind geradezu Hospitanten dieser Partei. Ebenso unterstützt der Bund der Landwirte Zentrum und Welfen unmittelbar, wenn ihm nur auf wirtschaftlichem Gebiete Entgegenkommen geboten wird. Von den Gruppen entgegengesetzter Richtung vertragen sich die Sozialdemokraten, wie es sich in Bayern gezeigt hat, nötigenfalls sehr gut mit dem Zentrum. Auch die anderen sogenannten linksliberalen Parteien lassen sich nur zu gern von den ultramontanen Versicherungen betrügen, daß es der Natur des Liberalismus entspreche, Freiheit für alle, insbesondere auch für die Jesuiten und deren Freunde zu gewähren.

Wird so das Auftreten des Evangelischen Bundes von nationaler Seite mit Freuden begrüßt werden, so ist es anderseits Pflicht aller Freunde der nationalen Parteien und aller derer, die sich von der Notwendigkeit eines Kampfes gegen das ultramontane System überzeugt haben, dem Evangelischen Bund behilflich zu sein.

Leider ist es ungemein schwer, hier irgend eine Wirkung auf die Bundesleitung auszuüben, da der Evangelische Bund, der doch nur von der Mitwirkung der weitesten Kreise getragen werden kann, eine derartig unzureichende, zweckwidrige und schwerfällige Verfassung hat, daß ein Einfluß der Mitglieder, namentlich der neu hinzugetretenen, auf die Bundesleitung fast ganz ausgeschlossen ist. Diese bureaukratisch-autokratische Verfassung ist um so mehr ein Widerspruch in sich selbst, als es sowohl an einer Bureaukratie, das ist an einem Stamm bezahlter Bundesbeamter, wie auch an einem Autokraten, das ist an einer Persönlichkeit fehlt, die den Bund mit ihrem Geist erfüllt.

Viele alte, eifrige Mitglieder haben sich demnach im Laufe der Zeit überzeugen müssen, daß alle Bemühungen, einen frischen Zug in die Tätigkeit des Bundes hineinzubringen, an der eingewurzelten Schwerfälligkeit des Bundesvorstandes ergebnislos abprallen. Demgemäß haben viele ursprünglich sehr willige und tüchtige Bundesmitglieder sich genötigt gesehen, die Hände in

Digitized by Google

den Schoß zu legen und die Leitung ihrer verschiedenen Zweigvereine solchen Leuten zu überlassen, deren höchster Daseinszweck ist, Versammlungen abzuhalten und „Beschlüsse“ zu fassen.

Unter diesen Umständen wird es gut sein, auf Einzelheiten der Bundessatzungen einzugehen und zeitgemäß erscheinende Abänderungsvorschläge zu machen.

Zunächst müßte unter allen Umständen Berlin Bundessitz werden, da hier in Berlin die Fäden des kirchlichen und politischen Lebens zusammenlaufen. Der zu zahlende Jahresbeitrag von 1 Mark ist so niedrig, daß er kaum die Verwaltungskosten deckt; diese werden z. B. seitens des Berliner Zweigvereins auf 1,50 Mark für das Mitglied berechnet.

Nach § 4 der Satzungen wird der Evangelische Bund durch einen Bundesvorstand und durch Generalversammlungen vertreten; er gliedert sich nach Landeskirchen usw. in Hauptvereine. Diese bedürfen zu ihrer Wirksamkeit der Anerkennung des Vorstandes. Die an den einzelnen Orten zu gründenden Zweigvereine haben die Anerkennung der Hauptvereine nötig. Dies sind wiederum Bestimmungen, die sich recht schön ausnehmen, aber in der Praxis in einer Weise gehandhabt werden, die die Erreichung der Bundeszwecke ganz unmöglich macht. Die Hauptvereine umfassen äußerst ungleiche Gebiete, namentlich deswegen, weil die kleinste Landeskirche, wie z. B. diejenigen der kleinen deutschen Fürstentümer, einen eigenen Hauptverein haben soll, so daß in einem solchen Hauptverein oft nur wenige Mitglieder sind. Dagegen umfassen andere Hauptvereine sehr große Bezirke. Was die Gründung der Zweigvereine anbetrifft, so ist es zwar in den Statuten nicht gesagt, wird aber tatsächlich streng innegehalten, daß an jedem Ort nur ein einziger Zweigverein bestehen soll; höchstens erlaubt man die Gliederung eines derartigen Zweigvereins in wenige Ortsgruppen. Auch werden öfters gemeinschaftliche Zweigvereine für eine größere Anzahl von Ortschaften gegründet, während in jeder einzelnen Ortschaft nur eine nicht selbständig arbeitende Ortsgruppe sich befindet.

So z. B. besitzt Berlin mit seinen zwei Millionen Einwohnern nur einen einzigen Zweigverein, unter dem drei Bezirksvereine tätig sind. Letztere können ebenso wie der Zweigverein selber einen tatsächlichen Einfluß auf die Mitglieder nicht ausüben, sondern müssen sich mit der Abhaltung von Versammlungen begnügen. Eine andere sehr große Stadt in der Nähe Berlins besitzt nur einen Zweigverein, dessen Leitung derart wenig den

Digitized by Google

Zielen des Bundes entspricht, daß die Versammlungen außer von einigen Frauen und einem Teile des Vorstandes nur von höchstens einem Dutzend Leuten besucht zu sein pflegen. Wünschen nach einer lebhafteren Bundestätigkeit wird von seiten der am Ruder befindlichen Personen mit größter Energie entgegengetreten. Dabei schwebt man zugleich in größter Angst vor dem katholischen Vereinswesen Berlins, das außerordentliche Fortschritte gemacht hat, und hält es schon für äußerst mutvoll, überhaupt Mitglied des Evangelischen Bundes zu sein, für zu wagemutig aber, auch seine Mitgliederpflichten zu erfüllen.

Wenn nicht der Grundsatz aufgestellt und nach Kräften durchgeführt wird, daß nicht nur an jedem Ort, sondern in größeren Ortschaften in jedem Bezirk von etwa 4 bis 5000 Einwohnern ein Zweigverein bestehen soll, dann kann die Arbeit des Bundes niemals ins Volk dringen.

Der Zentralvorstand des Bundes besteht aus 8 bis 10 Mitgliedern, die von der Generalversammlung auf sechs Jahre gewählt werden. Außerdem ist noch ein „erweiterter" Vorstand vorhanden, der aus Vertretern der Hauptvereine (Provinzialvereine) besteht, und dessen Mitglieder von dem Vorstande der letzteren auf je sechs Jahre ernannt werden. Überdies kann der engere Vorstand noch durch Zuwahl Mitglieder aufnehmen sowie auch in den weiteren Vorstand berufen. Es ist also eine wirkliche Teilnahme der Bundesmitglieder an der Tätigkeit des Bundes um so mehr vollständig ausgeschaltet, als der engere Vorstand in allen den Bund betreffenden Angelegenheiten vollständig freie Hand hat. Auch dem weiteren Vorstand steht nur ein sehr beschränktes Überwachungsrecht gegenüber dem Hauptvorstande zu.

Die Generalversammlungen finden jährlich einmal statt. In ihnen soll über die Tätigkeit des Vorstandes und des Bundes berichtet und satzungsgemäß auch beraten werden. Verhandlungen sind nur in den geschlossenen (nicht in den öffentlichen) Mitgliederversammlungen zulässig. Die Vertreter des Hauptvorstandes werden von den Abgeordneten der Zweigvereine gewählt. Letztere sind überhaupt für alle Gegenstände zuständig, die ihnen vom Hauptvorstande überwiesen worden sind. Das heißt zu deutsch, daß sie im übrigen und damit tatsächlich gar nichts zu sagen haben. Daß in der Tat die Abgeordneten der Zweigvereine und namentlich die einzelnen Mitglieder so gut wie vollständig mundtot sind, geht auch z. B. aus der Einladung zu der letzten Hauptversammlung des Bundes hervor. Für die Mitgliederversammlung waren

Digitized by Google

damals nur zwei Stunden Zeit angesetzt, mit dem vorsichtigen Zusatze: keine Diskussion. Für die Abgeordnetenversammlung des Bundes waren alles in allem höchstens vier Stunden verfügbar. Also die einzige Gelegenheit, wo die Vertreter der Zweigvereine als solche hätten zum Wort kommen können, war in der Zeit so beschränkt, daß außer für die Entgegennahme der amtlichen Berichte des Vorstandes kaum Zeit übrig blieb. Und in diesen wenigen Stunden sollen alle die zahlreichen Fragen beraten werden, die das evangelische Volk als solches interessieren? Es ist zu hoffen, daß hier Wandel geschaffen wird.*)

Diesen Wünschen, die auf die Verfassung des Evangelischen Bundes Bezug haben, wären dann diejenigen anzureihen, die seine literarischen Kundgebungen betreffen. Jede größere Vereinigung irgendwelcher Art pflegt außer ihren Versammlungen als Organ noch eine Zeitschrift zu besitzen, in der die Ziele des Vereins und die Mittel zu deren Durchführung, auch Personalfragen usw. besprochen werden. Dazu kommen dann meist noch Flugschriften, Broschüren, Bücher usw., die in regelmäßigen oder unregelmäßigen Zwischenräumen folgen. Auch der Evangelische Bund hat demgemäß sein Organ, die sogenannte „Kirchliche Korrespondenz für die Mitglieder des Evangelischen Bundes", oder, wie sie jetzt heißt „Monatskorrespondenz". Dies Blatt erscheint monatlich in einer großen Auflage und bringt einige belehrende Artikel über die Praxis der römischen Kirche, über die Fortschritte der evangelischen Bewegung im Auslande usw. Eine besondere Beilage, die „Literarische Rundschau", bespricht die neueste, für die Protestanten in Betracht kommende Literatur. Über die Auf-

*) Einen sehr wunden Punkt der Generalversammlungen bilden ihre offiziell aufgestellten Rednerlisten. Auf ihnen figurieren fast ausschließlich Theologen; Laien, Männer des öffentlichen Lebens: Juristen, Ärzte, Industrielle, Arbeiter, Kaufleute, Handwerker fehlen als Redner so gut wie ganz. Und doch wäre ihr Auftreten weit wirkungs- und bedeutungsvoller, als das der Theologen. Der Grund liegt auf der Hand und enthält nichts Verletzendes für die Theologen: ihre Teilnahme und Führerrolle bedeutet für die Öffentlichkeit nicht, daß der Ev. Bund eine Volksbewegung darstellt — „Theologen sind auf Evangelisches d. h. Religiöses geeicht," lautet die Redensart —, wohl aber würde dieser Eindruck hervorgerufen werden durch Laienredner. Ferner, wo sind auf den Generalversammlungen die bedeutenden Männer der Öffentlichkeit, die Leute „die was hinter sich haben": Parlamentarier, Journalisten usw.? Für ihr fast beharrliches Fehlen muß es einen Grund geben, und dieser Grund muß beseitigt werden. Lerne man vom Gegner, von den „Generalversammlungen der Katholiken"! D. H.

Digitized by Google

gaben und die Tätigkeit des Bundes berichtet die Korrespondenz ebenfalls, aber nur möglichst kurz und den Ereignissen recht sehr nachhinkend. Da werden die Versammlungen der Hauptvereine und der Zweigvereine erwähnt. Die Reisen des Generalsekretärs werden kurz aufgeführt, in einer Gabentafel wird über eingegangene Sendungen quittiert, und amtliche Bekanntmachungen der Bundesleitung werden mitgeteilt.

In den ganzen 18 Jahrgängen, die die „Kirchliche Korrespondenz" hinter sich hat, vermißt man jede wirkliche Erörterung über die Aufgaben, die Ziele und die Praxis des Evangelischen Bundes, so daß also gerade die Bundeszeitschrift am allerwenigsten geeignet ist, als Sprechsaal der Bundesmitglieder zu dienen sowie einen die Sache fördernden Meinungsaustausch zu vermitteln. Dabei dürfte es doch auch wohl der Bundesleitung genügend bekannt sein, daß gerade die Mitarbeit an dem Bundesorgan und die Möglichkeit, hier jeden zu Worte kommen zu lassen, für einen Verein außerordentlich fördernd und anregend wirkt.

Das Beste an der „Korrespondenz" ist übrigens deren literarische Beilage, aber anderseits ist wieder diese etwas, das eigentlich nicht in eine solche, vorwiegend praktischen und politischen Zwecken dienende Korrespondenz gehört, ganz abgesehen davon, daß wohl die allerwenigsten Mitglieder des Bundes gerade nach der „Kirchlichen Korrespondenz" Bücher kaufen werden. Wer in der Lage ist, sich die darin besprochenen Bücher anzuschaffen, wird in der Regel auch eine andere, literarische Erscheinungen besprechende Zeitschrift lesen.

Außerdem enthält die „Korrespondenz" noch eine Unterhaltungsbeilage, die ebensowenig wie die „Literarische Rundschau" in den Rahmen des Blattes paßt.

Weiter ist die „Korrespondenz" auch nicht einmal durch die Post zu beziehen, sondern nur durch Vermittelung der freiwilligen Helfer der Zweigvereine, also auf einem recht umständlichen und zeitraubenden Wege. Denn bekanntlich ist gerade die Versendung durch freiwillige Helfer durchaus nicht billiger und schneller, als eine solche durch die Post. Die Mitglieder erhalten die „Korrespondenz" auf diese Weise vielfach erst dann, nachdem sie in den Tageblättern die wichtigsten darin zu findenden Nachrichten schon gelesen haben, vorausgesetzt, daß die „Korrespondenz" die betreffenden Nachrichten überhaupt auch bringt.

Neuerdings wird neben der „Monatskorrespondenz" noch ein kleines Blättchen, das „Kleine Monatsblatt des Evangelischen

Digitized by Google

Bundes" herausgegeben, zum Preise von zehn Pfennigen für das Jahr, trotz seines an sich nicht schlechten Inhaltes doch immer der beste Beweis, daß man sich zu ganzen Maßregeln nicht aufrafft.

Außerdem geben die einzelnen Hauptvereine zum Teil auch noch monatlich oder vierteljährlich erscheinende Blättchen ähnlichen Charakters heraus, während der Gesamtverein selber noch eine Reihe monatlich erscheinender Flugschriften veröffentlicht, die entweder Fragen allgemeiner Natur akademisch erörtern oder einzelne Vorkommnisse aus der Reformationsgeschichte zum Gegenstand haben. Diese Blätter der einzelnen Hauptvereine sowie der Inhalt der nicht umfangreichen Flugschriften könnten bequem in die „Monatskorrespondenz" verarbeitet werden, so daß schon hierdurch die Verteilung des Stoffes auf eine Reihe unabhängiger und im einzeln recht wenig bedeutender Organe fortfiele. Wird dann noch, wie bereits angedeutet, die „Monatskorrespondenz" durch Abschnitte erweitert, die alle Gebiete der Bundestätigkeit umfassen, und die den Mitgliedern Gelegenheit zur Aussprache geben, so kann unter geeigneter Leitung ein recht brauchbares und wertvolles Erzeugnis zustande kommen. Freilich muß ein solches Blatt dann auch von einer Persönlichkeit geleitet werden, die ihm wirklich die nötige Zeit widmen kann. Einen Hauptgrund für die jetzigen Mängel des Bundesorgans bildet nämlich auch der Umstand, daß es von dem Schriftführer und von dem Generalsekretär des Bundes nur im Nebenamte und in der wenigen freien Zeit besorgt wird, die diesen beiden Personen ihre sonstige Tätigkeit übrig läßt. Auch der trockene, höchst ungeschickt gewählte Titel „Kirchliche Korrespondenz" oder „Monatskorrespondenz" müßte durch etwas Besseres ersetzt werden. Es genügt eben nicht, daß irgend etwas geschehen ist, sondern alles Arbeiten kann als überflüssig gespart werden, das nicht auch tatsächlich geeignet ist, den gewollten Zweck zu erreichen. Eine nicht vorzüglich geleitete Zeitschrift wird der Sache des Evangelischen Bundes keine Förderung bringen können.

Noch einen weiteren Wunsch möchten wir für ein solches Bundesorgan aussprechen, nämlich den, daß als Mitarbeiter nicht fast nur Geistliche, sondern möglichst zahlreiche Personen aus den verschiedensten Berufskreisen herangezogen werden, so daß Vielseitigkeit der Schreib- und Anschauungsweise stattfindet.

Digitized by Google

Zur Offiziersfrage.

Von Oberstleutnant a. D. von Sommerfeld (Weimar).

Eine eigenartige Erscheinung des politischen Lebens liegt in der Neigung, mehr wie bei allen übrigen Berufs- oder Erwerbszweigen die Vergehen einzelner Offiziere dem ganzen Stande und den in ihm großgezogenen Anschauungen zur Last zu legen.

Indes die Ausspielung des einzelnen gegen die Gesamtheit und die Ausbeutung zu politischen Zwecken ist keine Erfindung der Neuzeit. Wie üppig war sie schon in der Konfliktszeit der sechziger Jahre ins Kraut geschossen. Vom Offizier wurde in weiten Kreisen nur mit spöttischem Achselzucken als dem an Bildung und Sitte rückständigen Vertreter einer verrotteten Kaste gesprochen. Und gerade dieses verachtete Offizierkorps zeigte sich alsbald nachher als der scharfgeschliffene, fleckenreine Stahl zur Schöpfung der deutschen Einigkeit.

Das Bild der Gegenwart hat sich im Grunde nur wenig geändert. Die führende Stimme ist lediglich auf die Sozialdemokratie übergegangen, zu der die radikale Linke die Begleitinstrumente spielt. Aber eine unumstößliche Lehre gewährt der Rückblick auf die Vergangenheit: die Angriffe entgegengesetzter politischer Parteien sind alles, nur kein Beweis für die Minderwertigkeit des Offizierkorps.

Unter Voraussschickung dieser Feststellung soll indes rückhaltlos zugegeben werden, daß mehrfache Vorkommnisse in der letzten Zeit zu ernsten Besorgnissen gerade in denjenigen Kreisen Veranlassung gegeben haben, welche in der Unversehrtheit des Offizierkorps die festeste Schutzwehr gegen äußere und innere Feinde sehen. Vielleicht wurden früher nicht alle Fälle in die Öffentlichkeit gezerrt. Aber der bedeutungsvollste Wert der letzteren liegt in der Vertiefung des Grundsatzes „Noblesse oblige“. Was ehedem der Offizier nur mit sich selbst abzumachen hatte, wird jetzt zum unentschuldbaren Verbrechen gegenüber der ganzen Armee.

Einen Stillstand in der Beschaffenheit des Offizierkorps gibt es natürlich ebensowenig wie auf irgend einem anderen Gebiet. Mit Naturnotwendigkeit hat sich seit den glorreichen Kriegen Kaiser Wilhelms des Großen eine weitreichende Umwandlung innerhalb desselben vollziehen müssen. Jede Weiterentwickelung

Digitized by Google

aber kann den richtigen oder falschen Weg einschlagen. Auch die fahrbarste Straße hat ihre abschüssigen Stellen. Sind nun alle gegen die Entgleisung notwendigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden?

I.

Nicht der geringste Grund für die Unbeliebtheit vor 1866 lag in dem Ausschluß der breiteren Volksschichten von den im wesentlichen nur für die Söhne von Offizieren, höheren Beamten und adligen Grundbesitzern offenen Offizierstellen. Am weitesten gezogen waren noch die Kreise in den westlichen, an kleinem Adel ärmeren Provinzen.

Allein diese Stände hatten knapp noch für die Reorganisation am Ausgang der fünfziger Jahre ausgereicht. Einen ersten anders gearteten, aber doch nur zum Teil sich einlebenden Bestandteil brachten die Offiziere der kleineren Staaten nach 1866 und 1870. Jede weitere Vermehrung der Armee mußte notgedrungen zu einer Verbreiterung der Quellen führen. Aber die maßgebenden Stellen verhielten sich damit zunächst sehr bedachtsam und vorsichtig. Über die studierten Berufsarten, den bürgerlichen Grundbesitz und die alte Kaufmannschaft wurde selten hinausgegangen. Erst der hochherzige Erlaß Kaiser Wilhelms II. verwandelte die bisherigen Schranken in eine weite Eingangspforte.*)

Unzweifelhaft lag in demselben ein Bruch mit den bisherigen Grundsätzen. Der bisher als ein Notbehelf, gleichsam als ein unvermeidliches Übel betretene Weg wurde nunmehr als die gesunde Unterlage für die Ergänzung des Offizierkorps hingestellt. Der Schritt lag auf der allein gangbaren Bahn. Die stete Vermehrung der Streitkräfte in den Nachbarreichen zwang und zwingt Deutschland stets zu der gleichen Maßregel. Zur Vermeidung verhängnisvollen Mangels mußte daher dem Offizierzufluß ein breites, auch für spätere Zeiten ausreichendes Bett gegraben werden. Die Frage nach einer Herabsetzung der Brauchbarkeit trat demgegenüber in den bedeutungslosen Hintergrund. Bei der im Volke vorhandenen Neigung floß dem Offizierstande aus allen Ständen alsbald eine oft nicht zu bewältigende Fülle zu.

---

*) Ob die bayrischen, sächsischen und württembergischen Kontingente eine ähnliche Wandlung durchgemacht haben, entzieht sich der diesseitigen genauen Kenntnis.

Digitized by Google

Zurzeit stellen nun die Generale die Zusammensetzung des Offizierkorps vor 1870, die mittleren Chargen bis zum Hauptmann einschließlich die zweite, die Subaltern-Offiziere die jüngste Umwandlungsstufe dar. Das preußische Offizierkorps ist also in der Richtung von oben nach unten kein einheitliches. Auch haben an der Veränderung nicht alle Waffengattungen oder Regimenter in gleicher Weise teilgenommen. Die Garde hat ganz, die Kavallerie zum großen Teil ihren alten Besitzstand bewahrt, nur haben sich in der letzteren einzelne Kommerzienratsregimenter herausgebildet. Die Artillerie und die Spezialwaffen bewegen sich auf der mittleren Linie, am meisten betroffen wurde die Infanterie.

Neben der Herkunft aber haben auch die bis hart an die zulässige Grenze sich vermehrenden Heiraten verändernd auf das Offizierkorps eingewirkt.

Die Erhöhung des sogenannten Kommißvermögens durch die A.K.O. vom 20. Mai 1886 erhielt bei der Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse und dem leider der ganzen Zeitströmung anhaftenden materiellen Zug eine wohl nicht beabsichtigte einschneidende Bedeutung. Die höheren Offiziere und Beamten, zum Teil auch der altererbte Grundbesitz gerieten je länger je mehr in eine Lage, in welcher sie zur Hergabe der erhöhten Zulage an ihre Töchter nicht mehr imstande waren. Damit schieden die althergebrachten Elemente aus den Offizierfrauen aus. In breiter Front, auf der ganzen Linie siegreich, hielten die erwerbenden Stände ihren Einzug.

Bei der Allgewalt des „Ewigweiblichen" ist hierdurch eine nicht zu unterschätzende Umwandlung im Offizierkorps hervorgerufen worden. Schon Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ein Lied von dem Einfluß der englischen Frauen einzelner hervorragender Generale auf den Gang der Belagerung von Paris gesungen. Wenn das am Kernholze wetterfesten Alters geschah, um wieviel mehr an dem nicht völlig ausgereiften Nachwuchse.

Das militärische Verbot gilt heute nur noch von der selbsttätigen Beteiligung am öffentlichen Räderwerke der Politik. Die Tagesfragen beherrschen so sehr den Unterhaltungsstoff, daß der Offizier sich wohl oder übel seine eigene Meinung bilden muß. Nun findet er auf dem schwiegerelterlichen Tische Zeitungen der verschiedensten politischen Färbungen. Das politische Glaubensbekenntnis des Offiziers gleitet daher in vielen Fällen und oft ganz unbewußt in das schwiegerelterliche Fahrwasser.

Digitized by Google

Wer daher das Offizierkorps zurzeit für partei-„konservativ“ hält, würde sich einer bedenklichen Täuschung hingeben. Die inaktiven, bei den letzten Wahlen für die nationalliberale Partei auftretenden Offiziere und Generale haben doch nicht erst bei der Einreichung des Abschiedes eine Schwenkung vorgenommen.

Indes trotz aller Spaltungen steht Gott sei Dank eines felsenfest: die Kaisertreue und die bedingungslose Hingabe an die Befehle des Allerhöchsten Kriegsherrn. Der ganze Zuschnitt des Offizierlebens zeigte früher durch die ganze Armee hindurch eine große Übereinstimmung. Mochten auch einzelne Regimenter durch größere Wohlhabenheit hervortreten, der gemeinsame Boden, auf welchem die Gesamtheit erwachsen war, trat doch überall zutage. Bei den weitreichenden Unterschieden in der Zusammensetzung der Offiziere und ihrer Ehefrauen herrscht heute nicht nur in jeder Waffengattung, sondern sogar in jedem Regiment ein erkennbar anderer Ton. Selbst innerhalb der einzelnen Regimenter erschwert der große Unterschied der Zulagen bei den Verheirateten wie bei den Unverheirateten das enge Zusammenleben und die übereinstimmende Lebensführung. Die Gefahren für das kostbarste Gut der deutschen Armee, die Kameradschaft, leuchten ein.

II.

Frisches Blut in günstiger Mischung hat sich bisher noch in jedem Beruf nutzbringend erwiesen. Das Berufsmonopol einzelner gesellschaftlicher Klassen hat seine Vorzüge und Nachteile. Wie beispielsweise in alten Juristenfamilien die Schärfe des logischen Denkens, die Auslegungskunst der Gesetze und objektives Herantreten an die Streitfälle heimisch ist, so wird schon in der häuslichen Luft und der Erziehungsweise der alten Offizierkreise der Grund gelegt zur Einfachheit, Unterordnung unter fremden Willen, Entschlossenheit, Treue zu Kaiser und Reich, angemessenes Auftreten, Zuneigung zu dem gemeinen Soldaten und Verständnis für die Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse desselben. Gerade für diesen letzten Punkt ist ein Zeugnis aus dem Lager des Gegners besonders wertvoll. Nach „Jena oder Sedan“ sind die Soldaten in denjenigen Regimentern am besten aufgehoben, deren Offizierkorps noch die althergebrachte Zusammensetzung zeigt.

Als Schattenseiten der Berufsvererbung können dagegen das Festhalten an der hergebrachten Routine, Ablehnung von Neuerungen, die Neigung zu Standesvorurteilen und der Abschluß von der Außenwelt bezeichnet werden.

Digitized by Google

Hat nun aber die Zuführung der frischen Kräfte in den 15 Jahren ihres Bestehens die guten Eigenschaften des Offizierkorps vertieft und die schlechten beseitigt? Die Antwort kann leider nach der allgemein sozialen Seite hin nicht unbedingt bejaht werden. Statt zu verstummen, nehmen die Klagen über mangelndes Verständnis für die Behandlung und Erziehung der Soldaten oder wenigstens für die richtige Anleitung und Beaufsichtigung der Unteroffiziere zu. Große Kreise beschweren sich über den hermetischen Abschluß des Offizierkorps, über Fälle von Überhebung und Sittenlosigkeit. Und diese Anklagen wenden sich vornehmlich gegen die jüngeren Mitglieder und die von der Neuregelung des Offiziersatzes am meisten betroffenen Waffengattungen und Regimenter — Mörchingen, Insterburg, Forbach. Die Vorwürfe richten sich also im Grunde genommen zu allermeist gegen das eigene Fleisch und Blut.

Vielleicht ist nun in der Tat die heilsame Arznei der Auffrischung der Armee nicht ganz in der richtigen Gabe zugeführt worden. Zwar ist der Vorwurf der Abschließung innerhalb des eigenen Kreises zum mindesten stark übertrieben. Jeder Beruf sucht aus dem natürlichen Grunde der weitgehendsten Berührungspunkte seinen Hauptverkehr in sich, um wieviel mehr der die Kameradschaft mit Recht auf seine Fahnen schreibende Offizierstand. Der seine Zeit und Kraft voll beanspruchende Dienst beschränkt sodann die Möglichkeit eines weitergreifenden Umganges. Wer kann es auch dem Offizier angesichts der maßlosen Heftigkeit der gegen seinen Stand gerichteten Vorwürfe und der Behutsamkeit, mit der er jeder peinlichen Lage ausweichen muß, verdenken, daß er nur ganz sicheren Boden betreten will. Dabei dehnt in Wahrheit der Offizier seinen Umgang am weitesten über seine eigenen Grenzen aus.

Ohne umfassende Bildung wird sich jedoch heute das Offizierkorps schwerlich sein unerläßliches Ansehen erhalten. Mit jedem technischen Fortschritt verlangt auch der Dienst einen umfassender geschulten Geist. Trotzdem liegen die Haupterfordernisse für den Offizier im Ernstfalle des Krieges — Tapferkeit, Kaltblütigkeit, Treue bis in den Tod — auf dem Gebiete des Charakters. Seine wissenschaftliche Bildung kommt nur unter dem Gesichtspunkt ihres allerdings bedeutenden Einflusses auf die Stählung der Willenskraft in Betracht.

Bei der Auswahl des Offiziersatzes aus enger begrenzten Kreisen ersetzten die Überlieferungen und der die Charaktereigen-

Digitized by Google

schaften des Offiziers großziehende Geist der Familie in gewissem Grade die Hilfstruppe der Wissenschaft. Zurzeit jedoch teilt sich das Offizierkorps mit allen übrigen Ständen in die gleichen Quellen des Ersatzes. Aber das Studium wie die Technik, die Post wie die Steuer verlangen das Abgangszeugnis einer höheren Lehranstalt. Bei dieser Sachlage liegt doch die Gefahr einer Benutzung der Armee als Abladestelle der für die Schlußprüfung unfähigen Söhne nahe. Für eine Anzahl Offiziere ist daher weder die bei der strengen Eigenart des militärischen Berufes besonders wichtige Veranlagung noch die Herzensneigung der Grund zum Diensteintritt. Einen völlig unübersteigbaren Damm für ungeeignete Elemente gibt das Reifezeugnis natürlich nicht ab. Wie aber kann der heranwachsende Jüngling überhaupt seine Charakterfestigkeit anders kund tun, als daß er pflichttreu und willenskräftig die Anforderungen der Schule überwindet.

Nach diesseitiger Ansicht bildet also die Ablegung der Abgangsprüfung bei der Verbreiterung der Quellen des Offiziersatzes das notwendige Gegengewicht gegen die erhöhte Gefahr der Zuführung unbrauchbarer Mitläufer.

Die Erhöhung der wissenschaftlichen Bildung wird zu einem verhängnisvollen Mangel an Offizieren nicht führen. Die Zuneigung zum Waffenhandwerk wird den toten Punkt bald überwinden. Der Übergang kann bei etappenweiser Anziehung der Schraube — vom Primanerzeugnis zum erfolgreichen einjährigen Besuch dieser Klasse und dann erst zur Abgangsprüfung — erleichtert werden. Schließlich wird auch zweifellos ein schwächeres, aber kernfestes Offizierkorps seiner Aufgabe besser entsprechen, als ein vollzähliges, dem eine Anzahl minderwertiger Glieder als Bleigewicht an den Füßen haftet.

Die hier ausgesprochene Ansicht hat sich übrigens unbewußt bereits in der Armee zu tatsächlicher Geltung durchgerungen. Bei dem zeitweiligen, den Bedarf weit übersteigenden Andrange zur Feldartillerie machten die Regimentskommandeure die Auswahl von der Ablegung der Abgangsprüfung abhängig. Der Grund konnte doch lediglich in der hierdurch gewährleisteten größeren militärischen Brauchbarkeit liegen.

Der für den Kadetten durch die ganze Dienstzeit durchlaufende Vorsprung im Lebensalter war für viele Schüler der bürgerlichen Lehranstalten trotz ausreichenden Fleißes und Begabung der Grund zu vorzeitigem Abgang vor der Schlußprüfung. Mit der allgemeinen Einführung derselben würde auch dieses in bezug auf die

Digitized by Google

geistige Höhe nicht zu unterschätzende Hindernis in Wegfall geraten, ohne daß es des etwas fragwürdigen Notbehelfs der Abiturienten-Vorpatentierung bedürfte.

Auch in Sachen der Offizierfrauen kann die Eröffnung neuer Kreise nach dem körperlich wie geistig gleichmäßig gültigen Gesetz von der Schädlichkeit andauernder Inzucht nur segensreich wirken. Aber der frische Strom hat sich ein zu breites Bett gegraben. Gewiß hat sich auch bei den Heiraten der Offiziere das allgemeine Hasten und Jagen nach Geld und Genuß fühlbar gemacht — auf keinen Fall mehr wie in der bürgerlichen gleichgestellten Umgebung. Aber die Fälle, in welcher die Herzensneigung an der Klippe des unerschwinglichen Vermögens zerschellt, sind immer noch zahlreich genug. In den Töchtern der alten Offiziere und höheren Beamten ist eine Fülle von Weiblichkeit, Geistesbildung, häuslichen Sinnes und Wirtschaftlichkeit aufgespeichert. Und gerade diese Eigenschaften sind für das Offizierleben unentbehrlich! Eine umfangreichere Wiedereinsetzung dieser Kreise in ihre alten Rechte, eine ausgeglichenere Mischung von alt und neu ist durchaus geboten. Knappe Verhältnisse oder gar Geldsorgen lähmen die Spannkraft und die Freudigkeit im Dienst. Ein Herunterdrücken unter die wirtschaftliche Lage der gleichstehenden Zivilkreise würde auch der Neigung zum Abschluß von der Außenwelt Vorschub leisten. Bei dem alten Maß darf also die Herabsetzung des Kommißvermögens nicht anlangen. Das richtige wird etwa in der Mitte liegen.

Auseinandersetzungen schließlich über die hohe Bedeutung der Kameradschaft hätten den Wert nach Athen getragener Eulen. Nicht zum mindesten haben die großen Erfolge der letzten Kriege auf der unverbrüchlichen Waffenbrüderschaft beruht. Ohne Befehl eilte ein Führer dem andern zu Hilfe, die Kavallerie setzte zum Todesritt für die bedrängte Infanterie an, die Artillerie opferte sich für die Schwesterwaffen. Wem der Ruhm und die Ehre des Tages zufiel, war gleichgültig, wenn nur die Schlacht gewonnen war. Sieht es noch heute so in der Armee aus? Ist kein Kastengeist eingezogen? Überhebt sich keine Waffe über die andere? Stellt sich selbst jedes Regiment auf gleichen Fuß neben das andere? Bis jetzt sind glücklicherweise nach den Erscheinungen in Südwestafrika gefahrdrohende Gegensätze noch nicht aufgekeimt.

Digitized by Google

Menſchenfreſſer und Menſchenopfer in Europa.

Von Dr. Alberts.

Menſchenfreſſer — Menſchenopfer! So entſetzlich beide Begriffe für unſer heutiges Empfinden auch ſein mögen, ſo bringen ſie doch ſchon einen gewaltigen Fortſchritt der Kultur und Geſittung vom furchtbarſten Egoismus bis zum aufopferndſten Altruismus in ihrem Neben- und Nacheinander zum Ausdruck. Immerhin mag es wohl manchen überraſchen, zu erfahren, daß es Zeiten gab, da man auch in unſerem verfeinerten Europa dieſe rohen Stufen hinanzuklettern ſich mühte. Laſſen ſich doch in unſeren Mythen und Märchen, von Atreus und Thyeſt bis zu Hänſel und Gretel die Spuren jener grauſamen Zeit ebenſo ſicher finden, wie in den Sagen vom Drachen und Tazzelwurm die Erinnerungen an die rieſigen Vorfahren unſerer heutigen Saurier.

Der erſte, der auf europäiſchen Kannibalismus in vorgeſchichtlichen Zeiten hinwies, war Profeſſor Spring in Lüttich, der in den Höhlen von Chauvaux bei Namur eine große Maſſe von Tier- und Menſchenknochen, mit Aſche und Kohlenſtücken vermengt, vorfand, die ihm die Annahme nahelegte, hier den Speiſeſaal nebſt Kochſtätte eines nichts weniger als vegetariſch lebenden Volkes gefunden zu haben. Die Knochen lagen bunt durcheinander, alle angeröſtet, und die Röhrenknochen, als ein nur allzu ſicheres Zeichen des Kannibalismus, behufs Gewinnung des Marks geſpalten. Die menſchlichen Schädel waren überdies in derſelben Weiſe zerſchlagen wie die der Tiere, und die Knochen trugen nicht nur die unverkennbaren Anzeichen, daß man ſie mittelſt eines Steinmeſſers des Fleiſches beraubt, ſondern auch die Spuren von menſchlichen Zähnen, die ſie benagt hatten. Zudem fand Spring unter den menſchlichen Knochen keinen, der auf ein höheres Alter des früheren Beſitzers hinwies, was darauf ſchließen ließ, daß jene Höhlenbewohner nicht etwa nur aus Not Menſchenfleiſch aßen, ſondern geradezu Feinſchmecker darin waren.

Der Fund gab den Anſtoß zu weiteren Nachforſchungen, und bald wußte man denn auch von ähnlichen Entdeckungen in Italien, Frankreich, England, Schottland, Dänemark zu berichten. Auch Deutſchland blieb nicht frei davon. Dücker unterſuchte Knochenreſte

Digitized by Google

im Stralsunder Museum, die aus verschiedenen Orten der Mark stammten und deutlich verrieten, daß unsere Vorfahren die Leichen nicht verbrannt, sondern gebraten und abgenagt hatten. Einen ähnlichen Fund meldete u. a. auch Struckmann aus der Einhornhöhle bei Scherzfeld im Harz.

Diese und andere unverkennbare Spuren ehemaliger Menschenfresserei führen uns aber nicht nur zu den wildesten Urmenschen, sondern auch zu bereits mehr oder minder zivilisierten Rassen, nicht nur in dunkle Höhlen zu den rohen Zeitgenossen des Mammut, sondern auch zu vorgeschrittenen Völkern, die ihre Waffen und Werkzeuge schon in kunstvoller Weise herzustellen und zu verzieren verstanden; man begegnet ihren erschreckenden Anzeichen nicht nur in armen, ausgedörrten oder eisigen Ländereien, wo der Mensch mit Anspannung aller Kräfte nur allzu häufig nicht dazu gelangt, seinen notdürftigen Unterhalt zu sichern, sondern auch in reichen und fruchtbaren Gegenden, wo ihm eine üppige Natur das Dasein in jeder Beziehung erleichtert. Schon die alten Klassiker sind voll von Erzählungen über asiatische und europäische Anthropophagenstämme, die wir durch obige Berichte zum Teil bestätigt sehen. Plinius, der die Zeit, in der ein Mensch dem andern zur Nahrung diente, noch nicht so gar lange verflossen hielt, fügt hinzu, daß die Spuren jener entsetzlichen Unsitte noch in Sizilien und Italien zu finden seien. Nach Aristoteles war sie noch zu seiner Zeit unter den Anwohnern des Schwarzen Meeres verbreitet; Diodor fand sie bei den Galatern; Cäsar und Porphyrius beschrieben ähnliche Bräuche bei anderen barbarischen Völkern ihrer Zeit, und Strabo sagt, daß die Irländer darin noch wilder seien wie die Einwohner Britanniens. „Sie sind", sagt er, „Menschenfresser und machen sich sogar eine Ehre daraus, ihre Eltern aufzuessen, wenn sie im Begriffe sind, zu sterben." Der heil. Hieronymus beschuldigte im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine von Schottland nach Gallien herübergekommene Völkerschaft desselben Brauchs und betonte ausdrücklich, daß diese Menschen sich besonders gern an Menschenfleisch sättigten, obwohl sie im Besitz zahlreicher Herden von Ochsen, Schafen und Schweinen seien. Selbst die Höflinge des Kaisers Commodus ließen sich, nach dem Zeugnis von Galen, aus raffiniertester Gourmandise die leckersten Stücke aus menschlichen Körpern vorlegen. Es kann daher nicht auffallen, wenn es bei roheren Völkern am anderen Ende von Europa noch Jahrhunderte später nicht besser zuging. Durch Adam von Bremen († 1075), der das Christentum zu den Völkern im Norden brachte, erfahren wir, daß

Digitized by Google

die Skandinavier, in Tierhäute gekleidet, neben der Jagd auf Elen und Auerochs nichts Höheres kannten, als die Schreie wilder Tiere nachzuahmen und ihre Kriegsgefangenen zu verspeisen. Aber auch in Mitteleuropa war Karl der Große genötigt, die strengsten Strafen denjenigen anzudrohen, die sich der Magie ergaben oder Menschenfleisch aßen. Ferner waren im Mittelalter noch die einbrechenden Hunnen und Tataren wegen ihres Kannibalismus berüchtigt.

Was die Menschen zu solchen scheußlichen Ausschreitungen trieb, war in erster Linie doch jedenfalls der Hunger bezw. Mangel an anderer Nahrung, der heute noch auf polynesischen Inseln zur gewohnheitsmäßigen Tötung und Verspeisung von Eltern und Kindern führt. Zwingen uns doch gerade die äußerst seltenen Fälle, wo ein Tier ein anderes seiner Gattung auffrißt, dieses alles besiegende Gefühl als Ursache heranzuziehen.*) In der Regel wächst aber mit dem Genuß auch der Geschmack, wie man aus den oben erwähnten Funden ersehen kann, und da mit dessen Verfeinerung immerhin ein gewisser Kulturfortschritt verbunden ist, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn wir aus den übereinstimmenden Berichten unserer Forschungsreisenden, von A. v. Humboldt bis auf G. Zöller, erfahren, daß die dem Kannibalismus ergebenen Völkerstämme durchgehends auf einer verhältnismäßig höheren Stufe stehen als andere, bei denen Menschenfresserei unbekannt ist.

Allerdings können auch Wut und Rachegefühl (vgl. Ilias XXII, 345, sowie bekannte historische Greuelszenen bei Volksaufständen in Paris und Haag) oder auch, wie schon Plinius feststellt, religiöse und abergläubische Vorstellungen zur Anthropophagie führen. Abgesehen von der Verwendung gewisser Teile und Säfte des menschlichen Körpers (Blut, Hirn ꝛc.) zu medizinischen und anderen Zwecken, deren letzte Ausläufer noch in gewissen Heilversuchen unserer Tage ihr Wesen treiben, hoffte man durch das Verzehren des Feindes denselben einerseits gänzlich

*) Es sei hierzu noch auf Herodot III, 25, verwiesen, wonach Kambyses den Zug gegen die Äthioper aufgeben mußte, aus Furcht, seine Truppen möchten sich gegenseitig auffressen; hatten sie doch schon aus Mangel an Lebensmitteln von je zehn Mann durch das Los einen ausgeschieden, der den anderen zur Nahrung dienen sollte. — Ähnliche schreckliche Nachrichten sind ja, namentlich unter Schiffbrüchigen, bis in unsere Tage hinein dokumentarisch belegt.

Digitized by Google

zu vernichten, anderseits seinen Mut und seine Stärke in sich aufzunehmen.

Dieselbe Ideenverbindung ließ aber neben jener abscheulichen Sitte auch den Totenkultus und die Menschenopfer erstehen. Sie leitete mit einem Wort zum Manendienst. Bei Untersuchung norddeutscher Grabstätten gelangte man zu der Überzeugung, daß unsere ältesten Vorfahren nicht nur der einfachen Leichenverbrennung huldigten, sondern vielfach auch das Fleisch der Verstorbenen von den Knochen lösten und als ein der Gottheit geweihtes Opfer der aufwärts lodernden Flamme übergaben.

Den Verstorbenen konnte man sich mit seinem Hinscheiden nicht so plötzlich vernichtet denken. Machte sich doch seine Macht und sein Einfluß oft noch lange über seinen Tod hinaus fühlbar. War er doch vielleicht schon wiederholt aus schweren Krankheiten und Scheintodzuständen wieder erstanden; erschien er doch den Seinigen im Traum, der bei den Naturmenschen, verschärft durch häufiges unfreiwilliges Fasten, eine ganz andere, wichtigere Rolle spielt, als bei den Gebildeten unserer Tage. Im Traume empfing man die Besuche der Verstorbenen, nahm ihre Befehle und Ratschläge entgegen, ja, man folgte ihnen auf Jagd- und Kriegszügen, wie denn die Entfernung des Geistes vom Körper im Schlafe bei den meisten Naturvölkern als selbstverständlich angenommen und in vielen Sagen und Vorurteilen zum Ausdruck kommt: daß man den Schlafenden z. B. nicht umkehren, nicht plötzlich wecken dürfe, damit die Seele Zeit habe, in ihre körperliche Behausung zurückzukehren ꝛc.

Eine unvermeidlich sich daran anknüpfende Frage war die, wovon die Geister der Dahingeschiedenen lebten? Natürlich von Speise und Trank, die der Verstorbene, nachdem er sich in den jenseitigen Gefilden erst zurecht gefunden, auf die gewohnte Weise, durch Jagd und Kampf ꝛc., wohl selbst zu beschaffen wissen würde, wenn er auch in der ersten Zeit noch gern sehen mochte, daß man ihm seine Mahlzeit ans Grab brachte. Zugleich hatte er im Jenseits Anspruch auf den Besitz seiner Waffen, seines Pferdes, seiner Weiber und Sklaven. Mit der Ausübung dieser geheiligten Pflicht seitens der Hinterbliebenen war keine eigentliche Grausamkeit verbunden. Drängten sich doch noch vor kurzem am Kongo die Mädchen haufenweise dazu, dem toten Herrn ins Grab zu folgen, und in Indien stürzten sich oft ganze Reiterscharen in das Feuer, das die Seele des verstorbenen Herrschers

Digitized by Google

nach aufwärts führte. So wurden auch in manchen Gegenden unseres Erdteils die Sklaven vor der Tötung genährt und versorgt; wiederholt wurden ihnen die Pflichten für ihren Dienst im Jenseits eingeschärft, und die armen Leute waren, wenn der verstorbene Herr sich gütig gegen sie bewiesen hatte, meist froh, in der anderen Welt ein gutes Unterkommen zu finden. Die Frauen wurden gesalbt und geputzt und nach einem feierlichen gemeinsamen Mahle, meist mit ihrem vollen Einverständnis, dem Verstorbenen nachgeschickt. Auch Kriegsgefangene pflegten dem toten Häuptling zur Bedienung mitgegeben zu werden (vgl. Ilias XXI, 27; aber auch IV. Mos. 24, 8; Hesek. 36, 13 und 14).

Aus dem Manendienst gingen diese blutigen Opfer auch in den Götterdienst über. Besonders waren es die semitischen Religionen, die in der Ausdehnung und Dauer jener grausamen Anschauung alles andere überboten. Um vor ihrer Gottheit Gnade zu finden, bot man bei ihnen vielfach das Leben des erstgeborenen Kindes für das eigene an (vgl. I. Mos. 22; Richter 11; II. Kor. 17; Weisheit Sal. 12, 6 usw.). Unter den Phöniziern bevorzugte man besonders einzige Kinder, um das Opfer desto größer erscheinen zu lassen. Die zahlreichen Dämonen und Ungeheuern dargebrachten Jungfrauenopfer unserer Mythen und Sagen gehören ebenfalls hierher. Aber auch die anderen Völker blieben nicht zurück. In Athen unterhielt man auf Staatskosten ein Paar, das, mit reichen Gewändern angetan, zum Apollofest geopfert und verbrannt wurde. Nach Plutarch zerstückelte man bei dem wilden Dionysosfest einen Menschen auf dem Altar des Gottes; die skytischen Albaner machten alljährlich eine Frauensperson fett und opferten sie der Astarte; ähnlich pflegten die Kelten eine Anzahl ihrer Sklaven herauszufüttern, die sie dann ihren Göttern zum Opfer brachten. Daß jene tiefwurzelnden grausamen Leidenschaften des Menschen zuzeiten immer wieder hervorzubrechen, beweist der Umstand, daß Jahrhunderte nachher in Spanien und sonstwo Autodafés, nicht zu Ehren wilder und grausamer Götter, sondern im Namen des Gottes der Barmherzigkeit und Liebe unter dem Zudrang und Beifall der Menge gefeiert wurden.

Die Römer hatten seinerzeit allerwärts viel mit der Bekämpfung dieser barbarischen Sitte zu tun, und in der Folge trat dann auch bei den übrigen Völkern mehr und mehr die Neigung hervor, jene grausamen Opfer abzulösen. Statt Tiere und Menschen zur größeren Ehre der Götter zu schlachten, begann man

Digitized by Google

die Tiere mit den dazu gehörigen Getränken zu größeren Schmausereien zu benutzen; später verbrannte man auf den Altären an Stelle der vorgeschriebenen „Speise- und Trankopfer“ nur noch wertlose Abbilder oder die Eingeweide und Knochen der Opfertiere, und an Stelle der übelriechenden Brandopfer trat zuletzt ein wohlriechendes, wie es sich bis auf den heutigen Tag in der katholischen Kirche erhalten hat. Ähnlich ging es mit dem Trankopfer. Statt der vollen Gefäße, die man früher zu den Gräbern und Tempeln trug, traten kleine Schälchen, bis, bei Griechen und Römern, den Unterirdischen während der Mahlzeit ein „stilles Glas“ geweiht wurde, von dem man einige Tropfen auf den Boden schüttete.

Wir können hier nicht der weiteren Verwandlung der Menschenopfer z. B. in die altdeutsche Balder- und ähnliche Sagen und Legenden folgen, die sämtlich darin übereinstimmen, daß die Entsühnung aller durch das einmal vergossene Blut bewirkt wird. Natürlich mußten damit die Opfer aufhören oder konnten doch nur in der Form von Erneuerungs- und Liebesmahlen fortdauern. Aber auch abgesehen von dieser Verklärung der Menschenopfer wird man schon in der allmählichen Abnahme der Hekatomben von Menschenleben, die ehemals auf der ganzen Erde jenen fanatischen und unheilvollen Wahnideen dargebracht wurden, einen kleinen Fortschritt zum Bessern erkennen. Und wenn es auch wohl kaum jemals auf der Erde eine übereinstimmende Anschauung von Sitte und Moral geben wird, so dürfen wir doch angesichts der heute schon auf ziemlich enge Grenzen beschränkten Menschenopfer hoffen, daß der Abscheu davor dereinst ebenso allgemein sein wird, wie es etwa derjenige vor einem rohen, eigennützigen Morde heute schon ist.

Digitized by Google

Schiller und das kirchliche Rom.*)

Von Arthur Drews (Karlsruhe).

Was in aller Welt hat Schiller mit dem kirchlichen Rom zu tun? wird mancher denken. Ist uns denn nicht Schiller von jeher als ein Dichter gepriesen worden, der so hoch über allen Parteiungen und Konfessionen stehe, daß er gerade mit aus diesem Grunde unserer Jugend unbedenklich zum Studium empfohlen werden kann und sich vortrefflich zur Lektüre auf unseren Schulen eignet? Wer so denkt, sollte sich daran erinnern, daß vor kurzem von römisch-katholischer Seite her eine Ausgabe des Dichters für das „Volk" veranstaltet ist, die durch kluge Auswahl aus seinen Schriften und durch geschickte Interpretation einzelner Stellen in seinen Werken den Dichter auch für das „gläubige katholische Volk" genießbar und ungefährlich zu machen sucht, woraus hervorgeht, daß man doch wohl „höheren Ortes" von dieser Ungefährlichkeit keineswegs so unmittelbar überzeugt ist. Und müssen wir es nicht immer wieder erleben, daß auch Schiller, ebenso wie Goethe und unsere übrigen Klassiker, von den Fanatikern der römischen Kirche als gottloser Ketzer und Seelenverführer denunziert werden und das katholische Volk vor ihm gewarnt wird? Was ist es denn nun, was die „Gläubigen" an ihm zurückstößt und schuld daran ist, daß man in strengen katholischen Kreisen nur höchst selten einer wirklich aufrichtigen Verehrung des deutschen Nationaldichters begegnet?

In der Tat ist, wie Böhtlingk in seiner Schrift zeigt, das Verhältnis Schillers zur römischen Kirche ein so eigenartiges, daß es sich wohl verlohnt, dieser Frage einmal nachzugehen und aus den eigenen Aussprüchen des Dichters selbst sich ein klares Bild von Schillers Ansicht über das kirchliche Rom und dessen Stellung zur Kultur zu verschaffen. Wie geboten dies aber gerade heute ist, beweist u. a. auch der Umstand, daß man auf katholischer Seite gegenwärtig wieder nur zu eifrig am Werke ist, den unausgleichbaren Gegensatz Schillers gegen die katholische Kirche und Weltanschauung möglichst zu vertuschen und für die Gläubigen aus der Welt zu schaffen. Soll es doch, wie die Blätter melden, Freiherr Alfred v. Berger, der Leiter eines unserer vornehmsten

*) Eine literarhistorische Studie von Arthur Böhtlingk. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1905.

Digitized by Google

Theater, bei der Schillerfeier fertig gebracht haben, den Dichter in einer Gedenkrede auf dem Wiener Rathause geradezu für den Katholizismus in Anspruch zu nehmen! Da erscheint die Böhtlingksche Schrift zur rechten Zeit, um weiteren Kreisen über die wahre Meinung Schillers in diesem Punkte die Augen zu öffnen; und wenn die offizielle Literaturwissenschaft unserer Zeit im allgemeinen dem Leben meist viel zu entfremdet ist, um für diese Seite des Dichters überhaupt auch nur ein Auge zu haben, und den Klassiker in kühler Vornehmheit für jenen indifferenten Standpunkt in Anspruch nimmt, den ihre Vertreter selbst einnehmen, und der es den Römlingen so vortrefflich erleichtert, selbst einen Schiller für ihre Zwecke auszunutzen, so ist es doppelt zu begrüßen, wenn endlich einmal, und zwar von einem Literarhistoriker selbst, solchen Verfälschungen des Charakterbildes unseres Dichters ein energisches Quos ego! entgegengerufen wird.

In Wahrheit nämlich erweist sich bei einer näheren Untersuchung Schillers Wechselbeziehung zum kirchlichen Rom als ein so fundamentales Moment seiner ganzen Geistesarbeit, daß es seiner Dichtung, und nicht nur dieser, auch seinen historischen Schriften, geradeswegs Richtung und Inhalt gegeben hat. Seinen Werken von diesem Gesichtspunkte aus näher treten, heißt daher nicht, etwas in ihn hineintragen, was in Schiller gar nicht enthalten ist, sondern heißt, wie der Verfasser zeigt, ihnen geradezu auf den Kern und an die Wurzel gehen.

Gleich Schillers Erstlingsdrama, „Die Räuber", das Böhtlingk mit Recht ein religionsphilosophisches nennt, nimmt mit seiner Betonung des Prinzips der Selbstbestimmung des Dichters, „der keine andere Gottesstimme kennt, als die in seinem Inneren, dem allein sein Gewissen Gewißheit gibt", einen so entschieden antirömischen Standpunkt ein, daß es gar nicht erst der Verspottung des Paters durch Karl Moor bedurfte, um zu zeigen, welch himmelweiter Unterschied zwischen Schillers Denkweise und derjenigen der römischen Kirche besteht. Freilich darf man auf der anderen Seite auch nicht so weit gehen, das Drama geradezu als ein protestantisches im konfessionellen Sinne zu bezeichnen; denn die Behauptung, daß Schiller in der Figur des Pastors Moser seinem alten Lehrer zu Lorch habe ein Denkmal setzen und den Protestantismus habe verherrlichen wollen, stimmt doch zu wenig mit dem tatsächlichen Charakter des Moser überein, der in seinem grimmigen Zelotismus und seiner beschränkten Bibelgläubigkeit im Grunde doch nur ein würdiges Gegenstück des Paters bildet

Digitized by Google

und kaum viel sympathischer ist als dieser. „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ lassen zwar keine grundsätzliche Animosität gegen Rom hervortreten, enthalten jedoch beide immerhin noch Aussprüche und Züge genug, wie sie nur ein Dichter erfinden konnte, der sich von jeder Sympathie mit dem römischen Kirchenregimente frei weiß. Vollends aber ist der „Don Carlos“ ein durch und durch antirömisches Werk, dieses Drama, von welchem Schiller selbst bemerkt hat, daß er in ihm die durch die Inquisition prostituierte Menschheit rächen, die Schandflecke der Inquisition fürchterlich an den Pranger stellen und einer gewissen Menschenart den Dolch auf die Seele stoßen wolle. Und was kann denn auch entschiedener gegen Rom gerichtet sein, als das „Geben Sie Gedankenfreiheit!“; und wo wäre der kulturfeindliche Grundzug der Kirche jemals unbarmherziger gegeißelt worden, als in jener Szene zwischen Philipp und dem Großinquisitor mit seinem furchtbaren Worte: „Der Verwesung lieber als der Freiheit?“ Man begreift, daß die „gereinigte“ Schillerausgabe diese vier ersten Dramen Schillers gänzlich ausläßt; denn schärfer, als es im Don Carlos geschehen ist, kann auch der feindlichste Gegner die Praxis der römischen Kirche und ihren Gegensatz zum wahren Christentum und zu den Idealen der Humanität nicht geißeln.

In derselben Gesinnung, wie der „Don Carlos“, ist Schillers „Geisterseher“ mit seiner satirischen Schilderung des jesuitischen Seelenfanges abgefaßt, während die „Philosophischen Briefe“ eine Weltanschauung verkündigen, die das Gegenteil des römischen Katholizismus darstellt. Aber auch in seinen historischen Schriften ist, so sehr sich Schiller hier bemüht hat, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, die größere Sympathie des Verfassers für die Sache der protestantischen Freiheit unverkennbar, und zahlreiche bittere Ausfälle gegen das Papsttum und seine Rolle in der Weltgeschichte zeigen, wie weit Schiller davon entfernt war, sich von dem äußerlichen Glanze dieses menschlichen, allzu menschlichen Instituts imponieren zu lassen.

Ganz entschieden verrät sich die antirömische Stellung Schillers wieder im „Wallenstein“ und der „Maria Stuart“, zwei Dramen, in welchen er die verhängnisvolle Tätigkeit der Jünger des Loyola in einer Weise veranschaulicht hat, daß wahrlich ein gut Teil Naivität dazu gehört, die Absicht des Dichters nicht zu merken. Aber, erwidert man, die „Jungfrau von Orleans“! Hier haben wir doch geradezu eine Verherrlichung der Kirche und ihres Marienkultus vor uns; und unter diesem Gesichtspunkt pflegte

Digitized by Google

man denn auch bisher das Drama in katholischen Kreisen anzusehen und zu preisen. Es ist ein Meisterstück der Analyse, was Böhtlingk bei der Behandlung dieses Dramas geliefert hat, um zu zeigen, daß von irgend welcher Sympathie Schillers mit der Kirche in der „Jungfrau von Orleans" ebensowenig wie in den übrigen Dramen des Dichters die Rede sein kann; ja, der leitende Gesichtspunkt seiner Arbeit hat ihm hier so treffliche Dienste geleistet und ihn so tief in das Wesen der Dichtung einzudringen ermöglicht, daß dieser Abschnitt geradezu als die feinsinnigste und treffendste Zergliederung von Schillers Drama bezeichnet werden kann, die dem letzteren überhaupt jemals zuteil geworden ist. Johanna von Orleans, weit entfernt, die Kirche zu verherrlichen, ist im Gegenteil ganz einfach ein Opfer der kirchlichen Unnatur und des römischen Aberglaubens, und ihre Tragik besteht, wie Böhtlingk überzeugend auseinandersetzt, letzten Endes darin, von der Natur abgefallen und durch ihre allzu gläubige Anhänglichkeit an den Wahnglauben der Kirche ihrem eigentlichen Wesen untreu geworden zu sein. Auch die „Braut von Messina" und der „Tell" können in keiner Weise als Beweis für eine sympathische Hinneigung des Dichters zum römischen Katholizismus dienen, während die Balladen Schillers selbst dort, wo sie, wie der „Kampf mit dem Drachen", der „Graf von Habsburg" oder der „Gang nach dem Eisenhammer", der kirchlichen Weltanschauung sich zu nähern scheinen, doch im Grunde nur ein Beweis für die Objektivität und Gerechtigkeit des Dichters sind, der selbst bei einer seinem Innersten im übrigen so entschieden widerstrebenden Religionsauffassung den rein menschlichen Kern herauszufinden und deren seelische Schönheit poetisch zu verherrlichen weiß.

Nein! Schiller und das kirchliche Rom sind unvereinbare Gegensätze, und Schillers eigene „ästhetische Religion", die auf dem Glauben an die Einheit der Natur und Vernunft beruht, hat so wenig mit dem Katholizismus gemein, daß man sie von Rechts wegen nicht einmal als „christlich" bezeichnen kann. Schiller ist und bleibt ein „protestantischer" Dichter in dem Sinne, daß er gegen jede Art von geistiger Bedrückung, gegen Gewissens- und Glaubenszwang „protestiert" hat und die innerliche Freiheit den Grundbegriff seines gesamten Denkens bildet; mit dem Protestantismus als Konfession dagegen hat er ebensowenig innere Gemeinschaft, wie mit dem Katholizismus, dessen ganze Sinnes- und Denkweise ihm im tiefsten Grunde zuwider ist und dessen Verquickung der Religion mit hierarchischen und politischen Zielen

Digitized by Google

seinen Zorn und Spott herausgefordert hat. Kann hierüber noch irgend ein Zweifel sein, so wird er durch jene beiden Strophen aus dem Gedichtfragmente „Deutsche Größe“ gehoben, mit welchen auch Böhtlingk seine Broschüre schließt, und worin Schiller es den Deutschen als besonderes Verdienst anrechnet, dem Vatikane Fehde angeboten und den „Wahn“ bekriegt zu haben, womit er die ganze Welt „bestochen“ habe.

Und so mögen sich denn auch ferner die Geister im großen Kampfe für den Fortschritt der Menschheit mit den Waffen aus der Rüstkammer der Schillerschen Dichtung versehen; aber daß man den Dichter selbst in das mißtönende Konzert des konfessionellen Haders hineinzieht, ihn für irgend eine bestimmte Religionsauffassung und gar für den römischen Katholizismus! in Anspruch nimmt, das müssen wir uns entschieden verbitten. Es ist ja traurig genug, daß es Leute in unserem Vaterlande gibt, die den Nationaldichter dem Volke nur in „gereinigter“ Gestalt (wie sie die „Reinheit“ verstehen!) glauben in die Hände geben zu dürfen und ihn aus diesem Grunde nach einseitig konfessionellen und beschränkt moralischen Gesichtspunkten verstümmeln. Aber dies erscheint doch immerhin als das kleinere Übel gegenüber dem anderen, daß man dem Volke einzureden sucht, seine großen Männer seien im Grunde römische Katholiken gewesen, und daß man in solcher Weise das Urteil über sie verwirrt und den lauteren Quell unserer tiefsten Geistesarbeit vergiftet, während doch diese im Grunde vielmehr gerade darauf abzielt, den fremden Blutstropfen, der mit dem Christentum von jenseits der Berge in ihn hineingelegt ist, aus dem Gesamtorganismus unseres Volkes wieder auszuscheiden. Solchen Versuchen gegenüber bietet die Böhtlingksche Schrift eine Abwehr, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt; sie wird aber auch denen Neues bringen, die für den Dichter ein lediglich ästhetisches und literarisches Interesse haben.

Digitized by Google

Die Rajahvölker der Türkei.

Von Kurd von Strantz.

Auf dem europäischen und asiatischen Boden der Osmanen sitzen auch nach dem Abfall der Walachen, Serben und Bulgaren noch zahlreiche Christen, deren wechselvolle Schicksale das tatkräftige Mitleid ihrer Glaubensgenossen in Europa oft und bis auf den heutigen Tag erregt haben. Auch nach gewonnener Selbständigkeit der drei genannten rassenhaft gänzlich verschiedenen Stämme und der Aufrichtung der Königreiche Rumänien und Serbien wie des Fürstentums Bulgarien sind beträchtliche Teile von deren Volksgenossen dem Staatsverbande der Türkei verblieben. Denn in Rumelien befinden sich ebenfalls walachische Siedlungen, während sonst dieser Stamm nur noch im Königreich und Österreich-Ungarn vertreten ist.

Die Serben sind ein Teil des großen nunmehr südslavischen Astes, zu denen auch die Sorben Thüringens gehört haben und von denen in Deutschland die Wenden der Lausitz sich noch bis jetzt erhalten haben. Slovenen, Kroaten und eigentliche Serben, die außerhalb des Königreichs auch Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina und das türkische Altserbien bevölkern, bilden den großserbischen Sprachstamm. Freilich sind die einzelnen Völkerschaften der Slovenen, Kroaten und Serben derartig verschieden und verfeindet, daß das gemeinsame Stammesgefühl nur noch in großserbischen Hetzern gegen die österreichische und türkische Herrschaft lebt.

Von den drei zum Teil unabhängig gewordenen Völkerschaften sind die heutigen Rumänen die Nachkommen der alten Daker, die den Thrakern nahe standen, und in deren Wohnsitzen lange Zeit unsere gotischen Stämme geherrscht haben. Das Volk steht daher stammlich seinen deutschen Nachbarn näher als die tatarischen (mongolischen) Bulgaren und südslavischen Serben. Die Walachen sind freilich romanisiert, doch rechnen sie sich sehr mit Unrecht zu den lateinischen Schwesternationen, da kaum ein Tröpfchen römischen Blutes in ihren Adern fließen mag. Germanische Legionen standen in Dacien, und germanische Heerscharen brachen über Dacien in das oströmische Gebiet ein. Dann erlag die untere Donauebene den wechselnden Geboten der mongolischen Reiterschwärme, der Hunnen, Avaren, Magyaren, Tataren und

Digitized by Google

schließlich der Türken. Trotzdem bewahrten sie ihr dakisches Volkstum und den römischen Firnis, wenn auch leider die eigentliche Kultur dem Ansturm der gedachten Steppenvölkerwogen erlag. Die Äußerlichkeit der romanischen Sprache zog die allmählich vom türkischen Joch befreiten Walachen zu Frankreich, das ja noch heute als die Führerin der lateinischen Völker gilt, obwohl Nordfrankreich fast rein germanisch und das Völkergemisch der Apenninen-Halbinsel alles andere als italisch ist. Der Norden Italiens, mindestens bis zum Po, ist gleichfalls rein germanisch.

Anderseits hat die stolze Kulturvergangenheit Rumäniens das lange unterdrückte und dadurch entartete Volk doch wesentlich bildsamer als seine slavisch-tatarischen Nachbarn gemacht. Der Gegensatz gegen das Slaventum weist die Rumänen zum Anschluß an die großen deutschen Mächte Mitteleuropas, und gilt das junge Königreich mit dem hohenzollernschen Thron fast amtlich als der stille vierte Genosse des Dreibundes und insonderheit der beiden deutschen Kaisermächte. Daher heben sich die Rumänen aus dem Völkergewimmel des türkischen Europas vorteilhaft ab, zumal sie auch das einzige Volk sind, das fast völlig dank seiner günstigen geographischen Lage von der Herrschaft des Halbmondes befreit, aber infolge seiner Vergangenheit und Nachbarschaft noch eng mit dem Geschicke der Türkei verknüpft ist. Als Wellenbrecher zwischen dem russischen und südeuropäischen Slaventum bildet es zugleich die Schutzmauer der Türkei wider moskowitische Übergriffe und den äußersten Vorposten der deutschen Mächte, die leider die Verstümmelung Rumäniens durch die russische Aneignung des rumänischen Bessarabiens nicht verhindern konnten. Diese Rücksicht Bismarcks hat Rußland übel gelohnt und war daher schließlich nutzlos. Aber die unverharschte bessarabische Wunde muß Rumänien den deutschen Mächten zuführen, die ihm allein jenen ihm zustehenden Teil ihres Volksgebietes wieder gewähren können, falls es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung im Osten kommen sollte, die ebenso unausbleiblich ist, wie der einstige Kampf um den Vogesenkamm. Diese Umstände berechtigen, die Walachen als das vornehmste, größtenteils erlöste Rajahvolk der Türkei im Zusammenhang mit ihren früheren Genossen anzuführen.

Ein charakteristisches Zeichen der natürlichen Zerrissenheit der drei genannten Völker ist der Umstand, daß beträchtliche Volkssplitter der staatlichen Unabhängigkeit entbehren und anderen Staaten angehören. Rumänien hat den Vorteil, daß der Kern

Digitized by Google

des Volkes in einem selbständigen Staate geeint ist. Die magyarische Herrschaft in Siebenbürgen ist freilich eine ungerechte und üble, doch teilen die Rumänen das Geschick dieser chauvinistischen und halbasiatischen Regierungsweise mit den Deutschen, und hier liegt für sie die Hoffnung auf bessere Zeiten, da das Deutschtum Österreich-Ungarns auf die Dauer die schamlose und rechtswidrige Mißwirtschaft der Magyaren nicht dulden kann und die Walachen als seine natürlichen Bundesgenossen ansehen muß. Der staatskluge König Karl von Rumänien kennt die Schwierigkeiten der Herrschaft des Kaisers Franz Josef in Ungarn zu genau, als daß er amtlich das nationale Banner der tatsächlich mißhandelten Rumänen unterstützen sollte. Er kann aber versichert sein, daß die nichtmagyarische Mehrheit durchaus auf seiten der bedrückten Rumänen steht, und der Tag der Abrechnung angesichts der Maßlosigkeit der magyarischen Minderheit nicht fern ist.

Der Herrschaft der mongolischen Pferdehirten in Ungarn kann nur eine deutsche Regierung der Habsburger folgen, die sich gegen die Magyaren auf die zahlreichen Rumänen stützen muß. Es ist auch kein Zufall, daß die magyarische Unterdrückung Hand in Hand mit den Eingriffen des europäischen Judentums geht, da tatsächlich Ungarn in einer Weise jüdisch verseucht ist, daß es zweifelhaft ist, ob die verschuldeten magyarischen Magnaten oder die jüdischen Güterschlächter im Lande der Stephanskrone regieren. Deutschland wird den Bismarckschen Fehler des Eintretens für die rumänischen Juden, die selbst Kaiser Friedrich als Strolchjuden bezeichnet hat, sicherlich nicht wiederholen, zumal damals leider die Interessen des jüdisch-deutschen Großbankentums mit denen kleiner deutscher Sparer zusammenfielen. Gerade das deutsche Belangen an den Walachen innerhalb und außerhalb Rumäniens läßt dieses Volk in den auch für uns Deutsche wichtigen Kreis der einstmals türkischen Rajahvölker einbeziehen und ihre wichtige Stellung im europäischen Staatenverein gebührend hervorheben.

Auch die Serben teilen das Schicksal Rumäniens, verschiedener Staatshoheit unterworfen zu sein. Österreich-Ungarn, die Türkei, Serbien und Montenegro bilden ihre Staatsgebiete. Die Mehrzahl gehört Österreich-Ungarn an, und wird daher auch das Schicksal des unabhängigen Königreiches von diesem Umstand bestimmt werden. König Milan hat sich nur folgerichtig in die österreichischen Arme geworfen. Der russische Zeitabschnitt König Alexanders hat kläglich geendet und auch die Karageorgiewitsche

Digitized by Google

werden die guten Beziehungen zum deutschen Nachbarlande nicht vernachlässigen dürfen. Der montenigrinische Hammeldieb und berufsmäßige Balkanstänker ist derartig von Österreich-Ungarn umklammert, daß ihm im Ernstfalle weder der rollende Rubel noch die russischen Waffenlieferungen etwas nützen können. Bei der fortschreitenden Aufteilung der europäischen Türkei wird mutmaßlich Altserbien zwischen Österreich und dem Königreich geteilt, falls es ersterem nicht ganz zufällt, und somit der habsburgische Einfluß auf dem Balkan weiter genährt werden. Das gegenwärtige höchst zweckdienliche Einverständnis Rußlands und Österreichs bedeutet das moskowitische Anerkenntnis des österreichischen Einflusses und wird mutmaßlich zu einer reinlichen Scheidung des gegenseitigen Machtbereichs führen. Der Westen des Balkans wird unmittelbar oder mittelbar Österreich zufallen, während der Osten zum russischen Einflußgebiet zu rechnen sein wird, nur daß menschlichem Ermessen nach eine unmittelbare russische Herrschaft kaum eintritt.

Für den Westen der Balkan-Halbinsel kommen noch die Albanesen und die Neugriechen in Betracht. Die Albanesen sind die stark germanisch beeinflußten Nachkommen der alten Illyrer. Diese Schkipataren reden noch neben dem Neuhellenisch ihre alte Sprache, die mehr germanische als lateinische Wurzelworte enthält. Sie sind zu einem Drittel christlich, je zur Hälfte orthodox und römisch. Diesen Umstand haben Italien und die ja rein italienische Papstkirche benutzt, um die alten venetianischen Herrschaftsgelüste wieder zu erneuern. Der katholische Erzbischof ist daher natürlich ein Italiener. Sonst hat Italien keinerlei nationale Ansprüche an das tapfere Gebirgsvolk zu stellen, wogegen Österreich das lebhafteste Interesse daran hat, der italienischen Propaganda entgegenzutreten. Obwohl Dalmatien und sein albanesisches Hinterland rein slawisch und illyrisch sind, wühlt dort die Tridenta auf Kosten des fremden Volkstums. Der anmaßende Italiener vergißt, daß er auf eignem Volksboden gerade unserm deutschen Stamm noch heute Abbruch tut. Wir erinnern nur an das Tosatal bis Duhm (Domo d' Ossola), sowie an die setto und trode od communi bei Vicenza und das einst deutsche Friaul mit Werden (Udine). Ein ernster Wink für das bedrohte Österreich jenseits der Adria, sein natürliches Herrenrecht über die westlichen Balkanvölker geltend zu machen. Die freiheitsliebenden Albanesen gleichen politisch den Rumänen, da sie einen Keil im Südslawentum bilden und dessen Stämme im Westen der Halbinsel von den

Digitized by Google

stark verslawten Neuhellenen trennen. Sie müssen daher nicht nur als eine etwas widerhaarige Stütze der Türkei, sondern auch gerade Österreichs gelten, das an ihnen ein wertvolles Gegengewicht wider die ganz slawistischen Serben besitzt.

Der albanesische Mohammedanismus ist übrigens rein äußerlich. Das Volk wurde s. Zt. größtenteils islamitisch, um seine Unabhängigkeit zu bewahren, was ihm so gut gelungen ist, daß selbst in Konstantinopel das albanesische Element herrschend geworden ist. Es bildet die tüchtigste Kraft des europäischen Türkentums und sollte daher tunlichst geschont und womöglich zur offenen Parteinahme für die deutschen Mächte gewonnen werden. Sonst muß Österreich dem stärkeren russischen Genossen gegenüber den kürzeren ziehen, da es nicht den südslawischen Einfluß besitzt. Die Katholisierungsbestrebungen in Bosnien zur Lahmlegung des orthodoxen, russenfreundlichen Kirchentums sind gescheitert. Die abtrünnigen, scheinbar deutschen Bischöfe Stroßmayer in Djakovar und Stadler in Serajewo haben lediglich die großkroatischen Geschäfte zum Schaden des Deutschtums im Südosten besorgt, wie ja leider stets volksverräterische Deutsche im Habsburgerreich auf der slawisch-magyarischen Seite zu finden sind.*)

Die Griechen standen bisher unter russischem Einfluß, zumal sich auch die slawische Blutsverwandtschaft regte, da sich nur die Inselgriechen und die der kleinasiatischen Küste hellenischer Abkunft rühmen dürfen, obwohl auch sie durch den Völkerbrei des spätrömischen Kaisertums im Mittelmeerbecken verdorben worden sind. Die bulgarischen Übergriffe in Mazedonien haben sie jedoch allmählich aus dem slawischen Lager getrieben. Fraglos werden ihnen einmal die Inselwelt und die griechischen Gebiete von Epirus, Nordthessalien und Südmazedonien zufallen, sobald die Osmanen sich auf die asiatische Seite des Ägäischen Meeres zurückgezogen haben werden. Schon ist ja Kreta abgebröckelt und Cypern unter englischen Schutz geraten, um wohl schließlich dem ionischen Beispiel zu folgen und sich dem hellenischen Mutterland anzugliedern. Aber auch auf der kleinasiatischen Küste spielen die Neugriechen eine gewichtige Rolle, die ihnen als dem geborenen Handelsstande nur die gleich christlichen Armenier streitig machen. Beide gelten als die Juden des Morgenlandes, obschon diese selbst auch hier ihrer abendländischen Beschäftigung, dem Handel

*) Vgl. Bresnitz und Sydnrieff, Die Wahrheit über Ungarn, Leipzig 1903.

Digitized by Google

mit allen veräußerungsfähigen Dingen obliegen. Die staatliche Schwäche des kläglichen Abbildes des antiken Griechentums selbst in Europa verheißt dessen Nachkommen, dem alten Jonien keine herrschende Stellung, auch wenn die teilweise Verdrängung der Türken auch in Asien gelingen sollte.

Schon zahlenmäßig bilden aber die Armenier ein gegebenenfalls ausschlaggebendes Element, obwohl sie augenblicklich nur das Opfer der häufig recht willkürlichen Türkenherrschaft sind. Ja selbst unter der russischen Oberhoheit geht es ihnen nicht sehr glimpflich. Sogar ihr übrigens ziemlich unparteiischer Verteidiger Rohrbach*) kann ihre wehleidige Feigheit nicht entschuldigen, die sie nur zu meuchelmörderischen Verschwörungen, aber nicht zu offenem, mutigem Widerstand gegen ihre Bedrücker treibt. Die Macht der Geistlichkeit hat das Volk waffenscheu gemacht. Schon in alten Zeiten haben die freiheitsstolzen Bergvölker der Umgebung die unkriegerischen Armenier bedrängt. Die schlimmen armenischen Greuel der Gegenwart sind bloß die Fortsetzung dieser altgewohnten geschichtlichen Vorgänge. Ihr Hauptfeind sind die kurdischen Berg- und Steppenstämme, in deren Adern noch fast reines, indogermanisches Blut fließt und die daher der nordeuropäischen germanoiden Rasse**) nahe stehen. Die heutigen Armenier sind stark semitisiert oder mit anderen dunkelfarbigen oder mongolischen Volkssplittern vermischt. Ihr Volksgebiet haben sie sich aber ziemlich ungeschmälert gleich ihrer Sprache bewahrt und zahlreiche blühende Kolonien nach Syrien oder an die Küste bis Konstantinopel entsandt. Die letzten Gemetzel unter lebhafter Mitwirkung der türkischen Soldateska haben freilich besonders in den Grenzstrichen nach Syrien hinein ihre Reihen gelichtet und ihren Wohlstand fast völlig zerstört. Noch fehlt ihnen der tatkräftige nationale Sinn, der zur erfolgreichen Empörung führt, wie wir dies bei den europäischen Rajahs gesehen haben. Um so mehr Grund haben die Osmanen, sich friedlich mit diesen fleißigen Untertanen des Padischah zu stellen, da die

*) Rohrbach, Vom Kaukasus zum Mittelmeer, Leipzig 1903, Teubner. Mehr Reisebeschreibung als eine wissenschaftliche Arbeit über Armenien, doch zeigt das Buch wertvolle Beobachtungen von Land und Leuten.

**) Woltmann, Politische Anthropologie, Eisenach 1903. Thüring. Verlagsanstalt. Die Rassenfragen spielen gerade in der Türkei eine vielfach unterschätzte Rolle und dürften in der Zukunft sogar einen bestimmenden Einfluß üben. Woltmanns Buch bildet eine Fundgrube für ein tieferes Verständnis dieser verwickelten volklichen Verhältnisse und ist daher auch für eine praktische Nationalpolitik ein gutes Hilfsmittel.

Digitized by Google

Plünderungen durch den Steuerausfall den türkischen Staatssäckel empfindlich geschädigt werden.

Sind in Ostrumelien die Bulgaren die unleidlichen Friedensstörer, so trägt in Armenien die türkische Regierung die Schuld, die ihre Staatsangehörigen wider andere, nur dem Namen ihr untertänige nicht zu schützen vermag. Der religiöse Fanatismus ist viel weniger der Beweggrund, als die Raubsucht ungebändigter Hirtenstämme, die ihren Lebensunterhalt trotz aller Bedürfnislosigkeit gewohnheitsmäßig durch Massenmord und Plünderung der friedfertigen Armenier verbessern. Der armenische Handelsgeist, der manchmal auch die arbeitsscheuen Türken auswuchern mag, reizt den kurdischen kriegerischen Sinn. Die Türkei hat noch nicht verstanden, die Kurden seßhaft zu machen und damit ihrer Herrschaft wirksam zu unterwerfen. Die Nomadenstämme sind in ihren unzugänglichen Bergen unfaßbar und beantworten eine steuerliche Schatzung mit einem Raubzug wider die wohlhabenden Armenier, was auch den gegen sie aufgebotenen türkischen Streitkräften behagt, die mit den Feinden der Staatsordnung ganz harmlos gemeinsame Sache machen. Kurde und Nizam plündern und morden gemeinsam, was kulturell bedauerlich ist. Die englische Entrüstung über diese periodisch wiederkehrenden Unbilden ist freilich geheuchelt und dient lediglich zur Erpressung von Zugeständnissen seitens des geängstigten Großherrn. Sonst wäre eine europäische Einmischung zur Erschließung dieser Hinterländer Kleinasiens auch im Interesse der Türkei selbst erwünscht.

Die deutschen Kaisermächte haben an der Kultivierung Kleinasiens handelspolitisch ein lebhaftes Interesse, da es ihnen vielleicht gelingen wird, England und Frankreich aus dem Felde zu schlagen, wie ja Deutschland jetzt langsam, aber stetig Boden gewinnt. Die Jerusalemfahrt des Kaisers hat sicherlich das Vordringen des deutschen Einflusses gefördert und das Ansehen des Deutschtums gehoben, das besonders hinter Frankreich zurückstand. Herrscht doch die lingua franca seit den Kreuzzügen in der Levante. Der letzte und erfolgreichste Kreuzzug eines deutschen Kaisers, die Heerfahrt Friedrichs II. im Jahre 1228, war keine ausschließlich deutsche Tat mehr, sondern der diplomatische Schachzug des Beherrschers des normannischen Süditaliens, der keine nationalen Früchte trug.*) Ist doch gerade das deutsche Blut

*) Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492 (aus dem Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke), München 1903, Oldenbourg. Ein vor-

Digitized by Google

nutzlos im heiligen Lande geflossen, während allein die Franzosen politische und die Italiener Handelsvorteile errangen, die noch heute günstig nachwirken. In Vorderasien ist das Deutsche Reich dank der sich inniger gestaltenden Handelsbeziehungen wesentlicher als Frankreich beteiligt, dessen türkisches Einflußgebiet ja vor seinen Grenzen liegt und auch deshalb zur politischen Einmischung treibt. Für Deutschland kommt aber nur der Handelsverkehr in Betracht, für dessen Freiheit die Unabhängigkeit der Türkei eine unerläßliche Bedingung ist.

Die in dieser Beziehung selbstlose Freundschaft des Deutschen Reiches wird anscheinend auch vom Sultan richtig gewürdigt und fördert die gegenseitige Annäherung. Rußland und England sind selbstsüchtige rivalisierende Freunde des kranken Mannes, die ein Glied nach dem andern von seinem Körper abschneiden und selbst verspeisen. Gegen diesen Verdacht sichert uns unsere örtliche Lage. Die Utopie der Alldeutschen, unsere im eigenen Lande so dringend nötigen Bauern in Anatolien anzusiedeln, ist keine ernsthafte Politik und braucht den Großtürken nicht zu beunruhigen. Der verstorbene Siemens als Unternehmer der anatolischen Bahn und deren eventueller Tochter in Mesopotamien, der Bagdadlinie hat auch gegen solche kindlichen Absichten Einspruch erhoben, von deren Verlautbarung er geschäftliche Hindernisse befürchtete.

Schließlich sind noch die kleinen christlichen Völkerschaften der Drusen und Maroniten in Syrien zu erwähnen, die zugleich eigenartige Glaubensgemeinschaften bilden. Die Drusen sind auch ein arisches Volk, während die Maroniten dem Völkermischmasch des Mittelmeerbeckens angehören, der eine volkliche Bestimmung ausschließt. Sie sind ebenso bedeutungslos wie die deutschchristlichen Gemeinden Palästinas, deren Bewohner besser im deutschen Osten anzusiedeln wären. Sehr glänzend ist ihre Lage auch nicht geworden, als das Mutterland die Türkei zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen gezwungen hat. Im heißen Klima ist auch eine volkliche Entartung zu befürchten. Eine üble Mischung mit den semitischen Umwohnern scheint auch nicht ausgeschlossen, obschon die Siedlungen sich bisher rassenrein erhalten haben. In seinem Geburtslande wird das Christentum schwerlich mehr zur

---

treffliches, kurzgefaßtes Nachschlagewerk mit reicher Quellenangabe und durchaus selbständigen Schlüssen bei klarer Darstellung. In unserer spezialisierenden Zeit ein Bedürfnis, um dem historischen Leser den Überblick zu erhalten, der sonst vor der Fülle der einzelnen Tatsachen verloren geht.

Digitized by Google

Herrschaft gelangen. Eher erringt der jüdische Zionismus wieder sein altes Reich, was die angenehmste Lösung der Judenfrage wäre, obschon sie bei den reichen jüdischen Volksgenossen Westeuropas keinen Anklang finden wird.

Fassen wir die Bedeutung der türkischen Christenheit zusammen, so dürfen wir sie als die Erben des türkischen Anteils in Südeuropa ansehen, mag und soll auch der Westbalkan bis Saloniki dereinst unter österreichischer Oberhoheit stehen. Ob in Kleinasien Rußland sich ganz Armeniens bemächtigen und damit den bedeutendsten christlichen Stamm des türkischen Morgenlandes seinem weiten und buntgemischten kaukasischen Gebiete angliedern wird, hat den Anspruch auf Wahrscheinlichkeit und berührt kein großdeutsches Interesse, da unsere Diplomatie handelspolitisch durch geeignete Verträge eine Beschränkung unseres Marktes verhindern muß, zumal Rußland ja ein guter Abnehmer ist und wir durch Zurückweisung seines Kornüberschusses es leicht gefügig machen können. Da der russische Bär nur mit ziemlicher Sicherheit auf die armenische Beute rechnen kann, jedoch die rumelische und das goldene Horn wohl sicherlich fahren lassen muß, so ist eigentlich auch für ihn kein Grund vorhanden, den Bestand der Türkei mutwillig zu gefährden, den die Eifersucht der Mächte bisher gewährleistet hat. Österreich kann sich auch im Frieden in Westrumelien festsetzen und den dereinstigen Anfall gemächlich vorbereiten, zumal die in der Mehrzahl islamitischen Albanesen seine besten Stützen sein werden, die freilich eine besonders vorsichtige Behandlung erheischen.

Digitized by Google

Hans Michel Moſcheroſch.

Von Ottokar Stauf von der March (Wien).

Was bei Betrachtung der furchtbaren Schickſale, welche die Menſchheit betroffen haben, zumeiſt den Anteil des wahren Menſchenfreundes erweckt, iſt der erhebende Umſtand, daß ſelbſt in den unſeligſten Zeiten, in den Tagen äußerer und innerer Verluderung, ſich doch immer noch und immer wieder Männer gefunden haben, die in edlem Wagemut gegen die Gebrechen und Laſter ihrer Zeitgenoſſen, ohne Rückſicht auf deren Stand und Rang aufgetreten ſind. Zu dieſen Männern gehört der Schriftſteller Hans Michel Moſcheroſch.

Das Leben des mit Unrecht Vergeſſenen fällt in die unſeligſte Zeit, die jemals über Europa, vor allem jedoch über Deutſchland emporgeſtiegen iſt, wo man um der Religion, und zwar um der chriſtlichen Religion willen einander die Köpfe zerſchlug, raubte und ſchändete, brannte und ſengte, und ſo das heilige römiſche Reich deutſcher Nation auf Jahre hinaus in eine Ödnis verwandelte. In eine Ödnis, von der man ſich erſt dann einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß die Einwohner Deutſchlands während der Kriegsfurie von 16 bis 17 Millionen auf 4 Millionen zuſammenſchmolzen und daß, wie der glaubwürdige zeitgenöſſiſche Khevenhiller in ſeinen „Annales Ferdinandei“ erzählt, in vielen Teilen Deutſchlands die Hungersnot ſo entſetzlich war, daß die Leute Fleiſch vom Schindanger holten und ſelbſt Leichen vom Hochgericht ſtahlen, wenn die Jagd nach lebendigen Menſchen nicht lohnend ausfiel. Redlich hat er die Mühſale des dreißig Jahre währenden Krieges verkoſtet, und mehr als einmal ſchwebte ſein Leben in Gefahr, nachdem ihn — einmal die „evangeliſchen“, das andere Mal die „katholiſchen“ Gurgelabſchneider — bis aufs Hemd „abgelauft“ hatten. Aber er lernte nicht nur die mit der Dauer des allerſchändlichſten der Kriege: des Religionskrieges, ins ungeheuerlichſte ſteigende Brutalität der „Handlanger“ kennen, ſondern hatte auch vollauf Gelegenheit, ſich über die Nichtswürdigkeiten der „Meiſter“ ein Urteil zu bilden. So drückte ihm denn die gerechte Empörung, der heilige Zorn über die unter Hohen, wie Niedrigen, bei Mächtigen und Geringen gleicherweiſe heimiſche Verlotterung die Feder in die Hand und weihte ihn zum Strafredner und Strafrichter ſeiner Zeit. Dieſes

Digitized by Google

ſein Amt hat er in würdiger, wenn auch ſtrenger und oft derber Weiſe verwaltet.

Sein im Jahre 1650 bei Joſias Städele in Straßburg erſchienenes Buch „Wunderliche und wahrhafftige Geſichte Philanders von Sittewald d. i. Straffſchriften“ ſpiegelt wie kein zweites die politiſchen und ſozialen Mißverhältniſſe wieder. Obgleich Moſcheroſch die Geißel der Satire ohne Schonung gegen jegliche Art von Verderbnis ſchwingt, ſo fühlt man doch allenthalben den warmen Odem ſeiner Liebe zu den Menſchen, vor allem aber zu ſeinem Volke. In rührender Weiſe offenbart ſich ſein völkiſches Empfinden, wenn er des von tauſend und abertauſend Fremdlingen geſchändeten, von Fürſten und Pfaffen beider Bekenntniſſe verhetzten, verratenen und verkauften deutſchen Vaterlandes gedenkt. Ein glühender, eiſerner Haß ſprüht aus ſeiner Feder, wo er das in deutſchen Landen ſich einbürgernde Fremdtum beſpricht, die Sucht, alles Fremde in Wort und Schrift, Denken und Fühlen, Tracht und Gehaben nachzuäffen.

Das ſind einerſeits die Gelehrten, die ihre Namen „nicht nur mit den in lateiniſcher Sprache gebräuchlichen us oder ius, ſondern auch mit ussius, mit igius, anus und oxinus mit Griechiſchem und Lateiniſchem verbrämen. Es will keiner mehr Roßkopf heißen, ſondern Hippocevalus; keiner will mehr Schneider, Schuſter, Weber oder Schmied heißen, ſondern sartor, sutor, textor; ja auch dieſes iſt ihnen noch zu gemein, es muß jetzt sartorius, sutorius, textorius, faber und fabricius, nicht Schütz, ſondern sagittarius heißen.“ Anderſeits die „Weiber“: „inſonderheit und zuvörderſt ſoll man euren fürſtlichen und gräflichen Frauenzimmern ſolche Torheiten billig heim ſchreiben, welche dafür halten, ſie könnten ihre Herrn und Ehegemale nicht ſehen oder lieben, wenn ſie ſich nicht alle Tage in neugebackener Form friſch anzögen. Ja, ſie wollen ſelbſt nicht allein alle Vierteljahre, alle Monat mit großen Unkoſten neue Trachten haben, die man ihnen auf der Poſt mit à la mode bekleideten Puppen und Docken von Paris muß zuſchicken, ſondern ſie wollen ihre eigenen Hofſchneider nach Paris ſchicken, um damit ſie allda ſolche neue Narrentrachten erlernen und erdenken ſollen. Dieſe Schneider koſten teils mehr als ein Doktor, der fünf Jahr in der Lehre und auf der Reis' zubringt. Und was er alsdann für eine Narrheit nur erdenken mag, das ganze Hofweſen muß ſich nach dem Narren in der Narrheit richten, und keiner darf ſich ſehen laſſen, der ſich nicht zu ſolcher Torheit bequemen wollte.“ Aber auch die Männer

Digitized by Google

sind nicht davon freizusprechen. Die Tracht der Haare, Kleider, des Bartes, die Manieren, die Kost, alles wird nachgeahmt. „Gott wolle das arme Deutschland hiervon reinigen! Es ist eine rechte Unsinnigkeit in solchen à la mode-Trachten, und ich sag noch einmal, die Obrigkeit sollte solche Funken an dem Leben abstrafen, denn man sieht, daß sie mit solchem Eifer und Ernst und in solcher Leichtfertigkeit verfahren, so verpicht und versessen sind auf neue Torheiten, daß ich dafür halte, sie würden, wenn sie einen Welschen einen Farrenschwanz oder einen Dreck in der Faust tragen sähen, es mit sonderlicher Lust nachtun." Das schrieb der wackere Moscherosch vor bald 260 Jahren, aber hat es heute Gültigkeit auch nur zum Teil verloren? Gibt es heute keine à la mode-Närrinnen mehr? Bewahrheitet sich heute nicht mehr der Stoßseufzer:

„Wenn Deutschland wollt' witzig werden,
Und fürsichtlich um sich sehn,
Nicht nach à la Mode gehn,
Nicht nach Farben und Gebärden —
Welschland müßt' ohnmächtig wanken;
Daß es aber jetzt obsiegt,
Euch in eurem Land bekriegt —
Das habt ihr euch selbst zu danken!"

Wer ist so kühn, daß er es zu bestreiten wagt?! Man sehe sich doch nur einmal gewissenhaft um im öffentlichen Leben, in der Kunst, in der Literatur, auf der Bühne, rechts und links, oben und unten, nach vorn und rückwärts! Grassiert nicht allenthalben die Fremdsucht genau so heute wie vor 260 Jahren! Vielleicht nicht so augenfällig, aber sie grassiert doch! Als ob der Deutsche dazu verflucht wäre, immerdar des Auslandes Affe und Fuchsschwänzer zu sein!

Zumal den Adel, als den berufenen Hüter des Nationalismus, treffen seine bitteren Vorwürfe: „In welcher Üppigkeit und Schwelgerei bringt der meiste Teil unseres Adels sein Leben hin. Sein Leben und Wandel ist nichts anderes als trinken und trunken machen, saufen und zum Saufen zwingen, eine Gasse auf, die andere ab, und wenn es zu herrschaftlichen Geschäften, Verrichtungen und Ratschlägen kommt, dann ist er so still wie eine Maus, wenn sie die Katze merkt. Fragt man ihn französisch, so antwortet er, damit er nicht ganz stillschweige „oui", obschon er es nicht versteht; fragt man ihn lateinisch, so versteht er es ohnehin nicht; fragt man ihn deutsch, so mag er nicht antworten, weil

Digitized by Google

die Mode, die Reputation und die unadelige Einbildung dem Adel nicht erlaubt, daß er gut deutsch rede." Freilich ist dieser Adel nur dem Namen nach adelig, denn was ist sein Tun und Wesen? „Habt ihr auch während der Zeit eures Adels etwas Adeliges verrichtet? Sind nicht Gotteslästern, Fluchen, Schwören, Huren, Rauben und Morden eure größten Taten gewesen? Ehrliche Leute ängstigen und peinigen, das Land verderben — ist es nicht euer einziges Tun gewesen? Soll das eines Edelmannes Leben sein? Soll das einen Junker geben? Spielen, Prassen, Hunde und Vögel ziehen, Kauderwelschen, Pochen, Poltern, Fluchen, Alfänzen (Possen treiben), Bauern schinden, Rauben, Sengen — das macht keinen Junker! Wie geringen Herkommens ein Kerl immer sei: wenn er sich in seinem Leben und Tun rechtschaffen, aufrichtig, mannhaft, fest, fromm und redlich erweist, so ist er wahrhaft von Adel und wir (die Teufel) haben über ihn so wenig Gewalt, so wenig ihr pergamentenen Junker mit euren schindhündischen Taten uns entlarven könnt!" „Euer Hochmut und Stolz ist nicht zu ergründen; ein Mann sei so ehrlich und tapfer als er immer wolle; in Diensten und in Ämtern so erfahren, so angesehen, so beliebt, als es möglich sein kann — ihr schlagt doch den Muff über ihn*) und achtet ihn eures Gesprächs nicht würdig, weil er ein „Pfeffersack" oder „Schurke" sei, als ob das Blut eines Ehrenmannes nicht rot wäre als dessen, der von Adel geboren ist, oder als ob ihr euerer Mutter aus den Brüsten und nicht daher kommt, woher die anderen, oder um recht bäuerisch zu reden, wie der alte Bauer Marius zu Rom: als ob euer Dreck Butter und eure Winde Bisam wären; ja, als ob ihr aus einem besseren Teige gebacken wäret als der wüsteste, stinkende Tropf und Stallknecht auf Erden."

In ähnlicher Weise richtet er sich gegen alle Stände, so gegen Ärzte, Juristen, Theologen, Philosophen, Hofschranzen, Soldaten ꝛc. Aber nicht nur das äußerliche, undeutsche Treiben, sondern auch — wie bereits bemerkt — die undeutsche Gesinnung, die Heuchelei, das Fuchsschwänzeln, die Heimtücke uff., sie alle läßt er an sich vorbeidefilieren und gibt ihnen saftige Denkzettel mit auf den Weg. Wie köstlich in seiner Ungeniertheit und meisterlich in der ungemeinen Verachtung ist z. B. folgender gegen die „Historienmacher und Zeitungsschreiber" gerichteter Ausfall:

*) Macht euch über ihn lustig.

Digitized by Google

„Alsdann gingen wir durch einen heimlichen Gang davon hart neben dem geheimen Orte Luzifers, bei welchem ich einige Tonnen voll fuchsschwänzerischer Historienmacher und Zeitungsschreiber gepackt sah. Als ich sie so in ihrer possierlichen Lage in dem stinkenden Quartier erblickte, fing ich an darüber zu lachen, und mein Gefährte, der es gewahr wurde, sprach: „Ich sehe wohl, daß ihr auch merkt, wozu diese Lumpen dem Luzifer dienen müssen, und es kommt euch recht spöttisch vor, daß die, welche auf Erden in ihren Handlungen so schlüpfrig und in ihrem Sinn so steif und störrig gewesen sind, sich jetzt auf tausenderlei Manieren biegen und schmiegen, drücken und drillen lassen müssen."

In keinem Schriftsteller dieser Zeit ist das vaterländische oder genauer: das völkische Empfinden stärker und entschiedener als in Moscherosch. Ein Beweis hierfür ist unter anderem, daß er mehr als einmal den Verrat am deutschen Volke brandmarkt und verurteilt. Vergleiche:

„Ist es eine Verräterei, wenn einer einen einzigen Menschen verrät, so ist es noch viel mehr, wenn einer eine ganze Nation, sein Vaterland, so viel an ihm ist, verläßt und sich zu dessen öffentlichen Feinden hält, für das doch ein jeglicher eher sein Leib und Leben setzen soll. Drum ein jeder, er sei, wer er wolle, Geistlicher oder Weltlicher, ein Fürst oder ein Bischof, der sich gegen seine Nation mit seines Königs Feind verbindet oder ihm zuzieht, soll Leib und Leben verwirkt haben."

Nach dem Gesagten steht es wohl außer allem Zweifel, daß Moscheroschs Buch für die deutsche Sittengeschichte jener Tage von unvergleichlichem Werte ist.

Hans Michel Moscherosch wurde am 5. März 1601 zu Wilstädt im Hanauischen geboren und schlug sich nach Ablauf seiner Studien an der „lateinischen Schule" zu Straßburg bald als Hofmeister, bald als Amtmann durchs Leben. Von der bestienhaften Soldateska des Krieges mehreremale ausgeplündert und trotz seiner außerordentlichen Amtsführung infolge seines „Zuviel-Wahrheitsschreibens" und „Zuviel-Wahrheitsredens" verleumdet und verfolgt, trat er zuerst in die Dienste des Grafen von Hanau-Zweibrücken, dann in jene des Kurfürsten von Mainz und schließlich der Landgräfin von Hessen-Kassel, bei welchen Persönlichkeiten er als eine Art von Hausminister amtete. Auf einer Reise nach Frankfurt a. M. von einer „hitzigen Schwachheit" befallen, starb er, 69 Jahre alt, den 4. März 1669. Außer dem Buche: „Wunderliche Gesichte" verfaßte er noch die kleine

Digitized by Google

Schrift: „Chriſtliches Vermächtnis oder ſchuldige Fürſorge eines treuen Vaters“, in welchem er ſeine Kinder über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens in herzlicher Weiſe belehrt.

Moſcheroſch muß, nach der Schilderung ſeiner Zeitgenoſſen zu ſchließen, ein edler, redlicher Charakter voll Begeiſterung für alles Gute und Große geweſen ſein. Zumal hervorgehoben wird ſeine unerſchütterliche Wahrheitsliebe. „Gott weiß“, ſchreibt Joh. Riſt († 1667), „wie ich den Mann liebe, in welches Leibe ich nicht glaube, daß ein einziger Tropfen Heuchelblutes zu finden iſt.“ Gerühmt wird von ihm weiter große Erfahrung, ein Blick für praktiſche und gründliche Kenntniſſe (dies beweiſen die zahlreichen Anführungen aus den fremden Literaturen, wie aus der Geſchichte), — wie er ſtets auf Reinheit der deutſchen Sitte und Sprache bedacht war, ohne indes zu übertreiben, beweiſt folgende Stelle:

„Doch ich muß ſagen: viel Sprachen verſtehen, iſt nicht unrecht, da man Nachbarn und ausländiſchen Völkern muß antworten können. Aber ſolche fremde Sprachen der Mutterſprache vorziehen oder ſo untermiſchen, daß ein Biedermann nicht erraten kann, was es für ein Geſpräch ſei, das iſt verräteriſch und darf billig nicht geduldet werden. Iſt es nicht eine Schande, einem fremden Volke zu Gefallen ſein eigen Heil und Wohlfahrt zu verachten! Haſt du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zuliebe miauen hören? Haſt du je einen Vogel blöken, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die edle deutſche Sprache, die euch angeboren iſt, ſo gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schand'!

Ihr böſen Deutſchen, man ſollt' euch peitſchen,
Daß ihr die Mutterſprach' ſo wenig acht't,
Ihr tut alles miſchen mit faulen Fiſchen
Und macht ein Miſchgemäſch, ein wüſt' Gewäſch,
Wir haben verſtanden mit Spott und Schanden
Wie man die Sprach' verkehrt und ganz zerſtört;
Ihr böſen Deutſchen, man ſollt' euch peitſchen
In unſerm Vaterland, o pfui der Schand'!“

Hans Michel Moſcheroſch war ein ganzer, ein deutſcher Mann! Ehre ſeinem Gedächtnis!

Digitized by Google

Reinhold Stades Liebe.

Von Lotte Gubalke.

Seitlich von der Freitreppe des Lindengasthofes saßen um Tische, die zur Feier des Kirmeßsonntags dort aufgestellt waren, die Honoratioren von Irmstädt. Ein alter Lindenbaum wölbte sein breites Dach über den Sitzenden. Er stand just in voller Blüte und war fast lebendig von dem Gesurre und Schwärmen der Bienen, die sich von den Menschen in ihrem wichtigen Geschäft nicht stören ließen. Sie trugen süße Beute heim, während jene untereinander den Lauf der Welt besprachen, so viel sie ihn kannten, und außerdem die Predigt ihres Pfarrers, die ihr höchstes Mißfallen erregt hatte. Diese Predigt hatte ihnen die Geschichte des kleinen Zachäus vor Augen geführt und hatte sie auffordern wollen, ihm nachzufolgen in seinem Eifer, den Herrn zu sehen.

Jörge Weiland, der Lindenwirt, hatte alle Hände voll zu tun. Bald leuchtete seine weiße Schürze unten auf dem Anger, bald stand er auf der Freitreppe und musterte seine Gäste, die hier saßen. Nur selten gönnte er sich's, daß er einen Augenblick stehen blieb. Seine listigen Augen blitzten vor Vergnügen, wenn er immer wieder feststellte, daß die reichen Bauern bei ihm Platz genommen hatten, — die anderen konnte er entbehren. Müde vom Hin- und Herlaufen setze er sich einen Augenblick zu Reinhold Stade. Der war der reichste Bauer in Irmstädt. Er hob sein Glas hoch, trank Jörge zu und rief: „Dem Pfarr' wird man's zeigen müssen, was man von so einer Rede hält! Was hat er des Langen und Breiten zu sticheln! Werd ich mich nach dem richten! Donnerschlag! Buß und Reu? Und das an einem Freudentag? Und die Augen zukneifen und ableugnen, daß die Welt schön sei? Seht mal an, da unten kommt die schwarze Hanne! Guckt nur einer, wie sie schnickt, wie meine schwarze Stute, wenn sie durchbrennen will . . . Was? So ein hübsch Weibsbild und Wittib obendrein — die und noch viele andere — die soll man nit ansehen? Dem Salbader zum Possen sollt man heut ein Gelag halten —."

„Ne, ne doch, Reinhold" wehrte Emil Beese, „was sollen die Reden, — was wird deine kranke Gretmarie sagen."

Reinhold Stade fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes

Digitized by Google

dunkelblondes Haar und sagte: „Was tut's nötig, daß du mich an meine kranke Gretmarie erinnerst. Was könnt's für eine Sünd sein, wenn ich mich heut einmal ohne Vor- und Nachgedanken verluſtieren tät mit den anderen! Hat ſie doch der Herrgott geſchaffen: lieblich anzuſchauen."

Emil Beeſe war ein frommer Mann und Kirchenälteſter. Er lüftete ſeine Mütze, kratzte ſich bedächtig hinterm Ohr und ſagte: „Immer habt Ihr mit den Weibern in der Mehrzahl — wenn man Euch ſo hört, ſollt man meinen, Ihr ſeid ein Schlimmer — und is doch halb ſo ſchlimm!"

Stade lachte und zeigte mit der Hand auf die Dorfſtraße: „Alleweil kann's vergnüglich werden — da kommen jetzt die Mädchen vom Tanzboden. — Seht einmal" wandte er ſich an einen langen, mageren Bauern, der am Ende der Tafel ſaß und kalt rauchte, „da unten ſteht ja Eure Jacobine, ſie ſcheint ſich nicht allzu viel aus dem Geſpann zu machen, den Ihr ihr zugedacht habt, Daniel Düppe!"

„Was wißt Ihr von Jacobine, Stade — und von meiner Schweſter Sohn Schorſche Düppe aus Leublingen" — ſagte Daniel verlegen und geärgert.

„Na — na, man ſpannt wohl mal einen Gaul mit einer Kuh zuſammen, — aber es ſieht nit gut aus."

Daniel Düppe griff mit zitternden Fingern nach ſeinem Tabaksbeutel und begann ſeine Pfeife zu ſtopfen. Er ließ die Worte Reinholds ohne Erwiderung, muſterte aber eifrig die jungen Burſchen und Mädchen auf der Landſtraße. Jacobine ſonderte ſich jetzt wirklich ab und ließ ſeiner Schweſter Sohn ſtehen und ging allein heimwärts. Er ſah ſich etwas verlegen mit ſeinen waſſerblauen Augen im Kreis um, erhob ſich halb, ſetzte ſich unſchlüſſig wieder und ging dann doch endlich mit ein paar ärgerlich gemurmelten Worten davon. Als er in der Gaſſe ſeitlich vom Wirtshaus verſchwunden war, ſagte Stade lachend: „So ein alter Geizdrach! Was braucht er die Jacobine an den Schorſche zu koppeln —"

„Ja" ſagte Beeſe und der Lindenwirt nickte dazu, „warum ſoll einer aus Leublingen die Jacobine freien!"

Reinhold ſtand auf, reckte ſich, ſchob ſeinen Hut aufs linke Ohr und leerte ſein Glas auf einen Zug: „Wer kann wiſſe, wen die Jacobine freit! Sicherlich den, den ſe will! Die wird grad einen ſolchen Schmachtlappen nehme, als der Schorſche aus Leublingen einer is!"

Digitized by Google

„Man muß sich überhaupt wunnern, wie der Düppen Daniel zu einer Tochter mit der Visasch kommt!“ Der Lindenwirt rief das aus, ganz seine diplomatischen Grundsätze vergessend.

„Na von wegen! Das is nit mal ein Naturspiel, indem ihre Mutter ein bildsauberes Weib is — wer kann's leugnen!“

Die Männer trennten sich, den es war Zeit zum Abendbrot, das im Kreis der Gäste daheim eingenommen werden sollte.

Jacobine war die Dorfstraße hinabgegangen. Sie sang leise vor sich hin. Selbst Schorsche Düppe hatte ihre gute Laune nicht vertreiben können. Sie trug ein veilchenblaues Kleid und einen Kranz von großen roten Rosen mit grünen Blättern. Der stand zu ihrem blonden Haar und ihrem feinen Gesicht eigentümlich gut. Sie nickte allen Leuten, die ihren Weg kreuzten, freundlich zu. Daniel Düppe holte sie ein, als sie am Schafhof angelangt war. Es gab Burschen genug in Irmstädt und auf den Nachbardörfern, die gern hier Herr geworden wären, denn Daniel Düppe hatte keinen männlichen Erben.

„Jacobine“ rief er, — „was gehste denn fort und lässest den Schorsche auf der Straße stehn?“

Jacobine zog die Mundwinkel — aber gleich darauf lachte sie schon wieder: „Ach, Vadder, den Trübetrost!“

„Der Stade hat sich auch heut mal widder das Maul zerrissen . . .“

„Na der! Laßt den reden! Meist trifft er den Nagel auf den Kopf!“

Düppe ging mißmutig ins Haus. Auf dem Hausehren kam ihm seine Frau entgegen. Hulda Düppe sah heute doppelt jugendlich aus, da das Herdfeuer eine helle Röte auf ihre Wangen gezaubert hatte. Sie rief ihrer Tochter zu: „Jacobine! Ja, wo sind denn der Vetter und die Wase Mine? Hast dich mit der Wase verzürnt?“

Jacobine lachte wieder laut auf. Ihr Vater, der im Hausehren einen Augenblick stehen geblieben war, machte ein griesgrämiges Gesicht. Wie ihn dies Lachen ärgerte — immer mußte das Mädel lachen! Von den Düppes hatte sie das nicht geerbt!

Jacobine schlang ihre Arme um den Hals ihrer Mutter und rief schmeichelnd: „Ach Gott, Mutter, was wollt Ihr denn? So ein Schmachtlappen, was fangt man mit dem an! Er kann nit tanzen und man kann sich nit mal rechtschaffen mit ihm zanken, immer sagt er: Jacobine, wie's dir recht is!“ Und sie lachte wieder.

Digitized by Google

„Na," sagte Frau Düppe, das Mädchen von sich schiebend: „dein Vadder sieht ganz bös aus, — es ist ihm nit recht, daß du allein daher kommst!"

„Der Vadder? Da kann ich ihm nit helfe! Er wird's sicher nit erleben, daß ich ihm den Willen tue mit seinem Schorsche Düppe aus Leublingen!"

Frau Hulda seufzte. Sie waren jetzt in die Stube getreten, in der der Tisch festlich gedeckt war. Jacobine trat an den schmalen Spiegel zwischen den Fenstern und nahm ihren Kranz aus dem Haar.

„Na, warum denn bös?" fragte Frau Hulda ärgerlich. „Ich wünsch, daß du deinen Kranz aufbehältst von wegen der Gäst! Was soll der Schorsch denke?"

„Was der Schorsch denkt, kann mir gleich sein —"

„Und ich sagt's schon oft, — es sollte dir lieb sein, wenn der Schorsche Düppe Gefallen an dir fänd! Es wär deinem Vadder das liebste und ich hätt auch nix darwider . . ."

Jacobine lacht wieder laut auf.

„Laß das Gelache! Ich kanns kaum noch anhöre! Mir is die Sach sehr ernst. Du bist in die Jahre gekomme, wo ein vernünftiges Frauensbild einen Mann nimmt!"

„Ich verschwör's ja gar nit! Daß ich das nit will, hab ich noch niemalen gesagt! Nur den Schorsch nehm ich nit! Er gefällt mir nit —"

„Na wer gefällt dir denn?"

„Keiner gefällt mir! Gelle, Mutter, zwingt mich nit! Es könnt uns allen schlecht bekommen! Ich mein, ich könnt einen totschlagen, der mir zuwider is und er wollt mich anpacken! Ich bin nit so wie du — so geduldig!"

Frau Hulda Düppe war sehr blaß geworden bei dem leidenschaftlichen Ausbruch ihrer Tochter. Sie hob die Hände beschwörend hoch und rief: „Jacobine, was redest du da für schlimme Worte! Hab dich nit so gefährlich und red von totschlagen, wo sich's ums Freien dreht."

„Ich denk aber so," sagte Jacobine erregt. „Ich mag den Schorsch nit — und eh ich einen nehm, den ich nit mag — na dann lieber tot, ich bin nit so weichmäulig!"

Draußen wurden Stimmen laut. Die Wase aus Leublingen mit ihrem Sohn hatte sich eingefunden.

Die Wase Mine war eine lange, dürre Frau. Man merkte an der Ähnlichkeit mit Jacobinens Vater sofort die Verwandt-

Digitized by Google

schaft. Auch Schorsche glich ganz in die Düppesche Familie. Er hatte etwas Stilles, Verschüchtertes in seinem Wesen. Seine blöden, von langen weißlichen Wimpern beschatteten Augen sowie die spärlichen Augenbrauen von der gleichen Farbe, die wie gar nicht vorhanden wirkten, gaben seinem Gesicht etwas Nichtssagendes. Das einzig Handgreifliche in diesem Antlitz war die Nase, die lang und dünn über einem schmalen Mund stand.

Das strohgelbe Haar war mit Sorgfalt und Haaröl schlicht zurückgehalten. Dadurch erschien die Stirn noch höher und das schmale Gesicht noch länger. Schorsche wagte einen schüchternen Versuch, eine Unterhaltung mit seiner schönen Base anzufangen. Sie war eben vor dem Spiegel beschäftigt, ihren Kranz wieder aufzusetzen. Er fragte, warum sie fortgegangen sei, er habe gerade mit ihr tanzen wollen.

„Gut war's vielleicht, daß du nit da warst, denn ich tanz leider nit so flott wie die Irmstädter Burschen und das Schwenken, das is in Leublingen auch keine Sitte, — ich meinte aber, es sollte sich wohl so schicken, daß ich dich heranwinke, weil's doch nun mal meiner Mutter und deines Vadders Wunsch is, daß —"

„Ne — ne, Schorsche," wies ihn Jacobine ab, — „davon sprich lieber nit. Es war auch gut, daß du nit mit mir getanzt hast! Ich hätt dich schwer beleidigt, denn ich hätt gelacht und wär davon gerannt, wenn du gestolpert wärst —"

„Das Leben ist doch kein Tanz" rief die Wase Mine spitz dazwischen. Sie hatte oben an der Schmalseite des Tisches Platz genommen und sah aus, als ob sie jeden Augenblick eine Standrede halten wollte.

„Die Wase muß es wissen" antwortete Jacobine und trat ans Fenster. Sie sah angelegentlich hinaus, während Schorsche sich verlegen die Hände rieb. Wase Mine zuckte verächtlich die Achsel und fuhr fort: „In Leublingen sind die Leute sedater als hier. Nie nit hörte man da von Totschlag und dergleichen, wenn Kerb war. Und was das Schwenken anlangt, so ist das eine ganz unanständige Sach, das sag ich. Denn warum brauchen die Leut alle Röcke zu sehen! Die jungen Burschen aus Leublingen bringen einem Weibsstück alles mit, was in der Eh vonnöten is und ich sag noch mal: Das Leben is kein Tanz."

Durch Frau Hulda Düppes Eintritt, die einen duftenden Schweinebraten auf den Tisch stellte und die mit lauter Stimme rief: „Heran den Lüt, heran den Lüt" — wurde diese Unterhaltung unterbrochen. Jacobine lief hinaus und rief die anderen

Digitized by Google

Gäste, die noch auf der Hofraite waren, um Vieh und Ställe zu mustern.

Bald waren alle versammelt. Man nahm an der langen Tafel Platz, außer Daniel Düppe. Der hatte das große Messer zur Hand genommen, probierte die Schneide am Daumen, und da es ihm nicht scharf genug erschien, ging er hinaus und wetzte es es umständlich auf der steinernen Türschwelle. Dann erst zerschnitt er den Braten. So recht mit Bedacht, die Pfeife im Mundwinkel und mit Lob auf das saftige Stück Fleisch, das von einem Jährlinge stamme, der an zwei Zentner wog. Wenn er sprach, legte er Messer und Gabel aus der Hand und nahm die Pfeife aus dem Mund. Es dauerte daher ziemlich lange, bis Daniel Düppe seinen Kirmeßbraten zerschnitten hatte, aber keiner der Gäste zeigte eine ungeduldige Miene. Sie entschädigten sich inzwischen dadurch, daß sie die anderen Schüsseln kreisen ließen. Als er endlich fertig war, stand er auf, ging von einem zum anderen mit der Bratenschüssel und legte jedem ein reichliches Teil auf den Teller und ermunterte zum Essen. Während des Essens wurde nicht viel geredet. Immer erst, wenn einer fertig war, tat er seinen Mund zum Erzählen auf und brachte irgend eine Schnurre oder ein rätselhaftes Ereignis vor. Was gab's da alles zu berichten aus alten Zeiten. Geschichten, die tausendmal erzählt waren aber gerade deshalb geliebt wurden: „Ja — ja, damals als die Venedigermänner noch lebten und Freundschaft mit den Irmstädtern schlossen!" Wase Mine stieß Frau Hulda in die Seite und meinte: „Der Herr Vetter, dein Vater, der kannte sie auch — man weiß das genau. Er soll öfters so einen goldenen Händedruck bekommen haben." — —

„Von wegen dös, — des is all dumm Zeug" — sagte Frau Hulda, — mein Vadder war eben aus dem Hessen und konnte arbeiten und sparen —"

„Und Gold wußte er zu finge, — ich laß mir des nicht abstreite" — bestand Wase Mine auf ihrer Meinung.

Jacobine saß still neben ihrem Vetter. Sie drehte ihm sogar etwas den Rücken zu und antwortete zerstreut und müde auf seine Fragen. Er war ganz in sein saftiges Stück Braten vertieft und kaute mit vollen Backen. Er schien sich nicht viel daraus zu machen, daß ihm seine Base so wenig Beachtung schenkte. Jacobine stand auf, nachdem sie wenige Bissen genossen hatte und schenkte nun mit Hilfe einer jungen Magd die Gläser voll Wein, Bier und rotes süßes Kirschwasser, das gab's in

Digitized by Google

Hülle und Fülle. Die Gläser und Krüge kreisten fleißig, eine lustige Stimmung entstand. Man sang und stieß an. Zuweilen kamen Bekannte und Freunde an die offenen Fenster, dann reichte man ihnen mit einem lustigen Trinkspruch die Krüge hinaus. Andere traten ein und ließen sich unter den Gästen nieder, so entstand eine fröhliche Unruhe. Einige Kameradinnen holten Jacobine ab. Die Musik spielte bereits wieder auf dem Anger und auf dem Tanzboden. Ehe Wase Mine ein Wort dazu sagen konnte, war Jacobine auf und davon mit ihren Freundinnen, und Schorsche saß mißmutig allein an der Tafel. Auch Frau Hulda war hinausgegangen. Sie wollte selbst heute nicht versäumen, eine Blick in den Kuhstall zu werfen. Nur noch Düppe war im Zimmer. Er saß schweigend da und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Wase Mine sagte gekränkt zu ihrem Bruder: „Ich hab zwei King und du hast ein einziges — un mein Wilme hat den Düppenshof in Leublingen und Schorsche hat Geld genug, einen Hof zu kaufen. Aber es wär eine Schann, wenn das Geld nit zusammen käm, ich mein, dem Schorsche sein Geld zu der Jacobine ihrem Erbteil — aber wir reißen uns nit um die Jacobine, von wegen, weil du vielleicht glaubst, der Schorsche hätte Not? Och ne — ne. Und dann die Jacobine — ich wundere mich und ich wundere mich gewaltig, wie sie so gar nit in die Düppens Sippe schlägt! Du hast ihr gewaltig vele Willen gelasse! Und deine Frau erst recht. Sie hat zu wenig die Rut geschmeckt — das sage ich!"

„Was hat sie?" fragte Frau Hulda, die eben wieder eintrat, „zu wenig die Rut geschmeckt? was mein Blut in den Adern hat, was von dene Kotts abstammt, des läßt sich nit mit der Rut ziehen, Frau Wase Mine, — des sag ich, in aller Freundschaft, aber ich sag's."

„Sehr obligiert, Frau Wase Hulda — und ich werd noch sagen, was ich mein. — Außerdem habt Ihr der Jacobine die Hände zu früh losgewickelt, das ist das Ganze. Sie wird sich die Finger schon noch verbrenne, indem daß sie beständig nach verbotenen Dingen greifen dürfte, wenn das so weiter geht mit der Nachsicht. Aber mein Schorsche hat ja nun gesehen, was er gesehen hat, und ich meine, er reißt sich nit nach Dingen, die nit für ihn passen. Das sag ich."

„Die Jacobine", lenkte Frau Hulda ein, „will genomme sein, wie sie nun emal is und wenn ich auch ganz und gar nix gegen die Düppes aus Leublingen habe und was mit ihnen verwandt

Digitized by Google

is — ich kann aber die Jacobine nit kreuzigen und nit anbinden. Der Schorsche soll allert sein und se sich geneigt machen!"

„Wie Ihr gleich hochkommt — gleich oben naus! Es muß wahr sein, die Kotts — die Kotts sind immer mit Beißen und Kratzen bei der Hand — — —"

„Na, wenn die Frau Schwägerin des so genau weiß, da soll sie sich nit mit den Kotts einlasse — mein ich."

Daniel Düppe rückte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her: „Hulda — und du weißt, ich leg dir nichts in die Quere, aber ich mein" — — er sah nach seinem Neffen hin, der sich schwerfällig erhoben hatte und nach dem Fenster schritt, durch das er hinaussah auf die Dorfstraße, die von lachenden und singenden Burschen belebt war.

„Was meinste", unterbrach seine Frau ihn ungeduldig, „was meinste? Ich mein, wir sind als lang einig, daß, wenn die Jacobine den Schorsche will, wir nix dawidder haben!"

Schorsche kam langsam vom Fenster her. Er stützte sich mit einer Hand auf die Tischkante und sagte: „Die Jacobine und ich, wir passe schlecht zusammen — das hab ich als vom ersten Augenblick an gemerkt, wo ich zur Kerb herkam. Neben der müßt ich mein ganzes Leben lang frieren, wenn ich mit ihr eine Decke teilen sollt. Unn ob ich des nu brauch? Ob sich nit am Enge noch eine finden tut, die sich auf mich freut?"

Während die drei Alten den sonst so schweigsamen Schorsche erstaunt ansahen, daß er sich zu einer so langen Rede aufgeschwungen hatte, war Jacobine wieder eingetreten. Sie hatte die Worte ihres Vetters gehört und trat in ihrer raschen Art auf ihn zu: „Hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Schorsche! Du und ich passen nit zueinanner! Damit will ich nit sage, daß ich dir nit ganz gut wär — aber deine Frau, — dazu paß ich eben nit."

Wase Mine würgte nach Worten, aber Frau Hulda kam ihr zuvor: „Wollen wir doch heut nit weiter von der Sach reden, wollen wir doch die beiden Kindsköpf ihnen selbst überlassen! Kommt, Wase Mine, kommt noch en Wing mit auf den Tanzboden."

Daniel Düppe wußte gar nicht, wie ihm geschah. Was machten die beiden denn nur für ein dummes Gezerre! Heiraten mußten sie sich ja doch einmal — das war doch eine sonnenklare Geschichte! Die Düppes heiraten immer untereinander. So weit er zurückdachte, immer wars dasselbe gewesen, — nur er hatte eine Aus-

Digitized by Google

nahme gemacht mit seiner Ehe. Aber was das anlangte — nun die Hulda Kott, die war so viel wert gewesen, wie zwei Düppenmädchen aus Leublingen. Alle Burschen im Dorf waren damals hinter ihr drein! Keinen hatte sie gemocht — grad wie seine Jacobine jetzt. Die Kotts waren erst aus dem Hessen nach Irmstädt gezogen. Sie hatten das Gut hinter der Kirche vom alten Sickler geerbt. War Jochen Sickler ein reicher Mann gewesen, so brachte es Berthold Kott bald auf das Doppelte. So etwas von Fleiß und Sparsamkeit hatte man in Irmstädt vordem nit gesehen. Manche sagten, es ginge nit mit rechten Dingen zu bei den Kotts. Der Kräuterjobst habe dem alten Kott ein verlassenes Bergwerk gezeigt, in dem die Venedigerleut heut noch hausten und nach Gold schürften und dem, der sich ihnen verschrieb mit Haut und Haar, Schätze über Schätze brächten. — Aber das war der Neid über so viel Glück. Und die Hulda Kott! Daniel Düppe schüttelte heute noch staunend den Kopf, wenn er sie so vor sich sah, und dann, wenn er bedachte, daß der alte Berthold Kott selbst zu ihm als Freiwerber gekommen war und ihm die Hulda angeboten hatte. Ganz schwindlig war ihm geworden, — wenn er sich auch nicht gering einschätzte mit seinem Schafhof. Am Steinberg hatte er gerad geackert. Da war der Alte zu ihm getreten, — so, wie es seine Gewohnheit war, in rehfarbenen Gamaschen und im blauen Kittel mit dem schwarzen Dreispitz.

Die Hulda war seine Frau geworden — er war mündig, ganz ledig, seine Eltern waren tot, also brauchte er keinen zu fragen. Der alte Berthold Kott hatte damals zu ihm gesagt: Die Hulda ist vierundzwanzig, sie soll freien, in dem Alter gehört sich das so, aber sie hat keinen einzigen im Dorf, den sie besonders gern hat. Aber ich will der Sorg ledig sein, ich leb nit mehr lang, ich weiß es genau und ich denk mir, Du passest zu uns, Daniel Düppe. — Und so sagte Daniel Düppe ja. Der alte Kott war wirklich nach einem Jahr schon gestorben und nicht lange danach auch seine Frau. Nun hatte Düppe das Gut verkauft, das gute Land freilich hatte er erst noch zu dem seinen geschlagen und war so der reichste Mann in Irmstädt geworden. Wenn die Jacobine nun den Schorsche Düppe nähm — gerade weil sie keinen anderen mochte, und weil's bei ihrer Mutter dieselbe Sache gewesen war. — — — Aber die Jacobine, ja die Jacobine. Wenn er sie so ansah, woher sie nur das Getue hatte und die ganze Art. Daß sie eigenwillig war, kam wohl daher, daß sie ein einziges Kind blieb. Ja ein einziges Kind — und

Digitized by Google

wie hatte Daniel Düppe einen Jungen herbeigesehnt. Zwei wurden geboren, um ganz jung zu sterben — kaum ein paar Monate waren sie alt geworden. Ach, an diese Jünglerchen, an die durfte er gar nicht denken. Die glichen beide ihm — Zug um Zug. — Und dann wurde noch einer geboren — das war eine Freude, der wuchs und gedieh! Und als er vier Jahre alt war, da fiel er in eine Kalkgrube und starb eines so erbärmlichen, schmählichen Todes. Die kleine Leich vergaß er nie! Und seitdem hatte er die Jacobine wie ein rohes Ei behandelt, ihr allen Willen gelassen und davon kam's nun, daß sie den Schorsche Düppe nit wollte.

Das ging ihm alles durch den Kopf, als er mit seiner Frau und seiner Schwester langsam dem Tanzboden zuschritt.

Das ganze Dorf duftete nach Kuchen, nach Gebratenem und Gebackenem und die Luft konnte kaum noch einen größeren Höhepunkt erreichen. Die Burschen und Mädchen, die gerade nicht tanzten, gingen untergefaßt in langen Reihen auf der Dorfstraße auf und ab. Laute, derbe Neckreden flogen hin und her, oder ein Lied wurde angestimmt vom Scheiden und Meiden und Nimmerwiedersehn — und waren doch so selig, daß sie eng aneinander geschmiegt gehen konnten.

Frau Hulda Düppe schlug vor, man wolle sich unter die Linden vor die Tür des Wirtshauses setzen. Dort saßen noch andere Verwandte und Bekannte. Man machte gern für Frau Hulda Düppe Platz, rückte zusammen und begrüßte sich mit den kurzen Fragen: „Gut gespeist? Liebe Gäste? Was macht das Vieh? Und die Gesundheit? Trank sich zu und lobte das Wetter.

Frau Hulda Düppe war die reichste Frau im Dorf, also gebührte ihr die meiste Ehre. Sogar Reinhold Stade, der fast auf gleicher Stufe mit den Düppens stand und sich sonst vor keinem zusammen nahm, zog seinen Hut und fragte nach ihrem Ergehen. Frau Düppe sagte zu ihrem Mann, der neben ihr Platz genommen hatte: „Rück ebbes dahin nüber alleweil, ich möcht mit dem Reinhold Stade ein Wort reden."

Stade setzte sich auf Düppes Platz. Frau Düppe begann. „Hört emal, Reinhold, wie geht es Eurer Frau?"

Aller Übermut war aus Stades Gesicht geschwunden, bei Frau Huldas Frage. Ja, das wär ein Herzeleid, erzählte er — ein entsetzliches Elend mit der Gretmarie. „Wenn es nur einmal anners würde! Die Gretmarie hat eine solche Sehnsucht, gesund zu werden! Aber der Husten! — oh der Husten, wenn's nur

Digitized by Google

ein Balsam gäbe, den zu lindern! Kommt der Kräuterjobst nit bald einmal auf den Schafhof? Seit meiner Mutter Tod sah ich ihn nit mehr."

Frau Düppe meinte, wo der Jobst sei, könne sie nicht sagen. „Aber Balsam hab ich noch, den soll Euch gleich morgen die Jacobine bringen."

„Ja, das tut", rief Stade, „das tut. Schickt die Jacobine, die Gretmarie wird dann eine doppelte Freude haben. Aber wird die Jacobine keine Angst haben? Die Leut sagen doch, die Zehrung stecke an!"

„Also ist's wirklich die Zehrung — ne so etwas — so ein Jammer —!"

„Ja, der Doktor Hillermann meint's. Und er sagt, es könne leicht noch ein Jahr dauern, wenn nit ein plötzlicher Schlag dazu kommt. Das Herz ist noch gesund, — aber," rief er plötzlich, „laßt alleweil diese Sache, ich hab heut einmal nit daran denken wollen — heut nit. Ich wollt mich einmal freuen — nur einmal — nachher nehm ich mein Elend wieder auf mich."

„Wenn Ihr's könnt, warum nit! Wenn Ihr's könnt — — ein Elend abschütteln und dann wieder aufnehmen, — is nit leicht."

— — Wenn Ihr's könnt! — Er sah Frau Düppe von der Seite an. Jesses, was hatte die denn! Was war das denn für ein Verbrechen, wenn er einmal einen kurzen Tag aus seinem Unglück heraus wollte. Pflegte er denn die Gretmarie nicht schon ein langes Jahr treu und ohne Murren, seit sie ihm den toten Jungen geboren? — Die Gretmarie hatte ihn ja selbst fortgeschickt! — Er erhob sich und sagte: „Ich werd's also versuchen, Frau Düppe — so gut, wie's eben geht!" — — —

Als er fort war, rückten die Frauen zusammen. „Wie geht's mit der Gretmarie? Hat sie wirklich das Abzehren oder ist's ihr angehext?"

„Riecke Beese hat's mit dem Anhexen! Als wenn sie's verständ", sagte der Untermüller.

„Schweigt stille, Gevatter", rief Riecke ärgerlich. „Ihr solltet mich kennen!"

„Ganz gut kenne ich Euch!" Der Untermüller lachte laut auf und stieß Riecke in die Seite.

„Wenn schon, dann schweigt davon und prahlt nit, es kann einem so etwas schlecht bekommen", mischte sich Schuster Leutloff in die Unterhaltung.

Digitized by Google

„Halt deine Guschen, Pechfiest", mahnte der Lindenwirt, „man kennt deine Exempel genugsam."

„Die Gretmarie hat die Zehrung, das steht fest", erzählte Frau Düppe weiter, „und das war vorauszusehen. Die Gretmarie ist eine Wendel und die Wendels sind alle schwach auf der Brust. Und der Stade, der versteht nit mit so einem schwachen Weibsbild zu verkehren! Die Gretmarie hätt mehr Schonung haben müssen! Aber so einer! Da fährt er mit ihr umher in die Stadt auf den Christmarkt und dann in den Hirschen zum Tanz und dann keine Ruhe daheim! Bald hierhin, bald dahin, wo eine Flöte spielt, mußt er hin — da kann's keinen wundern! Nun pfeift das arme Tier auf dem letzten Loch."

„Des muß man sagen, Frau Düppe, — er pflegt und trägt sie und tut ihr allen Willen — alles was wahr is — ich hab's selbst gesehen!"

„Na, na, meine Herren", rief Leutloff, „und was sagte er noch heute Morgen, als er die schwarze Hanne vom Wasser sah, Theodor Büchners Wittib? — Verglich er sie nit mit seiner schwarzen Stute?" — —

„Halts Maul, du", rief Frau Düppe kurz. „Was geht das uns an! Wenn Ihr hier nichts weiter zu reden habt, dann trollt Euch."

Reinhold Stade war nach dem Anger gegangen. Dort lehnte er an einer Linde und sah dem Tanzen zu. Jetzt am Abend hatten sich auch die reichen Burschen und Mädchen unter die Knechte und Mägde gemischt. Auch Jacobine mit ihren Kameradinnen war darunter. Sie tanzte mit dem Sohn der schwarzen Hanne am Wasser. Das war ein stattlicher Kerl mit strammer Haltung. Er schwenkte die Jacobine, daß die Röcke in weitem Bogen flogen. Manchmal hob er sie mit einem Jauchzer hoch und tanzte weiter, ohne daß sie den Erdboden berührte, eine halbe Runde. Und Jacobine jauchzte laut auf, wenn er sie so hoch hielt. Sie war ganz aus Rand und Band. Ihr Rosenkranz saß schief und Schürze und Busentuch hatten sich verschoben. Jetzt trat das Paar ab. Von allen Seiten kamen Burschen und Mädchen und lobten den schwarzen Karl und die Jacobine. Die stand hochaufatmend da und rückte ihren Kranz zurecht und rief dabei lachend: „Ja, das muß ich jetzt sage, der Karl, der kann's — hei, was der für Kräft hat, — und einen Schwung! Man saust nur so dahin! Aber der ist auch der einzige, der aller-

Digitized by Google

einzige von euch, der das Schwenken noch nach der rechten Weise kann!"

„'s käm drauf an", — sagte da Reinhold Stade gelassen.

Jacobine drehte sich um und sah erstaunt in ein blasses Gesicht. „Jesses, Herr Stade! Daß Sie das einmal gekonnt habe, dagegen sagt doch keiner was! Aber von den jetzigen, da kann's doch wohl keiner so gut als Karl!"

„Es käm auf eine Prob' an, ob ich's gekonnt hab oder ob ich's am End noch kann!"

„Ihr mögt auch noch können", sagte der schwarze Karl, — „aber mit wem wollt Ihr das ausproben, da die Gretmarie, das arme Weib, krank is? Und dann die Gretmarie, das leichte, federleichte Ding, mit dem war gut schwenken! Aber die Jacobine Düppe, — ich sag Euch, Meister Stade, die ist ein anderer Posten — Donnerschlag. Und wenn sie nit selber den innerlichen Schwung hätt, so bekäm man sie gar nit hoch. Und ich hab Kräft!"

„Was hindert mich denn, die Jacobine Düppe im Tanz zu schwenken, wenn ich will?" Stade lachte laut auf und trat vor, gerade auf Jacobine zu. „Mir hat keiner Vorschriften zu machen — alloh — gespielt!"

Er warf den Musikanten ein Geldstück zu, lüftete seinen Hut, schob ihn etwas rückwärts und schlang seinen Arm um Jacobine. Die wußte nicht, wie ihr geschah. Ehe sie ein Wort dagegen sagen konnte, fühlte sie sich mit starken Armen hochgehoben und fort ging's in tollem Wirbel. Die Musikanten krazten und bliesen, als ob die Saiten und Hörner springen sollten, und alles trat lautlos zur Seite. Jacobine und Reinhold waren das einzige Paar, das unter den Linden tanzte.

Das war etwas Unerhörtes, daß ein verheirateter Mann ein Mädchen um die Hüfte faßte, um mit ihr zu tanzen! So etwas konnte sich nur Reinhold Stade herausnehmen! Und Reinhold Stade tanzte drei Ronden und hob Jacobine hoch, als ob sie so leicht wie eine Feder sei, und zum Schluß hielt er sie mit beiden Händen eine ganze Weile hoch und tat einen Jauchzer „als wenn ein Hirsch brüllt", so versicherte Schuhmacher Leutloff, der alles aus nächster Nähe ansah und das Geschehnis dann brühwarm in der Linde auseinandersetzte. — Jacobine hatte nicht gejauchzt. Sie kam erst wieder zu sich, als sie auf dem Platz neben der alten Linde stand und Reinholds lachende Worte an ihr Ohr schlugen:

Digitized by Google

„So, Jacobine Düppe, nun weißte, was einer kann, der stärker is als der schwarze Karl!“

Jacobine preßte beide Hände an die Schläfen und sah leichenblaß aus. — —

„Na, bist so erbärmlich? Davon ist dir schon schwach? So komm, ich werd' dich zu deiner Mutter führen und ihr sagen, daß ich mich einmal gefreut hab!“

Er wollte ihre Hand ergreifen, sie schüttelte ihn aber ab und sagte, immer noch nicht ganz mit der alten Fassung: „Ei, laßt mich, Herr Stade, Ihr wollt mich zum Narren machen — —“

„Sicherlich nit“, beteuerte er, „aber an meine Stärke solltest du glauben!“

Jacobine wurde von den anderen Mädchen fortgezogen. Die schimpften: „So ein Unband! So etwas — so ein Teufel. — Na, die arme Gretmarie, man kann sich denken, wie der das Vögelche geschunde hat, — drum läßt's auch allweil die Fittiche hange — —“

„Nein“, sagte da Jacobine, „das hat er nit getan. Ich weiß es besser. Er hat sie wie ein Kindche auf seinen Armen getrage.“

Reinhold Stade stand allein. Die Burschen hatten sich zusammengeschart um den schwarzen Karl und sprachen leise und aufgebracht miteinander. Was wollte der Reinhold denn! So ein Ehekrüppel! Was mischt der sich in ihre Angelegenheiten! Sie hätten ihn verwalken sollen — ja, aber der Herr Stade — wer wagt sich an den? Um den Schuster hatten sich mißbilligend die Ehemänner versammelt. So etwas! „Tanzt mit einem Mädchen am Abend — als ob er nit eine totkranke Frau daheim hätte! Und am Morgen da prahlt er mit einer Wittib — na“ —. Stade sah sich um und lachte. Sie alle würden ihn hoch leben lassen, wenn er ihnen jetzt ein Faß Bier auflegte. — Da faßte ihn jemand hastig und voll Angst am Ärmel. Es war die Magd, die daheim bei der Gretmarie wachen sollte. „Och, Herr Stade, kommt schnell heim, — die Frau — die Frau.“

Im Nu kehrte er sich um und durchteilte die Leute, die sich neugierig herzudrängten, um zu hören, was mit Gretmarie Stade passiert sei. Er schob alle zur Seite und eilte heim. Die Magd lief ihm nach und befriedigte nur mit wenig hingeworfenen Worten ihre Neugierde „Sterben — halbtot schon — —“

Digitized by Google

„Na ja, so mußte es kommen. Der Herregott hat Mittel, daß die Bäum' nit in den Himmel wachsen," sagten die Leute untereinander, schlossen sich wieder zusammen, tanzten weiter, froh, daß sie noch nicht am Tod lagen. Als Reinhold in der großen Wohnstube stand vor dem Bett seiner Frau, war er ein anderer, als unter der Linde. Er beugte sich über die Stöhnende, hob sie vorsichtig hoch und bettete ihren Kopf an seine Brust. „Was hast denn alleweil, Gretmarie? Siehste, schickst mich fort und sowie ich geh, machst dumm Zeug! Geh, rappel dich auf — übers Jahr tanzen mer widder zusamme!"

Aber die Gretmarie sagte kein Wort. Sie lag gebrochen an seiner Brust mit geschlossenen Augen. Ihr Atem ging so schwer und so dumpf klang das Röcheln. Nach und nach legte sich der Fieberfrost, der ihren abgezehrten Körper schüttelte. Sie schlug die Augen auf und sagte ganz leise: „Ich tanz nimmer. Aber ich sterb, ich weiß es. Mein tot Jüngelche is mer erschiene und darum hol den Pfarr, mich verlangt's nach dem Nachtmahl."

„Ich denk nit an so etwas, Gretmarie, gib dich! Du hast geträumt, ich durft dich nit allein lasse — des sind nu die Folgen davon!"

„Och ne, och ne, — es is am Rand, hol den Pfarr! — hol den Pfarr — —"

Reinhold winkte der Magd, die weinend am Türpfosten lehnte. Er sagte ihr, sie solle den Pfarrer bitten, mit dem Nachtmahl zu kommen, — die Gretmarie Stade verlange danach.

„Nach der letzten Wegzehrung," sagte die Kranke, mühsam jedes Wort herausbringend.

„'s braucht nit die letzte zu sein, Gretmarie, 's kann auch besser danach werden — man hat's oft erlebt — — sicher wird's besser danach."

Die Magd lief über den Hof, er sah den Laternenschein über die Fenster gleiten, hörte die Pforte zuklappen und nun saß er allein mit der Sterbenden.

Sie lehnte noch immer an ihm. Da kam ihm die Erinnerung an das junge, heiße Leben, das er eben im Arm gehalten hatte, und er stöhnte laut auf. — Gretmarie schlug die Augen zu ihm auf. Sie sah ihn an mit einem wehen Blick. Der Ton, der an ihr Ohr schlug, klang ungeduldig. Ja, so ein langes Leiden macht hellhörig. Sie strich tastend mit ihren abgezehrten Fingern an seinem Arm herunter und faßte zitternd nach seiner Hand. Oh! dieser Arm, mit den Muskeln wie Stahl und Eisen, in dem sie

Digitized by Google

so oft geruht und diese hartgearbeitete Hand, die so sanft streicheln konnte. — Es wallte heiß in ihr auf, — so, als wenn eine Flamme noch einmal aufschlägt aus einem niedergebrannten Holzstoß.

„Ich laß dich nit, Reinhold — und ich muß doch — und bin doch so jung und hab noch ein so frisch gesund Herz — ach mein Herz is so heiß und schlägt so gesund — und ich soll doch unter die Erd' —"

Er zog sie noch fester an sich und drückte sie sanft an seine breite Brust und auch in ihm schrie alles nach Leben und Luft und nach Erbarmen und Erlösung. Und er klagte stumm den unbarmherzigen Herrn der Welt an. Es war wie ein großes Chaos in ihm. Er wollte niemandem ein Leid antun — und wollte selbst nicht leiden. Er wollte Freude — Freude und ein volles Glück. Und so sehr er sich wehrte und sich zwang, an das Elend in seinem Arm zu denken — je mehr dachte er daran, wie schön die Welt vor seinen Füßen lag, wenn er sein Gespann, die mutigen Braunen ackernd am Bergabhang dahinführte und daß seine Glücks- und Lustgedanken dann steigenden Lerchen glichen. Er wollte — wollte leben —, war es denn nicht möglich, dies verrinnende Leben seiner Gretmarie aufzuhalten? — —

Sie schlief mählich ein in seinem Arm. Er saß auf der Kante des Bettes, still, ohne sich zu rühren, und sah auf ihr Gesicht, über das ein stiller Friede sich ausbreitete, als dächte die Schläferin an das alte Lied, das sie oft genug gesungen hatte: „In der Liebe Arm, wie ruht sich's gut." — Und wie er sie so ansah, — da dachte er an Jacobine Düppe und ein Grauen überkam ihn, — nein, er wollte so etwas nicht denken.

Da ging die Pforte. Schritte kamen — das war der Pfarrer. Reinhold mochte die Schläferin nicht wecken, aber der Hofhund schlug an ob des seltsamen Gastes und da wachte Gretmarie auf. Erst sah sie sich erstaunt um. Sie hatte einen langen seligen Traum gehabt in den kurzen Minuten. Als der Pfarrer im Talar in der Stubentür erschien, fiel ihr alles ein. Sie schauerte zusammen. Reinhold legte sie sanft zurück. Er trat dem Pfarrer entgegen und sagte „Willkomm". Dann stockte ihm die Stimme. Er hielt nichts von dem Mann, den er oft genug einen Salbader nannte. Aber man konnte nicht ohne ihn fertig werden. Man brauchte ihn an allen wichtigen Wegbiegungen, die das Leben machte.

Digitized by Google

„Ihr habt mich rufen lassen, Reinhold Stade — Eure Ehefrau verlangt nach dem Sakrament des Herrn — —".

Gretmarie richtete sich mit erstaunlicher Kraft auf. Sie holte tief Atem und sah verlegen von einem zum anderen. Sie wollte reden, aber die Kraft reichte zu alle dem, was sie auf dem Herzen hatte, nicht aus. Mit zitternden Fingern strich sie über ihr wirres Haar, über ihr schönes braunes Haar, das ihr so schwer war und mit seiner Wucht ihren müden Kopf nach hinten zog. „Eh, so geht es nit, Herr Pfarr — tretet mit meinem Mann in die annere Stub, bis die Lies mich ebbes hergerichtet hat" — —

Die Männer gingen hinaus und die Lies verstand sich auf diese Sache. Sie holte aufgeregt alles herbei, den Kamm und das Waschbecken und eine saubere Jacke und strichelte und bürstete das dichte, vom Liegen wirre Haar ganz sacht zurecht, — auch das halbseidene Tuch band sie der Frau um; dann holte sie das Gesangbuch und legte es auf die Bettdecke.

Sie brachte noch ein Kissen, legte es der Kranken unter den Kopf, daß sie aufrecht im Bett sitzen konnte. Nun rief sie den Küster herein, der in des Pfarrers Begleitung gekommen war. Den nannten sie im Dorf „den Teufel". Er war ganz Würde, als er das leinene Tuch mit der breiten Spitze auf die Bettdecke breitete und ein zweites auf einen Tisch, den er ans Bett rückte. Darauf stellte er die Geräte. Den kleinen Kelch und die kleine Kanne. Und die Magd trug noch zwei Lichte herzu.

Gretmarie sah mit fieberglänzenden Augen dem allen zu, und als er fertig war und seinen Diener machte, der für den lieben Herrgott eine Reverenz sein sollte, indem er den Leib des Herrn auf einen silbernen Teller legte, — da flog etwas wie ein seliges Lächeln über Gretmaries Gesicht.

Der Pfarrer trat allein ein, — einige Sekunden danach, während der Pfarrer mit gefalteten Händen und gesenktem Blick vor dem Tisch gestanden hatte, Reinhold. Er hatte auch seinen Sonntagsrock angezogen. Das bemerkte Gretmarie mit stillem Stolz. Und nun begann die heilige Handlung. Der Pfarrer hatte eine volle, tiefe Stimme und feierliche Bewegungen. Reinhold saß der Jammer bis an den Hals — bis oben an. Aber er sah trotzdem die feierliche Harmonie, die in allem lag, was dieser Mann tat. Die Worte flossen so schlicht von seinen Lippen, und in seinem Mund wurden sie wie durchsichtig und verständlich für den anderen, der bis dahin all sein Leben lang achtlos auf sie gehört hatte. Diese Worte der Verheißung, die das ganze

Digitized by Google

Grundgesetz der Welt: „Opfertod und Liebe und innigste Gemeinschaft mit dem Ewigen" verkünden. Und er reichte ihnen beiden, der Sterbenden und dem Lebenden, den symbolischen Trunk und brach zuvor das Brot mit ihnen. Dem Reinhold war alles wie ein Traum, wie ein Emporgehobenwerden in eine andere höhere, reinere Sphäre. Als die Frage nach dem kurzen Beichtgebet an sein Ohr schlug: „Entsagst du dem Teufel und aller weltlichen Bosheit?" und er gemeinsam mit der Todkranken sagte: „Ja, Herr, so wahr mir Gott helfe!" — da war es über ihn gekommen, als ob von nun an ein unsichtbares Band zwischen ihm und jenem Manne bestehe, für den er so manches Hohnwort gehabt hatte. — Während der „Teufel" die Geräte zusammenpackte, schlief Gretmarie ein. Rote Flecke auf den bleichen Wangen täuschten über die Nähe des Todes hinweg. Der Pfarrer sprach ein stilles Gebet und wenige Abschiedsworte. Dann war Reinhold wieder allein mit seiner Frau. Vielleicht war es Absicht, daß das Gesangbuch da aufgeschlagen war, wo das alte Lied stand:

Höre, Herzenskündiger,
Meines Flehens Stimme —
Sende Du — Trost mir zu,
Reiß mich aus den Nöten,
Ehe sie mich töten . . . . .

Reinhold saß noch lange allein am Bett seiner Gretmarie. Vom Dorfanger wehte der Wind Lustjauchzer und Freudenlaute herein in das stille Gemach, und zuweilen erklangen Schritte lustwandelnder Paare unter den Fenstern. Und in Reinholds Ohr erklang die schwermütige Melodie, die ihm die Erinnerung zu jenem alten klagenden Kirchenlied gesellte — diese stöhnende Melodie zu den flehenden Worten:

Reiß mich aus den Nöten,
Ehe sie mich töten — — —

Von einer ganzen Gemeinde, so schien's ihm, hörte er sie singen und dazu brausten Orgeltöne und in Wirklichkeit war es Totenstille um ihn. Nur die schweren Atemzüge der Frau, das Ticken der Uhr und das Bohren des Holzwurms im Wandgetäfel störte die Stille — — —

Nicht lange danach starb Margarete Marie Stade. Es war drei Wochen nach der Irmstädter Kirmeß. Drei lange bange qualvolle Wochen mit endlosen Nächten, die der Pfarrer durch-

Digitized by Google

wachen half! An einem Juniſonntag, als eben die Roſen aufblühten und der Flieder, begrub man ſie. Der Pfarrer hatte eine Rede gehalten, an der ſelbſt Leutloff und der Lindenwirt nichts auszuſetzen fanden. Reinhold Stades Frau hatte ein langes Geleite und jedermann rühmte ihre Güte und bedauerte, daß ſie ſo jung von dieſer Erde ſcheiden mußte, — ſo jung, dieweil ihr Herz noch ſo geſund war. Darum hatte ſie auch einen ſo harten Todeskampf gehabt. „Und war doch zuvor verſehen mit dem heiligen Nachtmahl!“ „Ja“ — meinte Leutloff vertraulich zu dem Lindenwirt und zum Untermüller, „was half das! Ich weiß es genau, ich weiß es nämlich von meiner Großmutter, die ſcheintot war und nur wieder aufwachte, als ihr der „Teufel“ den Trauring ſtehlen wollte, — damals trug man die Toten nämlich in die Kirche und ließ ſie vom „Teufel“ bewachen.“

„Ja“, ſagte der Untermüller, der dazu kam, „das wiſſen wir doch all lange, aber des wollteſt du doch wohl mit als etwas Neues auftiſchen, Schuſter? — Alſo, was weißt du genau, was wir andern nit wiſſe?“

„Hättſt du mich nit unterbroche mit deiner naſeweiſen Guſchen, dann hättet ihr es bereits erfahren, alſo, ich weiß genau, wenn einer ſtirbt, ſo ſieht er durch Wänd' und ſieht durch Fleiſch und Kleider und kann alle Gedanken, alle gegenwärtigen und zukünftigen ſehen, und wer weiß, was die Gretmarie geſehen hat, indem ſie doch immer gerufen hat: „Ich laß dich nit — ich laß dich nit.“

Der Untermüller meinte: „Schuſter, deine wird nit rufen, ich laß dich nit! Denn ſie wird froh ſein, wenn du unter der Erd und in Sicherheit biſt — —“

„Ihr verdreht die Sach,“ rief Leutloff aufgebracht, „indem doch von einem ſterbenden Weibsbild die Rede war!“

„Spiegelt Euch nit die Tatſach vor, als ob Ihr einmal hinter Jette Leutloffs Sarg hergehen könnt, wenn ſie ſechs Männer auf den Schultern gut vernagelt zu Grabe tragen, ſo gut wird's Euch nit! Und wenn's ſo wär! Kein Mädche, nit das lahme Hanne-Jule wird hinter Euch herguckе.“

„Jeſſes, jeſſes de Männer, zankt euch nit!“ mahnte der Lindenwirt, vor deſſen Tür der Streit ausgebrochen war. „Und ſeht, da geht der Reinhold über den Pfarrſteg —, der geht weiß Gott zu dem Salbader!“

Die Männer vergaßen ihren Zank und ſchauten mit offenem Mund nach Reinhold Stade hin, der langſam und aufrecht auf

Digitized by Google

die Pfarre zuschritt. „Er wird sich bedanken gehen und die Leichenred bezahlen —"

„Das Geld hätt' er eingesiegelt schicken können," rief Leutloff.

Ja, das hätte er wohl gekonnt. Aber er ging selbst. Seit jenem Abend, da der Pfarrer ihm und seiner Frau das Nachtmahl gab und dann ungerufen öfters kam und sich ohne viele Worte in die Pflege der Kranken mit ihm teilte, ihr manche Erleichterung verschaffend, zog's ihn hin zu dem seltsamen Manne. Und wenn er sich auch gegen das Gefühl in seinem Innern, das ein Gemisch von Staunen und Bewunderung war, sträubte, so kam er am letzten Ende immer wieder auf ihn zurück, als dem einzigen Mann, mit dem er über Gefühle und dunkle Zweifel reden könne, die seit jenem Abend von seiner Seele Besitz ergriffen hatten, — seit jenem Abend, an dem er hin- und hergezerrt worden war zwischen hoher Lebensluft und Todesleid. Bei Gott, es war an jenem Abend nichts gewesen, was ihn zu Jacobine Düppe hinzog, als das wonnevolle Gefühl gleicher Kraft und gemeinsamen Lustgefühls. Eines Lustgefühls, das nicht gegenständlich an irgend ein Ding geknüpft war, sondern, das stark wie das Leben selbst, an allem Lebendigen haftet. So ein Lustgefühl, das selbst dem Tod entgegenlachen möchte —, ihn für nichts achten will! Und dann kommt der grimme Sieger und holt sich seine Beute ... Aber immer wieder wurde so ein Ewigkeitsgefühl in ihm wach, so eine Sehnsucht nach Leben. Solange war alles in ihm niedergehalten, jedes laute Wort und jede Lust, — immer mußte er daheim leise auftreten. Er hatte es nie widerwillig getan — ach, seine arme Gretmarie. Aber wenn er draußen war, dann kam's über ihn, dann strömte das heiße Blut durch seine Adern, dann hätte er am liebsten etwas zertrümmert oder etwas Großes, Schweres vollbracht. So war's auch an jenem Kirmeßabend. Was ging ihn im Grund diese Jacobine Düppe an! Durfte man nicht Gefallen haben an einem Mädchen, das so schön war wie ein Sommertag? Sagten nicht alle im Dorf, die Alten und die Jungen, sie sei die Schönste?

Gut, er hatte sie mit starken Armen gepackt und im Tanz geschwungen, während zu Haus sein Weib krank lag. — Und nun stand sie so leibhaftig seitdem vor seiner Seele in ihrem blauen Kleid mit dem Rosenkranz; zuerst, als er die todkranke Gretmarie im Arm hielt. Nicht nur da, das Bild erstand immer wieder von neuem und schlimm war's, daß er nach und nach Gefallen daran fand. Wenn er die Pferde fütterte und, sich an die Krippe

Digitized by Google

lehnend, die Augen schloß, so erschien sie ihm. Wenn er auf dem Felde stand, die Sichel schärfend, um das Gras zu schneiden, stand sie vor ihm auf der grünen Wiese, mitten zwischen den Blumen, und er konnte nicht weiter mähen, müde sank sein Arm. Erst war er zornig, dann war er froh, und es kam vor, daß er der Kranken daheim vergaß und seinem Traumbild zulächelte. Einmal war ihm etwas Sonderbares passiert. Das hatte ihn mächtig aufgerüttelt und gleichwohl nicht von seinen Phantasien befreit. Es war an dem letzten Sonntag, den seine Frau erlebte. Sie lag mit großen glänzenden Augen im Bett und sah ihm zu, wie er sich zur Kirche anzog. Er hatte die ganze Welt vergessen — und schaute lächelnd in den Spiegel, um sein schwarzes Seidentuch fester unter dem weißen Hemdkragen zu binden. Er sah ganz traumverloren in das Glas, aus dem ihm ein Mädchen mit lachenden Augen, mit rotem Mund, der voll weißer Zähne war, — mit einem Rosenkranz im hellen wirren Haar — anstarrte, halb Bewunderung, halb Ärger in den blauen Augen. Und er nickte dem Bild im Spiegel zu und lächelte . . .

Da hatte die Kranke im Bett laut und weh aufgeschrieen, denn sie konnte jede seiner Bewegungen im Spiegel erkennen. So laut und weh rief sie: „Reinhold, wen lachste an? Mich nit — mich nit — — oh, ich fühl's und seh, es is alleweil schon eine Annere!"

Und er war stumm und starr geblieben. Er hatte sie nur gestreichelt und in den Arm genommen voll heißen Mitleids und hatte sie nicht wie sonst geküßt. Nicht geküßt, weil es der alte Doktor wegen der Ansteckung streng verboten hatte, sondern weil ihn ein Grauen anpackte vor seiner eigenen Zwiespältigkeit und weil er sich fürchtete vor dem blauen Bild, das er, nun wußte er es genau, — all sein Lebtag nicht mehr aus seiner Welt bannen konnte. In jener Nacht, die diesem Sonntag folgte, starb Gretmarie in seinen Armen und ihr letztes Wort war: „Ich laß dich nit!"

Sollte er dem Pfarrer dies alles erzählen? Als er die Hand auf die Türklinke legte, da wußte er mit einemmal genau, daß er auch dem Pfarrer dies alles nicht sagen könne. Aber er wollte ihm danken für die Leichenrede, — vielleicht gab auch ein Wort das andere und er fand Trost in seiner Zerrissenheit.

Der Pfarrer war erstaunt, als Reinhold Stade vor ihm stand. Das hatte er nicht erwartet. Als er seine Hilfe in Todesnot brachte, da geschah es ohne Hoffnung auf diesen Lohn. Er

Digitized by Google

stand von seinem Stuhl am Schreibtisch auf und nötigte seinen Gast auf das schwarze Ledersofa und fragte freundlich nach seinem Begehr. Stade holte das Geld aus der Rocktasche. „Dank und Lohn wollte ich Ihnen bringen, Herr Pfarrer", begann er. Als der Pfarrer eine abweisende Handbewegung machte, fuhr er fort: „Beides gebührt dem Herrn Pfarrer, um so mehr, da er keinen Grund hatte, einem Mann Gutes zu erweisen und seine Worte milde zu setzen. Verdient hatte ich's nit um den Herrn Pfarrer, denn ich hab' weitlich mitgehetzt."

Der Pfarrer ging darüber hinweg. Er sagte nur freundlich und gelassen: „Was gilt einem Diener am Wort die Meinung der Menschen. Die gute und die böse soll ihn nicht bestimmen, seines Amtes zu walten, Stade, — er tut seine Pflicht und Schuldigkeit, ohne rechts oder links zu sehen."

Stade wußte nichts dagegen zu sagen. Er sah ja auch nicht rechts und links — freilich nicht im Tun seiner Pflicht, sondern, wenn er seinen Neigungen folgte. Er fühlte die Verwandtschaft und den Unterschied gleicherweise, die zwischen ihm und diesem Manne bestand. Und weil es ihn im Grunde doch stets gewurmt hatte, wenn die Leute seinen Gewaltstreichen keinen Beifall zollten, sagte er mit einer gewissen gutmütigen Überlegenheit, die dem Manne da sagen sollte — ich kenne die Menschen — aber doch nur in zögernden Worten zum Ausdruck kam: „Na, Herr Pfarrer, so ganz gleichgültig is es dem Menschen nit, ob er Lieb oder Haß, Ruhm oder Verachtung gewinnt, wenn er auch sozusagen die Uniform des höchsten Herrn trägt, wie der alte selige Pfarrer Rinke zu sagen pflegte. Aber darum kam ich nit her, Herr Pfarrer. Ich möcht eine Stiftung machen zum Andenken an Margarete Marie Stade geb. Wendel: Ein Paar Leuchter für den Altar zum ewigen Gedächtnis."

„Warum grad ein Paar Leuchter, Herr Stade? Wollt Ihr nicht lieber eine Summe geben zur Linderung mannigfacher Not?"

„Ne, gerad ein Paar Leuchter — und die Not braucht darum nicht ungelindert zu bleiben, nennt mir, was Ihr braucht, ich geb's gern, ich hab's dazu. Aber die Leuchter un alle Jahr ein paar Wachskerzen." . . . Er stockte. Dann rieb er sich das Kinn und begann von neuem, dem fragenden Blick des Pfarrers fest begegnend, ein wenig unbeholfen und sich manchmal unterbrechend: „Zuweilen fährt so ein Blitz vom Himmel, Hochwürden, — in scharfem regelrechten Zickzack, wie er auf dem Bild im kleinen

Digitized by Google

Lutherschen abgebildet ist, — ich mein' wie Abels Opfer an zu brennen fängt von diesem Blitz, den der Herrgott schickt. Genau so kam's in jener Nacht, wie Ihr der Frau und mir das Nachtmahl gabt. Ja, und man verspricht fest und sicher: Ja, Herr, so wahr mir Gott helfe, ich will entsagen der Welt und aller weltlichen Bosheit! Es wurde heller in mir, Herr Pfarrer, aber nit besser, nur zwiespältiger, denn nun hebt sich unterschiedlich hervor, was gut und bös is nach Eurem Sinn und der Christenlehr, — ich möcht nun zwei Leuchter stiften zum Gedächtnis — und ob's nit nach und nach zu Ruhe in mir kommen möchte — —"

„Ich kann nichts dagegen haben, Herr Stade, — nur verstehe ich Euch nicht so ganz, sagt mir doch, warum ist es zwiespältig in Euch seit jener Nacht. Ich meine Gottes Gnadensonne bringt Frieden in's Gemüt!" — — —

Stade stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Er ging an den großen Büchergestellen vorbei, die an den Längswänden des Zimmers standen und fuhr mit seiner harten Hand über die Bücherrücken. „Soviel Weisheit steckt da in den Büchern und vielleicht ebensoviel in Ihrem Kopf und ob Sie mich verstehen, weiß ich nit, — ich habe eine Angst wie ein Schulbub — — —"

Der Pfarrer seufzte und erhob sich auch. Er legte seine Hand auf Stades Schulter: „Das Leben ist eine harte Schule, aber man sollte Vertrauen zu dem großen Schulmeister im Himmel haben. — Und wir Menschen, die wir allesamt als dumme Lehrbuben auf der Lebensbank sitzen, sollten untereinander nicht Verstecken spielen. Wir sollten einer des anderen Last tragen."

Da faßte sich Reinhold Stade kurz und erzählte dem Manne alles, was ihn drückte seit jenem Abend. Er sprach von Jacobine Düppe und daß ihr Bild nicht von seiner Seele wich. . . .

Der Pfarrer saß mit gesenktem Haupt. Die Pfeife war ihm ausgegangen. Je länger Stade sprach, je mehr stiegen Erinnerungsbilder in ihm auf, in denen ein einsamer Mann, der das Wünschen verlernt hatte, im Mittelpunkt stand. Der Fink im Bauer hat dazu sein Töllchen gesträubt und nacheinander seinen Weingesang und seinen Bräutigamsschlag ertönen lassen. Was gingen ihn die Qualen der Menschen an. Und die Abenddämmerung sank immer mehr herein, dieweil zwei Männer, — ein Bauer und ein Pfarrer — Freunde wurden. Der eine maß sein überwundenes Leid an dem ewig neuen des anderen und jeder fand in dem anderen etwas, was er nicht kannte und ver-

Digitized by Google

mutete. Nun reichten sie sich zum Schluß mit warmem Druck die Hand.

Den Männern unter der Linde war die Zeit lang geworden über diesem langen Besuch. Sie gaben die Hoffnung auf, von dem heimkehrenden Stade etwas zu erfahren über diesen Besuch beim „Salbader". Nur Leutloff blieb, ausdauernd wie er war, vor der Tür unter den Linden sitzen und erging sich in allerhand Vermutungen. Als aber Stade über den Pfarrsteg ging und noch einmal mit der Hand nach dem in der Tür des Pfarrhauses Stehenden winkte, da wußte Leutloff, daß es besser sei, von heute an nicht mehr über den Salbader zu schimpfen, sondern die Segel zu streichen.

Es war Herbst geworden. Ein heller Septembertag war's, an dem Frau Hulda Düppe allein in der Laube aus verschnittenem Rotdorn, die im Garten dicht an der Straße lag, saß und strickte. Ihr Gesicht hatte einen sorglichen Ausdruck und ihre Augen folgten Jacobine, die zwischen den Beeten einherging und reife Birnen von den Spalieren brach — die ersten Frühbirnen. Immer noch waren die Heiratspläne mit den Düppes aus Leublingen nicht zum Austrag gebracht. Ihr sonst so zufriedener und fügsamer Mann hatte in diesem Punkt einen großen Eigenwillen bewiesen. Es fragte sich nur, wer am festesten stand, Jacobine mit ihrer Weigerung oder Düppe. Manchmal schaute Frau Hulda ausspähend die Landstraße entlang, die sie ein gutes Stück übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Jetzt trat Jacobine zu ihr und stellte ein Körbchen saftiger Früchte auf den Tisch. Vergnügt biß sie in eine der schönsten und hielt ihrer Mutter eine zweite hin. Diese sagte ärgerlich: „Wenn man dich so sieht mit deiner lachenden Visasch, als ob dein Vadder dich nit gefragt hätt in allem Ernst, ob du den Schorsche willst oder nit, — so sollte man's kaum glauben, daß du dich heut für dein Leben entscheiden sollst. — Was willste denn beginnen?"

„Mich wundert nur, Mutter, daß Ihr fragt. Ich denk, ich hab Euch alle Tage dasselbe gesagt: Ich dank für einen Düppe aus Leublingen! Nit um alle Ehr und alles Geld nehm ich einen von der Sorte! — Und das werd ich meinem Vadder heut sagen . . ."

„Jacobine, du meinst, das Leben wär wie ein Sommertag, wo man auf der Wies im Heu liegt, den Himmel anstiert und die Bienen Honig eintragen läßt, wozu die Vögel singen —"

Digitized by Google

„Daß das Leben so nit is, Mutter, das sehe ich alle Tage an Ihr selbst! Und daß Ihr wißt, eben darum will ich den Schorsche Düppe nit. Denn die Gutheit allein bringt kein Glück und wenn ich schon muß, dann will ich einen Mann, der anners is — wie mein Vadder — — so nu is es heraus, meinetwegen soll's eine Sünd sein, na, da ist's eine, ich kann nit anners."

Hulda Düppe starrte ihre Tochter an mit weit aufgerissenen Augen. Die Hände mit dem Strickstrumpf zitterten. Immer noch sagte sie nichts. Sie stöhnte nur, als Jacobine fortfuhr: „Gut, — sagt, ich sei mißraten, — ich bin's aber nit. Ich bin dem Vadder von Herzen gut, aber ich bin nit blind und nit taub. Und daß ich des nit bin, dafür kann ich nix, und ich hab schon oft gelobt, ich will's abbüßen so oder so, wenn's ihn kränkt, daß ich keinen Düppe mag, — aber ich nehm keinen!"

„Was meinste damit, daß du nit blind und nit taub bist? Was soll das heißen? Hafte jemals ein unrecht Wort gehört, das sich dein Vadder und deine Mutter geboten hätten?"

„Och ne, kein unrechtes, aber auch kein rechtes! Und wenn ich dich ansah, eine so Feine, Schöne und daneben den Vadder! — Gut mag er sein, — aber so gar nix fürs Herz und die Augenweid, — warum fragste mich auch —"

„Halt's Maul, — oder" — — rief Hulda Düppe so zornig, wie sie niemals im Leben zu ihrem Kind gewesen war.

„Geh hinein und besinn dich, was du deinen Eltern schullig bist!" — — —

Jacobine ging. Sie wollte auf halbem Wege noch einmal umkehren, — sie bereute ihre schnellen Worte. Aber Frau Düppe wehrte ab und rief: „Geh mir aus den Augen, du Unband du!"

Und nun saß sie allein in der Laube mit in den Schoß gefalteten Händen, eine Beute der widerstreitendsten Gefühle. Ein Mann, der unbeachtet den Gartenweg herunter gekommen war und jetzt am Eingang der Laube stehend ein eintöniges „Guten Tag" bot, schreckte sie aus ihren Träumen auf. Er war uralt, grau und verwittert, aber er ging noch kerzengerade. Nach Art der Balsammänner trug er ein Reff auf dem Rücken und darauf stand ein schwarzer Holzkasten, in dem seine Kräuter, sein Balsam und seine Lebenstropfen, die er feil bot, Platz gefunden hatten.

Frau Düppe stand auf und sagte: „Ich wart schon lange auf Euch, Herr Jobst. Ich mein, Ihr kämet spät dies Jahr." Sie half ihm das Reff abhocken, und er folgte ihrer Aufforderung, neben ihr Platz in der Laube zu nehmen.

Digitized by Google

Ich kann nit immer, wie ich möchte, — und es liegt mir nit viel daran, den Botenträger in diesen alten Geschichten zu spielen, über die am besten Gras gewachsen wäre. War das denn die Jacobine?"

Frau Hulda nickte. „Das war die Jacobine."

„Was waren das für böse Worte zwischen euch? Reizt die Jacobine nit, die ist aus besondrem Holze, — nit von birknem, das man biegen kann. Ihr solltet das genugsam wissen — —"

„Ich denk, Ihr wollt die alten Geschichten nit wecken."

Der Alte murmelte etwas vor sich hin und frug dann: „Warum sollt ich früher kommen? Was wollt Ihr von mir?"

Hulda Düppe erzählte ihm von Reinhold Stades Frau. Von ihrer langen Krankheit und ihrem Tod, den sein Balsam am Ende hätte aufhalten können. Zum Schluß sagte sie: „Die Gretmarie mocht ich gern leiden, sie war ein braves Tier, aber der Reinhold ist mir über, ich hab alle Taschen voll von ihm seit der letzten Kerb. Da hat er mit meiner Jacobine einen Schwenker auf dem Anger getanzt, — gerade eine halbe Stunde vorher, als die Gretmarie das Nachtmahl bekam. Alle Leut im Dorf haben ihm das gewaltig verdacht."

„Und die Jacobine" frug der Alte, „hat's die ihm auch verdacht?"

„Das mein ich und nit schlecht. Früher hat sie viel Stücke auf ihn gehalten, — aber nun geht sie ihm aus dem Weg, wo sie kann, sie meint, er soll sich vor ihr hüten!"

„Ja, das wär gut, wenn einer die beiden auseinander hielte. Einen am Nordpol und einen am Südpol. Das wär kein Mann vor die Jacobine — — —"

„Na, wer denkt denn an so etwas!"

„Ich weiß ja nicht. Aber wenn der Reinhold jetzt ledig geworden ist, warum sollt er nit nach Düppen Daniels Tochter ausschauen, wenn's nämlich so wär — Ihr versteht mich, — aber ich sag Euch, Hulda Düppe, hütet die Jacobine gut, — es könnt ein Unglück geben."

„Wie meint Ihr das, Herr Jobst, — so sagt doch, wie Ihr das meint!"

„Ich hab keine Zeit. Ich muß weiter. Also hier ist das Jahrgeld." Er legte drei Hundertmarkscheine auf den Tisch. „Legt's über Seite, damit's der Wind nit verweht."

Hulda nahm das Geld mit bebenden Fingern und steckte es vorn in ihre Jacke.

Digitized by Google

„Ich wollt, der Wind verwehte eine alte böse Geschichte, an der Eine schwer trägt.“

„Der Wind kann dergleichen nit fortwehen. Er spielt wohl damit und wirbelt's um und um, aber an irgend einem Ort treibt ers wieder hoch.“ — — — —

„Was macht Daniel Düppe?“ fragte der Alte dann noch, schon im Begriff, nach seinem Reff zu greifen.

„Es ist immer das alte“ meinte Hulda Düppe. „Ich hann keine Klag! Vielleicht is er steifer geworden in den Beinen und en wink krumm im Rücken. Er will, die Jacobine soll den Schorsche Düppe aus Leublingen freien, — aber se will nit, — se steift sich dagegen.“

„Warum denn gerade den? Gibts keinen Ansehnlicheren in der Welt hier herum? Ich mein, ihr wüßtet, wie das tut, wenn man eine Stute neben einen Ochsen spannt — gibt einen schlechten Tritt — — —“

Hulda stöhnte. „Wenn ich mit Daniel Düppe durchkam, warum nit auch die Jacobine mit dem Schorsch? Is sie mehr als ich? Hat einer gefragt, wie ich jung war, ob ich Luft dazu hat oder nit — gemußt hann ich.“

„Vergeßt nit, Hulda Düppe, was damals war und was heut nit is! Die Jacobine kann wählen. Ihr wart nit wahlfrei!“

Hulda Düppe senkte das Haupt. Sie sah mit einemmal viel älter aus, bleich und unglücklich.

„Grämt euch nit um Dinge, die keiner ungeschehen machen kann, aber bewacht die Jacobine gut.“

„Warum konnt nit alles anners kommen!“

„Was sollte anners kommen? Wenn einer verbotne Frucht nascht, so muß er die Folgen tragen. Nix konnt anners kommen, es kam noch gut genug.“

Den Gartenweg, entlang dem Staketenzaun, der nach der Landstraße hin den Garten abgrenzte und eine kleine Tür dahinaus hatte, kam Daniel Düppe. Der Kräuterjobst hielt ihm die Hand entgegen und sagte: „Des freut mich, daß ich Euch noch sehe, Herr Düppe. Ich bracht' gerade den Zins von dem Bornstädter Kapital. Eure Frau hat's schon genommen. Der Bornstädter Baron läßt sagen, wenn Ihr das Kapital einmal braucht, Ihr könnt's immer haben gegen Kündigung. Na? Am Ende für die Jacobine zur Aussteuer?“

Düppe hörte zerstreut zu und nahm die Scheine, die ihm seine Frau aushändigte, hielt sie gegen das Licht und lächelte.

Digitized by Google

„Schönen Dank dem gnädigen Herrn. Nit alle Schuldner zahlen so pünktlich. — Ja, wenn nur die Jacobine wollt', — wenn ich sie dazu brächt' zu dem Schorsche Düppe!"

„Ihr werdet die Jacobine doch nit zwinge wolle," begütigte Jobst.

„Ich? Die zwinge? Da fragt mal meine Frau, — ich hab mit dem Mädche nie etwas ausrichten könne! — rein gar nix."

„Ja, ja," meinte Jobst, da trag ich nu an die vierzig Jahr Balsam herum auf meinem Buckel und das rechte Pflaster ist doch nit dabei. Ich mein, laß doch das Mädche tun, was es will. Es gibt so viele Mannsleut hier herum, da wär's doch auch nit unbedingt nötig, daß er einen Geldsack hätt' grad so groß wie Eurer, — da wär' der schwarze Karl und dem Untermüller sein Heiner und dem Büttner sein Engelhardt — —"

„Und ich sag," rief Düppe, indem er nach seiner Gewohnheit mit dem Knöchel auf den Tisch pochte: „Entweder freit die Jacobine den Schorsche Düppe oder se nimmt einen, der genau so viel hat, als sie selber und da wüßt ich keinen, wie den Stade, — des wär mir denn ebenso recht."

„Einem Wittmann die Jacobine? Tut's nit," sagte Jobst eindringlich.

„Den Stade," rief Frau Hulda entsetzt, — „'ne Düppe, des wär nix, — so gering soll einer meine Tochter taxieren: einen Wittmann?! Und den mag se erst recht nit!"

„Und ich sag dir, einen nimmt se, un nu hab ich genug davon."

„Und ich rat Euch, tragt Euch nit mit solchen Plänen, Herr Düppe, der Reinhold ist kein Mann für die Jacobine, ich sag noch mal, schlagt Euch so etwas aus dem Sinn!"

„Gequackel, — Gequackel is des. Gründ' will ich und Ursach."

„Gründe? Fragt lieber nit nach denen, Daniel Düppe, sondern tut, was ein alter Mann sagt, und laßt die Weiber allein ihren Kram bereiten. Zwingt nit Leut zusammen, die aus Gründen der Natur und der Moral nit zusammengehören sollen."

Düppe hatte kaum hingehört, was Jobst da von Gründen der Natur und der Moral sagte. Und hätte er es gehört, so wäre es ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er ging mißmutig ins Haus. — Als er außer Hörweite war, sagte der Alte hastig: „Hulda Düppe, daß Ihr nun alles ganz genau wißt und was Ihr nun tun sollt, wird Euch klar sein. Also merkt auf: Der

Digitized by Google

Reinhold Stade und die Jacobine haben einen Vater — ich kann nichts weiter tun, aber an Euch ist's, Sünde zu verhindern. Adjes."

Hulda Düppe starrte dem alten Balsamträger nach, der mit seinem Reff auf dem Rücken davonschritt, ohne sich umzuwenden. — — Der Reinhold und die — — und die Jacobine — — ja mein Gott — — ah so, das war ein Stück von den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden sollten, — nein, das durfte nit sein, — das mußte sie verhindern, — aber wie denn — wie denn nur . . . Sie wollte irgend etwas tun, gleich heute noch. Am Ende nahm die Jacobine doch den Schorsche, — sie wollte noch einmal alles aufbieten.

Sie fand Jacobine nicht im Haus. Der Knecht sagte ihr, sie sei mit dem Rechen fortgegangen.

Jacobine war über die Wiesen gegangen, die hinter den Scheunen lagen. Es litt sie nicht im Haus. Sie dachte daran, das Grummet zu wenden oben auf der kleinen Waldwiese beim Jacobsborn. Hinter dem Dorf hob sich der Boden. Erst zu einer kleinen Anhöhe und dann kamen die Waldberge. Sie ging durch einen Hohlweg und bog dann auf einen Feldweg ein, der zwischen Rodeland und Äckern bergan führte.

Die Äcker trugen schlechte Frucht. Sie blieb stehen und riß einige Ähren aus, besah sie und warf sie verächtlich beiseite.

„Der Acker trägt Kummerhafer," sagte eine Männerstimme hinter ihr. Sie wandte sich um und sah ärgerlich in Reinhold Stades Gesicht, der ebenso wie sie mit dem Rechen auf der Schulter dem Wald zuging.

Er sah ihr mißmutiges Gesicht und sagte: „Wenn's Euch nit recht is, daß ich hier gehe, so kann ich abbiegen — —"

„Oh, was das heißt, — mir ist's ganz egal, wo der Herr Stade gehen tut. Nur hüten soll er sich, mich noch einmal so zum Narren zu machen, wie auf der letzten Kerb. Da hat er mich blamiert vor aller Welt. Verstannen?"

„War Euch das so schrecklich! Wenn — dann hättet Ihr es sagen sollen, ich hätte Euch sofort losgelassen. Mir ist so in Erinnerung, als ob Ihr mit offenem Mund gelacht hättet — —"

„Ich gelacht? Die Zähne hab ich am End zeigen wollen. Und wenn ich nit sicher gewesen wär, daß Ihr doch Euren Willen durchsetzt, so — —"

Digitized by Google

„So?“

„Na, so hätt' ich mich geweigert. Aber Ihr habt ja zugegriffen! Wie in einem Schraubstock waren meine Arme, — blaue Flecke hab ich am Abend gehabt — —“

„Also Ihr habt Eure Arme daraufhin besehen?“

Jacobine schwieg und zuckte die Achseln.

Schweigend gingen sie ein Stück Wegs. Nach einer Weile sagte Jacobine: „Wo wollt Ihr denn hin, Meister Stade?“

„Auf die Waldwies am Saukopf — —“

„So, und ich an die am Jacobsborn — —“

„Die stoßen zusamme — —“

„Ja, das kann keiner leugne — —“

„Wollt Ihr das Grummet allein da wenden?“

„Wenn mich keiner stört — —“

„Ich mein', da hätten zwei daran zu tun. Das wundert mich, daß Daniel Düppe seiner Einzigen so viel zumuten tut!“

„Ich bin von keinem geschickt und außerdem ist das Grummetwenden eine ganz kleine Sach — mein ich —“

„Ich mein's nit. Ich werd Euch dabei helfe!“

Jacobine blieb stehen und lachte auf: „Das sollte mir fehle!“

Er antwortete nicht, er ging lächelnd neben ihr her, auf der äußersten Wegkante, so daß er manchmal balanzieren mußte, um nicht in den Graben zu treten, in dem ein klares Wasser über gelben Sand floß. Das war der Abfluß von dem Jacobsborn, der auf Düppes Wiese lag.

Jacobine machte dies Schweigen ihres Begleiters ungeduldig. Sie wollte eine neue Unterhaltung beginnen, aber es fiel ihr heute nichts ein, und war doch sonst nie um Worte verlegen. Sie sah ihn ein paarmal von der Seite an. Die Leute im Dorf, besonders die Frauensleute, fanden allesamt, daß Reinhold Stade ein schöner Mann sei, und wenn seine Frau auch erst drei Monate begraben war, es gab genug ledige Mädchen, die damit rechneten, ob er um sie freien könne, wenn's an der Zeit sei. Ledig konnte so einer doch nit bleiben mit seinem großen Hof. — — — — Dagegen hatte sie ja nie etwas gehabt, daß er ein schöner Kerl sei. Sie hat ihn früher sogar sehr gern gehabt. Sie hatte sich gern mit ihm geneckt, — aber du liebe Zeit, ja — — seit dem Tanz hatte sie Furcht und Angst vor ihm, und wie sie damals der Gretmarie den Balsam brachte, war sie froh, daß er nicht daheim war.

Digitized by Google

Sie sah ihn wieder an. Er hatte so etwas an sich. Halb war's was sehr Liebes und halb war's zum Fürchten. — — Ach Gott ja, die Mannsleut — — — —

Da fiel ihr mit einemmal schwer auf die Seele, warum sie von Haus weggelaufen war. Der Schorsche Düppe — — mein Gott, wenn sie den neben den Reinhold Stade stellte! Sie seufzte schwer.

Stade sah sie erstaunt an. Wie eine schwere Sorgenwolke lag's auf ihrem Gesicht.

„Hat die Jungfer Düppe Grund zum Seufze?"

„Könnt Euch das kümmere?"

„Ich tät nit frage, wenn's anners wär."

Jacobine antwortete nicht, sondern zuckte nur mit den Achseln. Sie war jetzt an der Wiese angelangt. Die zog sich steil in einer Kerbe zwischen zwei Waldrücken hin. An ihrem Anfang stand eine alte Steinlinde, gerade oberhalb des Borns. Das war eine seltsame Sache mit diesem Quell, den schon Daniel Düppes Vorfahren in Stein gefaßt hatten. Er lief ein paar Sekunden und setzte dann aus. Ehe er von neuem an zu springen fing, rauschte und kluckste es unterirdisch und zuzeiten klang's sogar wie schluchzen und raunen. Dann schoß das klare Wasser empor, lief so lange, bis das runde Becken voll war, das es sich selbst gewühlt hatte, und quoll dann über den Rand hinaus und lief als silberklarer Faden durch die Flur, bis es in den breiten Bach kam, der Irmstädt durchfloß. Sein Wasser hatte einen etwas süßlichen Geschmack, man rühmte ihm allerlei Heilkraft nach. Besonders gut war's für trübe Augen. Da sagte Reinhold zu Jacobine kurz vorher, ehe sie den Born erreicht hatten. „Wasche sich doch die Jungfer Düppe die Augen darin, dann sieht sie die Welt anders an — —"

„Das is nit not, — aber ich bin sehr durstig", rief Jacobine, „und ich wett, wenn ich an den Born komme, so läuft er nit! So geht's mir nämlich allemal."

Wirklich, er lief nicht, als die beiden davor standen. Jacobine setzte sich daneben auf die schräg ansteigende Wiese und sah angelegentlich auf die Quelle. Nur wenig Wasser war noch in dem Becken und auf ihm schossen Wasserspinnen hin und her. Über den Rand hingen allerlei grüne Schlinggewächse, sie sahen aus, als ob sie sehnsüchtig auf den frischen Wasserstrahl warteten.

Reinhold blieb, auf den Rechen gestützt, auf der anderen Seite der Quelle stehen. Er sah schweigend auf das Mädchen

Digitized by Google

im Gras und er dachte an das, was ihm sein neuer Freund, der Pfarrer an jenem Nachmittag gesagt hatte, da er ihm seine Zwiespältigkeit klagte und seine Lustgedanken beichtete. Das waren wunderliche Worte gewesen, die der seltsame Mann vorbrachte. Von Entsagen, von „in Schranken laufen", von der Lust, die Quelle alles Leides ist, und von jenem Leid, das Quelle alles Glückes werden kann. Und dann von einem Paradies, aus dem uns niemand vertreiben kann, in das Menschen gelangen, die das heiße Begehren verlernt haben, weil sie wissen, daß nur strenge Pflichterfüllung keinen bitteren Hefereſt zurückläßt. . . .

Und damals hatte er das alles einsehen wollen. — — — Und nun bäumte es sich in ihm auf gegen diese Predigt vom Entsagen und Entbehren, und es kam ein Gefühl über ihn, so mächtig, daß er laut lachte. Das war ein Lachen über das Bemühen törichter Torhüter, die ihm den Eingang in ein Paradies wehren wollten.

Jacobine fuhr erschrocken auf, als er lachte. Und gerade in dem Augenblick fing der Born an zu fließen. Flugs bog sich Reinhold herab und fing den frischen Strahl in seiner Hand auf und hielt sie Jacobine hin. Er sah sie stumm und zwingend an, und sie trank.

Dann trank auch er und dann hielten sie wie spielend ihre Hände unter den Strahl und sie lachten und neckten sich und Jacobine vergaß, warum sie von Haus fortgelaufen war und vergaß auch den großen Groll, den sie noch auf ihn hatte, und dachte noch weniger an das Grummet, das sie wenden wollte.

Reinhold hatte sich zu ihr neben den Brunnen gesetzt und erzählte ihr von Gretmaries Krankheit und wie einsam er sei und bat, sie möge nicht mehr grollen. Und sie legte ihre Hand in die seine, die er ihr entgegenstreckte. Die hielt er fest und rückte etwas näher und sah sie fest und stumm an. Da schlug sie die Hände vor's Gesicht und weinte, so recht nach Mädchenart, als ob sie ganz hilflos und verlassen von aller Welt sei, und wie ein Strom floß die Klage über ihre Lippen, daß sie den Schorsche Düppe heiraten solle und daß sie das nicht wolle und nicht könne und d'ran sterben werde. Und weiter sprach sie zu ihm über ihre Mutter, über ihren Vater und daß sie nicht fasse, wie diese zwei zusammen gekommen seien. Und zuletzt schwieg sie ganz erschrocken über sich selbst still und rief: „Ei, warum erzähl' ich Euch das alles, Reinhold Stade, ich dumm' Mädche' — vergeßt das — — hört Ihr?"

Digitized by Google

„Das vergeß ich all' mein Lebtag nit", rief er, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, umschlang er sie, hob sie empor und trug sie die ganze steile Wiese hinauf und sagte lachend: „Bin ich stark genug für die Jacobine Düppe? Bin ich kein Schmachtlappen? Willste noch die paar Monate auf mich warten? Kann ich dann, wenn's Recht und Sitt' erlaube, um dich freien bei deinem Vadder und deiner Mudder?"

Sie sagte nicht ja, nicht nein, aber sie schmiegte sich an ihn, wie ein Vögelchen. Da zog er sie fest an sich und küßte sie so wild und heiß, daß sie blaß und hilflos in seinen Armen lag. Dann sprang er auf, hielt sie weit von sich ab und sagte:

„So, nun gilt's neun Monate warten, Jacobine. In allen Ehren, ohne jede Heimlichkeit soll's zugehen. Und ich will dir meine ganze Stärke zeigen. Ich gelob mich dir bis in den Tod, nit die Höll' soll uns trennen!"

Sie vermochte nichts zu sagen. Sie sah ihn nur glückselig an. Sie wußte nun, wen sie lieb hatte. Und als er mit schnellen Schritten die Wiese hinunter rannte und sich unten noch einmal umwandte, da schrie sie laut auf vor Wonne und Lust mit ausgebreiteten Armen. Dann ging sie langsam hinab bis zum Brunnen und wartete, bis Reinhold weit genug fort sei, damit keiner merke, daß sie beisammen gewesen seien.

[Fortsetzung.]

Streiflichter.

Bisher hat man den Fürsten Bülow zwar nicht für einen großzügigen, aber immerhin für einen geschickten Staatsmann gehalten, der mit diplomatischen Mittelchen bald hier, bald dort etwas erreichte. Dieser Geschicklichkeitsruhm Bülows ist arg verblaßt durch seinen Brief an unsern Pariser Botschafter, der das Redeverbot für den sozialistischen Franzosen Jaurès für Berlin ausspricht. Schon an und für sich war es wenig klug, daß der Kanzler des Deutschen Reiches durch eine hochdiplomatische Aktion einem sozialdemokratischen Reiseredner das Auftreten in Berlin untersagte. Dadurch hat Bülow Herrn Jaurès und der Sozialdemokratie ein Relief verliehen, wie sie es sich selbst niemals hätten geben können: so gewaltig ist die Sozialdemokratie, so gefährlich sind ihre Wanderprediger, daß der Reichskanzler selbst durch

Digitized by Google

einen Erlaß an einen Botschafter gegen sie auftreten muß! Das Laissez faire, laissez passer wäre dem Pariser Ankömmling gegenüber viel mehr am Platze gewesen, als die Mobilmachung der höchsten Reichsinstanzen, schon weil der französische Herr Jaurès dies französische Wort in seiner ganzen Bedeutung richtig verstanden und auch der deutschen Sozialdemokratie richtig übersetzt hätte. Fürst Bülow mußte es ruhig der Berliner Polizei überlassen, dem Redeflusse des Herrn Jaurès eventuell Einhalt zu tun. Und nun erst die Form des Bülowschen Eingreifens! Ein langes, hochpolitisches Aktenstück mit ausführlicher Begründung! Glaubte Bülow, das hindernde Dazwischentreten des Reichskanzlers sei notwendig, dann hätte dies Dazwischentreten, dem Gewichte und der Würde seines Amtes entsprechend, ein kurzes, einfaches Verbot sein müssen, nicht aber eine lange Rechtfertigungsschrift, wie sie etwa zwischen gleichgestellten Mächten ausgetauscht wird, oder wie sie ein Unterbeamter verfaßt, der notgedrungen einen für andere unangenehmen Schritt tun muß, sich aber nach Möglichkeit wegen dieses Schrittes entschuldigt. Der Bülowsche Erlaß ist angefüllt mit schlecht angebrachten, faden Komplimenten für Herrn Jaurès — il l'a couvré des fleurs sagen „Figaro" und „Temps" — und mit unnötigen Angstbezeigungen vor der Sozialdemokratie, deren „Einfluß auf die auswärtige Politik" als Schreckgespenst an die Wand gemalt wird. Lächerlich! Wenn Fürst Bülow die Verhältnisse im Deutschen Reiche wirklich für so bedenklich hält, daß er in Herrn Bebel seinen eigenen Nachfolger und in den Herren Singer, Gradnauer, Zubeil, Bernstein und Hoffmann die künftigen Botschafter in London, Paris, Petersburg, Rom und Washington sieht, dann ist es höchste Zeit, daß er seinen Koffer packt, um in der Wilhelmstraße einem andern Platz zu machen, der in bezug auf das deutsche Volk gesundere Ansichten hat. Bülows Unglück ist der Hang zur Komplimentenmacherei und Wichtigtuerei. Auch bei dieser Gelegenheit sind diese charakteristischen Schwächen des Reichskanzlers unangenehm und schädigend hervorgetreten. Der bekomplimentierte Herr Jaurès hat darauf eine Antwort gegeben, die geeignet ist, Bülow von der Allerweltsliebenswürdigkeit zu kurieren. Jaurès nennt in einem Telegramm an die Berliner „Genossen" die Bülowschen Komplimente „plumpe Künste diplomatischer Lobhudeleien." Recht so! Hoffen wir, daß Fürst Bülow sich dies Telegramm hinter seinen Reichskanzlerspiegel steckt, um gegenüber den chronischen Anwandlungen unangebrachter Courtoisie dies Menetekel anschauen zu können. Ein deutscher Reichskanzler muß Eisen in den Knochen und nicht bloß Grübchen in Kinn und Wangen haben. Wie wenig erbaut man auch in berufsdiplomatischen Kreisen ist über die Bülowschen Verbeugungen vor Herrn Jaurès und über seine Reklamemacherei für die Sozialdemokratie, beweist eine Auslassung der dem Auswärtigen Amte in Wien nahestehenden „Wiener Allgemeinen Zeitung":

„In hiesigen diplomatischen Kreisen erregt der Zwischenfall Bülow-Jaurès großes Aufsehen und wird aufs lebhafteste kommentiert. Die Form, in welcher der Besuch des Herrn Jaurès in Berlin verhindert wurde, stellt ein vollständiges Novum dar. Es ist bisher noch nicht dagewesen, daß an den Führer einer politischen Partei durch den Botschafter einer anderen Macht das Ersuchen gestellt wurde, den Besuch des betreffenden Landes zu unterlassen. Botschafter pflegen sonst nie Aufträge, welche nicht direkt

Digitized by Google

an die Regierung des Staates, bei welchem sie akkrediert sind, zu übermitteln. Herr Jaurès wurde vom Fürsten Bülow in der Form wie ein Souverän behandelt, und diese Verbeugung des deutschen Reichskanzlers vor dem Führer der sozialdemokratischen Partei bildet jedenfalls ein Novum. Durch den außerordentlichen Schritt des Fürsten Bülow ist Herr Jaurès, ohne eine regierende Persönlichkeit zu sein, wie eine solche behandelt worden. Sonst wurden ausländische Sozialdemokraten, die der deutschen Regierung nicht paßten, einfach ausgewiesen. So erging es beispielsweise voriges Jahr dem österreichischen Abgeordneten Pernerstorfer. Es wird daher auch angenommen, daß die konservativen Kreise nichts weniger als entzückt von der exzeptionellen Behandlung sind, die dem Führer der revolutionären Partei in Frankreich durch den deutschen Reichskanzler zuteil wurde."

Jüngst brachten die „Lustigen Blätter" ein treffendes Bild: In einer Nische steht die Reckengestalt Bismarcks, den Kürassierhelm in den Nacken gestülpt, die Hände ruhend auf dem mächtigen Pallasch, die Beine in meterhohen Reiterstiefeln, und vor ihm tänzelt der lächelnde Bülow im goldgestickten Diplomatenfrack, in Kniehosen, Eskarpins und Schnallenschuhen und balanziert auf einem zierlichen Galanteriedegen den eben erworbenen Fürstenhut. Unter dem Bilde liest man: „Es geht auch so." Mag sein, daß es so geht in bezug auf die Erlangung von Titeln und Orden; es geht aber nicht so, wenigstens nicht zum Besten des deutschen Volkes, in bezug auf die Steuerung des deutschen Reichsschiffes. Da ist ein ganzer Mann vonnöten.

Die Marokko-Affäre, soweit sie das Stadium vor der Konferenz betrifft, ist zum Abschluß gekommen. Die über diese Angelegenheit zwischen der französischen Regierung und unserem Pariser Botschafter gewechselten und veröffentlichten Schriftstücke lassen in ihrem geschraubten Stil — warum müssen Diplomaten immer eine so unmenschliche Sprache sprechen? — leider nicht klar erkennen, ob der durch den Kaiserbesuch in Tanger erzielte anfängliche Erfolg Deutschlands zu einem endgültigen geworden ist. Starke Zweifel steigen darüber auf, wenn man liest, daß „die kaiserliche Regierung keine Ziele verfolgt, die im Widerspruche stehen mit den Rechten Frankreichs, die sich aus seinen Verträgen oder Arrangements ergeben". Zu diesen „Verträgen oder Arrangements" gehörte doch ohne Zweifel das Deutschland schädigende Abkommen Frankreichs mit England, das die Veranlassung war zur Aufrollung der ganzen Marokkofrage. Freilich sprechen die Aktenstücke im selben Satze von der „wirtschaftlichen Freiheit ohne jede Ungleichheit" in Marokko, und „von international zu regelnden polizeilichen und finanziellen Reformen". Hier sind wenigstens scheinbare Widersprüche. Hoffen wir, daß die Konferenz Klarheit schaffen wird und daß Deutschlands Interessen unversehrt aus ihr hervorgehen.

Während Bülows Furcht, daß die Sozialdemokratie Einfluß auf unsere auswärtige Politik gewinnt, recht unangebracht erscheint, scheint unsere — nicht Bülows — Furcht, daß das Zentrum auf dem Wege zu diesem Einflusse ist, nicht unangebracht. „Prinz Franz Arenberg über die Marokkofrage", so lauten die Überschriften von x Leitartikeln. Prinz Franz Arenberg ist das bekannte Zentrumsmitglied, das im

Digitized by Google

Reichs- und Landtag rednerisch nicht hervortritt, um so mehr aber hinter den Kulissen arbeitet, in den Berliner Salons, bei Diners, Festlichkeiten — und in der Kolonialgesellschaft. Nebenbei, aber wirklich nur ganz nebenbei, ist Prinz Arenberg Busenfreund Bülows — sie sind Duzbrüder seit dem gemeinsamen Bonner Dienstjahr — und ständiger Gast im Bülowschen Hause; eine Zeitlang nannte man Bülow-Arenberg die siamesischen Zwillinge. Nun dieser Prinz Arenberg hat an einen Grafen Albert de Pourvourville ein im „Figaro" veröffentlichtes Schreiben gerichtet, worin er mit der Miene und Sicherheit des Eingeweihten die Haltung der deutschen Regierung und des deutschen Kaisers darlegt und seine Darlegungen unterstreicht durch die Worte: „Ich kann Sie auf das bestimmteste versichern" usw. Aufs Wort ist ihm zu glauben; denn für mich steht fest, daß der Arenbergsche Brief mit Wissen Bülows geschrieben und veröffentlicht worden ist. Vatikan—Zentrum—Arenberg—Bülow ist eine, wenn auch nicht gerade, so doch zum Ziele führende Linie.

Frankreich hat das große Werk: Trennung von Staat und Kirche vollendet. Meine aufrichtigen Glückwünsche! „Die älteste Tochter der Kirche" hat der übrigen Welt gezeigt, wie man diese „Mutter" behandeln muß. Soweit es an der französischen Regierung liegt, hat sie Religion von Politik geschieden, hat die Religion sich selbst überlassen, sie auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Von diesem allein richtigen Standpunkte aus ist es verhältnismäßig leicht, ein Hauptmachtmittel Roms zu beseitigen: die glanzvolle, auch vom Staate bisher anerkannte äußere Stellung der katholisch-religiösen Würdenträger: Prälaten, Bischöfe, Kardinäle bis hinauf zum Papste. Ist einmal der Staat von der Kirche getrennt, dann gehen ihn die weltlich-höfischen Ansprüche der Kirchen- und Religionsdiener nichts mehr an. Er kann dann ein Eingehen auf sie höflich, aber entschieden und ohne Verletzung religiöser Gefühle und Rechte ablehnen. Glaube man meiner Kenntnis des ultramontanen Systems: in der Anerkennung der weltlich-höfischen Prätensionen Roms und seiner Hierarchen liegt eine ungeheure Stärkung des Ultramontanismus. Lasse man aus den purpur- und seidegeschmückten und als große Herren behandelten Bischöfen und Kardinälen wieder das werden, was sie einzig sind und sein sollen: Religionsdiener, Seelsorger, und verkehre man dementsprechend mit ihnen, und ein gewaltiges Stück der ultramontanen Macht fällt von selbst zur Erde. Doch ich will mich bei diesem wichtigen Gegenstande hier nicht länger aufhalten; ich hoffe ihn gründlich zu behandeln in einer geplanten Schrift: „Ein kirchenpolitisches Programm."

Der ganze Segen, der in der Trennung von Staat und Kirche liegt, wird sich für Kirche und Staat in Frankreich erst nach und nach fühlbar machen. Hätten doch auch wir einen Combes, und hätten wir eine Volksvertretung, die Verständnis besitzt für die eigentlich großen Kulturaufgaben und die Energie, die Lösung dieser Aufgaben in die Hand zu nehmen!

In der klerikalen Zeitschrift „L'Idée" findet sich ein Geschäftsrundschreiben, in dem es heißt: „ . . . Wir beehren uns, Ihnen die Lieferung von Käse zu offerieren, der von den purifizierten (gereinigten) Händen reuiger Mädchen in unserem Heim hergestellt wird. Die auf ihr letztes Minimum reduzierten Arbeitslöhne gestatten uns,

Digitized by Google

billigste Offerte zu stellen . . . Jeder Käufer von zwanzig Kilo auf einmal hat das Anrecht auf eine Messe, die ich in der Kapelle des Etablissements zelebrieren lasse. Privatleute, die sich auf Detailbestellungen beschränken, erhalten mit jedem Käse einen Gebetsbon. Wenn sie fünf solcher Bons zusammen haben, so brauchen sie sie nur franko an unser Ökonomat zu richten, um für einen Messebon akkrediert zu werden. Da unsere Käse innerhalb des Heims von Frauen hergestellt werden, die an die äußersten Raffinements der Sauberkeit gewöhnt sind, so sind sie von unvergleichlicher Qualität. Sie kosten heißt mehr davon bestellen! . . ." (Vgl. „Altkatholischer Kirchenbote für Steiermark", 1. Juli 1905.) Diese „Offerte" ist sozial wie religiös gleich ungeheuerlich. Ekelhaft ist zunächst der Hinweis auf die „purifizierten Hände" der Mädchen, und die „auf ihr letztes Minimum reduzierten Arbeitslöhne" gewähren einen trostlosen Einblick in den klösterlichen Arbeitsbetrieb. Ferner, nach katholischer Lehre verwandelt der Priester in der Messe die Hostie in den Leib, das Blut und die Gottheit Christi. Hier „offeriert" also der Leiter des Instituts für „reuige Mädchen" Messen, d. h. den Leib und das Blut Christi als Zugabe bei Bezug von zwanzig Kilo — Käse! Man erinnert sich, wie die ultramontane Presse empört war darüber, daß der evangelische Divisionspfarrer Bachstein gesagt hatte, der Priester könne die Gottheit „meterweise" produzieren. So unschön vielleicht der Ausdruck, die Sache ist vom Standpunkte des katholischen Dogmas aus ganz richtig. Wo ist die ultramontane Entrüstung über den scheußlichen Käseaustausch mit Christus?!

Die „Germania" (7. Juli) richtet eine bewegliche Bitte an die Katholiken aller Länder, „sich zu organisieren, um dem hl. Vater mit einem mehr regelmäßig fließenden freiwilligen Beitrag zum Peterspfennig beizuspringen, denn der Papst braucht zur Bestreitung seiner notwendigen laufenden Ausgaben monatlich rund 400 000 Lire". Die Petersmillionen — das ist das richtigere Wort für Peterspfennig — scheinen also spärlich zu fließen. Würde auf diese Weise erreicht, daß Rom seinen eigenen höfischen Prunk und den seiner Nuntien, Kardinäle usw. herabmindern müßte, der „Mangel an Opfersinn" bei den Katholiken wäre eine religiöse Tat.

Die Auflösung in Rußland schreitet voran. Wie sich die Dinge entwickeln werden, ist schwer zu sagen. Einer besseren Zukunft geht aber das Land sicher entgegen, wenn auch durch Blut und Schrecken, durch soziale und militärische Revolutionen.

In Köln tagte die Generalversammlung der „katholischen Jünglingsvereinigungen". Es ist dies eine unter ausschließlich geistlicher Leitung stehende, ganz Deutschland umfassende Organisation. Wie tief solche ultramontane Organisationen ins soziale Leben eingreifen, zeigen am besten die gefaßte „Resolution" und die Schlußworte des Diözesanpräses Milbach (Limburg): „Die 5. Generalversammlung der Präsides der katholischen Jünglingsvereinigungen empfiehlt, den Fortbildungsunterricht nach den lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen möglichst zu fördern; sie empfiehlt die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts als beste Vorstufe der Fachausbildung; sie begrüßt die Einführung des obligatorischen Fortbildungsunterrichts mit Tagesunterricht." „Wir stehen am Schluß unserer Tagung, die sich ausgezeichnet hat durch einen glänzenden

Digitized by Google

Besuch. Zum ersten Male erschienen auf unserer Generalversammlung, neben den zahlreichen Präsides aus den anderen Diözesen, Vertreter der Diözesen Breslau und Straßburg. Ein hervorragendes Moment unserer Versammlung ist, daß der Diözesanverband Straßburg seinen Beitritt zum Zentralverband erklärt. Wir begrüßen den Zuwachs aus Elsaß-Lothringen mit doppelter Freude. In der Geschichte unseres Verbandes nimmt die fünfte Generalversammlung die zweitwichtigste Stelle ein; hier wurde die etwas locker gewordene Zentralorganisation so gefestigt, daß sie hoffentlich nie mehr ins Wanken gerät." Roms Organisationen auf religiösem, politischem und volkswirtschaftlichem Gebiete stehen unerreicht da, und deshalb Roms Erfolge.

Dieser gewaltigen Organisationsarbeit ist auch die am 11. Juni erschienene Enzyklika Pius' X. gewidmet. Sie stellt alles, was die italienischen Katholiken besitzen an politischen und sozialen Vereinen, unter die Leitung der Kirche; sie heischt unbedingten Gehorsam den Direktiven Roms gegenüber. Der „religiöse" Papst, der alles „in Christo" erneuern will, erstrebt auf diesem Wege die Erneuerung des — Kirchenstaates: die italienische Volksvertretung und schließlich auch die Regierung sollen auf dem Umwege über die Vereine und ihre Wohltätigkeit römisch-ultramontan werden und dann dem Papste Rom und den Kirchenstaat wieder zur Verfügung stellen.

Am 29. Juni brachte das „Berliner Tageblatt" eine Zuschrift unter der Spitzmarke: „Der entlarvte Dante", worin die Mitteilung gemacht wurde, nicht Dante, sondern ein jüdischer Arzt namens Chasdni Kalsch sei der Verfasser der „Divina Commedia". In einem Nachwort ließ die Redaktion keinen Zweifel darüber, daß sie diese literarische Entdeckung nicht ernst nehme, sondern sich darüber lustig mache: „Wer's nicht glaubt, zahlt 'nen Taler." Am Abend desselben Tages las man in der „Kreuzzeitung" nach einigen albernen und gehässigen Angriffen auf die Juden im allgemeinen: „Natürlich ist es wieder das ‚Berliner Tageblatt', das sich als Sprachrohr für die unsäglich lächerliche Behauptung hergibt, daß der Dichter der ‚Göttlichen Komödie' ein Jude gewesen sei. Folgendermaßen lautet die Mitteilung." Es folgt der Abdruck der Zuschrift an das B. T., aber nicht der Abdruck der Zusatzbemerkung der Redaktion. Dann fährt die „Kreuzzeitung" fort: „Wenn man also in Zukunft im B. T. dem Namen Kalsch begegnet, dann wird man wissen, daß dieser Mann bisher Dante geheißen hat." Die „Kreuzzeitung" unterschlägt also die Bemerkungen des „Berliner Tageblatt", die klar erkennen lassen, daß das B. T. die Zuschrift nicht ernst genommen hat; die „Kreuzzeitung" fälscht also den Tatbestand und tischt ihren ahnungslosen Lesern eine derbe Unwahrheit, in diesem Falle eine Lüge auf. Warum erwähne ich dies? Weil es die ganze Art der „Kreuzzeitung" kennzeichnet: unwahrhaftig bis ins innerste Mark. Schon Bismarck hat sie wiederholt der Verleumdung geziehen, und wie im großen so macht sie es auch im kleinen. Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß so manche wirklich gute, arglose Menschen noch an die „Kreuzzeitung" und an ihr zur Schau getragenes Christentum glauben; sie werden schmählich von ihr hinters Licht geführt. Ich weiß, daß auch Kreuzzeitungsleser „Deutschland" lesen, und deshalb habe ich die vorliegende, ihre Art kennzeichnende Unwahrhaftigkeit

Digitized by Google

bloßgestellt. Es stehen mir viele andere ähnlich typische Fälle aus den Spalten der „Kreuzzeitung" zu Gebote. Ein Blatt, das von Christentum geradezu trieft und dabei die Grundlage der christlichen Gesinnung, die Wahrhaftigkeit, so beständig außer acht läßt, um verhaßte Gegner herabzusetzen, ist eine besonders widerliche Erscheinung in der deutschen Tagespresse.

Die eben vollzogenen Wahlen in Bayern haben den zweitgrößten Bundesstaat dem Ultramontanismus ausgeliefert. Vielleicht ist es gut so: Beelzebub muß durch Beelzebub ausgetrieben werden, d. h. der Ultramontanismus muß seine Kulturwidrigkeit und Regierungsunfähigkeit selbst dartun. Daß Zentrum und Sozialdemokratie bei den Wahlen Hand in Hand gegangen sind, ist für den, der Klarheit der Verhältnisse liebt, auch erfreulich: Beide, Ultramontanismus und Sozialdemokratie sind Umsturzparteien; sie haben sich gefunden und sich der Welt als Brüder vorgestellt. Widerlich erscheint allerdings dieser in sich natürliche Bund, wenn man ihn vergleicht mit den Artikeln der Zentrumspresse, die in den höchsten Tönen sittlich-religiöser Entrüstung es als „heilige" Pflicht aller Katholiken hinstellt, die atheistische Sozialdemokratie zu — bekämpfen. Aber Verlogenheit ist ja überhaupt das Kennzeichen des Ultramontanismus. Und der Liberalismus?! Er hat bei den bayerischen Wahlen ein vollständiges und wohlverdientes Fiasko gemacht. Im Parteiliberalismus steckt nichts mehr von Werbekraft. Unentwegt schieben die führenden Männer den liberalen Parteikarren weiter auf den toten Strang des Doktrinarismus, der Phrase und der Schlagworte. Man lese die soeben erschienene Schrift von Theodor Barth: „Was ist Liberalismus", und man wird mir recht geben, wenn ich sage: Mit solchem „Liberalismus", ohne Saft und Kraft, ohne Ideal und Wärme, ohne Kulturziele lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor, geschweige, daß man ein Volk begeistert zum Kampfe wider Mächte wie Sozialdemokratie und Ultramontanismus. Der Parteiliberalismus, heiße er nun Nationalliberalismus, Freisinn oder wie immer, ist des Unterganges wert. Eine neue Partei auf lebenskräftigem Boden muß das Bestreben aller freiheitlich gesinnten und kulturliebenden Männer sein.

20. VII. 05. H.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland" veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kobitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schönebergerer Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Südafrikaniſche Probleme.*)

Von Paul Samaſſa.

..... Der Krieg, der mit dem Frieden von Vereeniging ſein Ende fand, war nicht der erſte Kampf zwiſchen Buren und Briten in Südafrika. Schon einmal hatte ein britiſcher Statthalter Ende der 70 er Jahre in Pretoria geſeſſen, Sir Theophilus Shepſtone, und die Buren, die dieſes Ereignis zunächſt in Ruhe hinzunehmen ſchienen, hatten dann zu den Waffen gegriffen, die bei Majuba zu ihren Gunſten entſchieden. Freilich hat England es damals nicht auf eine wirkliche Kraftprobe ankommen laſſen, und das Miniſterium Gladſtone machte dem böſen Handel, den es als Erbſchaft des konſervativen Kabinetts übernommen hatte, durch einen für die Buren annehmbaren Frieden ein Ende. Hat die heutige Lage mit der von damals irgend eine Ähnlichkeit? Es leuchtet ein, daß das Burentum nach den Verluſten des letzten Krieges in ganz anderem Maße geſchwächt ſein muß, als es zu jener Zeit war, und daß anderſeits keine Partei in England es jemals wagen könnte, nach den ſchweren Opfern an Gut und Blut, mit denen England den Beſitz den Burenſtaaten erkauft hat, dieſe Beute ſo leichten Kaufes wieder fahren zu laſſen, wie dies die liberale Partei nach Majuba getan hatte. Trotzdem wurden bald nach dem Friedensſchluſſe Stimmen laut, auch dies wäre nur ein Waffenſtillſtand und „bald“ ginge es wieder los, und eine Äußerung, wie ſie ſeitens des Burengenerals Beyers kürzlich fiel, wenn die Engländer es in Südafrika ſo weiter trieben, würde es zu einem neuen Kriege kommen, ſcheinen derartigen Prophezeiungen einen Schein von Berechtigung zu geben. Es muß aber doch möglich ſein, die Wahrſcheinlichkeit eines derartigen Ereigniſſes genauer zu

*) Aus dem in einigen Tagen erſcheinenden Buche des Herrn Prof. Samaſſa: Das neue Südafrika (Verlag von C. A. Schwetſchke und Sohn, Berlin).

Digitized by Google

prüfen, nachzuforschen, ob in der Stimmung und im Volkscharakter der Buren die Voraussetzungen dafür gegeben sind, und abzuwägen, welche Aussichten ein derartiges Unternehmen überhaupt hat.

Sollte nun wenig dafür sprechen, daß die Uhr der südafrikanischen Geschichte in der Weise wieder zurückgestellt werden könnte, daß sich der Gegensatz britischer Kolonien gegen holländisch regierte freie Bauernstaaten erneuert, dann werden wir damit rechnen müssen, daß über das ganze Gebiet des heutigen britischen Südafrikas Engländer und Buren dauernd nebeneinander wohnen und daß letztere, ohne am holländischen Staatswesen einen Rückhalt zu haben, wie seither, den Kampf um ihre nationale Behauptung werden führen müssen. Was haben sie hierbei für Aussichten mit ihrer Afrikander-Taal, die ihnen nur an das kleine holländische Volk Anlehnung gibt und dabei doch schon von der holländischen Schriftsprache weit abweicht, im Kampfe gegen die englische Weltsprache, die das ganze Geschäftsleben schon bisher beherrscht hat und nun auch im amtlichen Verkehr und im gesellschaftlichen Leben in die Vormachtstellung einrückt? An sich ist schon das Studium dieses Sprachenstreites für den, der die gleichen Erscheinungen auf unserem alten Kontinent aufmerksam verfolgt, von großem Reiz. Es gibt ja kaum einen Punkt an unserer weit ausgedehnten deutschen Sprachgrenze, wo wir ihn nicht vorfinden; hier sind wir im Vordringen, dort in Abwehrstellung, in unseren Ostmarken oder in Böhmen wird der Kampf vom lauten Geschrei politischer Kämpfe begleitet, an anderen Stellen ist es nur ein stilles, zähes Ringen, wieder anderswo eine unauffällige, nur von wirtschaftlichen Momenten getragene Verschiebung. Ist nun auch diese Lebensäußerung des Völkerkampfes, der zum großen Teil den Inhalt menschlicher Geschichte bildet, allgemeinen Gesetzen unterworfen, so verleugnet er doch nirgends die Mannigfaltigkeit und Eigenart jedes besonderen Falles, die allem natürlichen Geschehen eignet. Aber dieses theoretische Interesse an dem nationalen Kampfe in Südafrika, der überwiegend ein Sprachenkampf ist, verschwindet fast im Verhältnis zu dem praktischen, das wir ihm als Deutsche entgegenbringen müssen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß uns der Untergang der transvaalschen Republik ein reiches Land zur Betätigung unter gleichen Bedingungen mit anderen Völkern verschlossen hat; denn so wenig natürlich zu verkennen ist, daß auch im alten Transvaal unter den Buren wirklich fremdenfeindliche Strömungen vorhanden waren, die sich

Digitized by Google

gegen alle Nichtburen richteten, so zweifellos ist es, daß die natürliche Logik der Dinge die Transvaalregierung auch nach einem gewonnenen Kriege gezwungen hätte, als Gegengewicht gegen den englischen Einfluß die Anlage fremder nichtenglischer Kapitalien möglichst zu begünstigen. Aber noch sind alle Aussichten für uns nicht verloren, wenn es der holländischen Rasse in Südafrika gelingt, sich zu behaupten und dem Lande den Charakter eines von zwei Völkern bewohnten, in dem zwei Sprachen ihr Heimatrecht haben, zu erhalten. Denn ein solches Land muß naturgemäß in nationaler Beziehung duldsam sein, und für die nationale Erhaltung der Angehörigen eines dritten Volkes bietet sich zum mindesten die Möglichkeit. In dem Maße aber, als es den Engländern gelingen sollte, die holländische Sprache zu verdrängen, die Buren zu verengländern und das Englische alleinherrschend zu machen, ist die Bahn einer uns immer mehr von Südafrika ausschließenden Jingo-Politik vorgezeichnet. Was das Vorherrschen des englisch-imperialistischen Einflusses für uns bedeutet, davon gibt uns der Vorzugszoll auf englische Waren und die Ausschließung fremder Ärzte aus der Kapkolonie einen Vorgeschmack. Zwar hat die erstere Maßregel bis jetzt einen merklichen Einfluß auf unseren Ausfuhrhandel nach Südafrika nicht gehabt, und die letztere ist ja an sich von geringerer Bedeutung. Aber ein französisches Sprichwort sagt, daß bloß der erste Schritt Mühe macht, und ein anderes, daß der Appetit beim Essen kommt. Bezeichnend ist aber, daß das Vorgehen der Kapregierung in beiden Fällen beim holländischen Afrikanderbund auf Widerstand gestoßen ist. Aber damit ist die Bedeutung der Frage für uns keineswegs erschöpft. Auch wir sind eine südafrikanische Macht neben England und Portugal; seit mehr als einem Jahre führen wir in unserem südafrikanischen Schutzgebiet einen schwierigen Eingeborenenkrieg fast gegen die ganze im Aufruhr befindliche eingeborene Bevölkerung; mancher deutschen Mutter Sohn ruht nun auch im südafrikanischen Boden, und einige hundert Millionen sind von uns geopfert worden, um uns dieses Schutzgebiet zu erhalten; Südafrika fängt auch an, uns teuer zu werden. Daß wir unsere Kolonie gegen Hereros und Withois behaupten werden, darum braucht uns nicht bange zu sein. Wie aber, wenn im englischen Südafrika ein von starkem englischen Selbstbewußtsein erfülltes, national geeintes Volk der Zukunft erwächst, das, von jugendfrischem, keckem Selbstvertrauen erfüllt, das Banner einer südafrikanischen Monroe-Doktrin entrollt und gegen uns zu Felde

Digitized by Google

führt? Hätten wir dann nach den Erfahrungen des Burenkrieges und des Herero-Aufstandes überhaupt Aussicht, unsere Kolonie dauernd zu behaupten, und wenn, würde es die Opfer lohnen? So hängt die Frage des ungestörtes Besitzes Deutsch-Südwestafrikas aufs innigste mit der Entwickelung zusammen, die die nationalen Verhältnisse im benachbarten englischen Gebiete nehmen.

Hier kreuzt sich übrigens das nationale Problem mit dem politischen. Die Zukunft der mit Weißen bevölkerten Kolonien Englands liegt heute noch im ungewissen Nebel. Es gab Zeiten, wo man es nur für eine Frage der Zeit ansah, daß alle den Weg der Vereinigten Staaten gehen würden. Wenn heute das Pendel wieder nach der anderen Seite zu schwanken und das Band, das diese Kolonien mit dem Mutterlande verbindet, fester geknüpft zu werden scheint, so kann doch nur ein öder Formalismus alles über einen Kamm scheren wollen; die Verhältnisse liegen bei Australien anders als bei Kanada und bei beiden Kolonien wieder anders als in Südafrika. Neben der Treue zur Muttersprache, die der Brite seinerseits, der Bur anderseits betätigt, besteht ein mächtiges Heimatgefühl bei letzterem und zieht den ersteren, wenn er erst längere Zeit im Lande lebt und dessen Boden liebgewonnen hat, unwiderstehlich in seinen Bann. Neben den Holländisch-Afrikander stellt sich der Englisch-Afrikander; ist dem Buren der Unabhängigkeitssinn angeboren, so rühmt sich auch der Brite seiner freien Einrichtung, seiner Selbstverwaltung, die er über den ganzen Erdball trage. Hier ist ein Feld der politischen Betätigung gegeben, auf dem sich beide die Hand reichen können, um gegen unnötige Bevormundung von seiten des Mutterlandes anzukämpfen. Diese politische Kampfesgemeinschaft kann das Gefühl das nationalen Gegensatzes leicht ganz zum Schweigen bringen und birgt zweifellos eine Gefahr für den national schwächeren Teil, die Buren, in sich. Und es braucht nicht gesagt zu werden, daß für uns auch ein freies, aber rein englisches Südafrika ein gefährlicher Nachbar ist, ja, ein noch gefährlicherer als eins, das vom englischen Mutterlande abhängt: denn mit England verbinden uns Beziehungen und Gegensätze fast auf der ganzen Erde, und das Schicksal unserer Kolonie müßte nicht allein in Südafrika, sondern auch in der Nordsee entschieden werden. Ein freies Südafrika, das uns feindlich gesinnt ist, wäre durch solche Rücksichten unbeschwert.

Bisher haben wir indes nur den unmittelbaren Wirkungen unsere Aufmerksamkeit zugewandt, nicht den mittelbaren, die in

Digitized by Google

der Rückwirkung jedes südafrikanischen Ereignisses auf das englische Mutterland bestehen; und bei der großen Aufmerksamkeit, die wir der politischen Lage und den inneren Zuständen unserer Inselvettern zu schenken allen Anlaß haben, wird uns auch das nicht gleichgültig lassen können. Aber auch auf andere Art können wir hier nützliches lernen. Bis zu einem gewissen Grade hat doch heute England die Zukunft Südafrikas in seiner Hand; es könnte dort den Arzt am Krankenbette spielen, hat sich freilich bisher nur grob chirurgisch betätigt. Aber was sich in Südafrika in der nächsten Epoche bedeutungsvolles zutragen mag, wird zum guten Teil die Reaktion auf die Eingriffe sein, die man von Downing-Street aus beliebt. Hier, wo England vor einer Aufgabe steht, die in der Tat — freilich infolge schwerer vorausgegangener Fehler — an die staatsmännischen Fähigkeiten des englischen Volkes die größten Anforderungen stellt, müssen sich die Grenzen seiner Begabung am ehesten zeigen; ein Rückschluß wird dann wohl gezogen werden können auf die Aussichten der größerbritischen Politik; ob England, das verstand, ein Weltreich zu erobern, auch begründete Aussicht hat, es sich zu erhalten. Eine sehr erhebliche Rolle wird hierbei die Behandlung der Rassenfrage spielen, die in Südafrika so verwickelt und bedeutungsvoll ist wie nur irgendwo auf dem schwarzen Kontinent. Hier haben wir es mit Eingeborenen zu tun, die die Berührung mit der Zivilisation sehr gut vertragen und sich unter ihrer Herrschaft sogar rasch vermehren. Aber wie diese Vermehrung an sich schon eine Gefahr für die eine verhältnismäßig kleine Minderheit bildenden Weißen ist, so sind auch die sonstigen Wirkungen der engeren Berührung mit dem weißen Manne keineswegs beruhigend; dabei ist anderseits der Schwarze ein sehr notwendiges Mittel zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes, denn er ist dort der gegebene ungelernte Arbeiter. Wir zahlen jetzt in unserer südafrikanischen Kolonie teures Lehrgeld; es gibt Kenner Südafrikas, die behaupten, es werde auch den Engländern nicht erspart bleiben. Indes ist mit den Schwarzen die Zahl der Rassenfragen, die es da zu lösen gibt, keineswegs erschöpft; am Kap sitzt eine unruhige Mischlingsbevölkerung, die wegen ihrer Bildungs- oder, besser gesagt, Halbbildungsfähigkeit besonders schwer zu behandeln ist. In Natal hat man indische Kulis als Arbeiter in den Zuckerplantagen ins Land gerufen und wird mit Schrecken gewahr, wie sie sich nun in allen Berufen einnisten und den weißen Mann verdrängen. In Transvaal ist diese Indierfrage gleichfalls brennend,

Digitized by Google

und dort bereichern noch die Chinesen die Farbenkarte um eine weitere Abtönung. Auch hier genügend Aufgaben, an denen die Regierenden ihren Witz üben können. Aber nicht nur das Maß der Regierungskunst und staatsmännischen Weisheit, das England auf Südafrika loszulassen hat, wird die Zukunft dieses Landes bestimmen, sondern auch das seiner nationalen Kraft und rassenmäßigen Tüchtigkeit, die sich in der kolonisatorischen Fähigkeit des einzelnen kundgeben muß. Hat das völlig industrialisierte England heute noch Auswanderer, die als Landbauer die weiten Räume Südafrikas zu besiedeln imstande sind? Können ihm seine Kolonien: Kanada, Australien, Neuseeland hier helfend beispringen? Es sind Fragen, deren Beantwortung bedeutungsvoll ist für die Zukunft des englischen Empire, aus denen aber auch andere Völker und ganz besonders das deutsche für ihre eigene Wirtschaftspolitik reichlich lernen können.

Dies alles betrifft die politische Zukunft Südafrikas; von nicht minderem Belange für uns sind seine wirtschaftlichen Entwickelungsmöglichkeiten. Die Goldindustrie Transvaals war ein mächtiger Hebel in der politischen Geschichte Südafrikas, und sie bedeutet das Rückgrat seiner Volkswirtschaft. Aber über das hinaus ist sie ein Faktor in der Weltwirtschaft; und wenn, was durchaus kein Phantasiegebilde ist, vielleicht schon in 15 Jahren Transvaal allein so viel Gold zutage bringt, wie heute die gesamte Goldförderung der Erde beträgt, dann wird es kaum einen Haushalt in der zivilisierten Welt geben, der nicht in irgend einer Weise eine Rückwirkung davon spürt, daß die allzu knappe „Golddecke" der Welt nun so viel größer geworden ist, daß, an ihr gemessen, sich der Preis aller Erzeugnisse erheblich erhöht hat; haben doch auch zweifellos die Goldfelder am Witwatersrand den Bestrebungen auf Einführung von Silber- oder Doppelwährung praktisch ein Ende gesetzt. An der Goldindustrie in Transvaal ist deutsches Kapital übrigens auch stärker beteiligt, als es — leider — äußerlich den Anschein hat. Indes das Gold erschöpft die Bedeutung nicht, die Südafrika für die Weltwirtschaft vielleicht haben kann; wird es immer darauf beschränkt bleiben, Gold und Diamanten und daneben höchstens noch etwas Wolle und Straußenfedern auszuführen? Man verweist gern auf das Beispiel von Kalifornien, das, zuerst durch Digger der Besiedelung erschlossen, heute, wo das Gold längst ausgearbeitet ist, ein blühendes, ackerbautreibendes Land mit einer reichen landwirtschaftlichen Erzeugung ist. Welche Möglichkeiten bietet in dieser

Digitized by Google

Beziehung Südafrika? Und weil wir gerade beim Vergleiche mit den Vereinigten Staaten sind: vor wenigen Jahrzehnten hielten wir es noch für ein Axiom, daß diese stets nur Rohprodukte ausführen und Industrieerzeugnisse von uns zu kaufen genötigt sein würden; heute marschieren die Yankees in der Stahl- und Eisenindustrie an der Spitze der Welterzeugung. Sie haben eine mächtige Industrie, die fast alle Gebiete umfaßt und uns nicht nur von ihrem eigenen Markt fast ganz verdrängt hat, sondern uns auch auf allen neutralen Märkten, ja selbst im Herzen Deutschlands Wettbewerb bereitet. Haben wir ähnliches von Südafrika zu erwarten? Werden auch die „schwarzen Diamanten" des Landes und die ungeheuren Eisenerzmengen, die heute dort gar keine Beachtung finden, einmal Bedeutung auf dem Weltmarkt gewinnen? Ist auch Südafrika ein Land „unbegrenzter Möglichkeiten"?

Wie vielfach deutsche Interessen von der künftigen Entwickelung Südafrikas berührt werden, habe ich schon angemerkt. Aber es erübrigt noch die Frage, ob das deutsche Volk als solches — nicht seine im Reich verkörperte politische Vertretung — in den werdenden Gestaltungen des neuen Südafrika irgend eine Rolle zu spielen berufen ist. Wir wissen ja heute, wie groß unser Anteil am Aufbau des Burenvolkes war; auf Schritt und Tritt begegnet man in Südafrika Spuren deutschen Einflusses und deutscher Arbeit, den Enkeln deutscher Vorväter; aber wie oft hat man leider dabei das Gefühl, zwischen Leichensteinen zu wandeln. Durch drei Jahrhunderte haben wir Kulturarbeit in Südafrika geleistet, wie ein Sprühregen ging deutsches Blut auf diesen stets so durstigen Boden nieder, um nur zu oft spurlos zu verschwinden. Indes so manches hat sich doch erhalten. Gerade seit dem Kriege geht das Deutschtum mancherorts in Südafrika daran, sich neu zu befestigen. Hat es Aussicht, sich zu erhalten? Kann es als selbständiger Faktor mitwirken am Aufbau der Kultur, die sich Südafrika erst noch schaffen muß? Wird es einmal einen Typus des Deutsch-Afrikanders geben neben dem des Holländisch- und Englisch-Afrikanders? Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, welche Bedeutung die Antwort auf diese Fragen auch im Hinblick auf unsere Auswanderung hat, die bei unserer starken Volksvermehrung in den nächsten Jahrzehnten zweifellos stark zunehmen wird. Freilich, wenn sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Südafrika derart gestalten, daß unsere Landsleute dort guten Verdienst und die Möglichkeit, sich zu einer gesicherten Lebensstellung empor-

Digitized by Google

zuarbeiten, vorfinden, dann würde uns auch die klarste Erkenntnis, daß sie ihrem Volkstum verloren gehen, kein Mittel an die Hand geben, sie von der Auswanderung dahin abzuhalten. Aber wenn wir eine begründete Hoffnung haben, daß in dem neuen Südafrika auch der Deutsche und seine Nachkommen, wenn auch nicht der deutschen Staatsangehörigkeit, so doch dem deutschen Volkstum erhalten bleiben können, dann läßt sich vielleicht einiges tun, um deutsche Auswanderer planmäßig nach bestimmten Orten Südafrikas zu leiten, wo sie bereits Kristallisationspunkte des Deutschtums vorfinden, sicher aber vieles, um ihnen das Deutschbleiben zu erleichtern, indem wir vom Mutterlande aus allen deutschen Einrichtungen, wie Schule, Kirche, Büchereien usw. unsere Hilfe leihen.

Das sind nicht alle, aber doch die wichtigsten Rätsel, die der Süden des schwarzen Erdteils uns zu lösen aufgibt; und vielleicht zeigt schon diese kurze Übersicht, daß sie an sich nicht uninteressant sind und vielfach deutsche Interessen berühren. Manche Frage hat durch den Ausgang des Burenkrieges neue Gestalt gewonnen, andere sind seither erst entstanden. Die rege Anteilnahme, die ich seit Jahren den Geschehnissen in Südafrika schenkte, regte mich an, eine Erkundungsfahrt dorthin zu unternehmen, die mir die Aufklärungen geben sollte, die sich nur an Ort und Stelle gewinnen lassen; in der Tat läßt sich vieles im politischen und wirtschaftlichen Leben Südafrikas nur verstehen, wenn man die Bühne kennt, auf der sich die Ereignisse abspielen.

Digitized by Google

Ferienkurse.

Von Marg. N. Zepler (Berlin).

[Nachdruck nur mit Genehmigung der Verfasserin gestattet.]

Der Schulzwang ist in England verhältnismäßig sehr jungen Datums, dagegen ist es in der Gründung wohlorganisierter Bildungsstätten nach freier Wahl dem einzelnen, Mann wie Frau, Hoch und Gering zugänglich, allen anderen Kulturstaaten weit vorangegangen. Wie die gewaltige Volkshochschulbewegung in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts dort ihren Ausgang nahm, so ist auch die Einrichtung der „Ferienkurse" auf englische Beispiele und Erfahrungen zurückzuführen. Dabei möchte ich gleich voranschicken, daß unsere deutschen Ferienkurse und Englands University Extension Summer Meetings, die ebenfalls in der Ferienzeit abgehalten werden, sich nicht völlig decken.

Unsere Ferienkurse sind in erster Linie zur Fortbildung für Angehörige wissenschaftlicher Berufe bestimmt, dort beteiligen sich, ähnlich wie in unseren volkstümlichen Hochschulkursen die verschiedensten Stände und Altersklassen. Aber auch in England galten die ersten bescheidenen Anfänge der heute zu so gewaltiger Ausdehnung gewachsenen Bewegung der Summermeetings den Lehrkräften, ursprünglich nur den weiblichen. Professor James Stuart, der sich später als der trefflichste Organisator, der beste Kenner der Nöte der Volkserziehung bewährte, gab im Jahre 1867 dem Drängen eines Häufleins englischer Lehrerinnen nach und eröffnete in der alten Universitätsstadt Cambridge den ersten Zyklus von Fortbildungsvorträgen. Oxford folgte zwar schon 1870, indessen kam die Bewegung dort nicht in Fluß, bis sie 1877 eine neue, diesmal kraftvolle Belebung erfuhr und von da an im Wettbewerb mit Cambridge allmählich zu dem kräftigen Blühen und Gedeihen sich entfaltete, wie derjenige, der sich's versagen muß, sich mit eigenem Augenschein zu überzeugen, aus den Statistiken nachlesen kann.

In London bildete sich 1876 „The London Society for the Extension of University Teaching"; die Sommerkurse, wie sie jetzt gehandhabt werden als ständige Einrichtung, datieren vom Jahre 1888. Die Zuhörerschaft ist eine durchaus gemischte; alle

Digitized by Google

Stände, alle Altersklassen, beide Geschlechter sind vertreten. Neben dem studierten Akademiker sitzt der schlichte Bürgersmann, Lehrer, Kaufleute, selbst Arbeiter finden sich ein, kurz, wer eben Lücken seines Wissens gründlich auszufüllen sich gedrängt fühlt, wer Anleitung sucht.

Ursprünglich hatte, wer sich als Teilnehmer zum Sommerkursus meldete, bestimmte Aufsätze einzureichen, von denen eine Aufnahme mehr oder weniger abhängig war. Prospekte, der sog. Syllabus (auch ein Geisteskind des genialen James Stuart), wurden und werden auch heute noch einige Monate vorher vom Sekretariat ausgegeben, so daß jede Gelegenheit geboten ist, sich mit den betreffenden Studien vorher genau bekannt zu machen, um den kurzen Kursus so ersprießlich wie möglich zu gestalten. Von der viel gefürchteten Halbbildung ist da wenig zu spüren; wer die Summermeetings resp. Ferienkurse besucht, ist von dem Wunsche beseelt, sein Wissen nach Möglichkeit zu vertiefen, und ebenso dankbar wie eifrig erfaßt er diese Gelegenheit, die ihm die Richtung angibt und die, wenigstens auf geistigem Gebiet, die sozialen Unterschiede ausgleichen hilft.

Der Drang nach Erkenntnis, das Suchen nach Wahrheit ist dem gesund empfindenden Menschen angeboren, und es sind traurige Kapitel in der Geschichte der Menschheitsentwickelung, die uns berichten, wie jahrhundertelang Wissenschaft und Aufklärung, ja nur das Recht auf Weiterbildung einzig den oberen resp. den bemittelten Klassen vorbehalten blieb. In Deutschland, so gute und anerkennenswerte Fortschritte die Ferienkursbewegung in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon gemacht hat, und die ihre Bahn in immer weitere Kreise zieht, erheben sich noch immer viel zu viel Stimmen gegen die allgemeine Berechtigung auf Weiterbildung, und die allgemeine Zulassung unserer Volksschullehrer zu akademischer Fortbildung wird noch immer lebhaft diskutiert. Angeblich weil „letztere für den elementaren Unterricht der Unterstufe verdirbt" (so ließ sich vor Jahresfrist ein Berliner Universitätsprofessor vernehmen, der selbst und, wie er später zugab, mit Freude Vorträge in Ferienkursen abhält).

Allein der Zeitgeist läßt sich nicht aufhalten, und kräftig grünen die Reiser einer Menschenerziehungsreform und treiben fortgesetzt neue Keime und Blüten.

Das Mindestmaß an Bildungsübermittelung, das Staat und Gemeinden bieten, reicht nicht mehr aus, und selbst in den Großstädten, wo die Bildung sozusagen auf der Straße liegt, ist ihr

Digitized by Google

Zweck und ihre Wirkung verfehlt, wenn richtige Leitung mangelt. Anderseits läßt sich an der Überfüllung der Hunderte von Vorträgen, einzeln und in Zyklen, die Berlin und andere Hauptstädte im Laufe des Jahres bieten, nachweisen, wie tief der Bildungseifer in unserem Volke (natürlich nicht die misera plebs gemeint) wurzelt, das an Zeit, Kraft und Geld ihm beträchtliche Opfer bringt.

Unsere Ferienkurse in Deutschland nun werden hauptsächlich von der Lehrerwelt besucht, in deren Fortbildung sie einen guten Schritt vorwärts bedeuten. Einzelne bestimmte Kurse sind für Angehörige rein wissenschaftlicher Berufe zwecks Fortbildung geschaffen worden. Ursprünglich galt ihre erste Einrichtung dem Ärztestand, und ihr Erfolg ließ Jena, das in Volksbildungsgelegenheiten eine der ersten Stellen im Deutschen Reiche einnimmt, im Jahre 1889 einen Versuch mit naturwissenschaftlichen Kursen unter der Führung von Professor Detmer, und pädagogischen unter der Leitung von Professor Rein machen. Zu diesen hatten sich insgesamt 25 Teilnehmer eingefunden. Heute ist die Teilnehmerzahl in Jena auf fast 400 gestiegen. Allen üblichen Prophezeiungen, allen Ängstlichkeiten zum Trotz ist die Bewegung, wie man sieht, gut vorwärts geschritten und wird hoffentlich nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Verbesserungen gäbe es noch mancherlei.

Zu den sechs Unterrichtsgruppen: naturwissenschaftliche, pädagogische, geschichtliche und philosophische, Sprachkurse, Kurse aus dem Gebiet der Frauenbildung und aus dem Gebiete der Kunst, ist in diesem Jahre ein wichtiges Fach neu hinzugefügt worden, das in absehbarer Zeit einen großen Wandel im Erziehungs- und Lehrfach zu schaffen berufen sein dürfte: „Psychologie des Kindes und pädagogische Pathologie", mit ihren Unterabteilungen: „Die unterrichtliche Behandlung abnormer Kinder", „Über Ursachen, Erscheinungen und Zusammenhang von körperlicher und psychopathischer Minderwertigkeit beim Kinde", „Über Sprachstörungen im Kindesalter".

Die Kurse der Frauenbildung lehren berechtigterweise ihre enge Beziehung zur Volkserziehung. In dieser Hinsicht kündigt z. B. Professor D. Dr. Zimmer-Zehlendorf einen Zyklus an über: „Volkserziehung mit Bezug auf Frauenbildung und Frauenarbeit" und Fräulein von Milde-Weimar: „Kraft und Schwachheit der Geschlechter und deren Wirkung in der Kultur". Die naturwissenschaftlichen Kurse umfassen Botanik, Astronomie, Physio-

Digitized by Google

logie des Gehirns, Zoologie, Geologie in der Schule, die Anwendung optischer Instrumente zum Zwecke chemischer Untersuchungen. Sprachkurse sind den Forderungen entsprechend für Einheimische und Ausländer eingerichtet.

Ich glaube, daß diese oberflächliche Titelangabe allein die immer wieder auftauchende Befürchtung einer Halbbildung gründlich niederschlägt, ebenso die Furcht einiger unserer Universitätslehrer, sich etwas zu vergeben, wenn sie ihre so lange privilegierte Wissenschaft in nichtakademische Kreise, ins Volk tragen.

Neu hinzugekommen sind auch in Jena die „Klassen zu praktischen Übungen". Schließlich finden noch allgemein zugängliche öffentliche Einzelvorträge statt, mit Themen aus dem in- und ausländischen Schul- und Völkerleben. Gemeinsame Ausflüge sollen das gegenseitige Kennenlernen und Einanderverstehen anbahnen.

Die Kosten dürfen im allgemeinen als gering bezeichnet werden, wechseln indessen in den einzelnen Fächern. Die Durchschnittshonorare betragen für je einen Kursus von 12 Stunden 10 Mark, für je einen Kursus von 6 Stunden 5 Mark. Die naturwissenschaftlichen Kurse von 12 Stunden sind mit 15 Mark normiert, die täglichen Übungen von je zwei bis zweieinhalb Stunden mit 15 Mark. Dagegen entrichten diejenigen, welche wiederholt an den Kursen teilnehmen, nur die Hälfte der Gebühren. Den Ortsangehörigen und den in Jena Studierenden sind sämtliche Vorträge von vornherein auf die Hälfte ermäßigt. Die Kurse werden von in- und ausländischen Professoren abgehalten. Zum Schluß wird auf Wunsch ein Zeugnis vom Sekretariat unterstempelt ausgestellt, das die Teilnahme an den und den Fächern bescheinigt.

Das Sekretariat für Jena befindet sich Gartenstraße 3. Die Kurse finden im Volkshaus zu Jena (Carl Zeiß-Stiftung) in der ersten Hälfte des August statt.

Wie die Einrichtung der Ferienkurse geschätzt wird, beweist wohl am besten die steigende Zahl der Hörer. Das Wachstum der Jenaer Kurse läßt sich leicht aus folgender Tabelle erkennen:

1896	108	Teilnehmer	1900	173	Teilnehmer
1897	130	„	1901	247	„
1898	166	„	1902	273	„
1899	167	„	1903	359	„

Digitized by Google

Stellt auch das Deutsche Reich natürlich die größte Zahl an Teilnehmern, so ist das Ausland ganz beträchtlich vertreten, wie aus folgenden Zahlen erhellt (aus der Liste 1903): Amerika 13, Armenien 2, Bulgarien 1, Dänemark 16, Deutschland 200, Finnland 5, Griechenland 4, Groß-Britannien und Irland 34, Holland 4, Italien 2, Luxemburg 1, Norwegen 6, Österreich-Ungarn 31, Rußland 13, Schweden 14, Schweiz 7. Auf die Geschlechter verteilt: 131 Frauen und 231 Herren. Von den 22 Dozenten waren 12 aus Jena.

Auf Jena folgten von 1894 an: Greifswald, 1896 Marburg, danach Kiel, Breslau, Würzburg, Erlangen, München, Bonn, Königsberg, Berlin.

Von Greifswald scheinen mir die neben den verschiedenen wissenschaftlichen Kursen eingeführten „Spielkurse" besonderer Erwähnung wert, „Zur Ausbildung von Lehrern zu Leitern im Volks- und Jugendspiel". Der Kursus berücksichtigt in seinem praktischen Teile: Ball-, Lauf- und Kampfspiele sowie volkstümliche Turnübungen. Außerdem werden die Teilnehmer durch Vorträge über die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete des deutschen Jugendspiels unterwiesen. Die Teilnahme ist unentgeltlich.

Verdienstlich ist hier ferner ein Kurs des Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Löffler: „Über Bekleidung, Hautpflege und Bäder. Schließlich werden, um neben der Anstrengung auch eine Ferienerholung zu ermöglichen, gemeinschaftliche Ausflüge an die nahe gelegene Ostseeküste und nach der Insel Rügen veranstaltet; Fahrten nach Saßnitz, Stubbenkammer, Mönchgut, Stralsund usw., Radfahrtouren in die nähere und weitere Umgebung Greifswalds, Ausflüge nach Zinnowitz, Heringsdorf, Misdroy bilden ein lockendes Programm. Nach Schluß des Kursus wurde z. B. 1903 ein Ausflug nach Kopenhagen unternommen.

Einzelne Spielkurse zur Ausbildung von Lehrkräften, ohne eigentliches Ferienkursunternehmen, hat der Hauptausschuß für Volks- und Jugendspiele seit einigen Sommern eingerichtet: In diesem Jahr finden unter anderen solche für Lehrerinnen in Bismarckhütte vom 2. bis 8. Oktober statt, in Gleiwitz, Oberschlesien, vom 26. Juni bis 1. Juli, in Königsberg in Preußen vom 1. bis 8. August. Im Mai resp. Juni haben solche an verschiedenen Orten Schlesiens bereits stattgefunden.

Berlin hat mit seinen Ferienkursen erst 1902 begonnen, und zwar gleich den ersten mit 270 Teilnehmern. Der Berliner

Digitized by Google

Lehrerverein hat selbst die Initiative ergriffen und die Veranstaltungen mit großem Fleiß und gutem Gelingen für Lehrer und Lehrerinnen arrangiert; sie sind auch hier zu einer ständigen Einrichtung geworden.

Neben rein wissenschaftlichen Vorträgen wurden 1904 hier die sehr dankenswerten „praktischen Übungen in der Technik des Sprechens" als Lehrgegenstand aufgenommen. Eine Vollkarte für 20 Mark berechtigt zur Teilnahme an allen Vorlesungen, soweit der Stundenplan dies zuläßt. Der fremdsprachliche Kursus wird nur mit je 3 Mark berechnet.

„Für Lehrerinnen, die es verlangt, sich an sozialer Arbeit zu beteiligen und vorzubereiten", hat der evangelische Diakonieverein, Leitung: Professor D. Dr. Zimmer-Zehlendorf, vierzehntägige Ferienkurse eingerichtet.

Der Kasseler Fröbelkursus bereitet in Theorie und Praxis der Fröbel-Erziehungslehre, zum speziell weiblichen Beruf, dem der Mutter und Erzieherin vor (Kasseler Fröbelseminar vom 19. Juli bis 1. August 1905). Zur Fortsetzung dieses Kursus wird die Teilnahme an einem „Ferienkursus in Jena vom 4. bis 19. August 1905" empfohlen. Die Kosten des ganzen Fröbelkursus inkl. Wohnung, Verpflegung und Unterrichtshonorar belaufen sich auf nur etwa 68 Mark.

Ein interessanter Ferienkursus war vom städtischen höheren Institut in Cöthen eingerichtet worden, und zwar für Kolonialtechnik. Der Kursus war speziell dem Zwecke gewidmet, Vorlesungen über technische Erfahrungen in den Tropen zu bieten, namentlich für solche, die hier studieren, um später in die deutschen Kolonien nach China oder nach Afrika zu gehen, oder sich im Orient, Palästina oder Süd-Brasilien anzusiedeln. Diese Einrichtung (vom 27. März bis 9. April 1905) wurde dadurch ermöglicht, daß die Kommission zur Erforschung Palästinas an der Abhaltung dieser Vorträge großes Interesse zeigte. Professoren und Privatdozenten von den Universitäten Berlin und Bonn waren dazu gewonnen worden.

Marburg legt von Anfang an sein Hauptgewicht auf sprachliche Fortbildung. Es kündigt seine „Ferienkurse auch 1905 mit Vorlesungen und Übungen in deutscher, französischer und englischer Sprache" an; sie finden statt in der Zeit vom 10. bis 29. Juli, resp. vom 6. bis 26. August. Die besten in- und ausländischen Sprachgelehrten sind als Lehrer herbeigezogen. Die Kurse umfassen Phonetik, Sprechtechnik, Literatur, Vortragskunst,

Digitized by Google

Physiologie der Stimme, ethnographische Abschnitte aus den betreffenden Ländern und natürlich Konversationsübungen. Gelegenheit zum Sprachenaustausch, besondere deutsche Sprachkurse für Ausländer sind vorgesehen, italienische in Aussicht genommen.

Wer in seinen Sprachstudien soweit vorgeschritten ist, daß er einem wissenschaftlichen Vortrag leicht und mühelos zu folgen vermag, kann nichts Besseres tun, als einmal wenigstens, wenn möglich öfter, einem Ferienkursus im Auslande beizuwohnen. Auf die bequemste Weise bekommt er Einblick in die internen Verhältnisse, in Leben und Treiben, in Charakter und Persönlichkeit des anderen Volkes, bekommt er Fühlung und Verständnis für fremde Sitten und Gewohnheiten, ganz abgesehen von den beweisbaren großen Vorteilen, den die praktische Methode des Sprachentreibens im betreffenden Lande selbst bietet. Eine fremde Sprache beherrschen, soweit die nationalen Schwierigkeiten der Sprechwerkzeuge überhaupt sich überwinden lassen, lernt man, von Einzelausnahmen abgesehen, wohl nur im Auslande selbst. Die Ferienkurse helfen die Möglichkeit der Ausführung anbahnen.

Genf, Lausanne, Neuchatel, Paris, Tours, Grenoble, Nancy, Caen haben ihre Ferienkurse.

Nirgends aber hat man die Gelegenheit, in kurzer Zeit so absolut ins Universitätsleben sich zu versetzen wie in England (Oxford und Cambridge) resp. in Amerika. Hier sind nicht nur sämtliche irgendwie zur Universität in Beziehung stehende Institute den Teilnehmern der Summermeetings während dieser Zeit zugänglich, hier sind ihnen die „Hallen" (College Halls) selbst geöffnet, um darin zu wohnen usw., das anziehende College life ganz zu leben. Sie atmen in einer Atmosphäre geistigen Schaffens, die durch nichts übertroffen werden kann und zu unvergeßlichen frohen und fruchtbaren Erinnerungen sich umsetzt.

Die englischen Universitäten unterscheiden sich von den deutschen wesentlich durch die Einrichtung der Colleges. Lehrer und Studenten (Halls für weibliche Studenten existieren seit 1871) wohnen hier vereint, wenngleich jeder für sich, in einem Komplex von Gebäuden, die zusammen das College bilden. Übrigens gibt es auch seit 1869 non-collegiate students, die privat wohnen, ihrer sind aber verschwindend wenige. Die Bezeichnung College gilt zugleich der „Korporation" der Lehrer und Studierenden, die jede ein kleines, bedeutsames Reich mit eigener Verwaltung, mit eigenem Vermögen für sich bildet. Letzteres ist besonders bei den Alteingesessenen, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, sehr

Digitized by Google

beträchtlich. So verfügt Oxford jährlich über etwa 8 Millionen Mark, Cambridge über 5 Millionen. In Deutschland wird oft behauptet, daß die englischen Studenten leicht und verschwenderisch lebten, nominell verbrauchen sie viel, vielleicht 3—4000 Mark jährlich. Das ergibt sich aus den von Deutschland völlig verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnissen, und ist keineswegs ein so üppiges Schlaraffenleben, wie es dem deutschen Uneingeweihten erscheinen mag. Sport und Spiel sind ein fester Bestandteil des College life und füllen die Zeit aus, die in Deutschland großenteils mit Biertrinken und schneidigen Paukübungen vertan wird.

Wie oben bereits angedeutet, werden die englischen Summermeetings abwechselnd in Oxford und Cambridge abgehalten, durchschnittlich vom 2. bis 27. August, die Zeit in zwei Abschnitte geteilt, die jeder für sich, oder beide belegt werden können. Frauen wie Männern ist die Beteiligung unbehindert gestattet.

Eröffnet wird das Meeting fast ausnahmslos von einem hervorragenden Parlamentsmitgliede, das in der Regel seine Studien in einer dieser ehrwürdigen Alma mater absolvierte. Die Teilnehmerlisten (bis zum Jahre 1900 waren bereits 260000 Personen eingetragen) weisen u. a. die hervorragendsten Geistesgrößen Englands auf.

„Certificates" werden auf Wunsch ausgestellt; das „University Extension Journal", ein „Vorprogramm", der oben erwähnte „Syllabus" und eine „Wanderbibliothek" helfen Wahl, Informationen, Vorstudien erleichtern; alles Wissenswerte, auch über interne Angelegenheiten, erfährt man aus den jeweiligen Prospekten, die „the Secretary for Lectures, Syndicate Buildings Cambridge" respektive „the Secretary of the University Extension Office, Examination Schools Oxford" versendet.

Bemerkenswert ist, daß die Eisenbahnen Englands, die, im Gegensatz zu Deutschland Privatunternehmen verschiedener „Railway Companies" sind, zu den Summermeetings fast auf die Hälfte ermäßigte Fahrkarten ausgeben.

Interessant war das Programm des Summermeetings der University of Cambridge im Jahre 1900, das seine sechs Hauptabteilungen: Geschichte, Literatur, exakte Wissenschaft, Theologie, Erziehungslehre, biographische Studien um „Leben und Denken in England im 19. Jahrhundert" gruppierte. Die Vorlesungen gaben in großen Zügen einen Überblick über die bemerkenswertesten Neuerungen und Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts. Ihre

Digitized by Google

Einflüsse auf das nationale Leben Englands und auf wissenschaftliche Fortschritte wurden eingehend diskutiert.

Die Diskutierübungen sind auch eine Einrichtung englischer Lehrmethode, die Nachahmung verdient. In den Schulen stehen sie sogar schon auf dem Programm, und beide Geschlechter hält man dazu gleichberechtigt. In vieler Beziehung empfehlenswert, ein Prüfstein für Wissen und Schlagfertigkeit, für Geistesgegenwart und freie Unbefangenheit sind die sogen. „sharp Debates", die ohne Vorbereitung durch das Los den einzelnen bestimmen, seine Meinung abzugeben zu einem Thema, das vorher vereinbart wurde.

Seit fünf Jahren sind in Oxford von privater Seite Einrichtungen getroffen, die analog den Ferienkursen Ausländern zu Sprachstudien und College life die Gelegenheit in ersprießlichster Weise vermitteln. Es sind dies auch Ferienkurse, aber ausschließlich Frauen zugänglich, zu denen die Unternehmerin Mrs. Constance Burch, 28 Norham Road Oxford, alljährlich während des Juli und August sich eines der Frauen-Colleges sichert. Der Erfolg ist nach beiden Seiten augenscheinlich: Mrs. Burch sieht an der Überzahl der Anmeldungen, daß sie nicht nur das Rechte getroffen, sondern daß sie auch die Ansprüche, die man an ein derartiges Unternehmen zu stellen berechtigt ist, völlig befriedigt, und die Teilnehmerinnen scheiden wohl ausnahmslos dankbaren und frohen Herzens, bereichert in jeder Weise. (Unabhängig von diesen Ferienkursen sind diejenigen, die Mrs. Burch eigens für Ausländerinnen während des ganzen Jahres abhalten läßt.)

Unter ihrer Leitung werden die Damen das Beste vom Besten kennen lernen, sich sicher wohl fühlen und viel an Körper und Geist profitieren. Anfängern indessen ist entschieden abzuraten. Mr. Burch, ein Gelehrter mit vielen Titeln und Auszeichnungen, teilt sich mit seiner Gattin treulich in die Arbeit, andere Universitätsprofessoren werden zu Vortragszyklen herangezogen und vier begabte, frisch-fröhliche, äußerst wohlerzogene Kinder legen Zeugnis ab, daß auch gelehrte, vielbeschäftigte und unternehmende Eltern ihren Kindern noch sehr viel sein und sie zu tüchtigen Menschen erziehen können.

Das tägliche Leben in solcher Hall spielt sich etwa wie folgt ab: Um 7 Uhr früh ertönt der „Gong" mit seinem weithin schallenden, eindringlichen Klang, der auch die schwer aufzurüttelnden Schläfer aus Morpheus' Armen zu reißen vermag. Die Türen öffnen sich, und aus allen huschen Gestalten herbei, ihr

Digitized by Google

kühles oder warmes Bad zu nehmen. Der Glockenschlag 8 vereinigt alle zu gemeinsamem Frühstück, das aus Tee oder Kaffee, Brot, Butter, Jam, Fisch oder leichter Fleischspeise besteht. Eine halbe Stunde wird dann noch etwaigem Präparieren für die Stunden gewidmet oder einem Gang durch den Garten, und um 9 Uhr sind alle bei ihren Studien in Vorträgen und Klassen, je nachdem. Von einer kleinen Unterbrechung um 11 Uhr abgesehen, geht dies fort bis $1^1/_2$ Uhr, zu welcher Zeit das Luncheon eingenommen wird. Die eine bis zwei Stunden nach diesem gehören Sport und Spiel im Freien, um $4^1/_2$ Uhr gibt's Tee, und der übrige Nachmittag wird wieder mit Studien, mit mündlichen und schriftlichen Arbeiten oder bisweilen mit Besichtigungen ausgefüllt. Sonnabend ist ein freier Tag, an dem oft größere Ausflüge stattfinden.

Um $7^1/_2$ Uhr abends, zum Dinner erscheinen die Damen im evening dress, eine unstreitig gute Gewohnheit, ebenso natürlich die Herren, die, wie es ab und zu geschieht, zum Dinner geladen werden, Professoren oder andere, solche, die irgendwie zum College Beziehungen haben, oder die sich sonst für Frauenstudium interessieren.

Vom Dinner ab tritt die Geselligkeit in ihr volles Recht. Die Damen begeben sich hernach entweder in den Salon, die Bibliothek oder das Lesezimmer, oder ziehen sich, allein, oder mit auserwählten Freundinnen, in ihr eigenes freundliches Zimmer zurück. Da wird viel „Zukunft geschmiedet"; und manche gute Einrichtungen, Bestrebungen und Fortschritte der heutigen Frauenbewegung verdanken ihre Existenz diesem strebsamen, geselligen Meinungsaustausch.

Als ein Muster mütterlicher Fürsorge erscheinen mir die Vorsteherinnen dieser Halls, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, die Leiterinnen in des Wortes weitester Bedeutung sind und sich in jeder Weise für ihre Pflegebefohlenen interessieren.

Die regelrechte Studienzeit ist auch für Frauen auf drei Jahre berechnet. Solche drei Jahre im College müssen den Betreffenden unvergeßlich bleiben. Viele tüchtige und bedeutende Frauen sind aus ihnen hervorgegangen, manche hervorragende Dozentin, die so einfach-bescheiden und unbefangen ihre gelehrten Vorträge hält, als ob das etwas Alltägliches und Selbstverständliches wäre.

Viele auch folgten dem erwählten Manne zum Altar und wurden treue Helfer ihrer Gatten und ausgezeichnete Mütter, die

Digitized by Google

das „Home making“ verstehen, wie nur irgend eine ihrer ungelehrten Mitschwestern.

Suchen die Sprachstudienbeflissenen England und Frankreich auf, befriedigt man seinen Drang nach exakten Wissenschaften in den Ferienkursen der Heimat vollauf, so wendet sich nach Nääs in Schweden, wer sich gründliche Kenntnisse im Slöjd, der Handfertigkeitsausbildung, aneignen möchte. Diese zukunftsreiche Bewegung erfordert eine Besprechung für sich, und so muß ich mir, Platzmangels wegen, es heute leider versagen, sie hier hinzuzufügen. Vielleicht bald ein andermal. Nur soviel, daß seit dem Gründungsjahr 1874 das „Slöjdlehrer-Seminar zu Nääs“ sich reger Beteiligung erfreut und zu seinen Kursen Anhänger aus der ganzen zivilisierten Welt zusammenführt. Neu hinzugekommen sind dort seit zwei Jahren „internationale Spielkurse“ und „Garten- und Haushaltskurse“, durchschnittlich zu je sechs Wochen berechnet.

Über Gorkis Nachtasyl.

Ein Vortrag von Louis Katzenstein.

Alexei Maximowitsch Pjeschkow, der sich als Schriftsteller Maxim Gorki, d. h. der Bittere, nennt, wurde am 14. März 1869 in Nischni Nowgorod geboren. Sein Vater war Tapezierer und sein Großvater Färber. Als der Knabe fünf Jahre alt war, starb der Vater und bald darauf auch die Mutter. Der Großvater sorgte für seine religiöse Erziehung und gab ihn, als er neun Jahre alt geworden war, bei einem Schuhmacher in die Lehre. In der ergreifenden Geschichte vom Großvater Archip erzählt der Dichter, wie der alte gebrechliche Großvater für den Enkel bettelt und stiehlt, und wie der undankbare Enkel ihn dafür verachtet und haßt. Vielleicht schwebte dem Dichter dabei das Bild des eigenen Großvaters vor Augen. Bei dem Schuhmacher hielt es der Knabe nicht lange aus, er entlief der Lehre, um sich

Digitized by Google

zuerst in der Werkstatt eines Malers von Heiligenbildern und dann als Küchenjunge auf einem Wolgadampfer zu versuchen. Dem Koch gefiel der Knabe, und er suchte ihn zum Lesen anzuleiten. Auf seine Veranlassung las er Heiligenlegenden, einige gute russische Schriftsteller und Übersetzungen fremder Werke, wie die von Alexander Dumas père. Die Lust zum Lesen verlor er nicht, nachdem er sich von seinem Koch getrennt hatte und von einem Gärtner als Gehilfe angeworben worden war. Ein heftiger Wissensdurst ergriff ihn und trieb ihn, als er fünfzehn Jahre alt war, nach Kasan, wo er ihn zu befriedigen hoffte. Da er aber völlig mittellos war, mußte er die Absicht zu studieren wieder aufgeben, und, um nicht zu verhungern, trat er als Arbeiter in eine Bäckerei, wo er für schwere Arbeit monatlich 3 Rubel Lohn erhielt. Das Elend dieser Arbeit schildert der Dichter in den beiden Erzählungen „Konowalow" und „Sechsundzwanzig und eine". Dann suchte er als Holzhacker und Lastträger seinen Unterhalt zu verdienen und aus Verzweiflung über seine elende Lage wollte er als Neunzehnjähriger sich erschießen. Die Kugel durchbohrte eine Lunge und warf ihn für lange Zeit aufs Krankenlager. Aus dem Hospital entlassen, ging er mit Äpfeln hausieren, wandte sich dann nach Zarizyn, wo er Weichensteller wurde. In der Geschichte „Aus Langeweile" malt er das öde Leben der Eisenbahnwärter in draftischen Farben. Von Zarizyn aus kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, um seiner Militärpflicht zu genügen, aber seiner durchlöcherten Brust wegen wurde er als untauglich abgewiesen, und nun suchte er sich als Straßenverkäufer von Kwas, dem Sommerlieblingsgetränk der Russen, durchzuschlagen. Der Advokat Lanin war auf ihn aufmerksam geworden und nahm den Vielumhergetriebenen als Schreiber bei sich auf. Da er die Bibliothek Lanins benutzen durfte, fand er hier Gelegenheit, sich weiterzubilden, trotzdem hielt er es nicht lange in der Schreibstube aus. Sein unbeschränkter Freiheitsdrang war noch stärker als sein Wissensdurst. Er griff wieder zum Wanderstabe und wurde wieder Landstreicher. Als solcher durchstreifte er die weiten Gebiete des ganzen russischen Reiches, bis er endlich nach dem Kaukasus gelangte. Die Erlebnisse des Landstreichers erzählt er besonders in der Novelle „Der Pilger". In Tiflis arbeitete er in einer Eisenbahnwerkstätte, und in dieser Stadt machte er 1892 seinen ersten schriftstellerischen Versuch. Es war die Geschichte des Zigeuners Makar Tschudra. Der Erfolg, welchen er damit hatte, bestimmte ihn, sich ganz dem Berufe des

Digitized by Google

Schriftstellers zu widmen. Er kehrte nach Nischni zurück, wo er 1893 die Bekanntschaft des Schriftstellers Wladimir Korolenko machte, von dem Gorki selbst sagt, daß dieser viel für ihn getan, ihn auf vieles aufmerksam gemacht und vieles gelehrt habe. Korolenko veröffentlichte Gorkis Erzählung „Tschelkasch" und damit war sein Schicksal entschieden. Aus dem Landstreicher war einer der berühmtesten Dichter Rußlands geworden.

Diese Bemerkungen über die Persönlichkeit Gorkis sollen dazu dienen, uns das Wesen seiner Dichtung verständlich zu machen. Seine geistige Heimat liegt in den Tiefen des Lebens. Es ist die Welt der Armen und Verkommenen, der Enterbten und Heimatlosen, und in dieser Welt findet er neben den Äußerungen des abschreckenden Lasters und der Barbarei die des herrlichsten menschlichen Heldentums. Er glaubt an den Menschen in seiner niedrigsten Gestalt und an die Möglichkeit seiner Erhebung. „Das Recht, daran zu glauben," sagt er selbst, „habe ich teuer erkauft, dafür besitze ich es für das ganze Leben. Dadurch habe ich noch ein anderes Recht erworben, das Recht, zu fordern, daß auch ihr so glaubt wie ich; denn ich bin die wahre Stimme des Lebens, der verzweifelte Aufschrei derer, die dort unten geblieben sind und mich zu euch entsandt haben, um ihr Leid zu bekunden. Auch sie wollen hinauf nach oben zum Selbstbewußtsein, zu Licht und Freiheit!"

Der Dichter ist die Seele des aus der Kulturwelt verstoßenen Elends. Er empfindet seine Schwermut und seine Verzweiflung, seine Liebe und seinen Haß, seine Erniedrigung und seinen Stolz, seine Verachtung und seinen Heroismus, und diese Empfindungen bringt er in seinen Dichtungen zum Ausdruck. Alles, was er schildert, hat er selbst erlebt, es ist die höchste Wahrheit und der tiefste Realismus. Gorki haßt die Welt der Konventionalitäten, die Sphäre des Kleinbürgertums (die des Krämers und Kaufmanns), in der man nur ein Scheinleben führen kann, in der alle sittlichen Energien erschlaffen und jedes höhere Streben erstickt wird, und ihr stellt er gegenüber die Welt des freiheitsdurstigen, lebensstarken und lebensfreudigen Vagabunden.

So sagt der Dichter in seiner Erzählung Konowalow: „Man muß in der zivilisierten Gesellschaft geboren sein, um es sein Lebenlang geduldig innerhalb derselben auszuhalten und nicht ein einziges Mal den Wunsch zu empfinden, irgendwohin aus der Sphäre all dieser lästigen Bedingungen zu entfliehen, all der giftigen kleinen Lügen, die durch die Macht der Gewohnheit

Digitized by Google

Gesetzeskraft erlangt haben, aus dieser Sphäre krankhafter Eigenliebe, ideellen Sektierertums, allgemeiner Unaufrichtigkeit — mit einem Wort, aus all dieser nichtigen Nichtigkeit, die das Gefühl abstumpft und den Verstand korrumpiert. Ich bin außerhalb dieser Gesellschaft geboren und aufgewachsen und infolge dieses für mich günstigen Umstandes vermag ich ihre Kultur nicht in größeren Dosen zu mir zu nehmen, ohne von Zeit zu Zeit den lebhaften Drang zu empfinden, aus ihrem Rahmen herauszutreten und mich von der allzukomplizierten Struktur und krankhaften Verfeinerung dieser Lebensweise zu erholen."

„Das Leben unter den Bauern," fährt er fort, „ist fast ebenso unerträglich, widerwärtig und traurig, wie das Leben innerhalb der intelligenten Kreise. Das Beste ist schon, die Spelunken der Städte aufzusuchen, wo zwar alles schmutzig, aber doch zugleich so einfach und aufrichtig ist, oder die Fluren der Heimat zu durchwandern, was immer sehr anregend und erfrischend ist und außer einem paar guter ausdauernder Beine keiner Apparate weiter bedarf."*)

So schildert der Dichter die Komödien und Tragödien, die Licht- und Schattenseiten der Strolche und Vagabunden. Zu dem Dunkelsten und Traurigsten, was er geschrieben hat, gehört das „Nachtasyl". Eine Sammlung seiner Erzählungen hat Gorki „Gewesene Menschen" betitelt. Auch im Nachtasyl haben wir es mit „gewesenen Menschen" zu tun. Es sind keine Menschen mehr, sondern nur noch die Schatten von Menschen. Der Dichter führt uns in ein Inferno, wo die Gefallenen in der Glut des Alkohols langsam verbrennen, und wo es nicht an Teufeln fehlt. Die Teufel sind der Herbergswirt und seine Frau. Kostylew, der Inhaber des Nachtasyl, ist ein frommer Mann. Er singt Kirchenlieder, opfert Öl für die heilige Lampe, geht in die Messe und gibt dem Pilger gute Ratschläge über den heiligen Lebenswandel. Daneben lebt er vom Schweiß und Blut der Allerärmsten, denen er mit grausamer Hand das Letzte nimmt. Er stiftet zum Diebstahl an, dient dem Diebe als Hehler und macht die gestohlenen Sachen zu Geld. Der Dieb, dem er diesen Gefallen tut, und der offenbar sein zahlungsfähigster Mieter ist, erregt seine Eifersucht, weil seine Frau Wassiliffa mit jenem die

*) Die Werke Gorkis sind in der Übersetzung von A. Scholz zitiert, Verlag: Bruno und Paul Cassirer, Berlin, und von J. Marchlewski & Co., München.

Digitized by Google

Ehe bricht. Waskja Pepel, der Dieb, aber will nichts mehr von ihr wissen, weil er ihre jüngere Schwester Natascha liebt, die in dieser Höllenluft ihre Reinheit bewahrt hat, und die von der eifersüchtigen Herbergswirtin grausam mißhandelt wird. Sie schlägt sie und verbrüht ihr mit kochendem Wasser die Beine. Ihren ehemaligen Liebsten reizt sie an, ihren Mann zu ermorden, damit sie frei werde, und Pepel erschlägt ihn auch aus Rache für die an Natascha verübten Mißhandlungen. Natascha wird ins Hospital gebracht und ist, nachdem sie es wieder verlassen, verschollen. Pepel und Wassilissa, die Herbergswirtin, wandern ins Gefängnis.

Das ist in kurzen Umrissen die hauptsächlichste Handlung des Stückes, die aber auch nur zur Charakteristik des Ganzen dient. In dem „Nachtasyl" spielen sich vor unseren Augen die mannigfachsten Tragödien ab, die in ihrem wundersamen Zusammenwirken den Eindruck einer gewaltig ergreifenden Symphonie des Elends machen. Die tiefe Schwermut, der Aufschrei der Verzweiflung, Haß und Verbitterung, ruhige Weisheit und tolle Leidenschaft, innige Liebe und langsames Sterben — all diese Melodien ertönen zusammen vom sanftesten Adagio bis zum wildesten Presto, dem nach dem höchsten Punkt der Erregung eine Pause tiefster Stille folgt, in welcher das Entsetzen und die Erstarrung zum Ausdruck kommt, das der Tod, der über die Bühne schreitet, erregt. Der grauenhafteste Höllenspektakel wütet, als die mißhandelte Natascha den Krallen ihrer Schwester Wassilissa entrissen wird, alles schreit und rennt in wilder Aufregung durcheinander. Da erschlägt Pepel den Kostylew, und plötzlich tritt Stille ein. Die Bühnenanweisung des Dichters sagt: „Der Lärm auf der Bühne verlöscht gleichsam wie ein Feuer, in das man Wasser gießt." — Am Schluß des Dramas findet ein fröhliches Gelage statt, alle trinken und singen bei Harmonikabegleitung. Es wird ein lautes Fest gefeiert. Da plötzlich kommt die Nachricht, der Schauspieler habe sich erhängt. Ein erschrecktes Schweigen folgt, und der Vorhang fällt, während nur noch leise folgende Melodie ertönt: „Muß uns der das Lied verderben ... der Narr!" Das Stück ist reich an musikalischen Effekten, die den Hörer gewaltig packen, und der Dichter, der es betitelte: „Szenen aus der Tiefe in 4 Akten" hätte es auch nennen können: „Symphonie des Elends in 4 Sätzen." Das ist der allgemeine Eindruck, den das „Nachtasyl" auf mich gemacht hat. Im einzelnen ist es, wie so viele andere Schöpfungen Gorkis, reich an ethischen

Digitized by Google

Betrachtungen, die mich veranlaßt haben, es zum heutigen Vortragsthema zu wählen.

In der Erzählung „Konowalow" sagt Gorki folgendes: „Jeder Mensch, der im Kampf ums Dasein besiegt worden ist, und im Schmutz des Lebens als hoffnungsloser Gefangener schmachtet, ist weit mehr Philosoph, als selbst ein Schopenhauer, da die abstrakte Idee nie eine so präzise und anschauliche Form annimmt, wie der unmittelbare durch das Leiden herausgepreßte Gedanke." Sehr häufig begegnen uns in den Schriften Gorkis solche Philosophen, die ihre Weisheit in der schweren Schule des Elends erlernt haben, denen zu dem bitteren Hunger des Leibes auch noch der Hunger der Seele gegeben ist, und die jede neue Lebenserfahrung, die sie erworben haben, mit heißen Tränen kaufen mußten. Auch im „Nachtasyl" erscheint vorübergehend ein solcher Philosoph. Die ständigen Bewohner des Nachtasyls sind die „gewesenen Menschen", die in dem Inferno nur noch die Erinnerung an ihr Menschentum bewahrt haben, und die nur durch den Genuß von Branntwein noch künstlich belebt werden. Diese Menschen kennen die Liebe nicht, sie kennen kein anderes Streben, als durch Diebstahl, falsches Spiel und Bettelei die paar Kopeken zu erhalten, die sie zur Anschaffung des Branntweins nötig haben. Zu ihnen kommt der Pilger Luka und predigt das Evangelium allgemeiner Menschenliebe. Er spricht das Wort: „Wenn ein Mensch dem anderen nichts Gutes tut — dann handelt er eben schlecht an ihm . . ." Und er sucht jedem, mit dem er in Berührung kommt, und in dem noch der Funke des Menschentums glimmt, Gutes zu erweisen. Er tröstet die Sterbende. Der Schlosser Kletsch, dem es selbst nie gut gegangen ist, und den die anderen nicht leiden können, weil er sein kümmerliches Leben durch Arbeit fristen will, hat seine Frau solange geprügelt, bis sie nicht mehr leben kann. Bleich und abgezehrt liegt sie da und ringt mit dem Tode. Luka nimmt sich ihrer an, und schwer atmend klagt sie ihm ihr Leid: „Schläge und Kränkungen . . . habe ich ertragen . . . die waren mein Los . . . solange ich lebte . . . Ich kann mich nicht entsinnen, wann ich mal satt war. Mit Zittern und Zagen . . . habe ich jedes Stück Brot gegessen . . . Gebetet habe ich ewig und mich geängstigt . . . um ja nicht mehr zu essen als ein anderer . . . Mein Leben lang bin ich in Lumpen gegangen . . . Mein ganzes unglückliches Leben lang . . . Warum das alles?" Sie fühlt, daß sie bald von hinnen gehen wird und sie fragt geängstigt: „Und ist denn dort . . . auch

Digitized by Google

soviel Qual?" Luka beruhigt sie: „Gar nichts ist dort! Glaub mir's; gar nichts ist! Friede wird sein — weiter nichts! Vor den Herrn werden sie dich führen und werden sagen: Schau her, o Herr — deine Magd Anna ist gekommen und der Herr wird dich mild und freundlich anschauen und wird sagen: Ich kenne diese Anna! Nun, wird er sagen, führt sie fort, die Anna — ins Paradies! Mag sie da Frieden finden . . . ich weiß, ihr Leben war sehr mühselig . . . sie ist sehr müde . . . laßt sie ausruhen, die Anna . . ." Ein Hoffnungsschimmer leuchtet in den Augen der Armen auf, und sie stammelt: „Großväterchen, . . . Du mein Lieber . . . wenn's doch so wäre . . . wenn ich dort . . . Frieden fände . . . und gar nichts mehr . . . fühlte." „Nichts wirst du fühlen!" antwortete ihr Luka. „Gar nichts wird sein! Glaub's mir! In Frieden kannst du sterben ohne Angst . . . Der Tod, sage ich dir, ist für uns wie eine Mutter für ihre kleinen Kinder." So tröstet er die Kranke, die kurz vor ihrem Tode das erste Wort der Menschenliebe hört, das sie gierig einsaugt, und das trotz aller Qual, die sie dulden muß, ein Fünkchen Lebensluft wieder in ihr erweckt. Sie stirbt in Frieden.

Während der Alte diese milden Worte spricht, wird um ihn her gesungen, gespielt und gerauft, während eine Seele mit dem Tode ringt und sich nach dem ewigen Frieden sehnt, rast die rohheste Lebensluft in ihrer ganzen Wildheit und der Dieb Pepel, der die Trostesworte Lukas aufgefangen hat, lobt ihn: „Bist 'n Prachtkerl, Alter! Flunkerst ganz famos . . . erzählst angenehme Märchen! Immer flunkere weiter, Bruderherz . . . es gibt so wenig Angenehmes auf der Welt . . ." Luka hat es im Leben erfahren, daß die hungernde, leidende und kämpfende Menschheit der Lüge bedarf, um das Leben aushalten zu können: „Die Wahrheit ist nicht immer gut für den Menschen," bemerkt er. „Nicht immer heilst du die Seele mit der Wahrheit," und zum Beweise erzählt er folgende Geschichte: „Ich kannte einen Menschen, der glaubte an das Land der Gerechten. Es muß, sagte er, auf der Welt ein Land der Gerechten geben . . . In dem Lande wohnen sozusagen Menschen von besonderer Art . . . gute Menschen, die einander achten, die sich gegenseitig helfen, wo sie können . . . alles ist bei ihnen gut und schön! Dieses Land der Gerechten also wollte jener Mensch immer suchen gehen . . . Er war arm, und es ging ihm schlecht . . . Und wie's ihm schon zu schwer fiel, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als sich hinzulegen und zu sterben — da verlor er noch immer nicht den Mut,

Digitized by Google

sondern lächelte öfters vor sich hin und meinte: Hat nichts zu sagen — ich trag's! Noch ein Weilchen warte ich, dann werfe ich dieses ganze Leben von mir und gehe in das Land der Gerechten. Seine einzige Freude war es — dieses Land der Gerechten . . . Nun wurde nach eben jenem Orte — die Sache ist nämlich in Sibirien passiert — ein Verbannter gebracht, ein gelehrter Mensch . . . mit Büchern und mit Plänen und mit allerhand Künsten . . . und jener Mensch spricht zu dem Gelehrten: Sag mir doch gefälligst, wo liegt das Land der Gerechten und wie kann man dahin gelangen? Da schlägt nun der Gelehrte gleich seine Bücher auf und breitet seine Pläne aus und guckt und guckt — aber das Land der Gerechten findet er nirgends! Alles ist sonst richtig, alle Länder sind aufgezeichnet — nur das Land der Gerechten nicht! Der Mensch — will ihm nicht glauben . . . Es muß drauf sein, sagte er . . . suche nur genauer! Sonst sind ja, sagt er, alle deine Bücher und Pläne nicht 'nen Pfifferling wert, wenn das Land der Gerechten nicht drin verzeichnet ist . . . Mein Gelehrter fühlt sich beleidigt. Meine Pläne, sagt er, sind ganz richtig und ein Land der Gerechten gibt es überhaupt nirgends. Na — da wurde nun der andere ganz wütend. Was? — sagt er, da hab' ich nun gelebt und gelebt, geduldet und geduldet und immer geglaubt, es gäbe solch ein Land! Und nach deinen Plänen gibt es keins! Das ist Raub! . . . Und zu dem Gelehrten sagte er: Du nichtsnutziger Kerl! Ein Schuft bist du und kein Gelehrter! Und gab ihm eins über'n Schädel und noch eins . . . Und dann ging er nach Hause und — hängte sich auf."

In dieser einfachen Geschichte liegt ein tiefer Sinn. Der Glaube an die Gerechtigkeit erhält den armen Menschen am Leben, gibt ihm Halt und Trost in allem Leid. Ein Leben ohne Gerechtigkeit hat für ihn keine Bedeutung, ist inhaltslos, zwecklos und nicht lebenswert. Alle Gelehrsamkeit und alle Bildung sind nutzlos und wertlos, wenn sie nicht dazu dienen, über die Idee der Gerechtigkeit zu orientieren und sie zu verwirklichen. Raubt man dem Menschen diesen Glauben, so wird er zum wilden Tier, das die Kultur und sich selbst zerstört.

Gorki entscheidet nicht, was Lüge und Wahrheit ist. Die Lüge kann zur Wahrheit und die Wahrheit kann zur Lüge werden, die Wahrheit kann dem Menschen zum Verderb und die Lüge zum Heil gereichen. Woran der Mensch nicht glaubt, das existiert für ihn nicht, ist für ihn keine Wahrheit. So ist's auch mit

Digitized by Google

dem Glauben an Gott. Pepel, der Dieb fragt den Pilger: „Hör mal' Alter — gibt's einen Gott?" Und dieser antwortet: „Wenn du an ihn glaubst — gibt's einen; glaubst du nicht, dann gibt's keinen . . . woran du glaubst — das gibt's eben . ."

Über Lüge und Wahrheit wird im „Nachtasyl" viel gesprochen. Der Kürschner Bubnow, ein roher und gefühlloser Patron, lacht über die Märchen des Alten und behauptet, man dürfe nur die Wahrheit sagen. Da schreit der Schlosser Kletsch, der seine letzte Habe für das Begräbnis seiner Frau hingegeben hat, auf: „Was für eine Wahrheit? Wo ist die Wahrheit? (klopft mit den Händen auf seine zerfetzten Kleider). Da ist die Wahrheit — da! Keine Arbeit . . . keine Kraft in den Gliedern. — Das ist die Wahrheit! Keinen Winkel, in dem man zu Hause ist! Krepieren muß man . . . Das ist sie, deine Wahrheit! Teufel noch eins! was . . . was soll sie mir, diese — Wahrheit?! Laß mich nur einmal frei aufatmen . . . aufatmen laß mich! Was hab' ich denn verbrochen? . . . Wozu die Wahrheit, zum Teufel? Ich kann nicht leben . . . nicht leben, das ist die Wahrheit!"

Das ist der Aufschrei der geknechteten Menschheit, die nur die eigene Qual als Wahrheit empfindet und die sich mehr nach Erlösung und Befreiung als nach Wahrheit sehnt. „Wenn einem Menschen," sagt Gorki in einer seiner Geschichten, „im Leben nichts Gutes widerfahren ist, dann schadet es doch keinem, wenn er sich ein Märchen ausdenkt und es als wahr ausgibt. Er erzählt eben und glaubt sich selber — glaubt, daß es wahr ist, und es macht ihm Vergnügen."

Da ist im Nachtasyl ein Mädchen, die Prostituierte Nastja, die einen Hintertreppenroman liest, der „Die verhängnisvolle Liebe" heißt. Sie weint bittere Tränen aus Mitleid mit den Personen des Romans und empfindet ihr Schicksal so tief, als ob sie es selbst erlebt hätte. Ja, das Erdichtete wird ihr schließlich so sehr zur Wirklichkeit, daß sie es als eigenes Erlebnis erzählt. Ihre Zuhörer lachen über sie und verspotten sie, aber Luka nimmt sie in Schutz und sagt: „So habt doch Geduld! stört sie nicht! Nehmt Rücksicht auf sie . . . nicht aufs Wort kommt es an, sondern darauf, warum's gesprochen wird. — Sehr ihr, darauf kommt's an!" Luka sucht also die Wurzel von Wahrheit und Lüge im Herzen der Menschheit. Das Wort als solches hat keine Bedeutung für ihn.

Digitized by Google

Nachdem Nastja die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe vorgetragen hat, bedeckt sie ihr Gesicht mit den Händen und weint still in sich hinein. Die anderen aber machen sich wieder lustig über sie und Luka beruhigt sie, indem er sie bei der Hand faßt: „Komm, meine Liebe . . . ärgere dich nicht . . . hat nichts zu sagen! Ich weiß ja . . . ich — glaube dir . . . du hast recht und nicht jene da. Wenn du's selber glaubst, dann hattest du eben eine solche — echte Liebe."

Am meisten macht sich ihr Liebster, ein verkommener Baron, über sie lustig. In helle Wut bricht sie aus über seine Zweifel und seinen Spott. Später rächt sie sich. Als der Baron seine Lebensgeschichte erzählt und mit seiner vornehmen Abkunft prahlt, lacht ihm Nastja ins Gesicht und behauptet, es sei alles Schwindel. Darüber regt er sich furchtbar auf, und in Verzweiflung schreit er laut auf: „Es war so, wie ich sage!" Triumphierend ruft ihm Nastja zu: „Jetzt weißt du, wie einem Menschen zu Mute ist, wenn man ihm nicht glauben will!" Bemerkenswert ist es, daß diese Armen, die kaum noch einen Funken Ehrgefühl besitzen, es als die größte Kränkung empfinden, wenn man ihnen nicht glaubt, wenn man sie als Lügner betrachtet. In seiner Erzählung „Konowalow" sagt Gorki: „Wie kann man denn einem Menschen nicht glauben? Selbst wenn man sieht, daß er lügt, soll man ihm doch glauben, d. h. man soll ihn anhören und zu verstehen suchen, warum er lügt. Oft läßt die Lüge tiefer ins Herz des Menschen sehen, als die Wahrheit . . ." Diese des Dichters Worte sind von einem großen Mitleid eingegeben, dem die Lüge wie ein mildernder Balsam für das wunde Herz des vom Unglück getretenen und geschlagenen Menschen erscheint, und nur ein solches Mitleid, nur wirkliche Liebe zum Menschen, wie sehr er auch gesunken sei, ermöglicht es uns, das Wesen des Menschen zu erkennen und ihm die Hand zur Rettung zu reichen.

Ein solcher Drang, menschliche Angelegenheiten zu erforschen, und eine solche Güte beseelen auch Luka. Luka ermahnt den Baron, der sich über die fabulierende Nastja lustig macht, sie wieder zu versöhnen und hübsch freundlich zu ihr zu sein. „Gegen einen Menschen freundlich sein — schadet niemals . . ." Darauf sagt Natascha, die Schwester der Herbergswirtin: „Wie gut du bist, Großväterchen . . . Wie kommt es, daß du so gut bist." Und Luka antwortet ihr: „Gut bin ich, sagst du? . . . Na . . . es ist doch recht so, denke ich . . . ja. Siehst du,

Digitized by Google

Mädel. Es muß doch einer da sein, der gut ist. Wir sollen Erbarmen haben mit den Menschen! Christus, siehst du — der hatte Erbarmen mit allen und hat's auch uns so befohlen . . . zur rechten Zeit Erbarmen haben — glaub' mir's, es ist immer gut! Da war ich zum Beispiel mal als Wächter in einem Landhaus angestellt bei einem Ingenieur, nicht weit von der Stadt Tomsk in Sibirien. Na schön! Mitten im Walde stand das Landhaus, eine ganz einsame Gegend, und Winter war's und ich war ganz allein in dem Landhaus . . . Schön war's dort — ganz prächtig! Und einmal . . . hör ich, wie sie näher schleichen!"

Natascha: „Diebe?"

Luka: „Ja. Sie schleichen also näher und ich nehme meine Büchse und trete ins Freie. Ich sehe, es sind zwei Mann . . . Eben steigen sie in ein Fenster ein und sind so eifrig bei der Sache, daß sie mich gar nicht sehen. Ich schreie auf sie los: Heda! . . . Macht, daß ihr fortkommt . . . und sie stürzen, denkt euch, auf mich mit dem Beil los . . . Ich warne sie — Halt! rufe ich, sonst gebe ich Feuer! . . . Und dabei lege ich bald auf den einen, bald auf den anderen an. Sie fallen auf die Knie, heißt das: Verschone uns! Na ich war mächtig tückisch . . . wegen des Beils, weißt du! ihr Waldteufel, sage ich, ich hab' euch fortjagen wollen und ihr seid nicht gegangen und jetzt sage ich, mag mal einer im Busch drüben Ruten holen. Sie tun's. Und nun befehle ich: Einer von euch lege sich hin und der andere — mag ihn prügeln! Und so haben sie auf mein Geheiß sich gegenseitig durchgeprügelt. Und wie sie jeder ihre Tracht Prügel weghaben, da sagen sie zu mir: Großväterchen, sagen sie, gib uns ein Stück Brot um Christi willen! Nicht 'nen Bissen haben wir im Leibe. Das waren nun die Diebe, meine Tochter . . . (lacht) . . . die mit dem Beil auf mich losgegangen waren! Ja . . . ein paar prächtige Jungen waren's. Ich sage zu ihnen: Ihr Waldteufel hättet doch gleich um Brot bitten sollen! Da meinten sie: Es war uns schon über . . . man bittet, bittet und kein Mensch gibt was . . . Da geht einem die Geduld aus! . . . Na und so blieben sie also bei mir den ganzen Winter. Der eine — Stepan hieß er — nimmt gern mal die Büchse und geht in den Wald und der andere, Jakow mit Namen, war immer krank, hustete immer . . . Zu Dreien bewachten wir so das Landhaus. Und wie der Frühling kam — da sagten sie: Leb wohl, Großväterchen! und machten sich auf nach Rußland."

Digitized by Google

Natascha: Es waren wohl Sträflinge, die fortgelaufen waren?"

Luka: „Ja, das waren sie ... Flüchtlinge ... hatten ihren Ansiedelungsort verlassen ... ein paar prächtige Jungen. Hätte ich kein Erbarmen mit ihnen gehabt — wer weiß, wie's gekommen wäre! Erschlagen hätten sie mich vielleicht ... Dann wären sie vor Gericht gekommen und ins Gefängnis und nach Sibirien zurück. — Wozu das? Das Gefängnis lehrt dich nichts Gutes und auch Sibirien lehrt dich's nicht ... Aber ein Mensch — der kann dich was lehren, ja! — Ein Mensch — der kann dich das Gute lehren ... sehr einfach!"

Man soll zur rechten Zeit Erbarmen haben, sagt Luka, und man kann den Menschen vom Untergang retten. Viele Verbrechen werden nur aus harter Not und grimmer Verzweiflung begangen, nicht aber aus Böswilligkeit und Schlechtigkeit des Herzens. Hätte man mit solch einem Menschen zur rechten Zeit Erbarmen gehabt, so wäre es nie mit ihm so weit gekommen; es ist die Hartherzigkeit und die Lieblosigkeit der Welt, die den Armen schuldig werden läßt. Schickt man ihn dann ins Gefängnis, so sinkt er immer tiefer, bis er unrettbar verloren ist und der menschlichen Gesellschaft als verderblicher Feind gegenüber steht. So ist es auch mit den „gewesenen Menschen" im Nachtasyl gegangen. Man hat nicht zur rechten Zeit mit ihnen Erbarmen gehabt. Man hat sie ins Gefängnis geschickt, das als die Hochschule des Verbrechers gelten kann. Sie sind Branntweintrinker geworden; denn nur der Branntwein macht sie ihr Elend auf Augenblicke vergessen, und so sind sie so tief gesunken, daß sie die Botschaft der Liebe nicht mehr vernehmen, und daß sie nur noch als Schatten von Menschen erscheinen. Wir sehen, wie Hunderte und Tausende unserer Brüder rettungslos in dieser Weise verkommen. Wir sehen, wie sie vor unseren Augen in Schlamm versinken, und wir können ihnen nicht mehr die helfende Hand reichen. Hätten sie früher mehr Liebe erfahren, hätten sie zur rechten Zeit mehr Erbarmen gefunden, so wäre es nicht so weit mit ihnen gekommen.

Wie man einen Menschen nennt oder als was man ihn behandelt, das wird er auch. Verfolgt, hetzt und mißhandelt man ihn wie ein wildes Tier, so wird er niemals ein Mensch werden, und hat er nur Haß und Verachtung erfahren, so wird in ihm niemals Liebe und Ehrgefühl geweckt werden. Als Pepel der Natascha die Liebe erklärt, da verspricht er ihr, daß er vom

Digitized by Google

Diebeshandwerk lassen und ehrlich arbeiten wolle, und er erzählt, wieso er zum Diebe geworden ist: „Ich war schon von klein auf nur der Dieb," sagt Waskja Pepel, dessen Vater beständig im Gefängnis gesessen hatte, immer hieß es „Waskja, der Dieb, Waskja, der Spitzbubenjunge! Gut, mir kann's recht sein, weil ihr's so wolltet, bin ich ein Dieb geworden . . . Nur ihnen zum Possen bin ich's vielleicht geworden . . . Weil nie jemand darauf kam, mich anders zu nennen — als Dieb! Nenn du mich anders, Natascha."

Er bittet die Liebste, ihn anders zu nennen, und er verspricht ihr, anders zu werden. Er hofft Erlösung von der Liebe, und auch Luka redet ihr zu, indem er denselben Gedanken ausdrückt. Er sagt: „Nimm ihn, meine Tochter, nimm ihn! Er ist ein herzensguter Junge! Mußt ihn nur öfter daran erinnern, daß er gut ist . . damit er's nicht vergißt. Er wird dir's schon glauben! . . . Sag ihm nur immer: Waskja, sag', du bist ein guter Mensch . . . vergiß das nicht." Nur durch den Menschen d. h. durch Worte der Güte und Liebe, kann der Mensch das Gute lernen, nur wenn andere Menschen an ihn glauben und ihn achten, kann es ihm gelingen, zur Selbstachtung zu kommen.

Das Gefängnis aber lehrt dich nichts Gutes. Ein gut angelegter Mensch war Satin, einer der im Nachtasyl versammelten „gewesenen Menschen", ein Vertreter der Herrenmoral, und der später, als Luka von ihnen gegangen, diesem einen warm empfundenen Nachruf hält.

Satin ist 40 Jahre alt und jetzt Falschspieler und Säufer. „Wie ich noch jung war," sagte er, „da war ich ein fideles Huhn! Mit Vergnügen denke ich daran zurück! . . Eine Seele von Mensch war ich. Ich tanzte ausgezeichnet, spielte Theater, war ein famoser Gesellschafter . . . einfach großartig! . . ." Luka fragt ihn: „Wie bist du denn abgekommen von deinem Wege — hm?"

Satin: „Bist du neugierig, Alterchen! Alles möchtest du wissen . . . Warum denn?"

Luka: „Möchte gern verstehen, was so menschliche Angelegenheiten sind. Und dich verstehe ich nicht, wenn ich dich so ansehe! Ein so lieber Mensch und so gescheit . . . und mit einemmal . . ."

Satin: „Das Gefängnis, Großvater, 4 Jahre 7 Monat habe ich abgemacht, und wie ich herauskam als entlassener Sträfling — fand ich meinen Weg versperrt . . . ."

Luka: „Oh, Oh, Oh! Warum hast du denn gesessen?"

Digitized by Google

Satin: „Wegen eines Schurken, den ich im Jähzorn erschlagen hatte. Im Gefängnis habe ich auch meine Kartenkunststücke gelernt ....“

Luka: „Und warum hast du ihn erschlagen? Wegen eines Weibes?“

Satin: „Wegen meiner eigenen Schwester .... Aber geh' mir jetzt vom Halse, ich liebe es nicht, wenn man mich aushorcht ... Es sind alte Geschichten ... meine Schwester ist tot .... 9 Jahr schon ist's her ... Ein prächtiges Geschöpf war sie, meine Schwester.“

Den Satin also hat das Gefängnis auf dem Gewissen. In ihm ist er zum Falschspieler geworden. Luka kommt zu spät zu ihm. Er ist nicht mehr zu retten.

Wir kennen das Leben in den russischen Gefängnissen aus den Schilderungen in Tolstois „Auferstehung“, und danach kann man ungefähr ermessen, was aus einem Menschen werden kann, der mehrere Jahre darin zubringen muß. Wer einen Menschen straft, der hat zugleich die Pflicht, ihn zu bessern, und der Strafende begeht ein neues Verbrechen, wenn er den Verbrecher noch tiefer in den Schlamm des Lasters hinabstößt. Was hat die Gesellschaft von einem kostspieligen Strafsystem, das schließlich nur dazu beiträgt, die Kriminalität zu steigern, statt sie zu vermindern, das bewirkt, daß der Verbrecher als schlimmerer Feind der Gesellschaft das Gefängnis verläßt, als er bei seinem Eintritt war?

Nicht das Gefängnis, sondern nur der Mensch kann den Menschen Gutes lehren, sagt Luka und danach handelt er. In dem Dieb Waskja Pepel hatte er die Sehnsucht nach dem besseren Leben geweckt, und dieser war willens, mit seiner Natascha die Bahn der ehrlichen Arbeit zu beschreiten. Da erschlägt er den Herbergswirt, der seine Braut mißhandelt hat, und er muß ins Gefängnis.

Zu den gewesenen Menschen, die durch eigene Haltlosigkeit von der Höhe des Lebens in das Inferno des Nachtasyls gesunken sind, gehören auch der Schauspieler und der Baron.

Der Schauspieler hat nur noch wenige lichte Augenblicke, in welchen aus dem Dunst des Branntweins die Erinnerung an sein früheres Leben in ihm aufsteigt. Alles, was er jetzt noch besitzt, ist ein Organismus, der, wie der Doktor des Krankenhauses ihm gesagt hat, durch und durch mit Alkohol vergiftet ist. Dieser letzte Besitz erfüllt ihn mit einem gewissen Stolz, der ihn auf seine Genossen herabblicken läßt, und mit Pathos spricht er wieder-

Digitized by Google

holt die Worte: „Mein Organismus ist mit Alkohol vergiftet."

Er möchte Luka gern einen Begriff davon geben, was er früher geleistet hat, und ihm ein Gedicht, dessen Rezitation ihm früher viel Beifall eingebracht hat, vortragen. Er hat's vergessen. „Nichts weiß ich mehr, sagt er, nicht ein Wort hab' ich behalten! Und es war doch mein Lieblingsgedicht ... Ist das nicht schrecklich, Alter?" Luka antwortet ihm: „Freilich ist's schlimm .. Wenn du schon vergißt, was dir das Liebste ist! In das, was man liebt, legt man seine Seele ...."

Der Schauspieler: „Meine Seele habe ich vertrunken, Alter. Ich bin ein verlorener Mensch ... und warum bin ich verloren? Weil der Glaube an mich selbst mir fehlte .... ich bin fertig ...."

Luka: „Wieso denn? Laß dich doch kurieren. Man kuriert jetzt die Trinker, hab' ich gehört, umsonst kuriert man sie, Bruderherz ... Eine Heilanstalt hat man für die Trunkenbolde eingerichtet ... da werden sie nun, heißt es, unentgeltlich behandelt. Man hat erkannt, siehst du, daß ein Trunkenbold auch ein Mensch ist, und man ist sogar froh, wenn einer kommt und sich kurieren lassen will. Beeil' dich also! Geh hin ...." Luka ermahnt ihn aber, daß er sich schon jetzt darauf vorbereiten müsse. „Sei enthaltsam! Nimm dich zusammen und — halt aus! ... Und dann, wenn du auskuriert bist, fängst du ein neues Leben an ... Ist das nicht schön, Bruder: Ein neues Leben?" Der Gedanke packt den Schauspieler, und die Hoffnung auf ein neues Leben verläßt ihn nicht mehr. Er rafft sich eines Tages sogar auf zu arbeiten, und mit Stolz zeigt er das Geld, das er durch Straßenfegen verdient hat. „Das ist schon für die Reise," meint er, aber bei jedem leisen Versuch, den er macht, zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuklimmen, suchen ihn die Genossen mit Spott und Hohngelächter wieder in den Sumpf hinabzuziehen. Nachdem Luka das Nachtasyl verlassen hat, fällt er ganz wieder in sein altes Laster zurück, und in dem Bewußtsein, daß er niemals wieder die Kraft finden wird, ein neues Leben, das ihm der Alte so reizvoll geschildert hat, zu beginnen, hängt er sich auf. Sein verlorenes Menschentum konnte er nicht wiederfinden.

In fast allen Erzählungen Gorkis wird viel Branntwein getrunken, und kein anderer hat wie er in abschreckender Weise gezeigt, wie sehr der Alkohol den Menschen zum Tier macht. Die meisten Laster und Verbrechen, das meiste Elend und Unglück im

Digitized by Google

Menschenleben, das die Unschuldigen wie die Schuldigen trifft, haben ihre Ursache im Branntweingenuß. So lehrt der Dichter Abstinenz und Nüchternheit mit eindringlichen Worten.

Von allen „gewesenen Menschen" ist der Baron am tiefsten gesunken. Er ist der Liebste der Prostituierten Nastja, die ihm das nötige Geld zum Branntweintrinken verschafft, und die ihm vorwirft: „Du lebst von mir, wie die Made vom Apfel." Er ist der Gehilfe des Falschspielers Satin, und für eine Flasche Schnaps läßt ihn Pepel auf allen Vieren kriechen und bellen wie ein Hund. Außerdem ist er dem Hökerweib Kwaschnja zu Diensten, der er die Körbe auf den Markt trägt. „Es ist heut recht schwer," seufzt er, als Kwaschnja ihm die Körbe aufgepackt hat, und Satin bemerkt: „Es hat sich wirklich verlohnt, daß du als Baron zur Welt gekommen bist."

Doch brüstet er sich den andern gegenüber gern mit seiner Vergangenheit, die ihn aber daran erinnern, daß im Nachtasyl alle gleich sind. „Hier kennen wir keine Herren . . . der Putz ist weg, nur der nackte Mensch ist geblieben."

In den aristokratischen Kreisen, in denen er erzogen worden ist, ist der Zweck des Lebens ihm niemals aufgegangen. Von Pflichten, die der Mensch sich und andern gegenüber zu erfüllen hat, und die dem Leben einen Inhalt verleihen, hat er niemals gehört. Diese Zwecklosigkeit des Daseins hat ihm das bißchen Verstand, das er hatte, ganz genommen und hat veranlaßt, daß er die wichtigsten Handlungen des Lebens rein mechanisch vollzog. Nur das, was er an- und ausgezogen hat, ist ihm in der Erinnerung geblieben. Das rein Äußerliche ist ihm zum wesentlichen Inhalt des Lebens geworden. Er erzählt seinem Freunde Satin, wie es mit ihm so weit gekommen ist.

„Soweit ich zurückdenken kann, siehst du . . . war's mir immer, als ob ein Nebel auf meinem Gehirn läge. Ich wußte nie recht, was mit mir los war . . . Fühlte mich immer, als ob ich mein Lebenlang mich nur an- und ausgezogen hätte . . . Warum? Keine Ahnung! Ich habe gelernt . . . habe die Uniform des adligen Instituts getragen, aber was ich gelernt habe? Keine Ahnung . . . . Ich habe geheiratet — zog einen Frack an, dann einen Schlafrock . . . . nahm mir ein Scheusal von Weib. — Warum? Keine Ahnung . . . . Ich hab alles durchgebracht, was da war — und trug ein schäbiges graues Jackett und fuchsige Hosen . . . aber wie ich eigentlich auf den Hund gekommen bin?

Digitized by Google

Nicht die blasse Ahnung ... Ich wurde beim Kameralhof angestellt .... Bekam eine Uniform, eine Mütze mit Kokarde ... Ich unterschlug amtliche Gelder .... zog den Sträflingskittel an — dann zog ich das hier an .... und alles ... geschah wie im Traume .... lächerlich, was?"

„Nicht sehr," antwortete Satin, „ich find's eher dumm."

Der Baron stimmt ihm zu: „Ja .... auch mir scheint es dumm .. aber irgend einen Zweck muß es doch haben, daß ich geboren wurde ... wie?"

Es ist keine Frage, daß überall viel Menschenkraft unnütz und zwecklos verbraucht wird, aber nirgends empfindet man die Zwecklosigkeit des Daseins so häufig, wie in den Kreisen der berufslosen Geburts- und Geldaristokratie. Nichts demoralisiert mehr als das Bewußtsein von der Zwecklosigkeit der eigenen Existenz. Fehlt außerdem dem Menschen von Natur aus jeder innere Halt, so mag es sich wohl ereignen, daß er als Baron im Nachtasyl endet.

Luka sagt einmal: „Was doch für Volk auf Erden rumkommandiert! ... Auf jede Art suchen sie den Menschen einzuschüchtern — und doch schaffen sie keine Ordnung im Leben ... keine Sauberkeit." Und Bubnow bemerkt dazu: „Ordnung möchten sie wohl schaffen, doch die nötige Vernunft fehlt."

Derartige Aussprüche finden sich häufig in Gorkis Schriften. Sie deuten darauf hin, daß in den unteren Regionen des russischen Volkes sich die Begriffe klären über das, was die einzelnen Klassen der Gesellschaft sich gegenseitig schuldig sind. Die Handarbeiter wissen, daß sie in steter Mühsal gegen kargen Lohn einen großen Teil des nationalen Reichtums schaffen helfen; sie können dafür erwarten, daß die leitenden Klassen, die sie der schmutzigen Handarbeit entheben, den geschaffenen Reichtum zum Heil der Gesamtheit verwerten, daß sie vernünftige Gesetze erlassen und sie vernünftig durchführen und daß sie eine Ordnung herstellen, die auf Gerechtigkeit und gegenseitiger Achtung beruht. Das soziale Unrecht und Elend, unter dem die niederen Volksschichten Rußlands so schwer leiden, hat zum großen Teil seine Ursache darin, daß die höheren Klassen wohl immer größere Rechte beanspruchen, daß sie vom Leben alle Genüsse für sich fordern, daß sie aber nicht geneigt sind, die sozialen Pflichten, die diesen weitgehenden Rechten entsprechen, zu erfüllen.

Wenn wir nach den Schilderungen Gorkis urteilen dürfen,

Digitized by Google

so herrscht in dem niederen Volke der russischen Städte und Dörfer eine Barbarei, eine tierische Roheit, die den leitenden Klassen zum schweren Vorwurf gereicht. Besonders die Kinder und Frauen haben darunter bitter zu leiden. Die Kinder verwahrlosen und verkommen, und die Frauen werden regelmäßig von ihren Männern oder Liebhabern mit Schlägen traktiert.

Trotz aller Macht und Rechte, die den regierenden Klassen zu Gebote stehen, schaffen sie nicht Ordnung und Sauberkeit auf Erden, kümmern sie sich nicht um das Elend der Massen. Diese aber sehen, wie jene ihre sozialen Pflichten nicht erfüllen, und erbittert werden auch sie ihrer schweren Pflichten überdrüssig und verlassen die Wege der ehrlichen Arbeit, um durch Diebstahl und Bettelei eine immer elender sich gestaltende Existenz zu fristen.

Die soziale Frage Rußlands und anderer Länder läßt sich nicht lösen, ohne daß das soziale Gewissen der höheren Klassen geweckt wird, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kommt, was sie der Gesellschaft schulden. Dadurch würde das Leben dieser Menschen selbst einen höheren Inhalt bekommen, und die Wahrscheinlichkeit würde sich vermindern, daß einer von ihnen an der Zwecklosigkeit seines Daseins wie der Baron im Nachtasyl zugrunde geht.

Der Pilger Luka erscheint wie ein Lehrer der ethischen Kultur. Er kommt zu den Menschen des Nachtasyls nicht wie ein Priester, der sie ihrer Gottlosigkeit und Laster wegen verdammt, sondern er kommt wie ein Bruder zu seinen Brüdern. Noch in dem Verworfensten achtet er den Menschen und sieht er seinesgleichen. „Was du auch anstellst, wie du dich auch aufspielst," sagt er, „als Mensch bist du geboren und wirst als Mensch sterben." Ein tiefes Mitleid ergreift ihn, als er sieht, was seine Brüder im Nachtasyl für ein Leben führen. „Ein Leben, sage ich dir," seufzt Bubnow, „heulen könnte man schon vom frühen Morgen an." Und diesen Menschen bringt er Liebe und Erbarmen entgegen und spricht zu ihnen Worte voll von Güte und Mitleid, wie diese Armen sie noch nie gehört haben. Dadurch gewinnt er ihr Vertrauen, und sie alle erzählen ihm ihre Lebens- und Leidensgeschichte. Er sucht ihre zerrissenen und vergifteten Seelen zu heilen und die Sehnsucht nach einem schöneren und besseren Dasein in ihnen zu erwecken. Doch lehrt er sie nicht das Wahre und Gute in Form von abstrakten Sätzen,

Digitized by Google

sondern durch Mitteilung von Geschichten, die ihnen zu Herzen gehen und die er als eigenes Erlebnis ausgibt. Wie Kinder behandelt er sie, und sie nennen ihn Vater. Die sterbende Anna sagt ihm: „Wenn ich dich so ansehe ... bist du ganz meinem Vater ähnlich, meinem Väterchen ... ebenso liebreich bist du ... und weich ...“

Nicht mit dem Strafgesetzbuch und der Polizei sollen wir zu den Menschen des Nachtasyls kommen, sondern mit der Hand, die bereit ist, zu helfen. Wenn wir alle dem Vorbild Lukas folgen, dann werden sich grünende Fluren reiner Menschlichkeit ausdehnen, wo man jetzt nur ödes Heideland und unfruchtbares Gestein findet.

Gorkis eigenes Schicksal lehrt uns, daß nicht alle Menschen des Nachtasyls verloren sind, daß in den Tiefen Menschen wohnen, die eine gewaltige Kraft besitzen und eine ganze Welt in sich tragen. Sie können der Menschheit zum Segen gereichen, wenn sie in gesunderen Boden verpflanzt werden. Das kann allerdings nur von der sich selbst opfernden, geduldigen Liebe vollbracht werden. Suchen wir in jedem Menschen — und sei sein Antlitz noch so sehr von Elend und Laster entstellt — die Spuren eines höheren Seins zu erkennen und bemühen wir uns, den kleinsten Funken Menschlichkeit mit Güte und Erbarmen zu hüten und zu pflegen, damit er nicht erlösche, sondern zur wärmenden und beseelenden Flamme werde.

Das sind die Lehren, die Gorki in seinem Leben und seiner unsterblichen Dichtung den Menschen verkündigt.

Digitized by Google

Aus Transleithanien.

Von Anton C. Kisa.

Bürgermeister und Gemeinderat der königlich ungarischen Haupt- und Residenzstadt seiner apostolischen Majestät haben einmal mit Zorn und Entrüstung eine Zuschrift des Bürgermeisters und Gemeinderates der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien zurückgewiesen, weil jene darin mit Ofenpest bezeichnet war. Bürgermeister und Gemeinderat von Wien haben daraufhin beschlossen, bis auf weiteres keinerlei Zuschriften mehr an die Vertretung der ungarischen Hauptstadt zu richten, sintemalen letztere ihre, natürlich magyarisch abgefaßte Entrüstungskundgebung nach — Bécz adressiert hatten.

„Nach Bécz? fragen Sie. Ja, nach Bécz. Sie wissen doch wo Bécz ist?"

„Bedaure sehr. Das haben wir in der Schule nicht gehabt. Man kann doch nicht alle ungarischen Nester kennen."

„Ungarische Nester? Aber ich bitte Sie, mein Lieber, Bécz liegt ja gar nicht in Ungarn, sondern in Österreich. Sie sind ja selbst schon dort gewesen und haben sich prächtig amüsiert, haben das Burgtheater besucht — kurzum Bécz ist der magyarische Name von — Wien!"

„O, mein armes, liebes Wien! Wie kommt denn das zu dieser Verballhornung?"

„Das wissen die Götter. Es liegt nicht die geringste historische oder etymologische Entschuldigung für diese Umtaufe vor. Diesen berückend klangvollen Namen haben sich die Herren jenseits der Leitha einfach aus den Fingern gesogen. Nun, übelnehmen kann man es ihnen füglich ja nicht, wenn sie sich den Namen einer fremden Stadt, mit der sie seit Jahrhunderten in regster Verbindung sind, nach Gutdünken mundgerecht machen. Das tun wir auch. Wir nennen Roma = Rom, Napoli = Neapel, Milano = Mailand, Kjöbnhavn = Kopenhagen, Warsowie = Warschau usw. usw. Wir sprechen Paris und London deutsch aus. Wir finden es selbstverständlich, daß Franzosen und Engländer die Namen unserer bedeutenderen Städte ihrer Sprache anpassen. Ja, wir freuen uns darüber geradezu, denn das ist ein Beweis ihrer internationalen Bedeutung. Städte zweiten und dritten Ranges behalten

Digitized by Google

in allen Sprachen unverändert den Namen, welchen die eigenen Bewohner ihnen verleihen. Wenn die Herren Magyaren sich dagegen sträuben, daß ihre neugebackenen Ortsnamen von Angehörigen anderer Nationen verändert werden, so setzen sie deren internationale Bedeutung selbst herunter."

Sie sträuben sich dagegen aus Furcht davor, daß die neuen Bezeichnungen sich in ihrem eigenen Lande nicht recht einbürgern könnten. Bis zur Trennung Ungarns von der österreichischen Verwaltung im Jahre 1867 gab es neben der Hauptstadt Pest die selbständige Schwester- und Krönungsstadt Ofen mit der königlichen Burg.

Schöner ist des Liebchens Hütte
Als die Königsburg von Ofen

heißt es in den Betjarenliedern. Beide Städte sind deutsche Gründungen, ihre deutschen Namen die ursprünglichen. Während der Name Pest unverändert blieb (der Magyare spricht nur das s wie sch aus), bekam Ofen von der magyarischen Landbevölkerung schon früh den Namen Buda. Als in dem genannten Jahre beide Städte vereinigt wurden, faßten ihre Vertreter im Verein mit der Regierung den Beschluß, sie fortan „Budapest" zu benennen. Damit wird natürlich der alte historische Name nicht aus der Welt geschafft, da ungarische Gesetze eben nur für das ungarische Gebiet maßgebend sind. Für das Ausland aber gelten in diesem Falle die Bestimmungen des internationalen Postverkehrs, nach welchen die Ortsbezeichnungen in einer der großen Kultursprachen zu halten sind. Ich kann jedem die Versicherung geben, daß nach Ofenpest oder Pest-Ofen gerichtete Briefe richtig an ihrem Bestimmungsorte ankommen werden. Ist ja doch heute noch die Hauptstadt Ungarns zur größeren Hälfte deutsch. Wir haben es doch durchaus nicht nötig, unser Scherflein dazu beizutragen, daß auch dieser immerhin noch sehr anständige Rest des Deutschtums möglichst bald verschwinde. Freilich, dem oberflächlichen Beobachter scheint es so, als ob die Magyarisierung schon vollkommen durchgedrungen wäre. Von Wien kommend, berührt die Eisenbahn nicht das alte deutsche Preßburg, sondern die neue magyarische Stadt Posonyi. Alle Stationen sind magyarisch bezeichnet und werden nur so ausgerufen. In der Hauptstadt selbst sieht man nur magyarische Straßenbezeichnungen und nur Firmenschilder in dieser Sprache. Da der Familienname vorangestellt wird, wirken sie auf den Fremden noch verwirrender.

Digitized by Google

Leider wird diese nationale Eigenart selbst bei Briefen ins Ausland nicht immer abgelegt. Sitze ich eines schönen Tages in meiner Kemenate zu Köln am Rhein, als nach bescheidenem Klopfen sich die Tür öffnet und, wie immer freudig begrüßt, der Postbote eintritt. Freilich war die Freudenbezeugung unnötig, denn anstatt des erwarteten Geldbriefes bringt er mir einen Postauftrag. Ich bin im Begriffe, ihn kühl zu entlassen, als er aus seiner Riesentasche drei mit allerlei Poststempeln und Vermerken bedeckte Briefe hervorholt und vor mir ausbreitet.

„Eine Empfehlung, Herr Doktor, von Herrn Oberpostdirektionssekretär X." — nach dem langen Amtstitel macht er eine Erholungspause — „und er hätte erfahren, daß Sie aus Österreich wären und vielleicht Ungarisch verstünden . . ."

„Jenes ist richtig, dieses weniger. Aber immerhin, einige Flüche und andere Kraftausdrücke habe ich mir wohl von unserer Husareneinquartierung her gemerkt. Was gibt es denn?"

„Da haben wir diese drei Briefe bekommen und das ganze Personal vom Geheimen Oberpostrat bis zum jüngsten Assistenten zerbricht sich den Kopf über die Adressen. Die Briefe sind schon viel herumgewandert im deutschen Vaterlande und endlich hier gelandet. Nach Köln gehören sie, das ist sicher. Das ist aber auch alles, was wir wissen. Ein Antal, ein Lajos, ein Gabor sind im Adreßbuche nicht zu finden. Die Namen lauten doch so?"

„Allerdings, lieber Freund," erwiderte ich lachend. „Ihr habt ganz richtig gelesen. Das sind aber die Vornamen, zu deutsch Anton, Ludwig und Gabriel. Die Zunamen stehen vorn. Ihr müßt also bei Fekete, Nagy und Kiß suchen und da werdet Ihr finden."

„Ist's möglich? Das ist ja der reinste Karneval! Aber besten Dank auch, Herr Doktor!"

„Schon gut. Ich begreife nur nicht, weshalb sich die Post solche Mühe gibt, die Adressaten ausfindig zu machen, wo doch die Absicht des Absenders, ihr Schwierigkeiten zu machen, ganz offenkundig ist. Das nächste Mal wird sie die Briefe hoffentlich mit dem Vermerk zurücksenden, daß sie nur dann befördert würden, wenn die Adresse in einer der großen Kultursprachen abgefaßt ist."

„Die meisten Briefe aus Ungarn sind deutsch adressiert" meinte der Briefbote. „Es werden wohl ganz ungebildete Leute sein, welche Briefe senden, wie diese da."

„Oder Chauvins. Freilich, die edlen Männer, die uns ungarische Lose, milchgemästetes Tafelgeflügel, Paprikaspeck, pikante

Digitized by Google

Literatur, die ja bei ungarischen Verlegern sehr gedeiht, und andere heimliche Wonnen anbieten, pflegen deutsch zu adressieren."

Unter den Firmenschildern in Ofenpest überwiegen die magyarischen Namen. Besonders beliebt sind die drei vorher genannten, zu Deutsch: Schwarz, Groß und Klein. Andere haben bis in die Zeiten Arpads und der Türkenkriege zurückgegriffen, selbst Namen von ausgestorbenen Adelsgeschlechtern werden anstandslos im Umtausche gegen deutsche oder slawische zugestanden. Die Regierung hat die Gebühr hierfür auf 1 Gulden herabgesetzt! Bei dieser Wohlfeilheit geht die Ware glänzend ab, in erster Linie an Beamte und Leute, die im öffentlichen Leben stehen, Abgeordnete, Politiker, Journalisten, dann an Kaufleute, welche mit der Regierung Geschäfte machen. Kein Wiener Geschäftsmann wundert sich, wenn er über Nacht von einem Manne in Ungarn, den er seit Jahrzehnten Samuel Berger genannt hat, die Nachricht erhält, daß er fortan Jeszebenyi Pista heiße und königlich ungarischer Hoflieferant geworden sei.

Besagter Samuel Berger erhielt einmal in Ofenpest nach seiner Magyarisierung Besuch von einem Geschäftsfreunde aus Graz. Er führt den Gast stolz in der Hauptstadt umher und zeigt ihm die Sehenswürdigkeiten. So kommen die beiden auch vor das Reiterdenkmal des ungarischen Patrioten Grafen Szechenyi, das vor dem Nationalmuseum steht. Der Österreicher bewundert es gebührend, sucht die Inschrift zu entziffern und fragt seinen verblüfften Führer ganz ernsthaft:

„Szechenyi? Hm — wie hat denn der früher geheißen?"

Daneben wird die Magyarisierung der Ortsnamen systematisch betrieben. Auch dagegen wäre schließlich nichts einzuwenden, wenn die Magyaren für alle Orte ihres Königreiches magyarische Namen erfinden, nur dürfen sie ihnen keinen Zwangskurs verleihen und sie nicht auch dem Auslande gegenüber als die einzig berechtigten ausgeben. Fast alle Städte sind von Deutschen gegründet und haben daher mit wenigen Ausnahmen historisch berechtigte deutsche Namen. Was soll man dann dazu sagen, wenn der Rektor der Universität Klausenburg von dem Rektor einer reichsdeutschen Universität verlangt, daß dieser seine Briefe nicht nach Klausenburg, sondern nach Kolosvár senden solle? Immerhin ist es nicht so schwierig, den magyarischen Ansprüchen auf Umtaufe siebenbürgischer, insbesondere sächsischer Ortsnamen entgegenzutreten, da die historisch gültigen deutschen Namen allgemein bekannt sind. Schlimmer steht es mit den alten schwäbischen

Digitized by Google

Orten in der Zips und im Banat. Das niedliche Schmecks, die Bezeichnung eines Badeortes in der Tatra, in welchem im vorigen Sommer der König von Sachsen weilte, ist fast allgemein durch das neu erfundene „Tatra-fürdö“ ersetzt. Deutsche Zeitungen, welche ihre Nachrichten über Ungarn aus magyarischen Quellen — deutsch geschriebenen, aber in magyarischem Sinne geleiteten Zeitungen oder von Agenten des ungarischen offiziellen Preßbureaus — schöpfen, übernehmen die Ortsbezeichnungen, wie sie diese finden, und arbeiten so unbewußt an der Magyarisierung deutscher Kulturstätten mit. Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen würden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie die deutschen Ortsbezeichnungen ungarischer Städte in einem kleinen Büchlein sammeln und dieses den Redaktionen deutscher Blätter zur Verfügung stellen würden. Diese kämen dann in die Lage, Nachrichten aus magyarischer Quelle richtig zu stellen und so der Minierarbeit des sog. Landeskulturvereines und des Preßbureaus entgegenzutreten. An dessen Spitze stand früher ein Herr, der, um mit Gustav Freytag zu reden, seinen ursprünglichen „Vogel“-Namen nach seiner Nobilisierung in Ritter von Ludassy umwandelte. Sein Nachfolger Samuel Dux, der Dichter eines von der Reklame hochgepriesenen Lustspieles „Der Kuß“ heißt jetzt Baron von Doczy und ist kgl. ungarischer Hofrat. Er ließ sich vor kurzem nach seinem Sommeraufenthalte Berchtesgaden alle Postsendungen aus der Heimat mit magyarischen Adressen zusenden und erhob heftige Beschwerde, als das Postamt sie ihm nicht zustellte, weil niemand in dem Wust magyarischer Titulaturen den Familiennamen herausfinden konnte.

Streber und Renegaten sind wie überall die ärgsten Chauvinisten. Der Kernmagyare gilt mit Recht für einen noblen, ritterlichen Charakter, mit dem gut auszukommen ist und der das „Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita“ mehr ironisch auffaßt. In meiner Studentenzeit war ein Teil der ungarischen Studenten in Wien sehr angesehen. Er gruppierte sich um das Korps „Tarsas-Kör“, welches das deutsche Verbindungswesen gar nicht übel auf magyarische Verhältnisse übertrug, allerdings ohne Bestimmungsmensur und mit Ersatz des Schlägers durch den Offizierssäbel. Diese Leute hat Billroth nicht gemeint, als er sich in einer Broschüre über die ungarischen Studenten beschwerte, die ohne genügende Vorkenntnisse nach Wien kamen, um dort Medizin zu studieren, und abends in den Kneipen mit Hosenträgern und pikanten Photographien hausieren

Digitized by Google

gingen. Trotz seiner materialistischen Lebensauffassung und einer gewissen Urwüchsigkeit in seinen Äußerungen hat der Kernmagyar mit einem Typus wie Mikosch keine Verwandtschaft. Diese Figur ist in Berlin auf dem Boden des Reiseonkeltums entstanden und erst in neuester Zeit auch nach Ungarn importiert worden.

Von seiner besten Seite lernte ich das Magyarentum durch den Verkehr mit dem alten Pulszky kennen, den ich einige Male in Ofenpest besuchte, zuerst bei Gelegenheit der großen Goldschmiedeausstellung. Während der Zug durch die im Abenddunkel liegende ungarische Ebene dahinfuhr, ergriffen in Wien gerade die Flammen das Ringtheater. Auf den einzelnen Stationen wurden telegraphisch immer mehr Einzelheiten des furchtbaren Unglückes bekannt, die uns der Schaffner trotz seines magyarisch aufgewichsten Schnurrbartes in gutem Wienerisch mitteilte. Auch der erste Schutzmann, den ich in Pest ansprach, um den Weg nach dem Museum zu erfahren, war nicht so fürchterlich, als er aussah. Man hätte glauben können, daß er noch von den Feldzügen Attilas her seine Kriegsmedaille trage.

„Nach'm Nationalmuseum wollen's?" erwiderte er freundlich auf meine schüchterne deutsche Anfrage. „Na, da gengens halt da um die nächste Ecken umi, dann geradaus, nachher segen's schon's Monument, da san's glei' da."

Ich dankte und fand, daß das Magyarisch doch keine so schwer zu verstehende Sprache sei. In der Ausstellung dieselbe Sprache und dieselben Schutzleute, nur noch dräuender, jeder mit einem Revolver bewaffnet neben den Schränken und ihrem kostbaren Inhalte. Es brauchte einer nur etwas kräftig auf dem Holzwerk zu drücken und der Boden öffnete sich, die ganze Herrlichkeit unversehens verschlingend. Und trotzdem wurde gestohlen. — Freilich nicht von einem Besucher, sondern von einem königlich ungarischen Beamten, einem der Veranstalter der Ausstellung. Bis nach Frankfurt mußte man den Sachen nachlaufen, um sie wieder einzufangen. Den alten Pulszky fand ich im Familienkreise, in einem Interieur, das ganz die Stimmung eines Gemäldes von Munkacsy (früher Lieb geheißen) hatte, umgeben von Söhnen, Töchtern und Schwiegersöhnen, von welchen sich erstere und letztere mit ihm in die Verwaltung der ungarischen Kunstangelegenheiten teilten. Die Dynastie Pulszky war auf deutschen Universitäten herangebildet, und namentlich ihr Oberhaupt betrachtete sich stets dankbar als Schüler der deutschen Wissenschaft. Neben seinen gelehrten Studien und seinem Amte als Generalintendant der

Digitized by Google

ungarischen Staatsmuseen hielt ihn das öffentliche Leben in seinem Bann. Er war Abgeordneter, Volksredner und Journalist, der nicht ruhig schlafen konnte, wenn er nicht seinen täglichen Leitartikel beendigt hatte. Ein begeisterter Patriot von der Richtung Franz Deaks, kam er doch manchmal mit Chauvinisten in Konflikt. Einer von diesen — er führte den echt magyarischen Namen Pasteiner und dozierte Kunstgeschichte an der Pester Universität — hatte einen eigenen ungarischen Baustil und eine eigene ungarische Ornamentik entdeckt und trug diese Entdeckung unter großem Aufwande patriotischer Phrasen in der Sitzung einer gelehrten Körperschaft vor. Franz Pulszky, welcher den Vorsitz führte, hörte die selbstgefälligen Ausführungen ruhig an, wartete ab, bis der tosende Beifall, der ihnen folgte, verraucht war und ergriff dann das Wort:

„Meine Herren!" meinte er, „mir gegenüber hängt das Bildnis des großen ungarischen Patrioten Szechenyi, der gesagt hat: ‚Ungarn ist nicht, Ungarn wird erst werden'. Und ich sage Ihnen: Die ungarische Kunst ist nicht, die ungarische Kunst wird erst werden."

Obwohl die ungarische Regierung die Bedeutung der deutschen Sprache sehr wohl zu schätzen weiß und z. B. ihre wichtigste Tageszeitung, den „Pester Lloyd", in ihr erscheinen läßt, kommen die größeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die für einen weiteren Kreis von Gelehrten berechnet sind, magyarisch und — französisch heraus. Nun ist es ja, ohne die Gründlichkeit französischer Forschung auch nur im geringsten in Frage stellen zu wollen, Tatsache, daß eine inhaltlose Phrase, die als solche im nüchternen Deutsch offen zutage liegt, im Französischen immer noch einen gewissen Klang hat, daß die angenehmere Form innere Schäden besser zudeckt. Nur darf man, namentlich Gelehrten gegenüber, nicht allzu sicher darauf rechnen, wie der Vorfall beim letzten internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in Basel (1904) beweist. Hier produzierte ein ungarischer Religionsforscher einen Hymnus an Sonne und Wind, welcher in der gesamten ungarländischen Literatur als uraltes Dokument des magyarischen Heidentumes gewürdigt werde. Die philologische Abteilung des Kongresses aber erkannte in dem Dokumente — den weltberühmten Hymnus des hl. Franz von Assisi.

Digitized by Google

Ultramontanismus und Gymnasium.

Von einem Schulmann.*)

In dem Kampf um die Schule, den der Ultramontanismus zur Zeit — siehe Trier, Aachen, Gumbinnen usw. — wieder mit frischen Kräften führt, kann er seine Ansprüche nicht besser begründen als durch die Behauptung, die römische Kirche habe dem heranwachsenden Geschlechte Kulturwerte mitzuteilen, die unschätzbar und unersetzlich seien. Um sich von der Berechtigung solcher Ansprüche zu überzeugen, hat nun der Verfasser des vorliegenden Artikels sich an eine Stelle gewandt, wo er unanfechtbare Auskunft zu finden hoffen durfte. In den höheren Schulen, im Unterrichte der künftigen leitenden Stände des Volkes, gibt doch sicher jede Bildungsmacht ihr Bestes. Im Religionsunterricht, in dem hier allein die Vertreter des römischen Lehramtes, der „Kirche" im engeren Sinne, das Wort haben, ist doch gewiß die Kultur dieser Kirche rein und unvermischt zu finden. So hofft Verfasser für die folgenden Auszüge auf das Interesse der Leser, vor allem derjenigen, die auf die Frage, ob der Katholizismus — lies Ultramontanismus — ein Prinzip des Fortschritts sei, noch keine rechte Antwort wissen.

Bei Bachem in Köln erscheinen seit 1900 die „Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten." Sie danken ihre Gründung offenbar dem verstärkten Bewußtsein von der Wichtigkeit dieses Zweiges kirchlicher Lehrtätigkeit; im übrigen sind sie deutlich der zwölf Jahre älteren „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht" nachgebildet.

Mir liegen der zweite und dritte Jahrgang der „Monatsblätter" (1901 und 1902) vor, und mit diesen möchte ich die Leser etwas näher bekannt machen. Freilich ist der erste Eindruck nicht eben einladend. Z. B. ist's doch etwas viel verlangt, daß die Leser ein und denselben Aufsatz sich aus zwei Jahrgängen zusammensuchen sollen. Und das geschieht hier sogar dreifach; ja,

*) Der Herr Verfasser, Oberlehrer eines königl. preußischen Gymnasiums, glaubt seinen Namen verschweigen zu sollen, weil er Unannehmlichkeiten seitens der vorgesetzten Behörde befürchtet. Schon wiederholt ist mir von Mitarbeitern in amtlicher Stellung diese Befürchtung ausgesprochen worden: wider den Ultramontanismus auftreten, ist für das „Karrieremachen" gefährlich! Ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit. D. H.

Digitized by Google

ein Aufsatz schleppt sich aus dem ersten bis in den dritten Jahrgang hinein. Aufsätze, deren angekündigte Fortsetzung ausbleibt, offenbare Widersprüche, zum Teil auf benachbarten Seiten u. dgl. werden uns auch noch begegnen.

Aber vielleicht entschädigt der Inhalt für alle Mängel der Form. Sehen wir zu! Natürlich können wir nicht alle 2 × 384 Seiten der beiden Jahrgänge durchwandern, aber die Natur der Arbeiten wird uns die Auswahl leicht machen.

Der Jahrgang 1901 enthält 40 Aufsätze mit 317 Seiten, 1902 deren 35 auf 316 Seiten. (Der Rest wird von Bücherbesprechungen, amtlichen Mitteilungen usw. ausgefüllt.)

Unter diesen Arbeiten wird ein großer Teil für unsere Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Kultur wenig ergeben. Einige sind rein unterrichtstechnisch „Anschauungsmittel im Religionsunterricht", „Biblische Geographie" u. ä. Andere dienen einfach dem Unterrichtsinhalt: „Johannes der Täufer", „Trinitätslehre" u. a. Auch mit der Pädagogik im allgemeinen beschäftigen sich einige: „Erziehung und Erzieher", „Antinomien der Pädagogik". Rein theologische Artikel fehlen nicht: „Symbolik des Gotteshauses", „Der heilige Chrysostomus und das Altarsakrament" u. dgl. Aus Aufsätzen dieser Art können wir wenig Aufklärung hoffen. Höchstens werden wir uns verwundern, wenn im letztgenannten Artikel (III, 152, Anm. 1) die Abendmahlselemente bis in die menschlichen „faeces" verfolgt werden; wenn als „Anschauungsmittel" empfohlen wird „die malerische Darstellung der Ewigkeit durch die Kreisform, den Ring, die sich in den Schwanz beißende Schlange" (III, 129, ähnliches für die Dreieinigkeit, S. 101), werden wir erwarten, daß nun bald auch unseren Gymnasiasten das Verhältnis zwischen Hölle und Fegfeuer durch Striche an der Wandtafel „bewiesen" wird, nach Pfarrer Hoppes Empfehlung.*)

Mit dem Inhalte der Bibel, mit kürzeren oder längeren Schriftstellen beschäftigen sich von den 40 Aufsätzen des II. Jahrganges ganze 3, wenn wir 2 Predigten dazurechnen, 5. Sie heißen „Das Hosanna" mit stark 2 Seiten, „Das erste Wort Jesu" mit stark 5 Seiten, „Kenntnis und Studium der Bibel an den höheren Lehranstalten" auf 4 Seiten. Die Kommunionspredigten umfassen 5 und stark 3 Seiten. Im III. Jahrgang sind's unter 35

*) Alfred Hoppe, Pfarrer in Winzendorf, Nieder-Österreich. „Das Zeichnen im Dienste des Religionsunterrichtes."

Digitized by Google

Aufsätzen 4 und 3 Predigten. „Die acht Seligkeiten" (stark 6 Seiten), „Jesu Gleichnisreden" (knapp 6 Seiten), „Gleichnis vom Sauerteig" (3 Seiten), „Gefängnis und Tod Johannis des Täufers" (stark 3 Seiten). Die 3 Predigten zählen: stark 3, 4½ und stark 4 Seiten. Also zusammen von 317 Seiten 20, von 316 Seiten 30.

Kurz: Das römische Blatt widmet dem „verehrungswürdigsten, reichsten, tiefsten, fruchtbarsten, anziehendsten aller Bücher" (II, 19) knapp ein Fünfzehntel seines Raumes.

Aber vergessen wir nicht unsere Hauptfrage: Wie stellt sich die römische Kirche bezw. ihr Religionsunterricht an den höheren Schulen zur modernen Kultur? An Material zur Antwort fehlt's nicht. Es beschäftigen sich im II. Jahrgange 12 Aufsätze mit 107 Seiten, im III. 14 Arbeiten mit 139 Seiten mit den mancherlei Mächten moderner Kultur.

Da ist zunächst der moderne Staat und seine weltliche Schule. Sehr ausführlich druckt man (III, 120—126) die Verhandlung des Preußischen Abgeordnetenhauses ab, in welcher Roeren und Genossen verkünden, daß „der Staat gar keine Befugnis habe, Religionsunterricht zu erteilen," und über das Verbot der katholischen Schülervereine, die Zusammensetzung der Schülerbibliotheken usw. herzbeweglich klagen. Ähnlich spricht sich der Aufsatz über „Marianische Kongregationen" (III, 180—184) aus: „Durch das Verbot dieser Kongregationen ist den Schülern ein Faktor von hohem erziehlichen Wert entzogen worden"; aber „wir schließen mit dem Wunsche, daß dieselben ihre segensreiche Tätigkeit recht bald wieder ungehindert ausüben dürfen." Das heißt: Der Staat mischt sich unbefugt und unverständig in das Erziehungsgeschäft. Mag er Geld geben, alles andere aber ververtrauensvoll der Kirche überlassen! — Manchmal freilich kann man ihn auch ganz gut brauchen. So druckt man (II, 248/9) vergnügt die „Ministerialverfügung über den Geschichtsunterricht" ab, welche ermahnt, „im Unterricht alles zu vermeiden, was die Gegensätze erweitert, und alles zu pflegen, was das unbefangene Zusammenleben zu fördern geeignet ist." Zwar klingt das eher der römischen Praxis ungünstig, aber man muß es nur recht verstehen; und so legt man den Erlaß, der allen Gymnasiallehrern amtlich bekannt gegeben ist, den Religionslehrern noch eigens bequem zur Hand zu zweckdienlicher Verwendung.

Denn im allgemeinen ist's mit der Staatsschule doch nicht recht geheuer. Manche ihrer Unterrichtsfächer z. B. sind höchst

Digitized by Google

bedenklich, und man muß sehr dahinter her sein, ihre Einwirkung auf die jungen Seelen möglichst unschädlich zu machen. So nimmt eine ganze Reihe von Aufsätzen Stellung zu den Naturwissenschaften.

Deren moderne Entwickelung knüpft sich unzweifelhaft vor allem an den Namen Darwins. Soviel im einzelnen von seinen Sätzen hinfällig sein mag, der große Gedanke der Entwickelung durch Anpassung ist schließlich jedem Menschen unserer Tage in Fleisch und Blut übergegangen, und so wird wohl heute auch kein naturwissenschaftlicher Unterricht mehr erteilt werden, der ihn nicht berücksichtigte. Der Gegensatz zum Christentum, in den einige Darwinisten die Theorie gebracht haben, wird auf evangelischer Seite ja allmählich als künstlich und schädlich erkannt. Man besinnt sich darauf, daß die Grundzüge des Darwinismus schon vor Darwin Charles Kingsley, der englische Pfarrer, gefunden hat, daß überhaupt kein Fortschritt des menschlichen Geistes dem Christentum feindlich sein kann. Für die römische Kirche gilt all das nicht. Hier heißt es einfach: „Religion und Darwinismus schließen einander absolut aus" (III, 308). Wesentlich von diesem Standpunkt aus unterrichtet man die Leser über Darwinismus und Darwinisten in langen Aufsätzen: „Thomas Henry Huxley" (7 Seiten) in II, „Gymnasium und Biologie" (7 Seiten), „Der Darwinismus für die Schule dargeboten" (4½ Seiten), „Bemerkungen zur Deszendenztheorie" (7½ Seiten), „Gegenwärtiger Stand der Deszendenztheorie" (9 Seiten; Fortsetzung fehlt), „Häckels Welträtsel" (5½ Seiten) in III. Mag die letzte Arbeit die Abwehr eines Angriffes sein, mag in den anderen Aufsätzen hie und da eine unbefangenere Auffassung zu Worte kommen — der entscheidende Eindruck bleibt: hier soll der Religionslehrer das Material erhalten zur Kritik des naturwissenschaftlichen Unterrichtes.

Einen ähnlichen Schritt aufs naturwissenschaftliche Gebiet tut die 6 seitige Arbeit: „Der Satz von der Zerstreuung der Energie und seine Bedeutung für den apologetischen Unterricht." Er richtet sich laut seiner Schlußworte gegen Versuche, „im Namen der Naturwissenschaft den von Gott geoffenbarten übernatürlichen Glauben zu bekämpfen."

Im Grenzgebiet der Natur- und Geisteswissenschaften bewegt sich der 2 seitige Artikel: „Die Psychologie tritt ein in die Periode der Psychopathologie." Ein eifriger Verehrer des Professors

Digitized by Google

Kräpelin in Heidelberg hat in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ von psychologischen Experimenten dieses Psychiaters — in den „Monatsblättern“ bezeichnenderweise durchweg „Krägelin“ genannt — Mitteilung gemacht. Das bietet Anlaß, die Psychologie vor „einem neuen Irrwege, einem Irrwege fin du siècle“ zu warnen. (Ergötzlicherweise wird im selben II. Jahrgange, der mit diesem Aufsatze beginnt, auf Seite 89 Professor Kräpelin — diesmal richtig geschrieben — als Autorität „über geistige Arbeit“ zitiert.)

Den Löwenanteil aber des Interesses der katholischen Religionslehrer beansprucht der Determinismus. Seiner Bekämpfung sind gewidmet: In II. „Religiös-philosophische Basis der modernen Freiheitsleugnung“ (stark 12 Seiten), „Willensfreiheit im Strafrecht“ (von einem Rechtsanwalt; 2 Seiten. Die wiederholt angesagte Fortsetzung bleibt hartnäckig aus). „Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen“ ($1^1/_2$ Seiten). In III. „Willensfreiheit und moderner psychologischer Determinismus ($40^1/_2$ Seiten). Zusammen also stark 56 Seiten, fast ein Zehntel des überhaupt verfügbaren Raumes. Die menschliche Freiheit gegen Luther, Leibniz, Kant usw. zu verteidigen, diese Rolle muß für römische Geistliche doch durch ihre Neuheit unwiderstehlich verlockend sein.

So wird bald hier, bald da der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht unter Aufsicht genommen. Ob der Kampf zwischen Religionsunterricht und Naturkunde in den Augen der Schüler mit dem Siege des Religionslehrers enden wird, darf billig bezweifelt werden. Sicherlich dient aber solche Polemik nicht, die Achtung vor dem Lehrerkollegium überhaupt zu erhöhen.

Aber auch die Geisteswissenschaften dürfen sich solcher Aufsicht nicht entziehen. Zuerst die Geschichte. Eine etwa „nicht objektive“ Schilderung Sickingens im Geschichtsunterricht wird der Religionslehrer schleunig auf Grund der „aktenmäßigen“ Darstellung seines Fachblattes berichtigen. Wozu stünde sonst solch rein profangeschichtliche Abhandlung in dieser Zeitschrift (III, 101 bis 105, 142—147)? III, 381/2 wird ein nicht „objektives“ Geschichtslehrbuch abgeschlachtet.

Was der Geschichte recht ist, ist dem „Deutschen“ billig. Ein 25 seitiger Aufsatz über „Lessings Nathan den Weisen als Evangelium des religiösen Liberalismus“ (in II.) beginnt mit der Klage „dieses dem christlichen Glauben so gefährliche Gedicht“ sei in seiner Gefährlichkeit so wenig erkannt, daß selbst „Kollegen, die

Digitized by Google

durchaus christlich sein wollen", meinen, „Lessing stehe einem abgeklärten Christentum nirgends feindlich gegenüber." Auch die Lehrpläne — man denke! — schließen den Nathan bisher wenigstens nicht ausdrücklich von der Schullektüre aus. So bleibt dem Religionslehrer die Pflicht, die jungen Herzen vor dem Gifte zu wahren. Denn der Nathan verführt ja sonst geradeswegs zu „Rationalismus und Indifferentismus, Naturalismus und Humanismus." (Die Zusammenstellung erinnert lebhaft an den Syllabus.) Für Lessing ist „der christliche Glaube der Todfeind der menschlichen Vernunft und Tugend." Er „verhöhnt die Engellehre und den christlichen Glauben überhaupt." Und doch „kann am autoritativen Lehramt nur der Rationalismus Anstoß nehmen. Denn Gott kann ohne Verletzung unserer Geistesfreiheit eine menschliche Autorität einsetzen als Hüterin der göttlichen Offenbarung; ja, er muß es, um die Offenbarung nicht der menschlichen Willkür zu überliefern." — Kurz, der Religionslehrer soll „bei der Besprechung der glaubensfeindlichen Richtungen" jener 4 Ismen „auch die betreffenden Stellen aus Nathan berücksichtigen und einer gründlichen Kritik unterziehen." Also: Im Deutschen der Nathan Musterleistung ästhetischer und doch auch ethischer Art; in der Religionsstunde Musterkarte verabscheuungswerter Ismen. Heil der Schule, an der das Wahrheit wird!

Auch die evangelische Kirche ist immer noch eine Kulturmacht, mit der man rechnen muß. Schon in dem Aufsatz über „Chrysostomus und das Altarsakrament" wird gelegentlich (II, 367 f.) über den „sogenannten Konfirmandenunterricht" der protestantischen Schüler gesprochen, der sie „mit Zitaten anfüllt und ausrüstet" zum Beweise der Schriftwidrigkeit der römischen, der Schriftgemäßheit der reformierten Kirchen. Dann wird $1^1/_2$ Seiten lang behandelt, wie der Protestantismus durch Berufung auf die Kirchenväter das „Sola scriptura-Prinzip" verletze u. dgl. Ähnliche Bemerkungen fallen in „Verbreitung der Bibel vor der Reformation" und „Stellung der altklassischen Bildung in der Kirche" (z. B. II, 97, 98 und 102, 106 f.). Ja selbst, wenn man über „Schülerverbindungen" spricht, hebt man hervor (II, 355), „bei literarischen Vereinen . . dürften sich die Schwierigkeiten bedeutend erhöhen, wenn das Gymnasium von Schülern der verschiedenen Konfessionen besucht ist". Die „Skizze für den kirchengeschichtlichen Unterricht" über „Die Gründe der raschen Ausbreitung der Reformation" kennt fast nur Gründe materieller Art; sie meint, die Reformation habe „das Lebensideal der Christen

Digitized by Google

herabgesetzt", „die Kampfesweise Luthers habe durch ihren Unrat eigentlich die Leute wegekeln müssen" u. ä. (III, 321—330). Aber man bindet noch ausdrücklicher auch mit der heutigen evangelischen Kirche an. Ein Aufsatz „Dr. Harnack und Dr. Luther" (III, 257 bis 263) führt den beliebten Beweis der Zersetzung des Protestantismus, der sich nur retten könne, indem er „die von Luther angefeindeten und zum Teil verworfenen Glaubensautoritäten wieder anerkennt". Im selben III. Bande behandelt man auf stark 9 Seiten (161—165, 210—215) die „Neuere Kirchengeschichte" von Liedtke aus den „Hilfsmitteln zum evangelischen Religionsunterricht". Natürlich werden hier eine Menge von Irrtümern und Verfälschungen entdeckt.

Noch interessanter und belehrender über das Verhältnis römischer Kirche und Geisteskultur ist aber die Behandlung der Schülerbibliotheken. Mit ihnen beschäftigen sich 2 Aufsätze, die sich beide aus dem II. in den III. Jahrgang hineinziehen. Der eine „Über Schülerbibliotheken" umfaßt 20, der andere „Die Gymnasialbibliotheken Westpreußens in statistisch-paritätisch-kritischer Beleuchtung", der schon im I. Jahrgang begonnen hat, im II. und III. noch 36 Seiten. Jener stellt allgemeine Gesichtspunkte auf, mit denen wir uns einverstanden erklären könnten, zeigte uns nicht die andere Arbeit, welchen Sinn die harmlosen Worte im Blatte der katholischen Religionslehrer gewinnen.

Der „Westpreuße" vermißt in den Bibliotheken zunächst die „Parität". Was versteht er darunter? Nun: der Anteil der „katholischen" Bücher an der Bibliothek muß entsprechen dem Anteile der katholischen Schüler am Besuche der Anstalt. Da könnte man nun fragen: Wenn das Verhältnis der Konfessionen unter den Schülern sich rasch ändert, muß da die Bibliothek sofort folgen? Hatte eine Anstalt z. B. unter 200 Schülern bisher 50 Katholiken, so durften unter 2000 Büchern 500 „katholische" sein. Steigt aber im neuen Schuljahre die Zahl der Katholiken auf 70, müssen da 200 oder vielmehr 275 „katholische" Bücher zugekauft werden? Oder soll man lieber soviel protestantische entfernen, bis das richtige Verhältnis wieder erreicht ist? Gilt dasselbe wie für die Anstalt im ganzen auch für jede einzelne Klasse, so daß die Klassenbüchereien je nach dem Verhältnisse der Konfessionen jährlich neu zu ordnen sind? Müssen auch „jüdische" Bücher in entsprechender Zahl vorhanden sein? — Aber all das stört nicht. Hauptsache: Das Wort „Parität" klingt gut. — Aber was ist denn ein „protestantisches", ein „katholisches" Buch? Sehr ein-

Digitized by Google

fach: „Protestantisch“ ist jedes Buch, das nicht „katholisch“ ist. Katholische Bücher aber müssen 1. von einem echt- — nicht „taufschein-“ — katholischen Verfasser geschrieben, 2. im katholischen Geiste gehalten, 3. (ja nicht zu vergessen!) in einem katholischen Verlag erschienen sein. So nun wissen wir's.

Und nach diesem Maßstabe werden nun die westpreußischen Schülerbibliotheken durchgenommen und schließlich 700 — siebenhundert — Bände verworfen. Was für Bücher sind das? Zuerst Jugendschriften im engeren Sinne. Wenn Nieritz, Ferdinand Schmidt, Garlepp, Höcker u. a. abgelehnt werden, so können auch wir zugestehen, ihr Verschwinden aus den Bibliotheken wäre kein Unglück. Aber freilich, der Gesichtspunkt, aus dem hier geurteilt wird, ist nicht der ästhetische oder der im engeren Sinne erziehliche. Nein: Nieritz spricht verächtlich von Mönchen, Nonnen und Säulenheiligen, erwähnt die Bartholomäusnacht, verherrlicht die Salzburger — das macht ihn ungeeignet (II, 150—151). Oskar Höcker behauptet, die älteste Christenheit habe noch keine Heiligen- und Marienverehrung gekannt, bezweifelt das Bischof- und Papsttum Petri, ja er führt als Zeitgenossen der Reformation sauf- und raufluſtige Priester ein. Dergleichen kann eine Kirche nicht dulden, die Julius II. und Alexander VI. als heilige Väter verehrt hat — weg mit Höcker (II, 151—154). Und so geht's weiter: Bei Nennung Würdigs wird mit Behagen ein Stück einer anderen Kritik abgedruckt mit Kunstworten wie „Gifttopf“, „widerlich gehässig“ u. dgl. Wer wird mit einem solchen Menschen noch etwas zu tun haben? (II, 181). Prowes „Blutgericht von Thorn“ wird verworfen, den edlen Polen zuliebe (II, 342).

Aber diese Art Kritik greift auch die wissenschaftlichen Stücke der Schülerbibliothek an. Wo auch nur eine Stelle halbwegs nach Darwinismus schmeckt, fällt das Verdammungsurteil. So über einige wissenschaftliche Plaudereien des hochverdienten Leipziger Naturforschers Marshall, deren belehrende und anregende Wirkung sicher nicht entwertet wird durch ein paar etwas unvorsichtige Ausdrücke, die dem Tertianer wohl nicht einmal auffallen (II, 154 und 281). Ähnlich geht's Diesterwegs „Himmelskunde“. Gegen sie wird sogar der Schatten des Domherrn Kopernikus aufgerufen. Ob er auch von der päpstlichen Verdammung seiner Schriften, die er im protestantischen Nürnberg drucken ließ, Zeugnis ablegen soll? (II, 154—155). Vor jeder Kunstgeschichte wird gewarnt, in der irgendwelche Darstellungen des Nackten sich

Digitized by Google

finden — Roeren macht Schule (II, 310; III, 60). Gewisse geschichtliche Persönlichkeiten darf der Schüler höherer Lehranstalten ja nicht näher kennen lernen, so Luther, Melanchthon, Gustav Adolf, Bismarck.*) Denn bei ihnen „wird's ohne Ausfälle auf die katholische Kirche wohl selten abgehen" (III, 59), „sonst müßten der Parität zuliebe doch sicherlich auch Ignatius, Canisius, Görres und andere unserer großen Männer vertreten sein." Ganz unsere Meinung; nur zu! Wir werden dann die evangelischen Schüler ermahnen, diese Heiligenleben fleißig zu studieren. Wollen die Herren dafür ihren Glaubensgenossen die Lutherbüchlein usw. empfehlen? Jedenfalls aber dürfen wir nicht zugestehen, daß der katholische Religionslehrer das Recht habe, die Kenntnis geschichtlicher Persönlichkeiten und Tatsachen, die er für seine Schäflein unzuträglich findet, auch evangelischen und jüdischen Schülern zu entziehen. — Übrigens etwas zur Erheiterung: Der Name Kräpelin ist für die „Monatsblätter" verhängnisvoll. Ein Träger dieses Namens ist's wieder, dessen „Naturstudien im Haus" und „im Freien" (III, 61) durchaus verworfen, auf der nächsten Seite (in einer Bücherbesprechung) warm empfohlen werden.

Aber die „katholische" Kritik schont auch anerkannte Meister der Dichtung nicht. An Goethe und Schiller rührt man für die Schule wohl noch nicht, sonst sind ja Baumgartners u. ä. Leistungen bekannt genug. Wie's Lessing ergeht, sahen wir schon; Wielands „Oberon" muß aus der Schulbibliothek hinaus (II, 377). Und im 19. Jahrhundert: Alexis (III, 155 u. ö.), Scheffel (II, 155, 377), Freytag (III, 60, 252—253) sind „alte böse Bekannte"). Auch wer für Ebers und Dahn nicht schwärmt, wird vielleicht „Homo sum" (II, 376) und den vielgeliebten „Kampf um Rom" (II, 180) nicht ohne weiteres den Jungen entziehen wollen. Wildenbruch ist „tendenziös", fort mit ihm (II, 244)! Besonders besorgt ist man natürlich um Rosegger, auch in seinen Jugendschriften (II, 341). Ähnlich ergeht's Ganghofer, Jensen (beide in einer „Zusammenstellung nicht empfehlenswerter Bücher" II, 52 und 53), Auerbach (II, 156) und anderen. Auch Schwabs Volksbücher und Sagen finden keine Gnade (II, 55). Kurz, die deutsche Literatur hat den Schaden davon. Warum ist sie so eigensinnig immer auf protestantischem Boden erblüht? So bleibt für rechtgläubige Katholiken wenig von ihr übrig. Den Fremden ergeht's übrigens nicht besser. Scotts „Ivanhoe" z. B. „scheint

*) Lutherschauspiele sind natürlich ohne weiteres „berüchtigt" (II, 182).

Digitized by Google

als Hauptzweck zu haben, katholische Geistliche und Mönche lächerlich zu machen" (II, 383 in Einzelbesprechung).

Man könnte sagen: Wenn die Herren ihren Glaubensgenossen die Bekanntschaft mit den höchsten und besten Gaben geistiger Kultur vorenthalten, die Rückständigkeit römischer Weltanschauung ihnen recht handgreiflich machen wollen, ist's ihre Sache. — Aber nein. Einmal ist's auch unser Leid, wenn unsere Volksgenossen auf einer tieferen Kulturstufe gehalten werden, zum anderen aber trifft solche „Säuberung" der Schülerbibliotheken, wie schon bemerkt, auch die andersgläubigen Schüler, und nur zum Teil wird hier Privatlektüre in die Bresche treten. Nein, es darf nicht geduldet werden, daß eine Minderheit der Mehrheit die Gesetze der eigenen Beschränktheit aufzwingt.

Aber was bieten die „katholischen" Bücher? Über den Jugendschriften schwebt segnend der Geist des alten Christoph von Schmid (II, 245). Er war gewiß kein böser Mensch, aber an ästhetischem Werte steht er dicht neben Nieritz. Von den anderen empfohlenen Herren kenne ich nur Otto von Schaching (II, 348) ein wenig. Armer Schüler, der durch seine Machwerke belehrt und erbaut werden soll! Ich habe kaum je Bücher gesehen, in denen das Fluchen so zur Meisterschaft ausgebildet war wie in seinen. Natürlich nur zur Abschreckung. In seinem „Geist von Heilsberg" wird ein Knabe in der Wiege vom Großvater der Kirche verlobt — um eines Aberglaubens willen. Um den wankend gewordenen Jüngling auf dem heiligen Wege festzuhalten, ermordet der Alte später das Mädchen, das sein Enkel liebt. Und zum Schlusse muß der junge Priester dem sterbenden Großvater dafür Absolution erteilen. Soll das auch zur Abschreckung dienen? Ich kann mir kein besseres Buch denken zur Weckung einer Los-von Rombewegung. Die anderen Meister sind mir nicht einmal aus Literaturgeschichten bekannt. Natürlich ist das der Fehler der Literaturgeschichten.

Über die empfohlenen wissenschaftlichen Werke habe ich kein Urteil. Die Kunstgeschichten versagen sich, gemäß den früher bezeichneten Grundsätzen, den schönsten Gegenstand der Kunst, den menschlichen Körper, fast völlig (vgl. II, 55, 56). Auf dem Gebiete der Geschichte werden als „Geschenke für Schüler" — also nicht für die Bibliothek — empfohlen (II, 349—350) „Geschichtslügen", Janssen, Keiters „Konfessionelle Brunnenvergiftung" und dergleichen. Das sind die Hüter des Friedens der Konfessionen.

Digitized by Google

Und wo sind die Meister der Dichtung katholischer Zunge? Unbestritten ist natürlich die Droste (z. B. II, 346) sowie Conscience (II, 347). Auch Weber ist immerhin eine achtenswerte Größe, wenn auch längst nicht ersten Ranges (II, 279). Aber sonst mögen leider die Musen sich auf katholischem Boden gar nicht mehr wohl fühlen. Wollen doch selbst die Dichter, die in der römischen Kirche geboren sind, meist nicht in das römische Schema passen. Wo nennen z. B. die „Monatsblätter" Marie von Ebner-Eschenbach oder gar Anzengruber? — So muß man mit den Größen zweiten und dritten Ranges vorlieb nehmen, Stifter (II, 349), Hansjakob, aber der nur mit großer Vorsicht — er schwärmt zuviel vom Kneipen (vgl. II, 290). Vor allem aber Karl May, der gehätschelte Liebling, der nur leider ein bißchen zuviel geschrieben hat (II, 247) u. ä. Für die häusliche Lektüre empfehlen die Friedensherolde auch die Erzeugnisse des plumpen Hetzapostels Konrad von Bolanden (II, 347—348), den man II, 151 selbst abschütteln möchte. Sonst greift man auf die Älteren zurück: Eichendorff, die Hahn-Hahn, Brentano müssen die Lücken füllen (II, 346 ff.). Was man aber unter den Lebenden empfiehlt, ist nicht immer erster Klasse. Zeugen dafür die eigenen Bücherbesprechungen des Blattes. Diese ziehen nämlich nicht nur theologische und sonstige Fachliteratur heran, nein, Romane, naturwissenschaftliche Werke usw. werden ebenso unter die rechtgläubige Lupe genommen. Alles, was der Katholik berührt, muß ja „katholisch" sein.

Da empfiehlt man z. B. (II, 282) ein Büchlein „Primaner!", obwohl die Besprechung gesteht und mit schauderhaften Beispielen belegt, daß der Verfasser nicht recht fähig ist, seine Gedanken verständlich auszudrücken. Trotzdem: Das Buch ist gut zur „Erbauung und Belehrung" höherer Schüler. Man empfiehlt (III, 285) „das vorzügliche Flugblatt ‚Treu zu Rom'" und ähnliche Warnungen vor der Torheit, „aus dem Felsendome der katholischen Kirche hinter die morschen Felsenwände (sic) einer protestantischen Sekte zu flüchten." Schließlich sind solche Geschmacksverirrungen nicht gar so verwunderlich. Das literarische Wissen und Urteil der Herren gibt's eben nicht besser her. Ein Geibelsches Gedicht gelegentlich Eichendorff zuzuschreiben (II, 246), dient ja wohl gar ad maiorem ecclesiae gloriam. Die dichterisch seit Jahrzehnten (u. a. von Greif) behandelte „Eichelsaat" braucht man nicht zu kennen. Es genügt, daß hier Mönche in etwas schlechtes Licht kommen, wie dasselbe zur Verdammung Scotts genügte (II, 189).

Digitized by Google

Das ist, was die Kirche ihren Treuen zu bieten hat: statt freier Forschung kirchlich gebundene Wissenschaft; statt der edelsten Muster deutscher Sprache den polternden Kaplanstil, statt dichterischer Meisterwerke zurechtgeschusterte Tendenzgeschichten. Was wird wohl der Erfolg sein, wenn die „Reinigung" der Schülerbibliotheken gelingt?

Nun, vermag man zugleich auch in der übrigen Lektüre die chinesische Mauer zwischen römischer und evangelischer Kultur lückenlos aufzuführen, so wird die Bildung, die drüben zu gewinnen ist, immer minderwertiger, und endlich muß dann die Erkenntnis, wohin das führt, ebenso plötzlich und entscheidend aufgehen wie zurzeit in Österreich.

Zum Schlusse noch ein paar bezeichnende Einzelzüge aus den „Schülerbibliotheken Westpreußens". Erstens: Der Prozeß Winter hat auf den sittlichen Zustand der Konitzer Schule ein übles Licht geworfen. Warum steht's dort so schlimm? Weil — die Schülerbibliothek soviel „akatholische" Bücher enthielt! So zu lesen II, 248. Jede Bemerkung dazu erübrigt sich wohl. Lieber ein freundlicheres Bild. Eine rührende Klage erhebt der Aufsatz an anderer Stelle (II, 343—344): Die Abneigung der Evangelischen gegen die katholische Kirche nimmt zu, die Konversionen nehmen ab. Was ist schuld? Die evangelischen Hetzbücher! Merkwürdig, ich glaubte bisher, wer hetze und zanke, mache sich unleidlich, meinte sogar, in der Geschichte Schefflers und anderer Belege zu finden; jetzt auf einmal ist die hetzende Kirche diejenige, die größere Anziehungskraft für ihre Glieder — unter uns gesagt, sogar für die Glieder der „gehetzten" Konfession — besitzt.

Noch eins. Auf Seite 335—337 des III. Jahrganges wird Professor Jäger grimmig angefeindet, weil er Klage geführt hat über „geistliche Spionage und geistliche Kontrolle namentlich des Geschichtsunterrichtes". Entrüstet wird gefragt, ob der Herr Professor solche Dinge beweisen könne. Nun, sollte Herr Professor Jäger in Verlegenheit um Beweise sein, so dürfte die Lektüre eines Jahrganges der „Monatsblätter" sie ihm zur Genüge liefern.

Digitized by Google

Oscar Wilde.

Von Adolf Dannegger.

Kurz vor seinem Tode trat Oscar Wilde zum Katholizismus über. Es war vielleicht die selbstverständlichste Handlung seines sonst so paradoxen Lebens. Denn hieratischer Kult und gläubige Sinnlichkeit, wie sie dem Katholizismus zugrunde liegen, waren auch die Charakteristika seines Lebens und Denkens. Er liebte freilich zunächst noch nicht Gott, sondern die Kunst. Aber sie liebte er, wie der Gläubige seinen Gott liebt: er lebt in ihm und für ihn. „Wenn man die Kunst liebt, muß man sie mehr lieben als alles andere in der Welt", schrieb er einmal, und er schrieb es nicht nur. Sein Leben selber war eine prunkvolle Tragödie, deren Dichter und Akteur sich in ihm vereinigten. Den aus adeliger und gelehrter Familie stammenden Jüngling umbrauste schon auf der Hochschule zu Oxford der Ruhm des mit dem Poesiepreis Gekrönten. In Amerika jauchzte man ihm zu als der glänzendsten Hoffnung der englischen Poesie.

Zurückgekehrt in sein Vaterland, nahm er in literarischen Dingen die unbedingte Führerschaft der jungen Generation ein, die den Traum von der englischen Renaissance vollständig zu machen suchte. Er ging nach Paris, und André Gide schildert ihn: „Es war im Jahre 1891, als ich ihn das erstemal sah. Seine Geste, sein Blick triumphierten. Sein Erfolg war so vollkommen, daß es schien, er sei Wilde vorausgegangen und er hätte ihm nur zu folgen brauchen. Er war reich; er war berühmt; er war schön; mit Glück und Ehren überhäuft. Man verglich ihn mit einem asiatischen Bacchus; andere mit einem römischen Kaiser; ja mit Apollo selbst — Tatsache ist, daß er strahlte." Aber damals schon war er mehr um den Ruhm eines genialen Dandys als eines großen Dichters besorgt. Und die Zahl seiner Feinde wuchs. Nicht, daß er am Schreibtisch Carlyles arbeitete, eingehüllt in eine weiße Mönchskutte, wie Balzac sie trug, oder daß er sich Schreibpapier nach dem Muster Victor Hugos anfertigen ließ und, um dem Baudelaire ähnlich zu werden, Absinth trank, nicht das verübelte man ihm. Aber daß er die Kultur des alten Athen in England einführen wollte und als ein moderner Alkibiades die Sitten verachten zu dürfen glaubte, das brachte ihn zu Fall.

Digitized by Google

Aus den Akten seines Prozesses*) geht hervor, daß er zu Recht verurteilt wurde, und wenn Robert Harborough Sherard in einem selbstgefälligen und sentimentalen Werk seinen „unglücklichen Freund" den reinsten Mann nennt, dem er je begegnet sei, so schadet er ihm durch solche Übertreibungen mehr, als er nützt. Jedermann weiß, daß Oscar Wilde von dem Londoner Geschworenengericht im Jahre 1896 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Es ist selbstverständlich, daß ein Sturz von der Höhe herab, die er erreicht hatte, tödlich ist. Und so starb Wilde auch, zwei Jahre nach seiner Entlassung, als einsamer, von allen früheren Freunden und Verehrern verlassener, gemiedener Mann, in einem ärmlichen Pariser Hotelzimmer am 30. November 1900.

In England hat man seine Bücher aus den Bibliotheken verbannt, seine Stücke von den Repertoirs der Theater abgesetzt, seinen Namen geächtet. Ja, mit soviel Verachtung überhäuft man den Toten, daß die große englische „National-Biography" (London, Edited by Sidney Lee 1900. Vol. LXI) ihn nicht berücksichtigt, während sie seinem Vater, dem Arzt und Archäologen Sir William Wilde und seiner Mutter, der Romanschriftstellerin Lady Speranza Wilde je eine Spalte widmet. Eine desto größere Anerkennung fand er in Deutschland. Schon vor mehreren Jahren übersetzte Arthur Holitscher seine „Zuchthausballade" („Wiener Rundschau") und Hedwig Lachmann die „Salome". Die Berliner Aufführung dieses Dramas war ein Sensationserfolg, und nun begannen Wildes Werke, getragen vom Skandal, der sich an seinen Namen knüpfte, populär zu werden. Aber gerade die Unberufensten stürzten sich auf sie, mehrere Übersetzungen kamen zu gleicher Zeit heraus, Monographien wurden geschrieben, ja sogar ein Wilder-Brevier erschien auf dem Büchermarkt. Diese tolle Popularität hat etwas Verstimmendes. Von den großen englischen Dichtern, deren Epoche Oscar Wilde abschließt, wußten unsere Zeitungsschreiber nichts. Aber der Zuchthäusler von Reading bot willkommene Ausbeute. So muß man glauben, daß das Interesse an ihm nicht so sehr seiner Kunst, als seiner Perversität, gelinder gesagt, seinem Snobismus gilt. Und doch sind Wildes Werke, auch abgesehen von dem Schatten, den sein Leben auf sie wirft, bedeutend genug, um erlesensten Genuß zu schaffen. „Wollen Sie das große Drama meines Lebens wissen?" frug er

*) Vide Os. Sero: Der Fall Wilde. (Ein Prozeß und ein Interview.) Leipzig, Max Spohr.

Digitized by Google

einmal Gide. „Ich habe mein Genie an mein Leben gegeben, an meine Werke nur mein Talent.“ Dieses Talent ist, wie gesagt, bezaubernd; aber um es richtig zu werten, muß man die Vorbedingungen und Voraussetzungen von Wildes Kunst betrachten. Denn um dies gleich zu betonen: hätte er nicht gewisse Kapitel des „Dorian Gray“ und die „Zuchthausballade“ geschrieben, so wäre er nicht mehr gewesen als ein literary poet, ein Alexandriner, dem gerade das Beste und Reifste gut genug war. Es ist hier eine kleine Abschweifung nötig, um die Ziele seines künstlerischen Wollens zu erklären. Als Oscar Wilde sozusagen in die Literatur eintrat, da hatte jene Bewegung in England ihren Höhepunkt erreicht, die man als die präraffaelitische bezeichnet hat.

Dieses „aesthetic movement“ vollzog sich zunächst auf dem Gebiet der bildenden Künste. Eine vollendete Darstellung davon verdanken wir dem jungen Wiener Philosophen Rudolf Kaßner, auf dessen vornehmes Werk „Die Mystik, die Künstler und das Leben; Über englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert“ ich mich im folgenden stütze. Das ist sehr oft schon erzählt worden, wie Holman Hunt und Dante Gabriel Rosetti im Hause ihres Freundes Millais Holzschnitte nach den Fresken des Campo Santo vorfanden, wie die Einfachheit und Energie der Ausführung, die Reinheit und Aufrichtigkeit der Idee die drei Jünglinge für diese frühe Kunst begeisterten und wie sie glaubten, damit den Theateridealismus und die Verlogenheit der Sinne in der Kunst ihrer Zeit aus den Ausstellungsräumen bannen zu können. Sie traten dann bekanntlich mit noch einigen andern zu einer Vereinigung zusammen, die sie „pre-Raphaelite Brotherhood“ tauften. Die ursprüngliche Physiognomie dieses Bundes änderte sich indes sehr bald, und Rosetti und Millais sahen auf die Brotherhood schon lange wie auf eine Jugendlaune zurück, als der Name noch Schlagwort für die Ästhetik anderer Künstler bedeutete. Denn an Rosetti, den painter-poet, knüpften nun jene Maler und Dichter an, die man gewöhnlich unter den erweiterten Begriff der Präraffaeliten stellt: Burnes-Jones, William Morris, Swinburne, Walter Pater. Ihre auf Ruskins Einfluß zurückzuführenden Kunstprinzipien im einzelnen darzulegen, würde hier zu weit führen; aber Wilde gehörte insofern zu ihnen, als er den reinen Ästhetizismus von Anfang an zum ersten Gesetz seiner Kunst erhob. Ja, er ging in dieser Beziehung weit über Ruskin hinaus, der an Werke der Kunst doch auch mit ethischen Forde-

Digitized by Google

rungen herantrat. In einem ästhetischen Manifest, das er im Jahre 1882 in der Form eines Vorworts zu der Gedichtsammlung „Rose-leaf and Apple-leaf" seines Freundes Rennel Rodd schrieb, macht er sich mit größter Entschiedenheit die Losung „L'art pour l'art" zu eigen. „Für uns," heißt es darin, „ist das Gebot der Kunst etwas anderes, als die Gebote der Moral. Wer in das Haus der Schönheit eingehen will, den fragen wir nicht, was er allenfalls tun möchte, sondern was er vollbracht hat. Nicht seine pathetischen Vorsätze haben Wert für uns, sondern nur seine verwirklichten Schöpfungen. Pour moi je préfère les poètes qui font des vers, les médecins qui sachent guérir, les peintres qui sachent peintre." Das sind zweifellos richtige Maximen. Aber haben nicht alle großen Dichter der Welt unbewußt immer nach ihnen sich gerichtet? Das allzulaute Betonen des L'art pour l'art birgt eine Gefahr in sich, der schließlich alle Ästheten (im eigentlichsten Sinn!) erlegen sind. Denn in jeder Kunst bedeuten sie ein Ende, und gerade von den englischen Präraffaeliten gilt das ganz besonders. Ihren Werken, die sie ganz auf vollendete Form und nur Form stellen, fehlt jene prachtvolle Unvollkommenheit, welche die Schöpfungen der Genies auszeichnet. So sind die Gemälde des Burnes-Jones, die Gedichte von William Morris und so sind auch die literarischen Werke desjenigen französischen Autors, der Wildes erstes Vorbild war, Gustave Flaubert. Bei ihm fand er die Kunst, die er suchte, in voller Reife. Denn Flaubert, der Romantiker à rebours, wie ihn Paul Wiegler in seinen „Französischen Rebellen" nennt, hat in leuchtender Praxis und in glänzenden Theorien das L'art pour l'art gepredigt. Er war — Paul Bourget bezeichnet ihn so in seinen psychologischen Essays — ein Fanatiker des Stils. „Er wies der Vollkommenheit sowohl außerhalb seiner selbst wie außerhalb der Dinge in dem geschriebenen Worte einen Platz an. Ein wohlgefügter Satz schien ihm eine Art unzerstörbaren Charakters zu tragen und einen die allgemeine Hinfälligkeit überragenden Bestand zu haben." Bourget erzählt weiter, wie Flaubert immer schwieriger zu befriedigen war beim steten Suchen nach dem geheimnisvollen Gesetze der Schöpfung des schönen Satzes. Unermüdlich nahm er seine Zeilen immer wieder vor, stand in der Nacht auf, um ein Wort auszustreichen, er kam nicht vom Fleck beim Nachdenken über ein Eigenschaftswort. Dieses leidenschaftliche Werben um Formenschönheit mußte Wilde imponieren, und er begann sein Vorbild bewußt und intensiv nachzuahmen. Eine Anekdote ist da recht

Digitized by Google

bezeichnend. Wilde ist in einem Landhaus zu Gast und teilt dem Hausherrn eines Abends mit, er habe den ganzen Tag in harter literarischer Arbeit verbracht. Als dieser frägt, was er denn getan hätte, antwortet er: „Ich habe den ganzen Vormittag an dem Korrekturbogen eines Gedichtes von mir gearbeitet und ein Komma gestrichen." — „Und am Nachmittag?" — „Am Nachmittag — da habe ich das Komma an derselben Stelle wieder eingefügt." Die meisten seiner Werke müssen also von dem Gesichtspunkt des raffinierten Stils aus betrachtet werden. Einigermaßen gilt das auch schon von seinen ersten Gedichten, „Poems", die er als Zwanzigjähriger veröffentlichte. Er ahmt darin Keats etwas nach, zeigt überhaupt noch keine stärkere persönliche Note. Doch liebt er schon gesuchte Wendungen, kühle, vornehme Formen und strenge Linien. Es sei als Beispiel ein kleines Gedicht „Taedium vitae" hier angeführt in einer vom Original nicht allzuweit entfernten Übersetzung von Hedwig Lachmann:

„In meine Jugend bohren Pfeil um Pfeil,
Der Mitwelt Diener sein, die schal sich bläht,
Mit Diebsgelüst nach meinen Schätzen späht;
Anspannen meine Seele an das Seil
Der Liebe — wahrlich! all dies ist mir feil
Für eine Welle, die im Sand zergeht,
Für Distelwolle, die im Sommer weht.

Nein! lieber abseits von dem Schwarm, der geil
Mein Leben lästert, lieber zum Asyl
Das niederste Versteck mit so viel Raum,
Wie eine Hindin braucht, als noch einmal
Zurück in das mißtönende Gewühl,
Wo sich zuerst in meinen weißen Traum
Der grelle Wiederschein der Sünde stahl."

Das Bild in den letzten zwei Zeilen erinnert auch an Swinburne.

Von den Märchen Wildes, die einen phantastisch-romantischen Charakter tragen, soweit sie in der Sammlung „The House of Pomegranates" (das Granatapfelhaus) vereinigt sind, einen satirischen in dem Buch „The Happy Prince, and other Stories" (der glückliche Prinz), kann man nichts anderes sagen, als daß sie stilistisch vollkommen sind. Einige hat er vielleicht sogar zu sehr mit dem Schmuck seiner Bilder und Metaphern überladen. Die Zeichnung, die Vogeler-Worpswede zu der Erzählung „Der junge König" in der deutschen Ausgabe des Granatapfelhauses

Digitized by Google

gemacht hat, entspricht ganz dem Charakter des Stils dieser Prosa. Langsam, breit fließt sie dahin, gleich einem Teppich, der zögernd entrollt wird, geschmückt mit exotischen Bildern, verschlungenen Ornamenten, Arabesken von rätselhaften Windungen und seltsamsten Konturen. Die Natur ist stilisiert, auf den Dingen liegt nicht ihre natürliche Farbe, sie sind übersät von phantastisch-bunten Lichtern. Naive Stoffe und naive Menschen überladet er mit glitzerndem Geschmeide. Der Dichter liebt die seltenen Worte, er überläßt sich wollüstig der Schilderung kostbarer Gewänder, Edelsteine und seltsamer Schmuckstücke. In den kostbaren Details liegt auch die künstlerisch so faszinierende Gewalt der „Salome". Wilde schrieb den Einakter für die Bernhardt und nahm nicht nur den Stoff von einer Novelle Flauberts. Die überaus sinnliche Atmosphäre, die selbst durch die Schrecken des Todes nicht gereinigt wird, entsteht eben durch den grellen Kontrast zwischen wuchtigem Pathos und nervöser Begier. Die gehetzten Leidenschaften des Herodes, der Salome, der Herodias, des jungen Hauptmanns und des Pagen, die aneinander vorbeijagen und keine Erfüllung finden, stehen in sonderbarem Gegensatz zu dem feierlich-starren Stil des Dramas. Und über der ganzen Szene leuchtet ein voller, weißer Mond, in dem die Menschen verwunderliche und Furcht erregende Symbole erblicken. Ein Rauschen von schweren Flügeln zieht über den Palast hin, und Jochanaan fühlt die Nähe des Todesengels. Aus dem Saale glänzt der Schein der Fackeln, die ein Bacchanal erhellen. Und an der Tafel des Tetrarchen sitzen Juden aus Jerusalem und Barbaren „die trinken und trinken und ihren Wein auf den Estrich schütten, und Griechen aus Smyrna mit bemalten Augen und Backen und schweigsame, listige Ägypter mit langen Achatnägeln und rostbraunen Mänteln und brutale, ungeschlachte Römer." Draußen auf der Terrasse unterhalten sich die Soldaten über den eingekerkerten Propheten Jochanaan. Salome, die Tochter der Herodias, Prinzessin von Judäa, tritt zu ihnen und verlangt vom Hauptmann, der sich aus Liebe zu ihr tötet, den Anblick des Propheten. Er steigt aus seiner Zisterne, und alle geilen Anschmiegungen der Salome vermögen ihn nicht, von seinen Verfluchungen abzulassen. Dann kommt der Vierfürst und mit ihm ein glänzendes Gefolge, darunter Gesandte des Cäsar. In seine trunkenen und lüsternen Reden hinein hallen die Verwünschungen des Propheten. Er verzehrt sich nach Salome und Salome tanzt vor ihm den Tanz der sieben Schleier. Sie verlangt zum Lohne das Haupt des Jochanaan, der sie verschmäht

Digitized by Google

hatte. Furcht vor Gott, vor dem Volk, vor Cäsar schütteln den feigen König, er bittet und beschwört seine Tochter. Aber sie setzt ihre Begier durch und umarmt das abgeschnittene Haupt des Täufers, „denn das Geheimnis der Liebe ist größer als das Geheimnis des Todes". Da befiehlt der erschreckte Tetrarch, seine Tochter zu töten. Glut des Orients und letzte Nuancen französischer Romantik vereinigen sich in „Salome" zu einem Bilde von erregendster Wirkung. Wildes übrige Dramen sind konventionelle Gesellschaftsstücke, die er selbst nie ernst genommen, sondern nur als bequeme Einnahmequelle angesehen hat. Das Vollendetste seiner rein artistischen Prosa geben die „Intentions" (Fingerzeige). Aus ihnen spricht der etwas dekadent, etwas französisch und ganz paradox gewordene Ästhet Wilde. „Die Form ist alles", heißt es in einem dieser Essays, „sie ist das Geheimnis des Lebens. Gib der Trauer Ausdruck, so ist sie dir teuer. Gib der Freude Ausdruck, so ist sie verdoppelt ..... Die Form schafft nicht nur das kritische Temperament, sondern auch den ästhetischen Sinn, der niemals irrt und in allen Dingen ihre Schönheit findet." Diese Sätze hat ihr Urheber nicht nur geschrieben, sondern auch in Vollkommenheit erwiesen. Nächst den Büchern Walter Paters feiert die englische Prosa in Wildes „Intentions" die ersten Triumphe der Eleganz. Die verwegensten Paradoxe tragen den Mantel der Wahrheit und erschimmern im Schmuck der Aufrichtigkeit. In dem ersten Essay „The decay of lying" (der Verfall der Lüge) faßt er seine Kunstprinzipien in vier Leitsätzen, die eingehend geprüft werden, zusammen. „Die Kunst stellt nur sich selbst dar," heißt der erste und weiter: „Alle schlechte Kunst entsteht da, wo man zum Leben und zur Natur zurückkehrt .... Sobald die Kunst das Ausdrucksmittel der Phantasie aufgibt, gibt sie alles auf. Das Leben ahmt die Kunst weit mehr nach, als die Kunst das Leben. Das Lügen, die schöne Unwahrheit sagen, ist das eigentliche Ziel der Kunst." Der zweite Aufsatz heißt „Pen, Pencil and Poison" (Gift, Stift, Schrift) und erzählt vom Leben und den Werken des Thomas Griffith Wainewright, der nicht nur ein hervorragender Kunstkritiker, Dilettant in allen schönen Künsten und Freund von Dickens und Charles Lamb war, sondern auch einer der hervorragendsten und raffiniertesten Giftmischer aller Zeiten. Es ist ganz erstaunlich und seltsam, in wie merkwürdiger Weise sich in diesem literischen Porträt Wildes Leben selber spiegelt. Wie bedeutungsvoll klingen folgende Sätze: „Diese seltsame, bezaubernde

Digitized by Google

Gestalt (Wainewright), die ein paar Jahre hindurch das literarische London blendete und ein so glänzendes début im Leben und in der Literatur machte, ist ohne Frage ein höchst interessantes Problem. Einer seiner Biographen glaubt, seine Liebe zur Kunst und Natur sei nichts als Spiel und Anmaßung gewesen, und andere haben ihm jede literarische Bedeutung abgesprochen. Dieser Standpunkt scheint mir oberflächlich oder mindestens verfehlt. Daß jemand ein Giftmörder ist, sagt nichts gegen seine Prosa. Häusliche Tugenden gehen die Kunst nichts an, wenn sie auch Künstlern zweiten Ranges zur Empfehlung gereichen mögen." Wainewright endete im Gefängnis, und Wilde scheint in dieser Biographie sein eigenes Schicksal divinatorisch gesehen zu haben. Im übrigen ist der Essay ein paradox-verwegenes Spielen mit dem Verbrechen und gleicht darin einer kleinen Novelle Wildes, die bei dieser Gelegenheit erwähnt sei, „Lord Arthur Savile's Crime" (Lord Arthur Savils Verbrechen), worin auch ein eleganter und behaglicher Mörder vorgeführt wird. Der dritte Essay „The Critic as Artist" behandelt ausführlich das Problem der künstlerischen Kritik und der letzte „The Truth of Masks" (die Wahrheit der Masken) Fragen des Theaters, namentlich in bezug auf die Shakespeareschen Dramen. Mit Shakespeare beschäftigt sich auch die Erzählung „The Portrait of Mr. W. H.," worin eine Hypothese über die Sonette des großen Dramatikers aufgestellt wird. Dies letztere Werk spielte auch in Wildes Prozeß eine gewisse Rolle. Es muß nun noch von den zwei bedeutsamsten Schöpfungen des Dichters gesprochen werden, von dem Roman „The Portrait of Dorian Gray" und der „Zuchthausballade". „Das Porträt des Dorian Gray" ist einer der schönsten und bewunderungswürdigsten Romane der ganzen englischen Literatur. Es lebt darin die wirkliche Kultur Englands im Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts ebensogut, wie der Traum der Präraffaeliten von einem neuen Hedonismus und die Symbolistik der späteren französischen Romantiker. Und dann nicht zu vergessen: Der Roman ist ein Bekenntnis, oder, wenn man will, eine Beichte. Die drei Naturen, die sich zu der künstlerischen Persönlichkeit Oscar Wilde vereinigen, haben hier alle selbständiges Leben bekommen; der zarte, liebenswürdige und feine Künstler in dem Maler Basil Halward, der elegante und paradoxe Raisonneur in Lord Henry Watton und der faszinierende Dandy und Lebenskünstler in dem Helden des Romans, Dorian Gray. Die phantastische Handlung ist nach einer Novelle von

Digitized by Google

Edgar Allan Poe geführt. Das Bild des in herrlicher Jugendschönheit strahlenden Dorian Gray altert und Gray selber bleibt immer so, wie er gewesen. Nach einem Leben erlesener Ausschweifungen findet er vor dem Bilde seinen Tod und nun gewinnt das Porträt wieder das alte Aussehen, während dem Antlitz des Toten sich die entstellten Züge des Bildnisses mitteilen. Aber es liegt nicht an dieser Handlung, daß die Lektüre den feinnervigeren Leser in einen so eigentümlichen Rausch versetzt. Nein, Oscar Wildes Kultur und Ideen selber, wie sie aus den wundervollen Dialogen herausleuchten, wirken wie Weihrauch und verwirren das Gehirn. Dorian Grays Leben ist eine Tragödie; aber über diese Tragödie hinaus noch ragt der ergreifende Irrtum, mit dem Grays Meister und Muster, Lord Henry, ihr zusieht. Ihm bedeutet das Leben Dorians alle Vollkommenheit: „Ich wollte, ich könnte mit dir tauschen, Dorian. Die Welt hat uns beiden geflucht, aber dich hat sie immer angebetet. Sie wird dich immer anbeten. Du bist der Typus, nach dem unsere Zeit verlangt, und den sie doch fürchtet. Ich bin so froh, daß du nie etwas getan hast, nie eine Statue geformt, ein Bild gemalt, nie etwas außer dich gestellt hast. Das Leben ist deine Kunst gewesen. Deine Tage sind deine Sonette.“ Aber an dem Tage, an dem diese Worte gesprochen werden, fühlt Dorian bereits den Tod im Herzen: er hat die Gewißheit gewonnen, daß er über den Entzückungen der Welt an seiner Seele Schaden gelitten und sein Glück vergeudet hat. Dieses letzte Kapitel des Romans ist wiederum ob der Beziehung zum Autor selber außerordentlich erschütternd; zum Künstler tritt hier der Erkennende, und wir beugen uns vor dem Dichter. Als Oscar Wilde nach den zwei Jahren der furchtbarsten Pein und den Entbehrungen des Zuchthauses im kleinen Küstenstädtchen Berneval sich aufhielt, sagte er zu Gide, der ihn besuchte: „O dear! Wissen Sie, wie wunderbar das Mitleid ist? Ich kam ins Gefängnis mit einem Herzen aus Stein und dachte an nichts als an mein Vergnügen; aber jetzt ist mein Herz völlig gebrochen; ich verstehe jetzt, daß das Mitleid das Größte und Schönste auf der Welt ist.“ So sprach der Mann, der vor fünf Jahren geschrieben hatte: „Ich habe für alles Mitgefühl, nur nicht für das Leiden. Damit kann ich kein Mitgefühl haben. Es ist zu häßlich, zu schrecklich und zu betrübend. Die moralische Sympathie mit dem Schmerz ist geradezu krankhaft. Man sollte für die Farbe, für die Schönheit, für das Leben fühlen.“ Und eben diese Umwandlung erlebte Wilde künst-

Digitized by Google

leriſch voraus in ſeinem Dorian Gray — gewiß eine eigentümliche pſychologiſche Tatſache.

Die „Ballad of Reading Gol“ ſchrieb Wilde als Zellenſträfling Nr. 33 im Zuchthaus zu Reading: nicht mehr als Äſthet, nicht mehr als Dandy, nur mehr als Dichter. Ihn, der früher die Kunſt zu ſeinem Leben zwingen wollte, ihn zwang nun, wie Franz Blei einmal ſagt, das Leben zu ſeiner Kunſt. Die Zuchthausballade iſt ein erſchütternder Aufſchrei aus der Tiefe einer gequälten Seele. Man kann ſie ſo wenig beſchreiben wie überſetzen, denn Rhythmus und Inhalt ſind eine untrennbare Einheit. Mit dieſer Dichtung hat Wilde alle widerlegt, die in ſeiner Kunſt nur Äußerlichkeit und Poſe ſehen wollten. Damit war er zu ſeinem innerſten Weſen zurückgekehrt und hatte ſeine Seele wiedergefunden, die ſo lange irrte unter den purpurnen Baldachinen der Schönheit. Und man darf wohl ein Leben nicht beklagen, das mit einem ſolchen Akkord ſich zum Tode neigte.

Die Religion in der ſittlichen Erziehung.

Von Bernhard Münz.

Nicht ſelten begegnet man jetzt der Anſicht, daß die ſittliche Erziehung der Kinder der religiöſen Stütze entbehren könne, wenn ihnen die Ehrfurcht vor allem Schönen und Guten, vor allem Hohen und Vollendeten, vor den Heroen der Menſchheit ins Herz geſenkt, das tätige Mitleid, welches das eigentlich religiöſe, das erlöſende und wahrhaft ethiſche Element iſt, die Heilsbotſchaft der All-Einheit in ihnen gepflegt wird und wenn ſie an den Eltern und Erziehern, an der Lebensform und Lebensführung des Hauſes ſtets lebendige und leuchtende Beiſpiele deſſen, was ihnen gelehrt wird, vor Augen haben. Es läßt ſich nun allerdings nicht leugnen, daß dieſe Anſicht bis zu einem gewiſſen Grade ihre Berechtigung hat. Wir kennen Kinder,

Digitized by Google

welche mit den Leidenden und Hilfsbedürftigen Mitleid und Erbarmen haben und sich zu Schützern der Unterdrückten aufwerfen, ohne jemals durch eine religiöse Vorschrift darauf hingewiesen worden zu sein. Der Satz: „Was du nicht willst, das dir geschehe, das tue auch einem anderen nicht" kann Kindern begreiflich und einleuchtend gemacht werden, bis er ihnen in Fleisch und Blut übergeht, das Gute in ihnen in eine dauernde Eigenschaft, eine Gesinnung, eine schöpferische Macht, eine stetig wirkende Kraft verwandelt. Wenn die Einprägung, Entwickelung und Grundlegung des ethischen Bewußtseins aber auch mit den religiösen Vorstellungen nichts zu schaffen hat, an sie nicht gebunden, von ihnen unabhängig ist, so ist die religiöse Erziehung der Kinder doch eine innere Notwendigkeit. Die Anlehnung des Kinderherzens an den Glauben, daß es unter allen Verhältnissen einen gütigen, sein Leben beschützenden Gott über sich habe, gibt ihm Freude und Mut und erfüllt es mit dankbarer Liebe, die an und für sich schon ein Herzensgut ist.

Ganz verfehlt wäre es jedoch, sittliche Vorschriften mit der Vergeltungstheorie zu verknüpfen, dem Kinde das Gute durch den Hinweis darauf einzuschärfen, daß der liebe Gott die Guten belohnt und die Übeltäter bestraft. Dies hieße die Sittlichkeit zum Gegenstande einer Spekulation, eines Geschäftes machen und sie dadurch aufheben. Die Religion ist nur insofern Bedürfnis, als sie die Pflegerin des kindlichen Gefühls, die Nährmutter der Menschenliebe ist, die sich am Vorbilde eines ewigen allgütigen Schöpfers emporrankt. Durch die Erweckung des Gefühls der Ehrfurcht vor einem vollkommenen Wesen, das in lichten Fernen über uns und um uns schwebt, wird das Bewußtsein sittlicher Verpflichtung in dem Kinde verstärkt und geschürt. Es wird ihm eine Herzensangelegenheit, sich der Liebe des Vaters im Himmel würdig zu erweisen, ihn nicht durch böse Taten zu betrüben. Es wächst dem Sittlichen eine besondere Bedeutung und damit auch eine besondere Triebkraft zu, wenn es zugleich religiös ist, von religiösen Motiven geleitet, von der Beziehung auf den Allvater erfüllt, umstrahlt, durchleuchtet und erwärmt wird. Mit dem Blick auf das Unendliche steigt die Energie und die Hoheit alles Endlichen. Das innigste und edelste Band zwischen Sittlichkeit und Religion hat die Bibel dadurch geknüpft, daß sie den erhabenen Begriff der Heiligung des göttlichen Namens durch des Menschen Sittlichkeit ausgebildet hat. Man kann es schlankweg als den kühnsten, erhabensten, beseligendsten und gnadenreichsten

Digitized by Google

Gedanken bezeichnen, daß Gott der Allheilige durch den Menschen geheiligt werden soll. Die Triebfedern des sittlichen Handelns erfahren besonders da, wo es gilt, einen Kampf gegen arge Versuchungen, welche sirenenhaft lockend Süßigkeit und Herrlichkeit verheißen, auszufechten, durch festes Wurzeln in der Religion eine bedeutende Kräftigung. Es ist auch sicherlich über jeden Zweifel erhaben, daß es auf der Erde bei weitem nicht so viel Standhaftigkeit im Ertragen von Leiden, so viel aufopfernde und verzeihende Liebe, so viel Barmherzigkeit, so viel stille, schmucklose Pflichterfüllung gegeben haben würde, wenn nicht Religion die Herzen der Menschen durchdrungen und durchtränkt hätte. Und wie das Leben auf den Glauben, so wirkt der Glaube auf das Leben zurück. Sehr richtig sagt Paulsen in dem ersten Band seines „Systems der Ethik": „Der Glaube an das Gute, an Gott, stärkt den Mut und erhebt die Hoffnung. Man muß doch wohl sagen: es ist auf Erden nie etwas wahrhaft Großes unternommen und durchgeführt worden ohne diesen Glauben. Im Glauben sind alle Religionen gegründet, durch den Glauben haben ihre Stifter und Jünger die Welt überwunden. Im Glauben haben alle Märtyrer für eine Idee gelebt, gestritten und gelitten, im Glauben an den definitiven Sieg des Guten, für das sie ihr Leben eingesetzt haben, sind sie gestorben. Wer vermöchte für etwas zu sterben, an dessen endlichen, dauernden Erfolg er nicht glaubt? . . . . Der Unglaube dagegen entmutigt: es hilft ja doch nichts, darum laß es gehen, wie es mag; was morgen sein wird, wer weiß es?"

Goethe lehrte bekanntlich, den Grund zur Bildung solle die Bibel legen, der er, wie er selbst in „Wahrheit und Dichtung" bekennt, fast allein seine sittliche Bildung schuldig war, die seine Phantasie unabläßig beschäftigte und seine Gedanken nach allen Richtungen hin in Bewegung setzte, die sich ihm unter den verschiedensten Formen: als Gesetzbuch, als Heldenepos, als Idyll, als Hymne, als Liebeslied darstellte und zu ihm in allen Tönen redete. Mit dem ihm eigenen Feuer versenkte er sich in das unergründliche Buch und machte sich seine Erzählungen, Lehren, Symbole und Sprache für immer zu eigen. Insbesondere waren es die ersten Bücher Mosis, in deren naive und große Natur er sich gern verlor. Wenn seine Gedanken in den morgenländischen Gegenden bei den einfältigen Hirten verweilten, da fand sein unruhiger, hin und her fahrender Geist wohltuende Sammlung und beglückenden Frieden. So wurde der Knabe durch die Bibel

Digitized by Google

zur Natur und Einfalt hingezogen, lange bevor Rousseau und Winckelmann in seine geistige Sphäre getreten waren. Daß sich in dem Buche der Bücher Widersprüche finden, daß es kein einheitliches Ganzes ist, vermochte der Liebe des Jünglings und des Mannes zu seinem epischen und sittlichen Gehalte keinen Abbruch zu tun. Goethe löste eben die Widersprüche nicht in der Art, wie sie ein Theologe zu lösen versuchen würde; er ließ das Orakel seiner Brust sprechen, er stellte die lebendige Offenbarung seines Innern gegen die überlieferte Offenbarung der heiligen Schrift und hielt sich an das, worin beide übereinstimmten. Er huldigte dem Grundsatze, daß es bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert ist, auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes ankomme: hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem inneren Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialekt, Eigentümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werkes anzusehen; dieser, zwar nahe genug mit dem Innern verwandt, sei jedoch der Verschlimmerung, der Verderbnis ausgesetzt, wie denn überhaupt keine Überlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben und, wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich sein könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschiedes der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen, weshalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden. Dasselbe gelte natürlich auch von der heiligen Schrift. Ihr Inneres, ihren lebendig wirksamen Kern zu erforschen, sei daher unsere Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sich jener Kern zu unserem Innern verhalte und inwiefern durch seine Lebenskraft die unserige erregt und befruchtet werde. Alles Äußere dagegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, könne man ruhig der Kritik überlassen. Mag diese auch noch soviel zerstückeln und zersplittern, dennoch werde sie niemals dahin gelangen, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben. Von diesem Standpunkte aus fühlte sich Goethe gegenüber der religiösen Überlieferung durchaus selbständig und frei und anderseits aber auch gegen alle gemütlosen Spöttereien gefeit, weil er deren Unredlichkeit sogleich erkannte. Auch das

Digitized by Google

Neue Testament war vor seinen Untersuchungen nicht sicher, aber aus Liebe und Neigung zu seinem Grundgehalt stimmte er in das heilsame Wort mit ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.“ Und in der pädagogischen Provinz der Wanderjahre bildet die Religion die breite Basis, den Mittelpunkt der Erziehung, auf sie ist die kulturhistorische Bildung im wesentlichen beschränkt.

Und kein Geringerer als der scharfe Kritiker der reinen Vernunft, der vor allem durch die Tiefe seiner Sittenlehre und durch seine eigene vorbildliche sittliche Größe für immer als der wahre praeceptor Germaniae, ja als der Lehrer der ganzen Menschheit erstrahlen wird, sieht sich durch die Tatsache der moralischen Schwäche des Menschen zu der Behauptung bemüßigt, daß eine gewisse Naturnotwendigkeit den Menschen von der bloßen Moralität zu ihrer Ergänzung in der Religion hintreibt. Handelten die Menschen bloß sittlich, so würde es eine Religion nicht geben; wären die sittlichen Motive beständig in uns wirksam und nur sie allein, so hätte eine Hinwendung zu religiösen Vorstellungen gar nicht stattgefunden. Nun aber wirken den sittlichen Motiven die selbstsüchtigen beständig entgegen und, was noch schlimmer ist, sie haben in der Regel den Vorrang, die moralischen Gebote werden immer wieder mißachtet, weil das Streben nach Glückseligkeit sie beiseite drängt. Dadurch kommt das Böse in die Welt. Eben dadurch aber entsteht in dem Menschen ein eigentümlicher Zwiespalt und Hand in Hand damit das sehnsüchtige, je mehr desto inniger bewußte Verlangen, von dem Bösen befreit oder erlöst zu werden. Die Erlösung ist es, die das eigentliche Thema aller Religionen ausmacht. Die Beantwortung der Frage, wie sie zu vollziehen sei, führt Kant zur Anerkennung der christlichen Grundlehren.

Man kann die Religion füglich das Herz im Organismus des individuellen und des Volksgeistes nennen. Das Herz ist ein ganz besonderer Muskel; verschieden von den meisten anderen Organen unseres Leibes, welche in Tätigkeit und Ruhe abwechseln, muß es immer tätig sein. Von der ersten Sekunde des Lebens bis zur letzten muß es schlagen; hört es auf zu schlagen, so ist auch das Leben geschieden. Freilich darf die Religion, wenn sie die Funktionen des Herzens erfüllen soll, kein starr dogmatisches Gepräge an sich tragen. Ihr letztes und höchstes Ziel muß es sein, sich immer neu zu beleben, oder, um mit Kant zu sprechen, jeder Kirchenglaube, welcher als solcher „bloßer Religionswahn

Digitized by Google

und Afterdienst Gottes" ist, hat die Bestimmung, sich selbst mit der Zeit entbehrlich zu machen. Im Hinblicke darauf müssen wir die wahren und wirklichen, die inneren Quellen alles dessen, was groß und gut, was tief und beseligend in der Religion ist, erkennen, diese Quellen, die vielfach getrübt, ja verschüttet sind, wieder klären und befreien; sonst wird die Religion ihre die Herzen ergreifende Gewalt und ihren erhebenden Einfluß im fortschreitenden Geiste der Wissenschaft und der Bildung nicht wiedergewinnen. Die Dogmen dürfen daher nicht mit den Maximen der Sittlichkeit verwechselt werden oder gar an deren Stelle treten. Kommt für den religiös Erzogenen der Augenblick der Erleuchtung durch die Vernunft, dann rächt sich ein solcher Vorgang bitter. Der Geist nimmt solche Nahrung nicht in sich auf, denn der Geist nährt sich nur vom Geiste; im Gedächtnis allein bleibt liegen, was Herz und Vernunft sich weigern, zu empfangen. So kommt der Augenblick, in welchem der ungesättigte Geist wie in Verzweiflung die tote Last aus dem Gedächtnis wirft, mit ihr aber auch alles, was sie angeblich mit einschließen sollte, die Prinzipien der Sittlichkeit. Fortan bleibt für die letzteren ebenso wie für die religiösen Vorschriften nur ein heimlich belachter, konventioneller Gebrauch übrig, beide treten in den Dienst der bloßen Schicklichkeit. Man will vor der Welt, um nicht Anstoß zu erregen, nicht mit Haß und Spott verfolgt zu werden, nicht irreligiös und unsittlich scheinen und ist doch beides im Herzen. Durch diesen Freiheitsdrang des Geistes fühlt sich die Frivolität sogar gerechtfertigt, denn, ohne einen Unterschied zu machen, wird mit den religiösen Lehren, die dem zur Selbständigkeit gelangten Geiste nicht mehr standhalten, auch dasjenige über Bord geworfen, was sich an sittlichen Grundsätzen mit ihnen verquickt und an sich einen ewigen Gehalt hat, auf den sich das ganze Menschenleben stützen könnte. Auf diese Gefahr macht auch Friedrich Jodl in einem gehaltreichen Vortrag über „Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland" (1893) aufmerksam. Er schildert sie mit den flammenden Worten: „Jahr um Jahr werden der jungen Generation das Höchste und Heiligste, was es gibt, die ethischen Überzeugungen und Ideale, ausschließlich in dieser Verquickung mit dogmatischen Sätzen beigebracht, welche in einem unauflöslichen Widerspruch zu der Geistesrichtung stehen, auf deren Ausbildung alles übrige Leben und Lernen abzielt. Und so erzeugt sich immerfort ein doppeltes Übel, das wie ein Krebsschaden an unserem geistigen Leben frißt: Im Innern der Menschen

Digitized by Google

brechen die ethischen Grundsätze und Ideale mit den schwankenden Stützen, an welche man sie künstlich befestigt hat, zusammen, nach außen hin werden sie wegen der Haltung der Staatsgewalt vielfach mit bewußter Heuchelei festgehalten. Die Religion wird zum Staatskleid unseres Byzantinismus, hinter dem sich die innere Leerheit, ja Fäulnis nur mit Mühe verbirgt". Und schon lange vor Jodl hat Kant schmerzlich ausgerufen: „O Aufrichtigkeit! du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wiewohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst dazu keine Anlage in der menschlichen Natur wäre, deren Kultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein müssen. — Nun vergleiche man damit unsere Erziehungsart, vornehmlich im Punkte der Religion oder besser der Glaubenslehren, wo die Treue des Gedächtnisses in Beantwortung der sie betreffenden Fragen, ohne auf die Treue des Bekenntnisses zu sehen (worüber eine Prüfung angestellt wird), schon für hinreichend angenommen wird, einen Gläubigen zu machen, der das, was er heilig beteuert, nicht einmal versteht, und man wird sich über den Mangel der Aufrichtigkeit, der lauter innere Heuchler macht, nicht mehr wundern". Diese eminente Gefahr kann nur dadurch aus der Welt geschafft werden, daß die Religion dem modernen Ideenkreise entgegenkommt, dem Zeitgeiste ehrlich und aufrichtig die Hand zum Frieden bietet, sich ihm anpaßt, mit anderen Worten den Anspruch, mehr als etwas rein Menschliches und Geschichtliches zu sein, aufgibt.

Damit sind wir bei dem Standpunkte der reinen Vernunftreligion angelangt. Soll das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet, sollen innere Unwahrhaftigkeit, Verstellung, Heuchelei nicht groß gezogen werden, dann muß die Religion die Entwickelungsfähigkeit, die Möglichkeit und die Notwendigkeit des Fortschrittes durch fortgesetzte Arbeit in sich selbst tragen. Der vor zwei Jahren heimgegangene Philosoph Lazarus, der der Überzeugung von einer geläuterten, mit allen Elementen der Kultur und Wissenschaft harmonierenden Religion in begeisterter und begeisternder

Digitized by Google

Weise das Wort redete, sagte einmal: „Überlieferung ohne Prüfung ist blind und blöde; Neuschöpfung ohne Pietät ist kalt und unfruchtbar. Das Alte muß immer wieder neu geboren, gleichsam neu in der Seele geschaffen werden, das Neue muß aus den Wurzeln des Alten emporwachsen. In das Alte muß man sich vertiefen, zum Neuen muß man sich erheben." Mag dieser Ausspruch auch den Widerspruch der Strenggläubigen erregen, so wird sich ihn doch jeder zu eigen machen, der davon durchdrungen ist, daß der Buchstabe tötet, der Geist belebt, — der sich zu Lazarus goldenen, wie Sphärenharmonie klingenden Worten bekennt: „Es sei denn, daß man die Religion um ihrer selbst willen sucht, sonst wird man sie nicht finden."

Die kleine Hand.

Von Enrichetta Pieri.

Ins Deutsche übersetzt von R. Holk.

Vor mehreren Jahren hielt ich mich Studien halber längere Zeit in Rom auf und hatte mich in der via Salara, unweit der Porta Pia bei einer älteren Witwe eingemietet. Mein Zimmer gewährte Prachtblicke auf das ferne Albanergebirge und die nahe liegende Villa Albani, eine herrliche Steineichenallee, die bis zum Portale führt, bildete den Abschluß des großartigen Landschaftsbildes. Meine Wirtin wie ihre Tochter waren stille Frauen, sie hatten offenbar bessere Tage gesehen; beide muteten durch einen Ausdruck müder Resignation seltsam an, besonders Enrichetta, die Tochter, die ihre Hoffnungen auf Glück und Lebensfreude wohl längst zu Grabe getragen hatte. Ich würde mich den beiden Frauen gern genähert haben, wenn sie nicht durch kühle Unnahbarkeit von Anfang an gezeigt hätten, daß der Verkehr zwischen uns auf die äußersten Förmlichkeiten beschränkt bleiben sollte. Daher war ich auf das höchste überrascht, als eines Tages Sig-

Digitized by Google

nora Pieri mich in meinem Zimmer aufsuchte, eine kurze Unterredung erbittend. Heute war sie eine andere, nur eine von Angst und Sorgen gequälte Mutter. Ihre Tochter war seit vielen Jahren von einem schweren Lungenleiden heimgesucht und in den letzten Wochen hatte dasselbe verhängnisvolle Fortschritte gemacht. „Wir stehen ganz allein im Leben," sagte sie seufzend, „der Kummer um meine kranke Tochter erdrückt mich beinahe, ich kann ihr keine heitere Gesellschafterin sein, und sie hat viele einsame trübe Stunden. Es wäre sehr gütig von Ihnen, uns dann und wann ein Stündchen zu schenken, um sie etwas zu zerstreuen, ich werde Ihren Liebesdienst nicht für lange Zeit zu erbitten haben." — Hier erstickten die hervorbrechenden Tränen ihre Stimme.

Von da ab war ich nach Sonnenuntergang der tägliche Gast in dem stillen Krankenzimmer und bemerkte bald an den freudig aufleuchtenden Blicken Enrichettas, daß ich auch von ihr ein gern gesehener Gast war. Oft erfaßte mich ein unbeschreibliches Mitleid, wenn ich auf dieses täglich mehr und mehr dahinschwindende Mädchen blickte, das klaglos ihr hartes Geschick trug, und ich versuchte, soviel ich konnte, sie zu erheitern und zu zerstreuen. Sie hatte, um den eigenen trostlosen Gedanken zu entfliehen, sich mehrfach schriftstellerisch versucht und viel Freude daran gehabt, auch wohl die stille Hoffnung, die Kinder ihrer Muse dereinst gedruckt zu sehen. Ich versprach nach Durchsicht der Arbeiten, meine Meinung ihr nicht vorzuenthalten. Das meiste davon war wertlos, verriet aber doch ihr tiefes Seelenleben sowie eine reiche Phantasie. Ein Entwurf über „Gedanken am Sarge eines geliebten Weibes" fesselte mich durch die originelle und sinnige Fassung, das konnte vielleicht druckreif werden. Ich durchsprach den Plan mit ihr, und erfrischt und angeregt, wollte sie sogleich mit der Ausarbeitung beginnen. — Sie kam nicht mehr dazu. —

Es war ein schöner Frühlingsabend, die Sonne ging in feuriger Glut hinter dem Albanergebirge unter — da verlöschte das schwache Lichtlein!

Jene kleine Skizze, die sie nicht mehr vollenden konnte, habe ich in ihrem Sinne fertig zu schreiben versucht und ins Deutsche übersetzt. Mag sie ein bescheidenes Gedenkblatt sein für ein vom Schicksale mürbe geriebenes Menschenleben.

Die kleine Hand!

Heute ist der letzte Tag, wo du mir noch gehörst — bald ist alles vorüber! Immer und immer wieder sage ich mir diese

Digitized by Google

Worte vor, aber ihren Sinn vermag ich doch nicht zu fassen. Wie ist es möglich, daß bald jene Stunde naht, die mein ganzes Glück begräbt! Und danach soll ich noch weiter leben — leben ohne dich? — Wie marmorbleich liegst du vor mir, die schlanken, feinen Finger so starr; — wo ist das warme, pulsierende Leben hin? — Statt seiner eisige Todeskälte, die ich schaudernd bis ins eigene Mark dringen fühle. — Ich kann dich nicht lassen, ich halte dich fest, du bist noch mein! — Wie reich hast du mein Leben gemacht von dem Augenblicke an, wo du in dasselbe eingriffest, du kleine, energische Hand! — Noch einmal zieht das Vergangene in blendender Klarheit an meinen Augen vorüber, jene Stunden, die den Beginn meines Glückes bildeten. — Ich sehe festlich schimmernde Räume, eine glänzende Gesellschaft in ihnen auf- und abwogen, die Klänge eines einschmeichelnden Walzers ertönen, über das spiegelnde Parkett rauschen seidene Frauengewänder, mein Name wird bei der so- und sovielsten Vorstellung genannt, ich erwidere den so- und sovielsten Händedruck — und dabei berührten auch deine Finger die meinen, nur einen Augenblick zwar, aber wie verhängnisvoll! Diese kurze, flüchtige Berührung hatte mich wie ein elektrischer Schlag durchzuckt, eine unbeschreibliche Erregung, über die ich mir keine Rechenschaft geben konnte, bemächtigte sich meiner, Tag und Nacht fühlte ich den leichten Druck der kleinen, lebenswarmen Hand, und die brennendste Sehnsucht, sie wieder zu berühren und einmal nur meine Lippen auf ihr ruhen zu lassen. Schal und farblos erschien mir auf einmal das Leben, ebenso mein eigenes Ich fremd und unverständlich, ich wollte es nicht eingestehen, daß dies „Liebe" sei, daß du mich in Fesseln geschlagen habest und nur dein Besitz mir die verlorene Ruhe zurückgeben könne. Es wechselten nun Zeiten tiefster Mutlosigkeit mit solchen frohster Hoffnung bis zu jenem Tage, an dem mir die seligste Gewißheit ward, daß du mir angehören wolltest für Zeit und Ewigkeit! Weißt du das noch, du kleine, süße Hand? — Warum quält ihr mich so, ihr Tage ersten Liebesglückes, warum zieht ihr gerade jetzt an mir Ärmstem vorüber?

In neckischer Tändelei zaust die bräutliche Hand in meinen Haaren, ich erhasche sie und weide mich an ihrer edlen Schönheit, an der unnachahmlichen Grazie ihrer Bewegungen, ich fühle alle Wonnen des Liebenden, bin aber noch immer unzufrieden und ersehne voller Ungeduld die höchste Vollendung meines Glückes.

Die liebe alte Pfarrkirche durchbraust Orgelton, dann dringen

Digitized by Google

warme, ermahnende Worte an mein Ohr über Liebe und Ehe, Gattenpflichten und Gattenrechte. Ein leuchtender, alles überflutender Sonnenstrahl bricht durch das hohe Kirchenfenster am Altare, er webt einen Glorienschein um das Haupt des greisen Freundes meiner Jugend, der die lieben Worte gesprochen hat, und läßt den goldenen Reif an deinem Finger hell erglänzen. Du gabst mir mit festem Drucke die Bestätigung, mir in Freud und Leid anzugehören, — ja fest hieltest du mich da umschlossen ohne Furcht und Zagen, — und doch nur wenige Stunden später, wie heftig hast du da gezittert in jenem stillen, mondbeglänzten Gemache, wo ich dich, nun ganz mein eigen, mit brennenden Küssen und Tränen des seligsten Glückes bedeckte — dich willenlose, bebende kleine Hand, weißt du das noch? — Wie erschien doch jeder Tag als ein neues Geschenk, die Liebe belohnte das redlich vollbrachte Tagewerk. Jetzt begannst du auch dein Erzieherwerk an mir. Wollte mein leicht erregbares Temperament überschäumen, schwoll die Zornesader auf meiner Stirn, flossen Worte, die besser ungesagt geblieben wären, über die Lippen, so strichst du leise warnend über die gerötete Stirn, und sogleich besänftigte sich der wilde Geselle und gelobte beschämt Besserung. — Ich wurde Vater; es kamen jene Stunden des heißen Kampfes und der höchsten Angst, ich flehte auf den Knien den Himmel an, erbarmungsvoll die Qualen zu enden. Hilfesuchend klammerst du dich mit übernatürlicher Kraft an meinen Arm in deiner Not. War endlich der Kampf vorbei, das junge Leben dem Lichte geboren, und hielt ich das kleine Wesen im Arme, dann strichen feuchte, heiße Finger mit dem letzten Reste ihrer Kraft über die winzige Kinderstirn als erste Liebkosung, du kleine tapfere Hand. — Wie glücklich verfloß die Kindheit der Kleinen. Die treue Mutterhand war ihre Hüterin, nach ihr faßte das jauchzende Kind, wenn es die ersten schüchternen Schrittchen wagte, nach ihr verlangte es in seinen kleinen Kümmernissen, nach ihr war sein erster Griff am Morgen, sein letzter am Abend. Wenn in Krankheitstagen die vom Fieber gequälten kleinen Kranken keine Ruhe finden konnten und sich stöhnend in ihren Betten herumwarfen, da warest du es wiederum, die sich kühlend und beruhigend auf die heißen Köpfchen legte, bald schlossen sich die müden, überwachten Augen, du hattest ihnen den heilenden Schlummer gebracht, du weiche, ruhespendende Mutterhand! In ungetrübtem Glücke schwanden die Jahre dahin. Die Kinder entwickelten sich geistig wie körperlich jedem zur Freude. Der älteste Knabe war mein ganz

Digitized by Google

bevorzugter Liebling; ich habe ihn zu sehr geliebt, deshalb mußte ich ihn hergeben. Wie lebt jener Schreckenstag in der Erinnerung wieder auf. Eine Schar fröhlicher Knaben tummelte sich übermütig im Flusse herum, schwimmend und tauchend, der Gewandteste von ihnen war mein Sohn. Da — auf einmal ein Schreckensschrei aus aller Munde. Einer der Knaben, des Schwimmens weniger kundig, war von der Strömung fortgerissen worden, der sichere Untergang schien nahe. Da warf sich mein Sohn, seiner Kraft und Geschicklichkeit vertrauend, in die Flut, und es gelang ihm auch, den schon Sinkenden zu fassen und über Wasser zu bringen, aber der Bewußtlose war zu schwer, er zog mein Kind mit hinab, und ehe Hilfe kam, war es bereits zu spät. Nach wenigen Stunden fand man den blühenden, lebensfrohen Knaben, starr und kalt, sein Opfermut hatte ihm den Untergang gebracht. — Mein Schmerz war wilde Verzweiflung, ich haderte mit Gott, daß er solches Leid über mich brachte — da fiel mein Blick auf dich — du konntest dich in stiller Ergebung falten, wo ich meine Hand zur Faust ballte. Da beugte ich mich auch unter die harte Prüfung! Und schien die Last zu schwer, dann half deine teilnehmende, liebkosende Berührung geduldig die Bürde des Schmerzes weiter zu tragen. Weißt du es noch, welcher Trost du mir in diesen Leidenstagen warst, du kleine und doch so starke Hand?

Aber jetzt, wo mich das Schicksal zerbrochen und zu Boden geworfen hat, wo ist da die treue, stützende Hand, die mich emporheben könnte? Wohl fasse ich nach ihr, aber zum ersten Male bleibt ihre Hilfe aus.

Wenige Monde sind vergangen seit deine elastische Kraft dich verließ und du im Fieber brannteſt, Tag und Nacht. — Die Mienen der Ärzte wurden ernster, der Druck in meinem Herzen beklemmender, das dauerte lange bange Wochen. Dann kam eine Stunde, wo es offenbar wurde, jenes Unfaßbare, Entsetzliche, das an sein Opfer herangeschlichen war und es sich nicht mehr entreißen ließ. Und dann — war es gestern, war es heute — ich weiß es nicht — da lag ich auf den Knien, neben mir die Kinder — du erhobst dich noch einmal mit alter Kraft und legtest dich segnend auf ihre Häupter, zuletzt auf das meine — hier bliebst du ruhen, lange — lange — kaum wagte ich zu atmen. — Warum erfaßte mich plötzlich eisiger Schrecken — du wurdest schwerer und kälter, dann glittest du langsam herab — es war deine letzte Liebkosung gewesen, du kleine, bleiche Hand!

Digitized by Google

Umfang und Zusammensetzung der Seeoffizierkorps der größeren Mächte.

Von Capelle.

Die Entwickelung der politischen Verhältnisse der letzten Jahre hat dazu beigetragen, daß gegenwärtig der Ausbau der maritimen Streitkräfte der einzelnen Nationen weit mehr das Interesse der Regierungskreise und der Allgemeinheit in Anspruch nimmt wie die Vermehrung der Landstreitkräfte. Veranlassung zu diesen Verhältnissen hat die Zunahme der Bevölkerung während einer langen Reihe von Friedensjahren in den verschiedenen Ländern gegeben. Dadurch ist der Kampf um eine angemessene Lebensstellung unter den einzelnen Bewerbern verschärft worden. Die Völker haben sich bemüht, die Schärfe in diesem Kampfe dadurch zu mildern, daß sie einerseits in den Besitz von Kolonien gelangten, welche einen natürlichen Abfluß für die Überproduktion an Menschen bilden sollten, anderseits bestrebt waren, ihren Handel mit dem Auslande auszudehnen, um so ausreichende Beschäftigung für das Mehr an Angebot zu schaffen, welche ohne eine Ausdehnung nach außen hin nicht zu erreichen war.

Die natürliche Folge eines derartigen Vorgehens ist, daß die Länder, welche diesen Weg beschritten haben, nun auch Vorsorge trafen, um im Falle ernstlicher Verwickelungen ihre Untertanen schützen zu können. Dies ist aber in allen Fällen, wo es sich um überseeische Verbindungen handelt, nur durch angemessene Seestreitkräfte möglich. Dadurch haben die Flotten der verschiedenen Seemächte ein erhöhtes Interesse für weite Kreise gewonnen, welches in demselben Maße noch zunehmen wird, in dem die Beziehungen zum Auslande in einem Lande wachsen werden.

Wie wichtig im Ernstfalle eine starke Flotte ist, hat der russisch-japanische Krieg mit einer Deutlichkeit gezeigt, die gar keinen Zweifel zuläßt. Nur dadurch, daß es der japanischen Marine gelungen ist, die russischen Seestreitkräfte zu vernichten, ist es Japan möglich, den Krieg in der Mandschurei mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Dieser Krieg hat aber auch von neuem wieder bestätigt, daß sich durchschlagende Erfolge nur erreichen lassen, wenn Geist und Ausbildung im Offizierkorps sich den

Digitized by Google

Anforderungen gewachsen zeigen. Der einfache Soldat mag sich so tapfer wie nur irgend möglich schlagen, die Darangabe seiner Person ist umsonst, wenn seine Führer versagen. Dies trifft sowohl für den Landkrieg wie auch für den Krieg auf dem Wasser zu. Aus diesem Grunde dürfen die Grundsätze, nach denen die Offizierkorps der Marinen in den verschiedenen Nationen zusammengesetzt sind, das größte Interesse beanspruchen.

Nach den statistischen Angaben über die Hauptseemächte, unter denen Rußland auch noch mit aufgeführt werden möge, da ein Vergleich mit den entsprechenden japanischen Verhältnissen gegenwärtig gerade erhöhte Bedeutung hat, verfügt England über das größte Offizierkorps. Dasselbe zählt gegenwärtig 2723 Seeoffiziere verschiedener Dienstgrade. Dann folgen Rußland mit 2187 Offizieren, Frankreich mit 1729, Deutschland mit 1370, Japan mit 1119, Italien mit 970, die Vereinigten Staaten mit 960 und Österreich-Ungarn mit 563 Seeoffizieren.

Annähernd dieselbe Reihenfolge ergibt sich, wenn man den Umfang des Militärpersonals ausschl. Offiziere und ausschl. Marineinfanterie zugrunde legt, woraus man schließen darf, daß das Zahlenverhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften bei den einzelnen Marinen nicht stark voneinander abweicht. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Vereinigten Staaten. Nach der Größe ihres Offizierkorps gebührt ihnen die siebente Stelle, nach der Zahl ihres Mannschaftsbestandes kommen sie indessen bereits an fünfter Stelle.

Die einzelnen Zahlen sind folgende: England 98689, Rußland 68716, Frankreich 49741, Deutschland 37931, die Vereinigten Staaten 31500, Japan 30339, Italien 25500 und Österreich-Ungarn 10301.

Wesentlich anders schon gestalten sich die Verhältnisse, wenn man die Dienstgrade in den verschiedenen Marinen einander gegenüberstellt. Faßt man die Flagg- und Stabsoffiziere, d. h. die Admirale, Kapitäne zur See, Fregatten- und Korvettenkapitäne zusammen, so findet man, daß die Vereinigte Staaten-Marine verhältnismäßig die größte Anzahl Offiziere in den genannten Dienstgraden hat. Hier sind nicht weniger wie 45,2% sämtlicher Offiziere Flagg- oder Stabsoffiziere. Hieran schließen sich die anderen Mächte mit folgenden Zahlen an: Japan 37,0%, England 25,1%, Rußland 23,4%, Italien 23,2%, Frankreich 22,2%, Österreich-Ungarn 18,7% und endlich Deutschland mit nur 17,4%. Danach verfügen somit die Vereinigten Staaten um beinahe

Digitized by Google

dreimal so viel höhere Stellen wie die deutsche Marine oder, die Aussicht in Amerika Flagg- oder Stabsoffizier zu werden, ist dreimal so groß wie in Deutschland, während sie sich in den übrigen Ländern, wenn auch nicht in dem gleichen Maße, so doch überall günstiger gestaltet wie bei uns.

Innerhalb der erwähnten Dienstgrade läßt sich eine Abnahme in der Weise feststellen, daß für die Korvettenkapitäne die größte Anzahl Stellen vorbehalten ist, während die Admirale die geringste Anzahl aufweisen. Auch hier steht Deutschland mit 1,7 % an letzter Stelle, Japan dagegen behauptet mit 3,7 % den ersten Platz.

Wie verschiedenartig in sich die Offizierkorps der einzelnen Marinen zusammengesetzt sind, zeigt auch ein Vergleich der Prozentzahlen der Kapitänleutnants und Subalternoffiziere. So entfallen von den in der Gesamtheit vorgesehenen Stellen in Österreich-Ungarn 45,1 % auf den Dienstgrad der Kapitänleutnants, in Deutschland hingegen nur 21,8 %. Dazwischen kommen Frankreich mit 43,6 %, Italien mit 42,3 %, die Vereinigten Staaten mit 35,7 % und Japan mit 23,3 %.

England und Rußland kann zu diesem Vergleiche nicht mit herangezogen werden, da hier die Kapitänleutnants und Oberleutnants zur See zu einem Dienstgrade zusammengezogen sind.

Ungefähr das entgegengesetzte Bild ergibt sich naturgemäß, wenn man die für die Subalternoffiziere, d. h. die Oberleutnants zur See und Leutnants zur See, vorgesehenen Stellen ihrem Prozentsatze nach ordnet. Hier eilt Deutschland allen Marinen mit 60,8 % aller überhaupt vorhandenen Stellen weit voran. Erst in einem beträchtlichen Abstande folgen Japan mit 39,7 %, Österreich-Ungarn mit 36,2 %, Italien mit 34,5 %, Frankreich mit 34,2 % und wieder mit einem großen Zwischenraume die Vereinigten Staaten mit dem geringen Prozentsatz von 19,1 %.

Da in allen Ländern die Gehaltssätze so normiert sind, daß erst mit der Erreichung des Dienstgrades als Kapitänleutnant eine auskömmliche Besoldung gewährt wird, so sind die deutschen Seeoffiziere in doppelter Hinsicht schlechter gestellt wie ihre ausländischen Kameraden. Einmal brauchen sie längere Zeit, bis sie zum Kapitänleutnant befördert werden können, da die Stellenzahl der Subalternoffiziere eine bedeutend größere ist wie in anderen Marinen, und zweitens hat nur ein geringerer Prozentsatz von Offizieren die sichere Aussicht, Kapitänleutnant zu werden, da für diesen Dienstgrad wiederum weniger Stellen zur Verfügung

Digitized by Google

stehen, wie in den übrigen Ländern. Daß diese ungünstigen Verhältnisse zurzeit nicht in die Erscheinung treten, ist lediglich eine Folge davon, daß sich unsere Marine gegenwärtig noch in einem Stadium lebhafter Entwickelung befindet, welche eine jährliche außergewöhnliche Stellenvermehrung bedingt. Dies wird aber mit demselben Augenblicke aufhören, in dem der Ausbau der Marine zum Abschluß gebracht ist und für das Aufrücken in höhere Dienstgrade nur noch die Stellen in Betracht kommen, welche durch Abgang frei werden.

Ist schon die Art der Zusammensetzung eines Offizierkorps von großer Wichtigkeit, so sind es die Grundsätze, nach denen das Aufrücken in die höheren Dienstgrade erfolgt, noch um vieles mehr, da diese einen wesentlichen Einfluß auf die Leistungsfähigkeit und den Geist, den das Korps beseelt, auszuüben vermögen.

Für die Besetzung der höheren Stellen gibt es zwei Methoden, die einander diametral gegenüberstehen. Entweder erfolgt das Aufrücken lediglich nach dem Dienstalter, oder es werden aus den vorhandenen Offizieren für die Besetzung freier Stellen diejenigen ausgewählt, welche den maßgebenden Persönlichkeiten als die geeignetsten erscheinen.

In der deutschen Marine ist das erstere Prinzip, das reine Dienstaltersystem, durchgeführt. Hier ist ein Aufrücken in den nächsthöheren Dienstgrad erst dann möglich, wenn durch Abgang oder Stellenvermehrung eine Stelle frei ist und der Vordermann diesen Schritt bereits getan hat. Diese Art der Ergänzung eines Offizierkorps hat große Vorzüge, welche hauptsächlich darin liegen, daß niemals ein Offizier in die Lage kommen kann, einem früheren Untergebenen später untergeordnet zu werden, ein Umstand, der den allgemeinen Geist des Offizierkorps außerordentlich günstig beeinflußt.

Man darf sich aber auch nicht der Tatsache verschließen, daß dies System viele Nachteile und Härten im Gefolge hat, welche leicht dazu angetan sind, die Vorteile illusorisch zu machen. Auch in den höheren Stellen darf ein Offizier ein bestimmtes Alter nicht überschreiten, da die Anforderungen an seine körperliche Leistungsfähigkeit sowohl im Kriege wie auch im Frieden sehr bedeutende sind. Daraus folgt, daß in den militärischen Laufbahnen das Aufrücken in die verantwortlicheren Stellen schneller vor sich gehen muß wie in Berufen, welche von einer hohen körperlichen Spannkraft absehen können. Nun ist aber anfangs gezeigt worden, daß für die höheren Dienstgrade ein

Digitized by Google

verhältnismäßig sehr geringer Prozentsatz von Dienststellen vorgesehen ist. Die Folge davon ist, daß, da der natürliche Abgang, wie er sich durch Todesfälle und Krankheiten ergibt, nicht ausreichend ist, um das Offizierkorps in dem notwendigen niedrigen Lebensalter zu halten, ein großer Teil von leistungsfähigen Offizieren gezwungen wird, infolge geringfügiger Veranlassungen den aktiven Dienst zu verlassen. Der Augenblick, bei welchem dieser Umstand in der Regel einzutreten pflegt, ist der Zeitpunkt, wo es sich um die Beförderung zum Stabsoffizier handelt, denn es stehen in der deutschen Marine 17,4% Stabs- und Flaggoffiziere 82,6% Kapitänleutnants und Subalternoffiziere gegenüber. Seinen Beruf, der einem durch die freie Wahl und durch mancherlei Erlebnisse und Beziehungen lieb geworden ist, aufzugeben, ist immer schmerzlich für den davon Betroffenen. Dieses Unglück wird aber noch gesteigert, wenn die Aufgabe des Berufes Nahrungssorgen im Gefolge hat. Dies wird überall da der Fall sein, wo der Betreffende keine Pension erhält, die für seinen Lebensunterhalt ausreicht, wo ihm keine Möglichkeit gewährt wird, sich eine neue Lebensstellung zu schaffen, durch welche er den Ausfall decken kann, oder wo ihm keine privaten Mittel zur Verfügung stehen.

Wenn ein Land das Prinzip des reinen Dienstaltersystems weiterführen will, und es tut gut daran, solches zu tun, weil ihm dadurch die Möglichkeit gegeben ist, sich ein leistungsfähiges Offizierkorps zu schaffen, so muß es aber auch dafür Sorge tragen, daß die Härten, welche ein derartiges Vorgehen im Gefolge hat, beseitigt werden. Unterbleibt dies, so verliert ein Offizierkorps an Wert. Denn es steht außer allem Zweifel, daß nur da gute Leistungen erwartet werden können, wo die Zahl der Bewerber eine so erhebliche ist, daß man unter den Anwärtern für eine Laufbahn von vornherein eine scharfe Auswahl treffen kann. Es wird aber anderseits sofort an der nötigen Bewerberzahl fehlen, wenn die Aussichten, in eine auskömmliche Lebensstellung zu kommen, so herabgemindert werden, daß nur eine geringe Anzahl dieses Ziel erreicht.

Daß diese schwerwiegenden Nachteile des Systems bei unserer Marine zurzeit noch nicht in krasser Weise in die Erscheinung treten, liegt, wie schon ausgeführt wurde, an der jährlich eintretenden Stellenvermehrung, eine Begleiterscheinung des Ausbaues der Flotte.

Daß sie aber sofort in die Erscheinung treten werden, wenn

Digitized by Google

dieser Ausbau zum Abschluß gelangt ist, dafür spricht die Entwickelungsgeschichte unserer Armee. Solange nach dem Kriege 1870/71 an der Verstärkung unserer Landarmee gearbeitet wurde, traten keine allgemeinen Klagen an die Öffentlichkeit. Als dann die Personalvermehrungen spärlicher ausfielen, das Offizierkorps dadurch in der Gesamtheit älter wurde, versuchte man diese Nachteile dadurch auszugleichen, daß man Offiziere, welche für besonders befähigt gehalten wurden, unter gleichzeitiger Vorpatentierung in andere Regimenter versetzte und ihnen so die Möglichkeit gab, früher wie ihre Altersgenossen in höhere Stellen einzurücken. Jetzt, nachdem die Weiterentwickelung der Armee in bezug auf ihren Umfang fast vollständig zum Stillstand gekommen ist, haben sich Verhältnisse herausgebildet, die dem Durchschnittsoffizier nur noch gestatten, bis zum Hauptmann zu kommen. Da diese Aussicht keine verlockende ist, so hat der Andrang zur Offizierlaufbahn derartig abgenommen, daß gegenwärtig mehr denn tausend etatsmäßige Leutnantsstellen nicht mehr besetzt werden können.

Wenn in diesen Verhältnissen nicht bald ein Wandel eintritt dadurch, daß die Pensionen der Militärpersonen eine angemessene Regelung erfahren und den verabschiedeten Offizieren mehr wie bisher die Möglichkeit geschaffen wird, eine Stellung im Staatsdienste zu finden, und die Härte in Wegfall kommt, daß die Offiziere, welche im Staatsdienste verwendet werden, eine Kürzung ihrer Pension erleiden, so steht zu befürchten, daß die Güte unseres Offizierkorps unter den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen leidet und dadurch an seiner bewährten Leistungsfähigkeit einbüßt. Es wäre ein großer Fehler, wenn man sich an maßgebender Stelle dieser Einsicht verschlösse und die Gefahr, welche tatsächlich vorhanden ist, geringer einschätzte, wie sie in Wirklichkeit ist. Denn schon der Umstand, daß alle übrigen Berufe überfüllt sind, während es im Offizierstande an Bewerbern fehlt, legt ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß es sich hier nicht um eingebildete Schäden, sondern um tatsächlich vorhandene handelt, die einer schnellen Beseitigung dringend bedürfen.

Im Gegensatze zu Deutschland ist in England das System der Beförderung nach freier Wahl durchgeführt, mit alleiniger Ausnahme der Dienstgrade der Admirale. Hierbei wird in der Weise verfahren, daß für die Erlangung eines Dienstgrades die Erfüllung bestimmter Bedingungen hinsichtlich der Seefahrzeit und der Dienstthätigkeit mit Erfolg absolviert sein muß. Hat ein Offizier dies Ziel erreicht, so kommt es für ihn darauf an, daß

Digitized by Google

ihn einer der hierzu berechtigten Vorgesetzten zur Beförderung in Vorschlag bringt. Außerdem werden in England die Stellungen der Navigationsoffiziere, Artillerie- und Torpedooffiziere nicht wie bei uns nach dem Dienstalter der an Bord befindlichen Offiziere, sondern nach dem Ausfall des Examens, dem sich der Betreffende nach Erledigung eines Spezialkursus zu unterziehen hat, besetzt. Hierbei gilt als Regel, daß die Examinanden je nach der Güte der abgelegten Prüfung die Nummer 1, 2 oder 3 erhalten. Die Offiziere mit Nummer 1 kommen für die Stellungen bei den Stäben größerer Verbände und für die Linienschiffe, die Offiziere mit Nummer 2 für die mittelgroßen Schiffe und die Offiziere mit Nummer 3 für die kleinen Schiffe in Betracht.

Der englische Offizier, der die Fähigkeiten und das Bestreben hat, vorwärts zu kommen, muß sich also zunächst bemühen, zum Besuch eines Spezialkursus, dessen Wahl ihm offen steht, kommandiert zu werden. Entscheidend für die Zulassung zu einem solchen Kursus ist der Ausfall des Offiziersexamens. Da in jedem Jahre mehr Offiziere das Examen machen, als Stellen für Spezialkurse verfügbar sind, so haben nur diejenigen Aussicht, hierfür zugelassen zu werden, welche ein gutes Offiziersexamen machen, während die übrigen darauf verzichten müssen, jemals während ihrer Dienstzeit über die unteren Stellen hinaus zu kommen. Diese Verhältnisse werden noch dadurch verschärft, daß es sich nicht um die Erfüllung bestimmter Bedingungen handelt, sondern daß die Konkurrenz den Ausschlag gibt. Daraus ergibt sich, daß das erste Offiziersexamen in England einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der späteren Laufbahn ausübt, der unvergleichlich viel größer ist wie bei uns. Als Vorzug kann dies indessen nicht angesehen werden; die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß lange nicht immer unter den Aspiranten jene die besten Seeoffiziere werden, die das beste Offiziersexamen gemacht haben. Dafür wird das Examen in einem Lebensalter abgelegt, in welchem sich die jungen Offiziere noch nicht voll entwickelt haben.

Dieselbe Bedeutung wie das Offiziersexamen hat für den englischen Seeoffizier der Ausfall des Examens als Spezialist. Schneidet er hierbei gut ab, so hat er nicht allein Aussicht, sich frühzeitig die zur Beförderung nötige Seefahrzeit zu erwerben, sondern auch mit älteren Offizieren, die einen Einfluß auf die Wahl ausüben, in dienstliche Berührung zu kommen, wodurch

Digitized by Google

ihm die Möglichkeit gegeben wird, seine eigenen Interessen fördern zu können.

In England legt man ganz besonderen Wert darauf, daß man auch in den höchsten Stellungen verhältnismäßig junge Offiziere hat.

Aus diesem Grunde ist für jeden Dienstgrad eine bestimmte Altersgrenze festgesetzt. Sobald dieselbe von einem Offizier erreicht wird, ist derselbe gezwungen, sich aus dem aktiven Dienst zurückzuziehen; das gleiche tritt ein, wenn ein Offizier eine bestimmte Anzahl von Jahren kein Bordkommando gehabt hat. Durch diese Bestimmungen wird erreicht, daß nur diejenigen Offiziere Aussicht haben, in eine Admiralstelle einzurücken, welche ein schnelles Avancement aufzuweisen haben, von denen man also annehmen darf, daß sie zu den tüchtigsten ihres Standes gehören, daß in jedem Dienstgrade ein natürlicher Abgang stattfindet und daß die Härten, die das System des reinen Dienstalterstufensystems dadurch mit sich bringt, daß ein großer Teil von Offizieren in unverhältnismäßig jungen Jahren gezwungen wird, den Dienst zu verlassen, vermieden werden, indem die Altersgrenzen für die unteren Dienstgrade entsprechend hoch gewählt sind.

Auch unter den Admiralen gestattet das englische System für die Bordkommandos eine Auswahl zu treffen, indem man nur den Leistungsfähigsten die Schiffe anvertraut; dadurch zwingt man die weniger tüchtigen, aus dem aktiven Dienste auszuscheiden, sobald die gesetzliche Wartezeit auf ein Bordkommando verstrichen ist.

Bis jetzt war der einzige Dienstgrad, der in England nach dem Dienstalter erreicht werden konnte, derjenige des Admirals, da hierfür der Tag der Ernennung zum Kapitän zur See maßgebend war. Doch auch bei dieser Charge bemüht man sich neuerdings die Bestimmung der Beförderung nach Wahl einzuführen.

Zwischen den extremen deutschen und englischen Systemen liegen die Beförderungsbedingungen der übrigen Nationen, indem bei denselben ein gemischtes System eingeführt ist, welches sowohl eine Beförderung außer der Reihe, wie auch nach dem Dienstalter zuläßt. So werden in Frankreich von den Kapitänleutnants ein Drittel der freien Stellen nach Wahl und zwei Drittel mit Offizieren, die dem Dienstalter nach zur Beförderung heranstehen, besetzt. Beim Fregattenkapitän ist das Verhältnis ein Halb, und

Digitized by Google

bei der Beförderung zum Kapitän zur See und aufwärts entscheidet nur die Auswahl unabhängig vom Dienstalter.

In ähnlicher Weise sind in Rußland die Grundsätze für das Aufrücken in die höheren Dienststellen geregelt.

Italien unterscheidet sich von Frankreich und Rußland dadurch, daß an die Stelle der Wahl die Möglichkeit der Bewerbung gesetzt ist. Hat ein Offizier die für die Beförderung vorgeschriebenen allgemeinen Bedingungen erfüllt, so steht es ihm frei, sich um seine Beförderung zu bewerben, indem er durch die Ablegung einer Prüfung den Beweis erbringt, daß er die nötigen Fähigkeiten besitzt.

Da ein Seeoffizier zur Ausfüllung seines Berufes nicht nur theoretisches Wissen nötig hat, sondern auch unbedingt über ein hohes Maß von praktischen Erfahrungen verfügen muß, so ist in sämtlichen Ländern, die eine Beförderung außer der Reihe zulassen, überall die Bedingung gestellt, daß der Offizier in jedem Dienstgrade eine bestimmte Anzahl von Jahren zu verbleiben hat und daß ein bestimmter Prozentsatz dieser Zeit an Bord von seegehenden Schiffen zugebracht sein muß. Diese letztere Bestimmung hat den großen Vorteil, daß die Bewerbung um die Bordkommandos eine sehr lebhafte ist. Anderseits bietet sie aber auch viel Gelegenheit zu Ungerechtigkeiten, da man einen Offizier einfach dadurch von der Beförderung auszuschalten vermag, daß man ihm nur spärlich die Möglichkeit gibt, sich Fahrzeit zu erwerben. Um dies zu vermeiden, existieren in Frankreich sogenannte Einschiffungslisten, in welche die Offiziere nach ganz bestimmten Grundsätzen eingetragen werden. Handelt es sich darum, einzelne Offiziere in besonderer Weise zu fördern, wie beispielsweise diejenigen, welche mit Erfolg die Marineakademie besucht haben, so geschieht dies dadurch, daß man ihnen eine bevorzugte Stelle in der Einschiffungsliste einräumt, wodurch sie die Möglichkeit erhalten, sich früher die nötige Fahrzeit zu erwerben wie ihre Altersgenossen.

In Deutschland sieht man zurzeit von der Erfüllung besonderer Fahrzeitbedingungen ab. Dies kann augenblicklich deswegen unbedenklich geschehen, weil die Zahl der Bordkommandos im Vergleich zu den Landstellungen eine verhältnismäßig große ist und dadurch alle Offiziere mit wenigen Ausnahmen eine ausreichende Seefahrzeit erhalten. Ob auch später, nachdem die Entwickelung der Marine zu einem bestimmten Abschluß gelangt ist,

Digitized by Google

dieser Modus aufrecht erhalten werden kann, ist eine Frage, die sich gegenwärtig noch nicht beantworten läßt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beförderung nach Wahl unter Zugrundelegung bestimmter Anforderungen, die erfüllt sein müssen, die Möglichkeit bietet, die höheren Stellen mit tüchtigen, leistungsfähigen Offizieren, die im Lebensalter noch nicht zu weit vorgeschritten sind, zu besetzen. Ebenso sicher ist es aber auch, daß ein derartiges System viele Ungerechtigkeiten zeitigen kann, die naturgemäß auf den Geist, der im Offizierkorps herrscht, außerordentlich nachteilig einwirken. Ein treffendes Beispiel hierfür bilden die letzthin im französischen Parlament gepflogenen Verhandlungen. Daß derartige Zustände möglich sind, kann nicht wundernehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, welch großen Einfluß bei der Beförderung nach Wahl das Wohlwollen desjenigen Vorgesetzten auszuüben vermag, dem der Offizier in dem Augenblicke unterstellt ist, wo er die allgemeinen Bedingungen erfüllt hat. Ungleichmäßige Beurteilung der Leistungen, auf der einen Seite zu hart, auf der anderen Seite zu milde, sowie der Einfluß persönlicher Neigungen werden sich nie ganz beseitigen lassen und bei demjenigen, der sich ungerecht beurteilt wähnt, ein Gefühl der Erbitterung zurücklassen. Diese Übelstände machen sich aber deshalb so nachteilig bemerkbar, weil der in der Beförderung zurückgesetzte nicht etwa den Dienst verläßt, sondern vielmehr gezwungen ist, unter demjenigen weiter zu dienen, der vielleicht früher sein direkter Untergebener oder Gleichgestellter war und jetzt ihm als Vorgesetzter gegenübertritt. Daß unter solchen Verhältnissen die Dienstfreudigkeit leiden muß und der innere Zusammenhang im Offizierkorps gelockert wird, ist nur rein menschlich, es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre.

Diese Nachteile sind auch beispielsweise in Italien so erheblich in die Erscheinung getreten, daß man von der Beförderung nach Wahl Abstand genommen hat und an deren Stelle die Beförderung auf Grund der persönlichen Bewerbung gesetzt hat. Dadurch ist nicht dem Vorgesetzten der Augenblick überlassen, wann er einen Offizier zur Beförderung vorschlagen will, sondern dem Untergebenen die Möglichkeit eingeräumt, den Moment selber zu wählen. Wenn dadurch auch manche Härte beseitigt wird, so bleibt dennoch immer der eine Übelstand übrig, daß Bevorzugte und Zurückgesetzte an der Förderung der gleichen Aufgabe arbeiten und gemeinsame Interessen vertreten sollen. Dies ist in einer einigermaßen gedeihlichen Weise nur da zu erwarten, wo die

Digitized by Google

Marine so groß ist, daß die Möglichkeit vorliegt, denjenigen, der außer der Reihe befördert wird, in Dienstverhältnisse zu bringen, wo eine persönliche Berührung mit den früheren Altersgenossen so gut wie ausgeschlossen ist.

Alles in allem kann man wohl unbedenklich unserem System den Vorzug geben, wenn es gelingt, durch geeignete Maßnahmen die verabschiedeten Offiziere günstiger zu stellen, so daß trotz der Härten, die ein frühes Aufgeben der Laufbahn mit sich bringt, der Zudrang von Anwärtern so bedeutend bleibt, daß beim Eintritt derselben die Sicherheit vorhanden ist, einen guten Ersatz zu erhalten und von vornherein alle die Elemente auszuschalten, von denen anzunehmen ist, daß sie keine brauchbaren, tüchtigen Offiziere abgeben werden.

Rückblick auf die 6. Generalversammlung des „Bundes deutscher Frauenvereine".

Von A. Suffmann-Ludwig.

Nicht alle Kämpfe können schweigen. Alles was für die Allgemeinheit von Bedeutung und Interesse gehört vor das Forum der breiten Öffentlichkeit. Nur hier können allgemeine Fragen, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den Kultur- und Sozialfragen der Zeit stehen, zur Klärung für die Gesamtheit gebracht werden. Alle Parteien, beide Geschlechter haben hier das Recht der Beteiligung und Anteilnahme. Sie sind die Berechtigten und Verpflichteten, die den großen Zügen der Materie zu folgen, — vorurteilslos, aber nicht kritiklos in sie einzudringen haben.

Als Lehrmeisterin und zugleich einwandsfreie Zeugin ist die Geschichte heranzuziehen, denn Recht und Sitte sind historische Kategorien, die wie alles, was in der Geschichte entstanden ist, im Laufe der Zeit Abänderungen erfahren.

Digitized by Google

Diesem von den Führerinnen der bürgerlichen Frauen schon frühzeitig befolgten Grundsatz hat sich im Laufe der Jahre manch taktische Regel gesellt. Zielbewußte Energie und strategische Gewandtheit verbünden sich heute, wo neben der Außenpolitik auch die innere Mission der Organisation als gleichwertiger Faktor anzusehen ist.

Der Einsicht, daß nicht alles was ist auch vernünftig und gottgewollt ist, folgte die Erkenntnis von der unbedingten Notwendigkeit einer bis zu einem gewissen Grade leidenschaftslosen, unpersönlichen Erörterung der Sachlage, des Gewollten und zu Erstrebenden.

Als Beweis hierfür mag der Grundton gelten, auf den die vom 5.—8. Juni in Danzig abgehaltene Tagung des „Bundes deutscher Frauenvereine" gestimmt war.

Organisationsfragen als Hauptmomente der Arbeitssitzungen, soziale Themen in sämtlichen öffentlichen Versammlungen. Ferner eine so große und so gründlich orientierte Zahl von Delegierten wie nie zuvor.

Sie könnte als Vorbild für manches Männerparlament, für manche Fachinteressentenvertretung angesehen werden. Und schließlich, und wohl nicht minder beachtenswert als die Anwesenheit so vieler Führerinnen ersten und zweiten Grades — womit natürlich nur die Stellung, das Amt nicht die eventuelle Qualifizierung zu einem solchen gemeint ist, — die Abwesenheit beziehungsweise das sich Vertretenlassen einiger der Frauen, deren scharf markierte Persönlichkeit und an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Art der Wortführung zu unerwünschten Debatten hätte führen können oder erfahrungsgemäß müssen.

Diese taktische Bescheidung mancher Vertreterinnen der Frauensache, die auf das erfreulichste durch Ausschluß der Öffentlichkeit während der Beratungen über die Reorganisation des „Bundes" unterstützt wurde, hat zu guten Resultaten geführt. Die Tagung zeigte ein gutes, ja, man kann sogar getrost sagen, ein hohes Niveau. Gewissen und Wahrhaftigkeit kamen zu bewußter Geltung, während der Unduldsamkeit und dem Fanatismus, die heute mehr denn je ein Unrecht am Gesamtwesen der Frauenbewegung sind, wenigstens vor der Öffentlichkeit die Wege abgegraben wurden. Man erhielt den Eindruck, daß hier im Nordwesten des Vaterlandes, in der alten und doch so jungen Stadt Danzig von den Vertreterinnen der 190 dem Bund angeschlossenen Frauenvereine dem Positiven, dem wirklich Erreichten und dem sich daraus

Digitized by Google

Folgenden bedeutend mehr Gewicht beigelegt wurde, als oratorischen Kunststückchen, die mit Schlagworten und bestehenden Phrasen ins Gefecht gehen.

Obenein muß man feststellen, daß auch die Leitung eine vorzügliche war. Wenigstens insoweit als der Erfolg entscheidet. Alle Vorteile geltend machen, einen bis zum höchsten Grade gefährdeten Posten nicht von vornherein aufgeben, sondern mit allen Mitteln der Diplomatie und Strategie, ja sogar unter weitgehendsten, wenn nicht gar ausschlaggebenden Zugeständnissen halten und zwar so halten, daß die Menge über dem geschickt gedeichselten Fazit die Charakteränderung gar nicht merkt, und schließlich ein sich niemals und unter keiner Bedingung in die Enge treiben lassen, sondern mit absoluter Geistesgegenwart und Schlagsicherheit alle Gefahren parieren, das war so ungefähr die Note, unter der die Führung der Tagung vollzogen wurde.

Ihr ist es wohl auch zuzuschreiben, daß der Hauptpunkt der Tagesordnung ein Antrag auf Reorganisation des Bundes, mit Zugrundelegung des folgenden Planes:

> Es sollen dem Bunde künftig nicht wie bisher die einzelnen Frauenvereine, sondern nur Vereinsverbände als direkte körperschaftliche Mitglieder angeschlossen sein,

nach langen Debatten unter Dach gebracht wurde. Freilich ist hier eine bedeutende Einschränkung zu machen. Der sehr bezeichnenderweise vom Vorstand, nicht aus dem Plenum der angeschlossenen 190 Vereine hervorgegangene Antrag, der eine direkte Verfassungsänderung für die organisierte bürgerliche Frauenbewegung bedeutete, wurde prinzipiell, und zwar mit einer sehr wesentlichen, wenn nicht gar ausschlaggebenden Modifikation angenommen und einer Kommission zur Bearbeitung und Formulierung überwiesen, um dann von der nächsten Generalversammlung im Herbste 1906 in Nürnberg von neuem geprüft und endgültig erledigt zu werden.

Es handelt sich hierbei um mittelbare durch die Verbandsorganisationen oder wie bisher unmittelbar durch die Einzelvereine vertretene Interessenwahrnehmung der naturgemäß in ihren Ansichten und Forderungen stark divergierenden Bundesmitglieder.

Der vorliegende Kompromißantrag, mit dem sich die von der Generalversammlung ernannte Kommission zu beschäftigen haben wird, löste für den objektiven Zuschauer, der nach keiner Seite

Digitized by Google

hin bindend verpflichtet war, ein hochinteressantes Schauspiel aus; dessen Schlußeffekt übrigens von ihm mit ziemlicher Sicherheit vorausgesagt war.

Eine Reorganisation ist zeitgemäß. Die Notwendigkeit verschiedener Änderungen in den Satzungen und der Praxis der Geschäftsführung ist für alle, die mit dem Apparat des „Bundes" einigermaßen vertraut und von seiner Aufgabe überzeugt sind, längst erwiesen. Vereinfachungen, Beschleunigungen sind dringend erwünscht, schärfere Präzisierung und infolgedessen weitergehende Berücksichtigung der im Laufe der Jahre hervorgetretenen Unterschiede scheint geboten.

Und daß solche in großer Anzahl vorhanden, ergibt sich nicht nur aus der mehr gemäßigten oder mehr radikalen, aus der mehr zur modernen Ethik oder mehr dem positiv Religiösen hinneigenden Tendenz einzelner Gruppen, nicht nur aus den von ihnen verfolgten Arbeitsgebieten, sondern sehr stark auch aus dem geschichtlichen Werdegang der Gegend, der Provinz, der Stadt, aus der sie hervorgegangen. Letzterem sollte man doch in der Folge etwas mehr Bedeutung beimessen, als es bisher unter der vielleicht etwas schiefen Bezeichnung der geographischen Lage geschah, die von gar vielen der Delegierten als nicht im erheblichen Maße ausschlaggebend bezeichnet wurde.

All jene von allen Seiten und allen Schattierungen zugegebenen Momente förderten den Plan einer Reorganisation auf gegebener Basis, das heißt, unter Beibehaltung der demokratischen, alle Vereine und Vereinchen als gleichberechtigt anerkennenden Verfassung. Sie widerstanden aber bis zu einem gewissen Grade dem in dem Vorstandsantrag, wenn auch in verschleierter Form, ausgesprochenen Neuorganisationsprogramm, das nur die Verbände als direkte körperschaftliche Mitglieder anerkennen wollte.

Hiergegen Front zu machen war den meisten Delegierten als Begleitparole ihres Mandates aufgegeben worden, gleichviel ob ihre Vollmachten im sonstigen etwas mehr oder weniger Selbständigkeit gestatteten. Und dieser Parole entäußerten sich fast alle ziemlich ruhigen Gewissens und leichten Herzens im Verlauf des um den Antrag entsponnenen Gefechts. Weil — nun weil durch Unteranträge, Amendements usw. ein Ausweg aus jenem Engpaß gefunden wurde, der sich zu einer gangbaren, breiten Straße dehnen soll, in der bei gegebener Veranlassung — und dies sind die Generalversammlungen — nicht nur die Gruppenführer, d. h.

Digitized by Google

Verbände, sondern auch die weiteren Interessenten, d. h. die Einzelvereine Aufstellung nehmen können.

So siegten gewissermaßen beide Parteien. Wenigstens für den Augenblick. Denn wie sich in Wirklichkeit die angestrebte Fusion gestalten wird, zwischen den Verbänden als fortlaufend funktionierenden Vertretern und den Einzelvereinen, die in der zwischen den großen Versammlungen liegenden Geschäftsperiode den Verbänden eingeordnet sind, auf den Tagungen jedoch Recht auf Sitz und Stimme haben, — das bleibt abzuwarten. Die von der Generalversammlung ernannte ad hoc-Kommission zur Weiterberatung und Durcharbeitung des Antrags dürfte ein bewundernswertes Stück Arbeit geleistet haben, wenn es ihr gelänge, die sowohl in der äußeren Form wie im Wesen stark umgewandelte Vorlage, die die „behördliche Fassung" als in einem Punkte wesentlich modifiziert bezeichnet, der nächsten Generalversammlung zur endgültigen Erledigung in einer Formulierung vorzulegen, die allen Forderungen entspricht und gleichzeitig eine klare, faßliche Form zeigt.

Wie sie sich damit abfinden wird, kommt auf verschiedene Momente an. Unter ihnen ist das vielleicht wesentlichste die Persönlichkeit der in die Kommission hineinzusendenden Vorstandsvertreterinnen, deren Wahl vorläufig noch nicht bekannt gegeben wurde. Wird auch hier die bisher befolgte Politik weitergeführt, so hat die umgestaltete Vorlage alle Hoffnung auf Realisierung, da auch schon von vornherein die Zusammensetzung der anderen Kommissionsglieder günstig liegt.

Bedeutend weniger wandelbar als zur Frage des Reorganisationsplanes stellten sich die 96 Delegierten mit ihren 156 Stimmen (bei 190 dem Bund angeschlossenen Vereinen) bei der Ergänzung der Vorstandsämter. Der Losung, an Stelle des leider aus der Leitung ausgeschiedenen Fräulein Helene Lange wieder eine berufliche Vertreterin der Bildungsfragen in den Vorstand zu senden, wurde durch die Wahl von Fräulein Pöhlmann-Tilsit Folge geleistet. Hier war die Zweckmäßigkeitsfrage für viele, die keine Gelegenheit gehabt hatten, der Persönlichkeitskritik nach der einen oder anderen Seite hin näher zu treten, entscheidend.

Bei dem zweiten Mandat siegte, so viel auch dagegen gesagt werden mag, die bereits weiter fortgeschrittene Organisation der schon länger in der Bewegung stehenden und daher straffer disziplinierten Süddeutschen. Sie hatten einer Kandidatur Bensheimer-Mannheim aus irgend welchen, vielleicht ganz richtigen

Digitized by Google

und ersprießlichen Gründen die Wege geebnet und führten sie, zu allen mehr oder weniger überzeugenden Gegenargumenten sich von vornherein kalt und unnahbar stellend, rückgratstark durch.

Beide neuen Vorstandsmitglieder gehören der gemäßigten Richtung an, die bisher — und weiter bis zur Verwirklichung des vorliegenden Reorganisationsprogramms — das Übergewicht im Vorstand hatte, wenngleich auch er durchaus „fortschrittlich" gesinnt ist, und sogar seit 2 Jahren, seit der Wiesbadener Tagung, offiziell für das Frauenstimmrecht eintritt, wie vom Vorstandstisch mehrmals frank und frei betont wurde, als eine von radikaler Seite diese Stellungnahme anzweifelnde Äußerung fiel.

Daß übrigens das Frauenstimmrecht oder einzelne seiner Phasen auf kommunalem, kirchlichem oder beruflichem Gebiete für eine kräftige Förderung der weiblichen Bevölkerung und somit der ganzen Nation unentbehrlich sind, zeigte der Versuch neuer Vorstöße bei jeder Gelegenheit. Diesmal galt's einem Spezialressort der Sozialreform, dem vom Plenum trotz der Aussichtslosigkeit einer Verwirklichung lebhafte Sympathie entgegengebracht wurde. Es handelt sich hierbei um einen vom Kölner Verein weiblicher Angestellten eingebrachten und durch die Annahme eines Amendements etwas geänderten Antrag zwecks Wählbarkeit weiblicher Personen als Beisitzer bei den unteren Verwaltungsbehörden und als Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten im Vorstand und Ausschuß der Versicherungsanstalten, wie als Beisitzer bei den Schiedsgerichten und beim Reichsversicherungsamt.

Wenn man nun von all diesen mehr innerlichen Momenten der Tagung, unter die auch einige erfolgreich zurückgewiesene Entzweiungsbestrebungen zu rechnen sind, zur äußeren Physiognomie übergeht, so war ihr nach Ausspruch eines gewiß einwandsfreien Zeugen, des Landtagsabgeordneten Münsterberg-Danzig die Note: Durchaus zufriedenstellendes, ja sogar hohes Niveau zu erteilen.

Der Besuch war gut, und besonders in den öffentlichen Vortragsversammlungen von Tag zu Tag sichtbar zunehmend. Bei den letzten Vorträgen, in denen die „gegenwärtigen und zukünftigen Bürgerpflichten der Frau", zu eingehender Besprechung gelangten, waren der große Saal, die Vorräume und sämtliche Galerien im Danziger Schützenhaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Intensives Interesse folgte den Vortragenden, deren Referate zu einem lebhaften Frage- und Antwortspiel aus

Digitized by Google

den Reihen des Auditoriums Veranlaſſung boten. Daß hierbei von einem Außenſeiter ein kleiner, recht ſehr daneben glückender Ausfall gegen die geſamte moderne Frauenbewegung gemacht wurde, wirkte in ihrer von keinerlei ſachgemäßen Kenntnis getrübten, dafür aber recht ſentimental angehauchten Gefühlsduſelei mehr erheiternd als verſtimmend. Man ging nach einigen geſchickten Abfuhren von ſeiten des Vorſtandes und eines wohl verſierten Beurteilers dieſer Frauenbeſtrebungen einfach zur Tagesordnung über.

Recht charakteriſtiſch und zu intenſiver Weiterbetätigung anſpornend war übrigens gerade die bei dieſer Gelegenheit erfolgte Kritik der Betätigung der Frauen in der Waiſen- und Armenpflege, der Vormundſchaft und den damit zuſammenhängenden Gebieten und Ehrenämtern der kommunalen Wohlfahrtsarbeit.

War doch eine ſolche auf Vorurteilsloſigkeit und jahrelange Erfahrung aufgebaute Kritik, die am Schluß der Tagung, und zwar wie hinzugefügt werden mag, einzig und allein durch jene kleine bereits erwähnte Anrempelei, alſo auf äußeren Anlaß, erfolgte, entſchieden das beſte Votum für das von Frauen, ernſten, arbeitenden und denkenden Frauen, Geleiſtete und Erſtrebte.

So fand die bei der feſtlichen Begrüßung der 6. Generalverſammlung des „Bundes deutſcher Frauenvereine“, von Oberbürgermeiſter Ehlers ausgegebene Loſung: „Vorurteilslos, aber nicht kritiklos“ noch vor Schluß der Tagung ihre Erfüllung.

Von ganz beſonderem Reiz war der Empfang, den die Stadt Danzig ihren Gäſten brachte. Drunten in dem kühlen, hoch ſich wölbenden Refektorium des Franziskanerkloſters war's, wo ſich zu einem äußerſt gelungenen, ſtimmungsvollen Feſt Wirte und Gäſte frohgemut verſammelten. Muſik und Poeſie gaben den Auftakt zu dem folgenden Mahl, bei dem es weder an guten Reden, noch an manchem guten Trunk oder gar an hübſchen, feſſelnden Frauengeſtalten fehlte, dieſer Dreieinigkeit, die der Deutſche und mit ihm noch viele ſeines Geſchlechts nun einmal zum rechten Lebensgenuß nötig erachtet.

Manch ernſtes Wort wurde getauſcht. Man luſtiges Geplänkel flog hin und her. Die Stunden verrannen. Die Köpfe der in Vaſen und Schalen prunkenden Blüten neigten ſich. Die Morgendämmerung hub an. Und noch immer luſtwandelten im kühlen, herrlichen Kloſtergarten Frauen, denen ihr großer Dichterfürſt das ſtolze, ſelbſtbewußte „Wir leben, wir leben! Und der Lebende hat Recht“ als Mahnung zugerufen hat in jener Zeit,

Digitized by Google

wo das „mulier taceat in ecclesia“ bis in seine letzten Konsequenzen zu wanken begann.

Im Franziskanerkloster der alten und doch so jungen Stadt Danzig, die das Schicksal vor jedem starren, verknöcherten Konservatismus gnädig bewahrt hat, war's, wo sich zu den bewährten Freunden der Frauenbewegung neue Beobachter gesellten.

Wenn sie dessen gedenk sind, daß wie die Weltenmeere so auch der Strom der Zeit unabläßig fließt, und daß es niemand beschieden ist, zweimal in derselben Welle unterzutauchen, dann wird auch ihnen und all denen, die noch von fern stehen, das Bewußtsein vom ehernen Wandel der Begriffe, Sitte und Recht kommen. Sie werden der Geschichte, die schon die alten Kulturvölker als weibliche Gottheit auffaßten, beipflichten, wenn sie lehrt, daß der Fortschritt, der Radikalismus von heute schon übermorgen zum konservativen Dogma geworden.

Reinhold Stades Liebe.

Von Lotte Gubalke.

[Teil II.]

Am Pfarracker traf Reinhold Stade auf den Kräuterjobst. Er hielt ein in seinem schnellen Lauf und begrüßte ihn leutselig mit einem Handschlag. Der Alte sah verdutzt auf den Mann mit den lachenden Augen, dem doch erst vor vier Monaten die Frau gestorben war. Er fragte nach den letzten Stunden der Toten und da flog eine Wolke über Stades Gesicht. Mit flüchtigen Worten berichtete er von ihrer Krankheit, ihrem Ende.

„Ich hörte schon, sie hat gerufen: Ich laß dich nit“ — dabei sah er mit seinen scharfen Augen, denen das Alter nichts anhaben konnte, Reinhold genau an und bemerkte ein kleines Büschel blondes Haar an einem Knopf auf der Achselklappe seines Kittels hängen. Da sagte er mit seltsamer Stimme: „Mit Verlaub, Reinhold Stade“ — und zog das Haar mit spitzen Fingern aus seiner

Digitized by Google

Fessel. Und Stade wurde blaß und rot. Aber Jobst sagte nur: „Liegt da oben am Jacobsborn nit die Wies vom Düppen Daniel?“

„Warum die Frag, da Ihr das doch genau wißt, indem ich Euch im letzten Sommer an der Quelle traf, gerade als Hulda Düppe Heu machte.“

„So merk dir dies, mein Sohn. Auf dieser Wiese wachsen für dich nur Giftpflanzen!“

Da lachte Reinhold Stade sein altes, übermütiges Lachen und ging eilend zu Tal.

Jobst aber drehte von den Haaren eine kleine Locke, die hielt er eine Weile sinnend zwischen den Fingern, dann entfiel sie ihm über dem Sinnen, und ein Rotschwänzchen, das wippend am Bachrand entlang schritt, hob sie auf und trug sie zu Neste.

Jobst aber ging, so flink ihn seine alten Beine tragen konnten, nach dem Jacobsborn. Da fand er nichts mehr als Gras, das sich noch nicht wieder aufgerichtet hatte, weil zwei hier geruht haben mochten. Jacobine war längst auf einem Nebenweg, der durch das Wäldchen führte, dorfwärts gegangen.

Nun saß der Alte am Quell und wartete gleicherweise auf Wasser und auf gute Gedanken, die ihm kommen sollten, Unheil zu hemmen.

Er nahm sein Reff, das er neben sich gestellt hatte, auf und dachte, nach Bornstädt zu wandern. Dort lebte der, welcher alle Verwirrung angefangen hatte. Der sollte helfen.

Frau Hulda Düppe hatte gewartet in banger Angst, und nun war sie froh, als Jacobine endlich die Dorfstraße heraufkam. Nun staunte sie über das frohe Gesicht des Mädchens, — ja, die sang wohl gar?

„Wo warste so lang? Was soll denn das Lache?“

Jacobine blieb in der Tür stehen. Sie legte den Arm an den Pfosten und das Gesicht darauf und verharrte einige Sekunden in dieser Stellung. Dann lief sie plötzlich mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu, umschlang sie leidenschaftlich und rief: „Mutter, Mutter, ich bin so ein Glückskind — und nu wird alles gut. Und ihr habt noch am Kirmeßsonntag zu den Düppes gesagt, ihr wollt mich nit zwinge. Alleweil weiß ich, wen ich nehm und wen ich nit nehm. — Ich nehm den Schorsch nit, aber

Digitized by Google

ich nehm einen annern und gegen den kann keiner nix einwende, — ich weiß es genau — — —"

„Wer ists, das muß ich wisse, — das will ich wisse — — —"

„Ich will dirs sage, wenn es so weit is, — alleweil kann er noch nit freie — — —"

„Menschenkind" schrie Frau Düppe, — „sprich doch, wenn dir deine Seligkeit lieb is, — das is, — das is, — das kann nur der Stade sein — — und das, das is — — — das geht nit — — das leid ich nit, nie! In ein Unglück soll ich mein Kind stürze, — nein, ich laß dich nit blind hineinrenne! — Red gar nix, sonst lernste deine Mutter kenne — — —"

„Da kann nu kein Gott was dran ännern" sagte Jacobine ganz fest und ruhig. Ich hab mich dem Reinhold gelobt — oben am Jacobsborn — vor kaum einer Stund, und ich werd das Wort halten. Nit Himmel und nit die Höll bringt mich davon ab. Von Unglück und Verderben seh ich keine Spur, — sollteſt Gott danken, daß es so kam, denn ehe ich den Düppe genommen hätte — — lieber tot sein!" — —

„Am Jacobsborn? — Oh, du gott- und ehrvergessne Dirn, jetzt bekenn alles frei heraus!"

„Ich kenn euch nit widder, Mutter! Was wollt ihr gegen den Stade vorbringen? Rechtschaffner kann keiner sein!"

„Ich sag dir, ich fleh dich an, laß von dem! Du stifteſt dir einen Sitz in der Hölle mit dieſer Lieb!"

Jacobine sah entsetzt ihre Mutter an. Was war denn mit der Frau?! Ehe sie ein Wort der Erwiderung finden konnte, fing dieſe wieder an, diesmal mit bittender und schmeichelnder Stimme: „Oh, mein liebes Jacobinche, sag deiner Mutter alles, eh es zu spät is — —"

„Was soll denn nur zu spät sei?" — fragte Jacobine verwundert. „Ich kann frei vor jeden hintrete und bekenne, was da oben am Born geredet is. Ein ehrlicher Verspruch war's zwiſchen mir und dem Reinhold Stade. Und wenn die Trauer nit wär, da käm er heut abend noch her. Weil er aber keine üble Nachred will und wegen der Gretmarie, der er in ehrlicher Liebe zugetan war, so wartet er noch die zuſtändige Zeit. Wenn ihr's aber verlangt, du und der Vadder, so kommt er gleich und macht's einſtweilen ins Geheim mit euch ab."

„So, — also du stehſt auf deinem Willen? Ich sag dir, es kann nit sein" rief Hulda Düppe ganz verzweifelt. Dann starrte sie vor sich hin. Nachdem sie eine Zeitlang nachgesonnen hatte,

Digitized by Google

rief sie wieder: „Jacobine, sag noch nix zu deinem Vadder, — laß mir nur drei Tage Zeit, — am Ende, daß dann alles ein ander Gesicht bekommt — — —“

Jacobine, die sich das Wesen ihrer sonst so ruhigen Mutter nicht anders als mit Krankheit erklären konnte, versprach dies nur zu gern.

Sie ging hinaus. Auf der Diele fiel ihr aber ein, daß ihr Vater heute abend Antwort haben wollte und sie kannte ihn genug. Sie wußte, er ließ nicht mit sich spaßen. Darum kehrte sie um und sagte: „Was sag ich aber dem Vadder?“

Da wischte sich Frau Hulda über die Augen, als ob sie ein schreckliches Traumbild verscheuchen wollte. Sie saß ganz zusammengesunken im Stuhl am Ofen und sagte: „Gib mir dein Wort, Jacobine, daß du den Reinhold drei Tage nit sehn willst, — dann renk ich auch bei deinem Vadder alles ein.“

„Nur drei Tage nit! Ach Mutter, unsere Lieb hält eine Ewigkeit aus, — was ist da eine so kleine Zeit!“

Sie ging, eine feste Sicherheit im Herzen, Frau Hulda Düppe aber saß in heller Verzweiflung da. War's denn möglich, und war's auszudenken? Der Reinhold und die Jacobine hatten einen Vater? Wer hatte das gesagt? Der Jobst, — der Jobst, von dem die Leute sagten, er sei mit dem Bornstädter Baron näher verwandt, als man ahne. — Ach mein Gott ja, der Jacobsborn. — — — Sie fuhr zusammen und hielt sich die Ohren zu, — denn sie meinte, sie höre lachen und rauschen und das heimliche Kluckſen, ehe die Flut kam, heraus aus dem versunknen Dorf, das einstmals dort lag. — Versunken — — versunken war sie nun in alles Elend, was Menschen ausdenken konnten. Sollte sie frei bekennen, — nach so vielen Jahren, die in Ruhe und Ansehn verbracht waren? Und die Leute sollten mit Fingern auf sie zeigen und Daniel Düppe sollte sie hinauswerfen — — ja, das würde er tun. —

Aber der Jobst, — er war am Ende kindisch, — was hatte er gesagt? Dem Reinhold Stade seine Mutter war aus Bornstädt — das war alles! Und hatte je im Leben jemand was schlechtes von der gehört? — Aber zweifelte denn irgend einer an ihr? Und wenn sie nun zu allem schwieg? Wenn's der Herrgott zuließ? Sie sprang auf, — das war ja gar nicht zum aushalten! Und so betrogen war sie obendrein. Hatte denn der Bornstädter nicht geschworen, daß er keine je vorher und nachher so liebe wie sie. — Wart, jetzt wußte sie Rat. Sie wollte selbst zu ihm hin-

Digitized by Google

gehen und fragen, ob das, was Jobst gesagt hatte, wahr sei. — So viel sie sann, — das war immer das Ende — hingehen und fragen. — Und wenn er ja sagte. — — — Und was sagte sie nun zu Düppe, wenn sie fortging. — Und wenn er nun auf seinen Kopf besteht: Düppe oder den Stade. — —

„Nein" sagte sie dann, — „nit zu viel auf einmal denke. Jetzt geh ich zu dem Bornstädter. Und dem Düppe sag ich die — — — die Jacobine freit den Stade — — — denn — — — der Jobst log — — log."

Sie stand auf und ging mit festen Schritten über die Diele in die Scheune zu ihrem Mann. Jetzt war sie die stolze Frau Hulda Düppe, eine Meisterin in Selbstbeherrschung, die sie so lange, lange Jahre geübt hatte. Und sie hatte so fest geglaubt, daß mit so viel heimlicher Reu und Buße und mit so viel Tränen an den drei Leichen ihrer Söhne, die Gott nahm, alle heimliche Schuld und Schande gesühnt sei. Und nun sollte es doch wahr sein, was der Pfarrer noch am letzten Sonntag behauptet hatte — daß man auch den letzten Heller bezahlen müsse? — — Nach vierundzwanzig Jahren noch? — — Sie schüttelte den Kopf — sie wollte nit. — — —

„Düppe" sagte sie, „ich hab mit dir zu reden. Die Jacobine sagt mir eben, sie will den Stade freien — sie will ihn zum Manne. — Er hat's ihr heut beim Grummetwenden gesagt, sie soll auf ihn warten, bis seine Trauer aus is, — mir wär's lieber, sie hätte einen Düppe genommen, — aber was soll man dazu tun. Da du's auch so willst, denn du sagst: Einen Düppe oder den Stade, — so mein ich, ich seh gleich morgen, daß wir das Bornstädter Kapital kündigen und ich fahr einmal selbst hin. Denn vorgesorgt ist besser als nachgesorgt."

Düppe stand in der Scheune und drehte Strohseile. Das hielt er für keine Arbeit, sondern für eine Spielerei. Und er drehte auch ruhig weiter, als Hulda mit ihm sprach, und verzog bei ihren Eröffnungen keine Miene. Nur, als sie von dem Kapital sprach, da schaute er etwas aufmerksamer empor und meinte dann: „Ich hab mehr Geld, als du meinst — und an dem Kapitälche ist mir nit viel gelege, — aber die Leut sagen, mit dem Bornstädter ging's rückwärts und der alte Stade selig, der auch ein Kapital da stehn hatte, der hat sich's rückzahlen lassen, — also tu's du, es ist Geld von deinen Leuten, mach's." — — —

Hulda sah ihren Mann starr an: „Dem Stade, dem hat er

Digitized by Google

auch ein Kapital ausgezahlt? — Das weißt du genau? Mein Gott — — —!"

„Na nu, was is dabei?"

Hulda Düppe nickte mechanisch. — „Ich will's versuchen — mit dem Baron."

Schon am anderen Morgen war sie auf dem Weg. Düppe hatte den kleinen grünen Korbwagen anspannen lassen und der Hofjunge fuhr. Hulda saß auf einem mit Stroh gefüllten Sack, über den Jacobine eine gute Pferdedecke gebreitet hatte. Sie hatte ihre Federhaube auf, die mit der schwarzen Spitze ins Gesicht und den langen dunkeln Bändern und ihren schwarzen Tuchmantel.

„Mutter, ihr seht staatsch aus" rief Jacobine, „wie auf einem Bild!" Auch Daniel verzog seine dünnen Lippen zu einem Lächeln und sagte: „Kannst dich sehen lassen — und tritt nur fest auf und tu nit erbärmlich und denk nit, ohne das Geld könnt die Jacobine nit unter die Haub! Was des anlangt . . . ."

Und nun fuhr sie in den hellen frischen Herbstmorgen hinein. Auf den Wiesen lagen leichte Nebel, die krochen ganz sacht am Boden hin, denn die Sonne hielt sie nieder mit ihrer Macht, die sie beim Aufgehen mit doppelter Gewalt entfaltet. Auf den Feldern standen Garben und an den Hecken gab es rote Berberitzen und Hagebutten. Die Gänse, die auf die Weide getrieben wurden, über die ersten Stoppeln, schlugen mit den Flügeln und lärmten laut und lustig, so daß die Federn flogen. Die sammelte die Gänsemagd in einem kleinen Sack, den sie sich um den Hals gehangen hatte. Wenn sie genug zu einem Bett aufgelesen hatte, so wollte sie den Kuhjungen freien! Darauf freute sie sich wohl sehr, denn sie sang lustig in den blauen Herbstmorgen hinein und kam sich mit ihren paar aufgelesenen Gänsedaunen reich wie eine Königin vor. Hulda sah der barfüßigen Magd nach und seufzte. Was halfen Frau Hulda Düppe ihre schwellenden Betten, — hatte sie wohl jemals Ruhe und Frieden und Glück auf ihrem Pfühl gefunden?

Und was wollte sie denn nun eigentlich auf dem Bornstädter Schloß? — Oh, das hatte sie sich in einer langen schlaflosen Nacht klar gemacht. Sie wollte einen zur Rechenschaft ziehen. Einer, der ihr einmal in einer linden Sommernacht geschworen hatte, sie sei die einzige, die er liebe. Einen fragen, ob es wahr sei, daß er — — — Ah, sie schauderte. Wenn sie doch den Jobst noch einholen könnte! Wenn sie ihn vielleicht im Freuden-

Digitized by Google

heimer Wirtshaus träfe? Dann wollte sie den Wagen vorausschicken und mit ihm eine Strecke durch den Wald gehen, jenen Richtweg, den sie so gut kannte, — und dann sollte er ihr noch einmal alles genau wiederholen, am Ende sagte er dann, er habe sie zum Narren gehabt. — — —

Aber sie traf ihn nicht im Wirtshaus. Er war mit einem Köhler vor einer halben Stunde davon gefahren. Der Junge mußte die Gäule antreiben, aber sie holten den Köhlerwagen nicht ein .. Der mußte seitwärts in einen Waldweg eingebogen sein.

Als sie in Bornstädt angekommen waren, ließ Hulda Düppe im Schwan ausspannen und ging langsam die Dorfstraße hinab auf das Schloß zu. Seit zwanzig Jahren war sie nicht hier gewesen. Alles war noch so wie ehemals. Die Hecken mit allerhand Gesträuch und wildem Hopfen überwuchert — auf dem Dorfwasser Enten und Gänse. Die Häuser mit dem hellblauen und rosa Anstrich — die Kirche mit dem spitzen Turm und dem Schieferdach und dort das alte Schwedenkreuz am Straßenrand mitten im Dorf. Hohe Brennesseln an der Böschung, die vom Bach nach den Gärten hinaufführte, und umgestülpte Milchtöpfe auf den Zäunen — und Wäsche, die im Wind flatterte auf der Leine. Und dort das Schloß. — —

Ah, wie lebendig das alles in ihr wurde, was längst tot schien! In Irmstädt gab es kein Schloß und sie hatte nie eins vordem gesehen, damals vor vierundzwanzig Jahren, als dieses. Und seitdem sah sie kein zweites, — es sei denn im Bild. Aber dies Schloß, — so ganz aus Stein mit zwei dicken, runden Türmen und vielen tiefliegenden Fenstern und immer noch auf dem Turm die goldene Wetterfahne und dort die zwei breiten Linden, deren Stämme schon hohl waren, — und ein stolzer Pfau auf der Mauer und im Hof welsche Hühner mit großem Gekoller und Gegacker und unter der Linde drei mächtige Hunde — alles wie damals — und doch anders. Ob ein Pfau so alt werden kann? Ob er auf demselben Fleck sitzt mit demselben prunkenden Schweif — tausend blaugoldne Augen und diese feine Krone auf dem Kopf! — Oh, wie seltsam bekannt kam das Frau Hulda Düppe vor!

Damals klatschte sie in die Hände und lachte laut auf und ihr Vater schalt über ihren Übermut. Er war mit ihr hinaufgefahren zur Kirmeß nach Bornstädt. Auf dem Anger unter der Linde, am Abend bei Fackelschein, hatte sie einer umfaßt und geschwenkt. — — —

Digitized by Google

Jetzt wußte sie mit einem Mal, warum sie so empört über den Reinhold war, als er die Jacobine unter der Irmstädter Linde zum Tanz umfaßt hatte. — — — Und nun wußte sie auch mit einemmal, daß es töricht war, den Baron zur Rede zu stellen. — Woher hatte denn der Reinhold Stade sein Lachen, — warum war ihr das denn nicht früher aufgefallen! Und wie kam's denn, daß die Jacobine auch immer ein helles Lachen anhub. — — —

Das dachte sie alles und wußte, ihr Gang war vergebens, und ging doch mechanisch weiter, durch das große offene Hoftor, über den Kies, der unter ihren Füßen knirschte. Die trägen Hunde blinzelten sie an, reckten die Hälse, — kamen so langsam in die Höhe und dann leise knurrend auf sie zu. Der eine kläffte einmal laut auf. Sein Kläffen verlor sich in ein pfeifendes Gähnen. Aber der verschlafene Diener, der auf der Bank vor dem Eingang zum Schloß saß, fuhr empor, kam herzu, — scheuchte die Hunde beiseite und frug nach Frau Hulda Düppes Begehr.

Der Herr Baron? Jawohl, der war zu sprechen, ja sicherlich, er war noch beim Frühstück, — wen er melden solle? Frau Hulda Düppe? Aus Irmstädt? Aus Irmstädt, das hinter dem Wald lag — so so. — — — Und er schlenderte die Treppe hinauf, sah sich mehrmals nach der stattlichen Frau um, die in ihrem schwarzen Tuchmantel und mit ihrer schwarzen Federhaube so regungslos da stand. Dann verschwand er, und Hulda fühlte in diesen wenigen Sekunden, bis er wieder erschien und ihr zuwinkte, sie möge näher treten, ein ganzes Erdendasein mit allen seinen Wonnen und seinem Weh an ihrer Seele vorbei ziehen, denn sie kam sich vor wie eine Ertrinkende. Jetzt stand sie in dem großen Eßsaal. Düster, weil die tiefen Fensternischen beschattet waren von den Linden, deren Zweige sich gegen die Scheiben drängten. An dem großen Eßtisch saß der Baron. Sein einziger Gefährte war eine große Dogge, die er mit festem Druck niederhielt, als sie aufspringen wollte. Er schaute die Frau, die zögernd in der Nähe der Tür stehen blieb, fragend an. So als ob er sich auf irgend etwas besänne, aus angeborner Höflichkeit. Es schien ihm peinlich, daß er nicht gleich wußte, wer sie war, wohin er sie rechnen sollte. Zu den vielen Bittstellern, die zu ihm kamen oder zu denen, die Klagen führten über tausend Lappalien? — Er sagte:

„Tretet näher, Frau — Frau, — wie war doch Ihr Name?"

Digitized by Google

„Hulda Düppe aus Irmstädt", sie sagte es mit gepreßter Stimme. Er hielt die Hand an die Ohrmuschel, bog sich etwas vor und fragte ungeduldig: „Wie, was? Noch einmal, wenn ich bitten darf, — gute Frau etwas lauter — — Hulda — Hulda?"

Hulda Düppe zitterten die Kniee. Ja, kannte sie denn der Mann da nicht mehr! — Der Mann da, dem sie alles gab, — der ihr alles nahm? Sie schwieg und faßte mechanisch nach der Lehne des Stuhls, der neben der Tür stand. Der Baron kam jetzt auf sie zu. Sie sah wie durch einen Schleier. Sie hätte ihn doch unter tausend Menschen wieder erkannt, — ja, das war er — so mit diesem forschenden Blick hatte er sie auch damals angesehen. Und wenn er auch alt geworden war, grau an den Schläfen und graue Fäden in dem rotblonden Bart und die Falte auf der Stirn sich vertieft hatte, — stramm und aufrecht und breit in den Schultern und wippig in den Hüften, stand er heute, wie damals vor Hulda Düppe, der Kunz von Bornstädt. Und mit seiner schmalen, weißen Hand strich er noch genau so den Bart und dann schnippte er mit den Fingern, schlug sich vor die Stirn mit dem Handrücken und sagte ein wenig ungeduldig, ärgerlich über sich und sein schlechtes Gedächtnis: „Ja, wenn ich doch nur gleich wüßte, gute Frau, wo ich Sie hintun soll. — — Ja, verdammt und Donnerschlag, wie war doch Ihr Name?"

„Hulda Kott war mein Mädchenname, — dann nahm ich einen Düppe, einen Düppe aus Irmstädt, — Daniel Düppe vom Schafhof. — — —"

Aber Kunz von Bornstädt schien diesen Namen niemals gehört zu haben, wenn er auch zu Huldas Klarlegung nickte und sich am Bart zupfte und dann das Kinn in die Hand stützte. — —

„Und nun weiter, was wollt Ihr, gute Frau, — faßt Euch kurz, wenn's möglich ist, — sehr kurz, ich habe eine Jagdpartie vor. — — — —"

„Ich wollt" — — — Ja, was wollte doch Frau Hulda Düppe alles! Sie wollte ihn fragen, ob es wahr sei, daß er sie betrogen habe — sie hatte ihm soviel sagen wollen! Schreckliches — von Jacobine und Reinhold Stade. — — Sie wollte ihn bitten, er soll schwören, daß das nicht sein Sohn sei. — — — — Und wenn er das nicht könne, dann wolle sie fluchen — fluchen und ihm sagen, daß Sünde und Verdammnis auf ihn lauerte. Auf ihn, auf sie und seine Nachkommen! Aber sie sagte nichts von alledem. Sie stotterte mit zitternden Knieen nur das eine:

Digitized by Google

„Herr von Bornstädt, mein Mann will das Geld, weil die Jacobine — — —“

Er ließ sie gar nicht zu Ende reden: „Geld? — Ja, meine gute Frau, da müssen Sie sich doch aber an den Rentmeister wenden — an Rentmeister Schwarzkopf, der führt meine Geldgeschäfte, und es tut mir leid, daß der Fritz, der Flegel Sie erst hier herein führte.“

Er zog an dem Klingelzug neben der Tür und faßte dabei so nahe an ihr vorbei, daß er ihren Mantel streifte und der vornehme Geruch, der aus seinen Kleidern wehte, ihr entgegen strömte.

„Ich — ich wollt den Herrn Baron noch fragen — — —“

„Gute Frau“ — und nun lachte er laut und lustig, — „um Gotteswillen fragen Sie mich nichts, wenn es sich um Geld und dergleichen Dinge handelt, das weiß Rentmeister Schwarzkopf alles besser als ich!“ — Und dem eintretenden Diener rief er zu: „Fritz, alter Esel, Troddel und kein Ende, warum führst du die Frau zu mir? Eine Frau, die auf der Renterei zu tun hat?“ — Und er machte eine freundlich herablassende Bewegung mit der Hand nach der Tür hin, und Hulda Düppe ging hinaus. Sie ging wie im Traum dem Diener nach, durch lange Gänge auf weichen Teppichen. Durch Gänge, an deren Wänden Jagdbilder hingen und große eichene Schränke standen. Der Weg schien ihr endlos und es kam ihr vor, als ob sie's gar nicht sei, die hier ging. „Hier ist die Renterei“ sagte der Diener — „treten Sie ein, ohne zu klopfen, das weitere erfahren Sie dann drinnen“.

Wie sie in den Raum gekommen war, dem alten gelben vertrockneten Mann gegenüberstand, der sie forschend durch seine Hornbrille ansah, sie wußte es nicht. Diese Luft, angefüllt von kaltem Tabaksrauch und dem Geruch, wie er alten Akten entsteigt, — dieser bitterliche, trockene Geruch — legte sich ihr so schwer auf die Brust. Zweimal mußte das bewegliche Männchen in dem glänzigen schwarzen Rock mit den langen graulinnenen Schreibärmeln fragen: „Was ist Ihr Begehr?“ Dann raffte sie sich mit einem tiefen Seufzer auf: „Könnt Ihr in Euren Büchern nachschlagen, seit wann der alte Kaspar Stade in Irmstädt — Zins von hier bekommt?“

„Weiß ich auswendig,“ sagte Rentmeister Schwarzkopf, — „weiß ich genau, aber warum wollt Ihr das wissen? Was habt Ihr für ein Interesse daran?“

Digitized by Google

„Es handelt sich um ein Unglück und um ein Mißverständnis“ sagte Hulda verwirrt.

„Aha, — ich kann mir's denken! — Liebe Frau, hier gibt es keine Mißverständnisse — ganz und gar keine — nun ein Geheimnis ist es ja nicht, — also seit 33 Jahren zahlt die Renterei Bornstädt 150 Taler an Frau Juliane Stade. — Als Leibrente war die Abfindung gedacht. Keinen Pfennig mehr, seit sie vor drei Jahren starb, das war so ausgemacht, und selbst wenn Unglück —“

Hulda Düppes Brust entrang sich ein Stöhnen, so laut und weh, daß der alte Mann ganz erschrocken auffuhr. — — „Sind Sie verwandt mit Stades? Brauchen denn die Stades so nötig das Geld? Aber es wird nichts helfen, gute Frau, — der Baron kann nichts mehr zahlen. Ich meine, es war eine anständige Abfindung!“

„Nicht von derentwegen, — ich wollte es nur wissen, wer dem Reinhold Stade sein Vater is“ — — — — —

„Pscht — pscht, gute Frau, — was redet Sie da für törichte Sachen und wie kommt Sie dazu, mich so zu überlisten — pst — pst — — —“

Aber Hulda Düppe fuhr fort: „Ich bin nämlich Hulda Düppe — eine Kott vom Gut hinter der Kirch“ — — —

„Ach — ah, — so, so, ganz recht — sehr wohl, — ich weiß! Sie bekommen nur 100 Taler jedes Jahr! Daher! Nun sehen Sie mal, Sie sollten nicht die Tote beneiden, — es geht alles mit rechten Dingen zu, der gnädige Herr ist ein peinlicher Mann, — Ihnen Hulda Düppe geb. Kott — steht noch ein Kapital zu — monatlich zu kündigen und die Juliane Stade bekam die 50 Taler mehr — gleichsam als Abzahlung gerechnet, verstehen Sie? Der Baron hält das immer so. — So oder so. — Ihr Vater, Berthold Kott — — —“

Ja warum wurde denn Frau Hulda Düppe so bleich und warum faßte sie in die Luft und warum waren ihre Lippen so blau? Rentmeister Schwarzkopf sprang von seinem Stuhl auf und lief hinter der Barriere vor. Er hatte Mühe, die große, steife Frau, auf einen Stuhl zu zwingen. Dann lief er ganz kopflos hin und her, goß aus der Glasflasche auf dem Fensterbrett ein Glas Wasser ein, hielt es der Frau vor den zusammengekniffenen Mund und da sie keine Miene machte, es zu trinken, stellte er es wieder hin und holte eine Flasche mit Rum, die da verschlossen in einem kleinen Schrank neben seinen Tinten-

Digitized by Google

flaschen stand. Damit rieb er ihr Schläfen und Nase ein. Nun wehrte sie energisch ab und sagte, allmählich wieder zu sich kommend: „Nichts für ungut, — ich hatt'n Schwindel, — ja so, ich wollt das Kapital auf meinen Namen kündigen, — die Sach wär also erledigt — — —"

Dann ging sie stolz und steif hinaus, und Rentmeister Schwarzkopf nahm eine Prise, schnippte auf den Dosendeckel und sagte laut: „Mein Gott und Heiland, ist das eine unheimliche Person." — Und nach einer Weile: „Immer noch ein staatsches Weib, — ja, ja, ja, der Kunz von Bornstädt, man soll's ihm lassen, sein Geschmack war nicht schlecht und er verstand zu leben. . ."

Und während Hulda Düppe heimfuhr in den sinkenden Abend hinein, ohne ein Wort gesagt zu haben, als „Spann an, Junge" und ohne einen Bissen zu essen — — saß Rentmeister Schwarzkopf vor seinem Herrn Kunz von Bornstädt in dessen behaglichem Arbeitszimmer, wo die Lampe ein mildes Licht verbreitete.

„Vielleicht entsinnen sich der Herr Baron noch auf eine gewisse Hulda Kott aus Irmstädt? Der Herr Baron fanden sich damals mit dem alten Berthold Kott gütlich ab, der klagbar werden wollte — — —"

„Weswegen klagbar werden wollte — —"

„Nun, ich darf den Herrn Baron vielleicht daran erinnern, daß die Hulda Kott ein sehr schönes Mädchen war, — der Herr Baron lernten sie auf der Bornstädter Kirmeß vor 25 Jahren kennen — — —"

„Vor 25 Jahren? Aber ja, Schwarzkopf, — aber ja! Donnerschlag noch mal, — jetzt besinn ich mich, — so ein dunkelblondes Hessenblut — da aus Irmstädt — — ja, ja, ich weiß nun. Der Alte hatte das Sicklersche Gut geerbt — da in Irmstädt — — ja, nun weiß ich wieder. Waren schöne Zeiten!"

Er schlug seinen Rentmeister wohlwollend auf die Knie. — „Ja, was mag wohl denn aus der wilden Hummel geworden sein — — Herrgott, jetzt besinn ich mich! War ganz wie unsinnig nach ihr — hem — hem, ach ja — ja. Na?"

„Der Herr Baron ließen ihr und einem etwaigen Kinde ein Kapital zuschreiben, — sie war nun heute hier und wollte es — oder hat es vielmehr gekündigt. Ich wollte das pflichtschuldigst melden. Die Frau war heute selbst hier" — — —

„War sie das am Ende, die der Esel, der Fritz hier hereinführte — Donnerschlag, — ja — schade, daß ich sie nicht erkannte,

Digitized by Google

— man hätte ihr etwas vorsetzen sollen — ist mir fatal! War ein famoses Mädchen — Rasse — — — Hat sie eine Tochter?"

„Ja, Herr Baron, das weiß ich nun wirklich nicht genau, ob sie einen Sohn oder eine Tochter hat, ich kann mich aber danach erkundigen, wenn der Balsam-Jobst vorspricht."

„Ja, tun Sie das, lieber Schwarzkopf — und das Geld — natürlich das bekommt sie. Machen Sie das nur — schade, daß ich sie nicht erkannte, man hätte am Ende von jenen glücklicheren Tagen reden können." — —

Hulda Düppe saß steif auf ihrem Strohbund. Der Abendwind wehte schon kalt durch das Tal und spielte mit ihren sieben schwarzen, aufrecht stehenden Federn und wehte die langen schwarzen Nackenbänder ihrer Staatshaube in die Höhe. Kerzengerade saß sie da und schaute gerade aus, ohne etwas zu sehen. Dem Pferdejungen kam sie ganz unheimlich vor. War sie auch nicht eben redselig, so fiel doch sonst, wenn er sie hier und da einmal zur Stadt oder nach Leublingen zu den Vettern ihres Mannes fuhr, ein Wort, und wenn es auch meist ein Tadel oder eine Ermahnung war wegen schlechten Fahrens. Er war froh, als er auf dem Schafhof wieder angekommen war, und wunderte sich gar nicht, als er am anderen Tage von der Kuhmagd erzählen hörte, daß die Frau krank von Bornstädt heimgekommen sei und zu Bett liege.

Ja, Hulda Düppe war krank. Sie lag still und blaß im Bett und aß nicht und trank nicht und der Doktor, der sie untersuchte und beklopfte, konnte den Sitz des Übels auch nicht finden. „Es kommt von den Jahren" meinten die Weiber, wenn sie miteinander über diese sonderbare Krankheit sprachen, die eine Art Zehrung sein sollte. Alle Kraft schien von Frau Hulda Düppe gefallen zu sein. Daniel Düppe ging kopflos umher. Seine Frau, die das Regiment im Haus und in der großen Wirtschaft führte, fehlte an allen Ecken. Jacobine ging mit verweinten Augen durchs Haus, denn wenn sie die Mutter fragte: „Bin ich daran schuld, ist Euch am End gar die Galle übergetreten, von wegen dem Reinhold Stade", — dann drehte sie sich nach der Wand und schloß die Augen und gab keine Antwort. Das Geld konnte auch nicht der Grund ihrer Niedergeschlagenheit sein, denn es kam schon durch einen Boten nach vierzehn Tagen. Not bricht Eisen, dachte das verzweifelte Mädchen und so brach sie

Digitized by Google

auch ihr Wort und suchte schon einen Tag nach ihrer Mutter Heimkehr eine Zusammenkunft mit Reinhold. Und Reinhold kam. Am Dreiherrenstein, da wo die Grenze dreier kleiner deutscher Fürstentümer zusammenstößt, trafen sie sich. Von da hat man einen wundervollen Blick in Wälder, die im Herbst in seltener Pracht schimmern. Denn es schieben sich Schläge von Edeltannen zwischen das bunt und goldig scheinende Buchenlaub und die braunroten Eichen. Dazu liegen in den schmalen Tälern, die sich rechts und links hinaufziehen zu dieser waldigen Höhe, freundliche Dörfer und hier und da eine Mühle, deren immer geschäftiges Sägewerk die stolzen Waldbäume zerschneidet. Und in der breiten Talsohle, die weiterhin sich ausbreitet und im Abenddämmer in Nebel gehüllt wie ein wogendes Meer aussieht, erkennt ein scharfes Auge die vierzehn Türme einer alten ehemalig reichsfreien Stadt. Die Luft war klar, der Wind kam von Osten, darum ertönte ein feines Surren und Läuten in der Luft von den Abendglocken hinauf bis zum Dreiherrenstein und mischte sich mit dem Säuseln der Blätter und dem Flüstern zweier glücklichen Menschen. Reinhold hatte seinen Arm um Jacobine geschlungen und tröstete sie und Jacobine wischte die Tränen aus den Augen und nicht lange, so erklang lautes Lachen aus beider Mund. Ja, sie vergaßen alles um sich her, und Reinhold erklärte ihr, er wolle dennoch lieber jetzt schon ihrem Vater seine Absichten unterbreiten. „Wir müssen uns auch dann noch drein schicken und uns meiden, mag die Versuchung noch so groß sein."

Jacobine war damit einverstanden. Sie hoffte, wenn er mit den Eltern redete, so würde die Mutter zugänglich werden.

Reinhold hatte bald darauf seine Absicht ausgeführt. Düppe war mit allem einverstanden, ja, ihm schien Stade der liebste Schwiegersohn, doch Frau Hulda war immer noch zu krank, als daß Stade mit ihr hätte reden können.

Vier lange Wochen waren so verstrichen, da kam eine seltsame Kunde ins Dorf, die jedem nahe ging. Der alte Balsam-Jobst war verschwunden. Er war nicht wieder heim nach Bornstädt gekehrt, seit jenem Tag, da er Frau Hulda Düppe den Zins hingetragen hatte nach Irmstädt. Dann, nachdem man alle Talschluchten abgesucht hatte, fand man ihn zufällig am Eingang eines verlassenen Bergwerks, erschlagen und beraubt. —

Nun war auch der letzte gestorben, der noch Verkehr hatte mit Venedigleutchen und Wichteln. Die Kuhmagd, die bei Hulda

Digitized by Google

wachen mußte, hatte es ihrer Frau erzählt und diese war danach in ein hitziges Fieber gefallen. Erst war der alte Doktor Hillebrand sehr ungehalten, und das trug der Magd eine schallende Ohrfeige ein. Als aber am anderen Morgen Frau Hulda Düppe nach einer schlimmen Nacht, in der sie getobt und wirre Reden über den Rentmeister Schwarzkopf geführt hatte, in Schweiß gebadet einschlief und gegen Abend mit hellen Augen erwachte, erklärte Hillebrand, daß Gott der Herr auch die Dummheit zu seinem Werkzeug ausersehen könne, wie dies Exempel beweise. Wirklich Frau Hulda stand nach einigen Tagen auf und ging bald wieder im Haus umher. Nicht als die Alte, die wehrt und schilt und der keiner etwas recht machen kann, sondern still und gedrückt. Manchmal tat sie sonderbar wirre Fragen: „Ist der Balsam-Jobst mausetot? Wann wird Rentmeister Schwarzkopf begraben?“

Daniel Düppe war sehr unglücklich, denn er empfand diesen geistigen Verfall seiner Frau als eine besondere Schande.

„Kein Wunder“ meinte Schuster Leutloff zu seinem Nachbar, — „ihr ist etwas auf Herz und Nieren geschlagen, am Ende das viele Geld aus Bornstädt. — Sie wird's nicht mehr lange machen, ich kenne das! Und das mit einer sogenannten Krisis ist Unsinn. Ich muß ein äußeres Zeichen sehen, wenn ich an Gesundheit glauben soll. Hätte sie vielleicht die Blattern bekommen, so könnte man sagen: Das Gift sondert sich ab.“ — — —

Auch Jacobine kam der Zustand ihrer Mutter bedenklich vor. So oft stand sie minutenlang auf einem Fleck und starrte vor sich hin und sagte Worte ohne Sinn und Zusammenhang wie: „Gute Frau, wer seid Ihr? Wie ist euer Name?“ — Wenn dann Jacobine frug, „Mutter, was meint Ihr nur,“ so fuhr sie böse und heftig auf und sagte: „Kannst's wohl nit abwarte? Nur über meine Leiche geht der Weg zum Reinhold Stade, das merk dir! Aber vorher ist mir nun alles gleich. Auf jede Tat folgt die Straf, früher oder später. Du mußt genau so zahlen, — jeden Heller, wie Hulda Düppe, auch wenn sie keiner mehr kennt.“

Huldas verstörtes Wesen nahm zwar zu, aber die Leute gewöhnten sich daran. Was sollte man denn dagegen tun! Dr. Hillebrand hatte alle seine Mittel durchprobiert, und der Schäfer aus Leublingen hatte Knoten geschürzt und Schlafrosen gebracht. Der Gänsemagd ihre Mutter, die lahme Ros hatte ein drei Tage altes Ferkel lebendig im Schornstein totgeräuchert,

Digitized by Google

— alles half nichts, — nicht einmal Riecke Leutloffs Gebet am Kreuzweg war von Wirkung gewesen!

Des Pfarrers Zuspruch, der als letztes Mittel von Daniel Düppe auf Zureden seines zukünftigen Schwiegersohns erbeten wurde, hatte dagegen eine Wirkung: Hulda Düppe weinte heiße Tränen, aber ihr Zustand blieb nachher derselbe. Jacobine nahm nun ganz die Zügel der Wirtschaft in die Hände und unter stillem Warten auf ein großes Glück und unter heißen Tränen über die zunehmende Umnachtung der Mutter und tatkräftigem Schaffen in Haus und Feld kam die Zeit herbei, da Reinhold Stade um Jacobine Düppe öffentlich anhielt. Und wenn gleichwohl Hulda Düppe in der Oberstube stumm saß und irre, und kaum Eines im Dorf noch mit ihrer Gesundung rechnete, so feierte man doch den Verspruch um der Leute willen, die sich auf das Freibier freuten, das an solchen Tagen reichlich floß.

Das junge Paar war hinaufgegangen zu der irren Frau. Dr. Hillebrand hatte es so gewollt, denn er hoffte wieder auf eine neue Krisis. Aber die Frau hatte nur blöde gelächelt und gesagt: „Ich kenn Euch nicht, gute Frau — — — —“

Alsdann war eine seltsame Unruhe über sie gekommen. Sie ging durch alle Räume des Hauses, sogar in den Garten hinein hatte sie einige Schritte getan, wo eben der Aprilwind die knospenden Sträucher zauste, aber sie war mit einem leisen Wehruf zurückgeschreckt und hatte ihre Stube aufgesucht und hatte dann mit blödem Lächeln nach ihrem Spinrad verlangt. „Ein gutes Zeichen“ meinte der Doktor. — Und sie spann und spann und schien täglich zufriedener zu werden und lachte vor sich hin, wenn sie das Gesponnene weifte. Zwei Tage vor Jacobinens Hochzeit, die am goldenen Sonntag sein sollte, fand Düppe seine Frau tot im Bett. Sie hatte sich mit dem Gespinst am Bettpfosten erhängt. Das war ein gewaltiger Aufruhr in Irmstädt. Nun sollte es keine Hochzeit geben, wohl aber eine Leiche. —

Als der Pfarrer vor seinem Schreibtisch saß und das Gebet durchlas, das man einem Selbstmörder nachruft in sein selbstgewähltes Grab, war fast ein Jahr vergangen seit jenem Abend, da Stade bei ihm war, die Leichenrede für seine Frau zu zahlen. Und wieder sang der Fink, und wieder strömte Lindenluft durch das offene Fenster und weiche warme Frühlingsluft. Ein Dankgefühl zog durch die Seele des Mannes, für ihn war manches emporgeblüht aus all den Wirrnissen in seiner Gemeinde: vor

Digitized by Google

allen Dingen die Freundschaft Reinhold Stades. Und er überlas noch einmal das Gebet für die Tote, das mit den alten Worten schloß: „Ach Herr, sei ihr gnädig — um Deiner selbst — —“

Da wurde laut und hastig an seine Tür geklopft und ehe er herein rief, stand auf der Schwelle ein Mann, den er nicht kannte. Das war Kunz von Bornstädt.

Als der nach einer Stunde das Pfarrhaus von Irmstädt verließ, um in rasendem Tempo heimzufahren, konnte der Pfarrer auf seiner rastlosen Wanderung durch das Zimmer an nichts anderes denken, als an das unerbittliche Wort: Der du heimsuchst der Väter Missetat an den Kindern — Der du heimsuchst der Väter Missetat an den Kindern.

Geschlafen hat der Pfarrer nicht eine Stunde in dieser Nacht. Er hat seine ruhelosen Wanderungen nicht unterbrochen, bis das brennende Licht auf seinem Schreibtisch dem jungen Tag die Augen ausstach. Da hatte er einen Entschluß gefaßt. Erst wollte er die irdische Hülle von Hulda Düppe der Erde zurückgeben, ehe er dem Mann und Freund jene Eröffnung machte, die sein Dasein vernichten würde. Er schloß den zerknitterten Brief, den Hulda Düppe einige Stunden vor ihrem Ende an den Baron unbemerkt in all den Hochzeitsvorbereitungen geschickt hatte, in seinen Schreibtisch mit zitternden Händen. Es standen darin mit ungelenker Hand die wenigen Worte: Tut Eure Schuldigkeit, Kunz von Bornstädt, — Eure Kinder wollen sich freien: Reinhold Stade und Jacobine Düppe. — — —

Die Glocken hatten nicht geläutet, als man die Selbstmörderin zu Grabe trug nach alter Sitte, früh vor Tag. Aber die Sonne war oben hinter dem Dreiherrenstein emporgestiegen begrüßt von Finkenschlag und Amselgeflöte, und wenn auch kein stattliches Gefolge hinter dem Sarg herschritt, so standen die Nachbarn doch still beiseite an der Hauswand und an den Mauern der Hofraithen, die Petzel in der Hand, ein stilles Gebet auf den Lippen und einen herzlichen Seufzer des Mitleids. Und da ein Zug verboten war, so schlossen sie sich unregelmäßig an und standen mit am Grab, über das ein Mann mit zerrissnem Herzen ein Gebet sprach. Zu Daniel Düppe, der gebeugt von soviel Elend und Gram neben seiner Tochter und Reinhold Stade am Grab stand, traten dann nach und nach alle mit dem wehmütig

Digitized by Google

eintönigen Beileidsspruch: „Es tut mir leid, daß Ihr betrübet seid“ — und einem Händedruck von schwieliger Arbeitshand. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Pfarrer ist vierundachtzig Jahre alt geworden und hat viel Freuden und Leiden der Welt mit angesehen in Regen und Sonnenschein, bei Frühlingswehen und Herbststürmen, — niemals aber hat er eine so schwere Amtspflicht ausgeübt, als damals, da er eine Stunde nach Hulda Düppes Begräbnis dem Reinhold Stade berichtet hat, daß Jacobine Düppe seine Schwester sei. Reinhold Stade hat im ersten Augenblick den Mann, der ihm das sagte, erwürgen wollen, dann hat er ihn für toll gehalten. Darauf wollte er nach Bornstädt, um den Baron Kunz von Bornstädt, den er nur gesehen, wenn er im schlanken Trab auf irgend einer Landstraße an ihm vorbeifuhr, zu zwingen, alles zu widerrufen. — Dann ist er totenstill geworden und hat die Augen geschlossen. Als er so starr da saß, hat ihn der Pfarrer gerüttelt und mit ihm Worte geredet, die jenem bittere Mannestränen entlockten. Aber nach einer Weile, als der Pfarrer fast glaubte, er habe schon Einfluß auf ihn gewonnen, hat Reinhold Stade plötzlich laut aufgelacht, wobei er dem Baron Kunz von Bornstädt unheimlich ähnlich sah und hat gerufen: „Pfaff, Du bist und bleibst ein Salbader! Ich komm auf meine alte Meinung zurück! Die Jacobine Düppe ist vor Gott, der's zuließ, mein Weib geworden — wer will uns scheiden?“

Da hat der Pfarrer ihn am Arm gefaßt wie mit eisernen Klammern und hat gerufen: „Ich will euch scheiden, ich ein Diener Gottes und ein Diener der Gemeinde. Und ist Jacobine Düppe dein Weib geworden, ohne daß du wußtest, wer sie war, so soll dir Gott, dem ich diene, in Gnaden verzeihen, aber verfluchen will ich dich, wenn du sie nun, da du wissend bist, noch einmal berührst.“ — Und dann hat er mit harter Stimme gesagt: „Ist's noch nicht genug der Sünde, die Gott heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied?!“

Wieder hat die ganze Nacht das Licht in des Pfarrers Studierzimmer gebrannt. Da drinnen rangen zwei Menschen miteinander, das hat nur Gott gesehen. Aber ein trauriger Ausgang war's. So sehr sich der Pfarrer mühte, die rechten Waffen zu schmieden, und so sehr er bestrebt war, die rechte Saite anzuschlagen, Reinhold blieb starr und unbeugsam. —

Als Reinhold Stade im Morgengrauen die Pfarrei verließ, da wunderte sich Leutloff, der ihm begegnete, sehr und soviel er

Digitized by Google

ſann, ſo konnte er doch nicht herausbringen, was das wohl zu bedeuten habe. Aber das aſchfahle Geſicht, das ihm Stade zukehrte, ſtumm und ohne Gruß, — das blieb ihm im Gedächtnis zeit ſeines Lebens.

Der Pfarrer war ein weltfremder Mann, ſonſt hätte er ſich von Reinhold Stade das Verſprechen nicht abliſten laſſen, er ſolle Jacobine Düppe die grauſame Botſchaft erſt hinterbringen, nachdem er ſelbſt mit ihr geſprochen habe. Ja, er glaubte ſogar, daß es Stades Ernſt ſei, als er ſagte: „Ich gehe, um ſie zu holen.“

Stade iſt heimgegangen und hat ſich nicht gewundert, daß Jacobine am Fenſter ſtand und auf ihn wartete, ging ſie doch bereits frei ein und aus im Haus, dem ſie bald als Herrin angehörte. Sie war voll Angſt, wo er zu ſo ungewohnter Zeit geweſen ſei, und als er ſie von ſich ſtieß, da ſie ihn zärtlich umfaſſen wollte, fing ſie bitterlich an zu weinen. Das wandelte ihn um und er ſagte zu ihr: „Höre Jacobine, da iſt noch eine Sache zu richten bei dem Pfarrer, eine Art Vermächtnis von deiner Mutter. Darum geh heim und leg ein gutes Gewand an und komm in einer Stund oder zwei wieder, dann ſag ich dir alles. Ich bin ſo müd. — —“

Und als ſie gegangen war, da ging er noch einmal durch alle Ställe, klopfte die Stute auf das ſchwarze Fell und kraute die Ochſen an der breiten Stirn und warf den Hunden einen guten Biſſen hin und ſchrieb ein paar Worte, die ſiegelte er ein, und tauchte ſeinen Kopf in den Brunnentrog und zog ſeinen Sonntagsrock an!

„Du biſt ſehr ſeltſam“ ſagte Jacobine, „ganz wunderlich biſt du“, — als ſie wieder kam. Wie ſie durch den Garten gingen, von dem aus ein Weg nach der Pfarre führte, ſchlug Reinhold vor: „Komm, laß uns bei dem ſchönen Maitag erſt noch ein paar Schritte ins Feld gehen, ich werde dir etwas erzählen.“ Sie gingen denſelben Weg wie damals bis zum Jacobsborn und dort ſaßen ſie nieder, nicht beieinander, ſondern getrennt von dem Born und nun begann Reinhold mit kurzen Worten ihr das zu ſagen, was ihm der Pfarrer eröffnet hatte. „Ich ſoll dich laſſen, Jacobine, und ich muß es, denn auf dieſer Welt haben wir eine Todſünde begangen, wenn wir weiter in Gemeinſchaft miteinander leben.“ —

Jacobine hat erſt nichts von alledem begriffen. Sie hatte

Digitized by Google

so lange Wochen mit einer Irren gelebt, so meinte sie auch, Reinhold sei irre geworden.

Dann sind die beiden unseligen Menschenkinder hinaufgegangen zum Dreiherrenstein, von wo aus die Welt im Frühling aussieht wie ein Paradies, — so voll Duft und Vogellieder, wenn Wolken und Winde über einen blauen Himmel streichen.

Der Pfarrer hat eine Betrachtung in seine Chronik eingeschrieben über Gottes rätselhafte Zulassung unbegreiflicher Dinge, als er eine Woche später von dem Begräbnis Jacobine Düppes heimkam. Nur Jacobine konnte er eine Leichenrede halten, denn Reinhold wurde als Mörder und Selbstmörder abseits an der Kirchenmauer begraben.

Das war das Ende von Reinhold Stades Liebe auf dieser Erde.

Der alte Düppe hat dies alles nicht lange überlebt und Wase Mine aus Leublingen erbte den ganzen Reichtum. Reinhold Stade hat sein ganzes Vermögen zur Gründung eines Waisenhauses gestiftet, ehe er seinen Lebensfaden abschnitt.

Der Baron Kunz von Bornstädt ist nach einer Zeit auf der Jagd von einem Treiber erschossen worden, — manche meinen aus Rache — andere aus Versehen.

Der Pfarrer hat sie alle überlebt, er war zeit seines Lebens ein milder Richter und ein stiller Mann. — Heute sind sie alle tot — gesühnt sind die Irrungen, und das Waldnest, in dem sie sich zutrugen, ist ein Raub der Flammen geworden, mit Feuer spielende Kinder trugen die Schuld daran.

Digitized by Google

Streiflichter.

Eine der unerfreulichsten Erscheinungen des öffentlichen Lebens ist die stetig wachsende Dreistigkeit und Großmäuligkeit der ultramontanen Presse. Mehr und mehr spielt sie sich auf als Hüter der Moral, als Oberleiter der Politik, als Schulmeister von Regierung und Parteien, als Wächter von Gesetz, Verfassung usw. Gerade in den letzten Wochen ritt diese Presse, allen voran Kölnische Volkszeitung und Germania, wieder das hohe Pferd und kanzelte von ihm aus die Reichsregierung ab wegen Verfassungsbruch und anderer Verbrechen: der Reichstag müsse einberufen werden, um dem Reichskanzler tüchtig die Leviten zu lesen, und was sonst des Unsinns mehr ist. Nun wäre an und für sich solch anmaßlichem Gebaren gegenüber nichts weiter nötig, als es der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben, und Germania, Kölnische Volkszeitung e tutti quanti die komische Rolle der schnatternden Kapitolgänse zur allgemeinen Erheiterung weiter spielen zu lassen. Aber sehr beklagenswerterweise findet dies systematisch freche Auftreten der römischen Presse Unterstützung und Rückhalt in nationalen Pressekreisen. Daß die „Kreuzzeitung" als ständige Schleppenträgerin des Zentrums sich der ultramontanen Gänseherde willig zugesellt, ist weiter nicht erstaunlich: Art läßt nicht von Art, aber daß andere Blätter von Bedeutung die gelehrigen Schüler des ultramontanen Großschulmeisters abgeben, ist ein betrübendes Zeichen der Zeit: das Geschrei der ultramontanen, d. h. einer ganz und gar undeutschen Presse wirkt bestimmend ein auf die öffentliche Meinung. Ja, es würde mich nicht wundern, wenn, zurzeit, da diese Zeilen gedruckt vorliegen, auch die Regierung sich dem ultramontanen Verlangen gefügt und den Reichstag einberufen hätte, um de- und wehmütig vor Ultramontanen und Sozialdemokraten ihr pater peccavi zu sprechen und sich Absolution, hier Indemnität gewähren zu lassen. Nicht scharf genug kann gegen solche Nachgiebigkeit an die Preßorgane einer Partei, und noch dazu einer solchen Einspruch erhoben werden; sie ist das betrübende Zeichen des Verfalles der öffentlichen Meinung, oder vielmehr ihrer Fälschung und Vergiftung. Je mehr es bei Regierung und gewissen Politikern Mode geworden ist, das Zentrum als einen gesundheitbringenden Faktor in unserer inneren Entwickelung hinzustellen, es als Förderer in sozialpolitischer Hinsicht zu bezeichnen, um so mehr muß betont werden, daß die Zentrumspolitik im großen und ganzen — von kleinen Einzelheiten spreche ich nicht — eine durch und durch ungesunde ist. Das „Gute", was das Zentrum bringt, ist stets nur scheinbar gut, denn es ist immer, auch wenn es in sich gut ist, ein neuer Stein für den Aufbau römisch-ultramontaner Macht in deutschen Landen, es bezweckt als Endziel niemals das Wohl unseres Volkes, sondern dies Wohl ist nur Mittel, das eigentliche Endziel: Stärkung des Ultramontanismus zu erreichen. Überdies sind die politischen und sozialpolitischen „Guttaten" des Zentrums stets so unterbaut und durchsetzt von ultramontanen Grundsätzen, daß sie, auch abgesehen von dem eben er-

Digitized by Google

wähnten schädlichen Endziele, in Wahrheit nicht gut sind. Lebensfrage für unsere kulturelle Entwickelung ist — das kann nie scharf genug betont werden — den im Zentrum verkörperten Ultramontanismus nicht und in nichts zu Einfluß gelangen zu lassen. Das dreiste Sich-Vordrängen der ultramontanen öffentlichen Meinung in Gestalt von Artikeln der Zentrumspresse muß teils mit gebührender Verachtung bestraft, teils energisch zurückgewiesen werden.

Noch ein Gedanke sei in diesem Zusammenhange ausgesprochen, der aber eingehendster Ausführung wert ist. Eine der auffallendsten Erscheinungen im politischen und kulturellen Leben der Gegenwart ist es, daß in Deutschland derjenige Teil des deutschen Volkes, der nicht nur die ziffernmäßige Minderheit bildet, sondern der geistig in jeder Beziehung weit hinter der Mehrheit des Volkes zurücksteht, der entscheidende, maßgebende geworden ist: Das Zentrum, die Vertretung der Minderheit und Minderwertigkeit des deutschen Volkes entscheidet über unsere politische und kulturelle Entwickelung! Ein Menetekel eindringlichster Art für alle, aber besonders für diejenigen, die es so weit haben kommen lassen: Regierung, Parteien, Presse. Vor gerade 20 Jahren sprach im deutschen Reichstage ein Mann das Wort: „Ich habe das gelernt, daß mit den Grundsätzen des Zentrums weder das Deutsche Reich, noch der Preußische Staat bestehen können". Dieser Mann hieß allerdings Bismarck. Lang, lang ist's her!

Eine bedeutsame Kaiserrede ist zu Gnesen gehalten worden; bedeutsam allerdings nur wegen des klar ausgesprochenen kaiserlichen Willens, an der gegenwärtigen Polenpolitik festzuhalten. Die dramatische Stelle der Rede über Leos XIII. Gelöbnis und die Apostrophierung der polnischen Geistlichkeit durch den kaiserlichen Redner ist politisch bedeutungslos. Polen und polnische Geistlichkeit sind und bleiben trotz Kaiser und Papst, was sie stets waren: schlechte Preußen, Deutschhasser mit hochverräterischen Plänen im Herzen und vielfach auf der Zunge, die sich den Kuckuck darum scheren, ob Leo XIII. „noch nach seinem Tode" durch sie wortbrüchig gemacht wird. Das Echo, das die Kaiserrede in der Zentrumspresse gefunden hat, ist der Erwähnung wert, nicht weil es neues bietet, sondern weil es das Alte bestätigt: Die enge Gemeinschaft, die Gesinnungsverwandtschaft mit den landesverräterischen Polen. Mag der Papst die Untertanentreue der Polen versprochen haben, dies Versprechen gilt nur, wenn Preußen eine andere Polenpolitik befolgt. Echt ultramontan!

Im letzten Heft stellte ich die Unwahrhaftigkeit der „Kreuzzeitung" an den Pranger. Eine wertvolle Bestätigung meiner Ansicht über dies „vornehme" und „christliche" Blatt finde ich bei keinem geringeren, als bei Theodor Fontane. Er war längere Zeit Redakteur der Kreuzzeitung und bearbeitete für sie die auswärtige, besonders die englische Politik. Im Mai 1870 kündigte er diese Stellung. In einem sehr bezeichnenden Briefe an seine Frau vom 11. Mai 1870 gibt er die Gründe der Kündigung an: eine Meinungsverschiedenheit mit dem damaligen Chefredakteur der Kreuzzeitung, Dr. Beutner, gab den äußeren, letzten Anstoß, die eigentlichen, tieferen Gründe lauten: „.... Es ist gemein, beständig große Redensarten zu machen, beständig

Digitized by Google

Christentum und Bibelsprüche im Munde zu führen und nie eine gebotene Rücksicht zu üben, die allerdings von Juden und Industriellen, von allen denen, die in unseren biederen Spalten beständig bekämpft werden, oftmals und reichlich geübt wird. Dieser Punkt war für mich der entscheidende." (Das literarische Echo, Oktoberheft 1904, S. 15.) Fontane schrieb dies, nachdem er in über 10jähriger Mitarbeiterschaft die Kreuzzeitung kennen gelernt hatte. Man sieht: immer die gleiche, ob Ära Beutner, ob Ära Hammerstein, ob Ära Kropatschek, derselbe Faden, nur eine andere Nummer: Vornehmheit und Christentum auf der Zunge, im Herzen Unvornehmheit und Widerchristentum, nämlich Unwahrhaftigkeit in widerlichster Form.

Die Augen der gesamten Kulturwelt haften wie festgebannt am amerikanischen Portsmouth, wo Japan und Rußland um den Frieden kämpfen. Denn ein Ringen, fast noch erbitterter als in der mandschurischen Ebene und auf den Fluten des chinesischen Meeres, ist es, das dort in den Hotelräumen des eleganten Seebades zwischen den aalglatten weißen und gelben Diplomaten geführt wird. Wird der Friede, der dauerhafte Friede aus dem Ringen hervorgehen? Ohne schwere Opfer von seiten Rußlands gewiß nicht. Möchte Herr Witte sich als wirklich weitblickender Staatsmann erweisen, der seinem Lande Opfer auferlegt, die ihm und der Welt zum Segen gereichen.

Während ich dies schreibe am schönen Strande des dänischen Nordseebades Fanö ankert draußen, einige Seemeilen entfernt die mächtige, für die Übung in der Ostsee bestimmte englische Flotte, und ihre Avisos und Torpedoboote dampfen beständig hin und her zwischen der Flotte und dem Hafen des nahegelegenen Esbjerg. Ich für meine Person wünsche Albions Flotte gute Reise in das baltische Meeer. Mit nicht gerade schmeichelhafter Deutlichkeit hat sich bei Ankündigung des englischen Besuches in der Ostsee der unpolitische Sinn eines großen Teiles der deutschen Presse kundgetan: das deutsche Meer nur für die Deutschen, die Ostsee ein mare clausum, Deutschland, Skandinavien, Dänemark und Rußland gegen England, so tönte es aus den Spalten gar nicht uneinflußreicher hauptstädtischer Blätter, ja selbst von Minensperrung usw. wurde gefaselt. Gut, daß die betreffenden Herren Redakteure nur über Tintenminen zu verfügen haben, obwohl auch diese des Unheils genug anrichten können. Die Ostsee ein mare clausum! Unsinn! Dann hätten England und Frankreich noch weit mehr Recht, den Ärmelkanal als canalis clausus zu erklären; und was dann? Gewiß bin ich kein Freund von würdeloser Liebenswürdigkeit gegen andere Nationen und besonders nicht gegen England, das zweifellos sehr wenig gute Wünsche für uns hegt, aber die versuchte Schließung der Ostsee gegen englische Kriegsschiffe wäre eine geradezu völkerrechtsverletzende Brutalität, ganz abgesehen davon, daß es eine die schlimmsten Folgen nach sich ziehende Dummheit ersten Ranges wäre. Auch wenn unsere Flotte doppelt so stark wäre als die englische, wenn wir uns also Brutalitäten ungestraft leisten könnten, wäre die Proklamierung der Ostsee als mare clausum eine schwere Ungerechtigkeit, der sich ein Kulturvolk in Friedenszeiten nie schuldig machen darf. Eins lehrt uns allerdings die englische „Vergnügungsfahrt" in die Ostsee mit zwingender

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35.

Soeben erschien:

König Friedwahn

Germanisches Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Otto Borngräber.

Bidschmuck von Fidus.

Uraufführung am Dresdener Hoftheater (Ende März)

Preis geheftet 2.— Mark, gebunden 3.— Mark.

Dresdener Zeitung: Voll von reinen, starken Eindrücken verließ der Besucher das Theater. Ein Dichter hatte das Wort gehabt. Worte waren erklungen, in denen ein volles Menschenherz klopft. Dieses Drama entwickelt ein ganzes Programm unter dessen gleichzeitiger Kritik; in ihm klingen alle Fragen wieder, die unsere heutige Welt bewegen. Dabei gibt sich alles natürlich und einfach. Einfache Leidenschaften, einfache Verhältnisse werden in starken, festen Zügen wirkungsvoll geschildert. Alle Philosophie, alle Wirtschaftslehren sind auf die einfachsten Elemente zurückgeführt. So vermag das Programmatische des bedeutenden Werkes unmittelbar und eindrucksvoll zu uns zu reden. Der Eindruck, den die Dichtung hinterließ, war groß und bedeutend. Nach so vieler Dekadenz wieder kernfrische Gesundheit, nach so vielen Reimsprechern wieder ein geborener Dichter!

Berliner Tageblatt: Des Dichters Phantasie nimmt einen hohen Flug: Den Giganten ähnlich stürmt er den Himmel; außer den Menschen kennt er keine Götter. Die Sprache der Tragödie ist von großer poetischer Schönheit, und diese schwungvolle Sprache ist der Erhabenheit der Gedanken angemessen.

Kölnische Zeitung: Ein weit über die Sphäre des Hoftheaters hinaus wirkendes Ereignis war die Uraufführung eines großen Verstrauerspiels von Otto Borngräber: König Friedwahn. Urwüchsige Kraft, bühnensicherer Aufbau der Szenen und eine starke Phantastik der Gedanken wohnen dem Trauerspiel inne. Zeit, Inhalt und Formen des Stückes sind scheinbar uralt, bei tieferem Eindringen aber völlig modern.

Berliner Börsenkourier: Es steckt großzügige, freie Gesinnung und starke poetische Kraft darin. Aber wohin dieser Faust III. eigentlich zielt, bleibt unklar.

National-Zeitung: Der Verfasser hat sich als ein starkes Talent erwiesen, das befähigt erscheint, große Ideen dichterisch zu behandeln. Das Problem des sozialen Königs, der den absoluten Staat auflöst, den Krieg abschafft, dessen Wollen aber an der Unreife der Menschheit scheitert, ist imponierend und fesselnd entwickelt. Trotz der Schwächen ist das Drama ein bedeutsamer Wurf.

Chemnitzer Allgemeine Zeitung: Ein Dichter mit einer gewaltigen Gestaltungskraft und einer glanzvollen Sprache! Die dramatische Wucht, die grandiose Bildnerei mußten zu einem großen Beifall führen.

Saale Zeitung: Ein königlicher Wurf! Das Werk eines Großen im Reiche der dramatischen Kunst!

Bühne und Welt: Die Sprache bewegt sich auf hohen Bahnen, auf denen man dem Dichter nicht immer folgen kann. Der Erfolg zeigte sich in nachhaltigem Beifall.

Digitized by Google

JUN 24 95

INDEXED

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Jahrg. 3, v. 6.

Nr. 33

3. Jahrgang: Heft 9

Juni 1905

Berlin

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Paul Samassa

Das neue Süd-Afrika

Inhalt:

Südafrikanische Probleme
Das Afrikandertum der Kapkolonie
Englands Herrschaft
Randmagnaten und Goldindustrie
Burenrenaissance
Allerlei Rassenfragen
Wirtschaftliche Zukunftsaussichten
Auf dem Wege zu den Vereinigten Staaten von Südafrika.
Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika

1.—4. Tausend

Geheftet 5,50 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Was bisher über die politische und wirtschaftliche Entwickelung seit dem Kriege aus Südafrika verlautete, stammte meist aus englischen Quellen und war wenig aufklärend. Da ist es sehr dankenswert, in dem vorliegenden Buche eine getreue Schilderung der jetzigen Verhältnisse zu finden, von der man anerkennen muß, daß sie sich großer Objektivität befleißigt und bei Engländern und Buren Fehler und Vorzüge in die richtige Beleuchtung rückt; der Verfasser bringt durch langjährige Beschäftigung mit der Eigenart nationaler Kämpfe, die er sich in Oesterreich erworben hat, einen sicheren Blick dafür mit und ein gut ausgenützter langjähriger Aufenthalt in Südafrika selbst, bei dem er über gute Einführungen bei vielen maßgebenden Persönlichkeiten des südafrikanischen Lebens verfügte, gaben die tatsächlichen Unterlagen für seine Schilderungen. Wenn auch das Buch durchaus nicht den Charakter einer Reisebeschreibung besitzt, so belebt die Wiedergabe eigener Erlebnisse doch die ganze Darstellung und gibt ihr besondere Anschaulichkeit. Die Kapitelüberschriften geben uns bereits eine Vorstellung von dem vielseitigen Inhalte des Buches, das alle Seiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens Südafrikas in den Kreis der Betrachtung zieht.

Digitized by Google

The World's Work

Pro Jahrg. M. 15.— **Edited by HENRY NORMAN, M.P.** Pro No. M. 1.25.

Principal Contents of August Number 1905:

The Gordon Bennett Race — Motor-Racing and Motor Pleasure (illustrated) by the Editor. — The Education of an Artist (illustrated) by C. Lewis Hind. — Simplifying Wireless Telegraphy by W. A. Mountstephen (illustrated). — Ju-Jitsu: The new Exercise (illustrated). Photograph Prize Competition. — Camera Work for Amateurs (illustrated). Proposed Transformation of London. — Trade Prospects in Sibiria. — Improving the Fruit Industry.

34 Articles — 80 Illustrations

Pro No.: 1 Sh. net. = Francs 1.50 = Mark 1.25

Scribner's Magazine

Pro Jahrg. M. 15 — Pro No. M. 1,25

Principal Contents of August Number 1905:

The Emblem of Home by Eleanor Stuart (illustrated). The House of Mirth by Edith Wharton (illustrated). — Dan Conroy's Triumph by Edw. W. Townsend (illustrated). — A second-hand Paradise by Mary Bronson Hartt (illustrated). — A national Game of Turkestan by James Locke (illustrated.) — The Fruits of Japans Victory by Thomas F. Millard. — The Point of View. — The Field of Art.

17 Articles — 67 Illustrations

Pro No.: 1 Sh. net. = Francs 1.50 = Mark 1.25

Exemplare sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag: William Heinemann, 20 & 21 Bedford Street, London.

Annoncen: C. Rivington Shill, 20 Bedford Street, London W.C.

Digitized by Google

Probe-Nummern versendet auf Verlangen kostenfrei
die Geschäftsstelle in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 7

Dem
Vaterlande,
nicht der
Partei!

Das Organ
und das
Lieblingsblatt
der gebildeten
nationalen Kreise
Deutschlands

Bezugspreis:
vierteljährlich 5 Mark 50 Pfennig, monatlich 1 Mark 84 Pfennig

A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google